Gregor Brilt

Brasilianische Notizen

Intelligibler Roman

GREGOR BRILT

Brasilianische

Notizen

Intelligibler Roman

Brasilianische Notizen
– Erstes bis Drittes Buch

Originalausgabe

As armas e os barões assinalados

Luís de Camões, Os Lusíadas

TOMOS A' – ERSTES BUCH

Märchen und Geschichtsschreibung
haben eine Gemeinsamkeit:

einen oft erstaunlich hohen Grad
an Wahrheitsgehalt

Wir schreiben das Jahr 4171 nach Gründung der Stadt. Wir leben unter der Herrschaft von Sebastós LVII. Patriasotér. Ich heiße Lapis. Und wie der Name schon sagt, ist es meine Aufgabe Notizen zu machen.

Um die Tage der Totenfeierlichkeiten, Ende Oktober, hatte ich ein Schreiben aus dem Staatsarchiv erhalten. Es kam per Boten in einer der purpurnen Kartonagerollen. Ich wusste sofort, dass es sich um eine offizielle Order des Pálatin handelte. Der Köcher war mit einem Papiersiegel verschlossen. Am darin befindlichen Pergament hing das Lacksiegel des Staatsarchives. Der oberste Korrektor des Staatsarchives ließ mich wissen, dass der Sebastós selbst den Auftrag erteilt hatte, ein Werk für die Bildung der Bevölkerung erstellen zu lassen, das geeignet wäre, in den Schulen, den öffentlichen Bibliotheken und auch als Einführung an den Hochschulen Verwendung zu finden. Man wünsche und benötige ein Standardwerk über die Grundzüge der offiziellen Geschichtsschreibung der Autokratoría. Es habe eine längere Diskussion in den Abteilungen des Staatsarchives stattgefunden,

in denen zuletzt die Wahl auf mich gefallen sei. Dies solle mir freilich nicht zur Eitelkeit gereichen, sondern sei als schwere Verpflichtung aufzufassen. Wobei selbstverständlich das Ergebnis, das ich einzureichen aufgefordert werde, nach den üblichen Maßstäben und Verfahren auf das strengste geprüft werden würde. Korrekturen seien bekanntermaßen unvermeidlich. Ich solle mich schon jetzt darauf einstellen, dass diese wohl in mehreren Etappen erfolgen würden. Ob das Werk dann jemals die Approbation sämtlicher maßgeblicher Ämter sowie des Hofes im Allgemeinen erhalten würde, sei – wie ich wisse – völlig offen und hänge letztlich von der Gutheißung durch den Sebastós autós ab. Diese Entscheidung wiederum sei in keiner Weise vorhersehbar, und ich solle – in der bewährten Weise – darüber auch gar nicht spekulieren.

Meine Aufgabe sei es nun, in Treue zur Pflicht an das Schreiben des Werkes heranzugehen. Innerhalb dreier Monate erwarte man die ersten Kapitel. Ich müsse in der Darstellung der Geschichte der Autokratoría nicht auf strenge Chronologie bedacht sein, da es nicht um eine lückenlose Gesamtdarstellung gehe, sondern um das Herausarbeiten der wesentlichen Grundzüge anhand der entwicklungsentscheidenden Ereignisse. Dabei sei gleichermaßen auf individuell punktförmige Handlungen und Schicksale Rücksicht zu nehmen wie auf die Entwicklungen der langen Linien und eben auch die langsamen Verschiebungen der Makroebenen. Sofern ich Zugang zu irgendwelchen Archiven benötigte, an der ehrwürdigen, hohen Akadémeia oder auch direkt am Pálatin, so würde mir unlimitierter Zugang sichergestellt. Das betreffe auch die Geheimarchive. Die dafür nötigen elektronischen Codes würden mir demnächst übermittelt werden. Der Sebastós autós wünsche mit zu dem Unternehmen Glück, Intuition, Durchhaltekraft und den dreifachen Segen. Eigenhändig gezeichnet von Makários Sebastogénnetos, Fürst, Protofýlax und oberster Korrektor des Staatsarchives. Das Dokument selbst war in der schönsten

kursivgriechischen Handschrift eines altgedienten Dikastérienkalligrafen geschrieben.

Dasselbe Schreiben kam dann nach zwei Tagen auch an meinen elektronischen Anschluss. Samt allen verschlüsselten, digitalen Codes. Bei wichtigen Staatsdokumenten höherer Ordnung ist das der übliche Vorgang. Das virtuelle Dokument dient als Ausweis in allen Angelegenheiten und hat den Vorteil, dass es postgängig ist, das heißt, man braucht keinen persönlichen Boten, um es zu versenden. In allen Institutionen, die für die Erfüllung eines solchen Auftrages zu konsultieren sind, gilt es als vollwertiger Ausweis. Das klassische Pergament hat allerdings auch seine definierte Funktion. Falls es einmal dazu käme, dass ich im Zusammenhang mit diesem Auftrag zu einer Vorsprache oder gar einer Audienz in die Teilverbotene Stadt geladen würde, müsste ich mit dem Pergament, mit Siegel und Originalkartusche, vorstellig werden. Ohne Pergament, dem Ausweis meines Namens und meiner Codenummer, sowie dem fysisch damit verbundenen Siegel des Staatsarchives, gibt es keinen Eintritt. Es hat zu viele Attentate und Ehrlosigkeiten in der Großen Stadt gegeben, als dass hier noch irgendeine Ausnahme gemacht würde.

Die übliche Vorabsendung des fysischen Pergaments hat einen klaren Sinn und bringt die wahren Zusammenhänge zum Ausdruck. Das Original trifft zeitlich vor der virtuellen Kopie ein. Ein Auftrag dieser Klasse ist kein technischer Vorgang. Die Technik ist Voraussetzung; ich werde sie in extenso zu benutzen haben, wenn ich an diesem Auftrag nicht scheitern will. Das Entscheidende am Gelingen solcher Aufträge ist aber nicht irgendeine Technik, sondern der Beauftragte selbst. Von ihm, von seiner gesamten bisherigen Konstitution und dem, was er angesichts der neuen Herausforderung aus dem Auftrag und aus sich zu machen im Stande sein wird, hängt der Erfolg ab. Demnach ist nicht ein technischer Endkanal zu adressieren, sondern der humane Promotor des Projektes selbst. Damit soll auch ihm persönlich klar ersichtlich werden, dass nicht seine

technischen Meisterleistungen alleine, auch nicht einfach seine Hand oder sein Gehirn isoliert gefragt sind, sondern er selbst, als der integrative Gesamtträger aller seiner Detailkapazitäten. Aus diesem Grund wird er per handschriftlich ausgefertigter Urkunde erstbeauftragt. In diesem Vorgang wird das Original im Adressaten sozusagen aufgerufen. Zudem ist damit die Einzigartigkeit des Prozesses gewahrt, denn die Pergamente mit den Siegeln können nicht elektronisch dupliziert werden. Das beinhaltet nicht zuletzt auch einen Sicherheitsfaktor, obwohl natürlich noch reihenweise andere Sicherheitsvorkehrungen routinemäßig bei solchen Vorgängen zwischengeschaltet werden. Jedenfalls machen diese komplexen Dokumente und administrativen Vorgänge allen Beteiligten sehr augenscheinlich, dass sie als reale Einzelne in ihrer vollen Verantwortung herangerufen werden und dementsprechend auch handeln sollen.

Nachdem ich das Großblatt gelesen und aufmerksam studiert hatte, blieb ich mit recht gemischten Gefühlen zurück. Der Auftrag war natürlich eine große Ehre und eine gewisse Sensation. Ich hatte in der letzten Zeit kleinere Arbeiten publizieren und darüber dann auch Vorträge halten können. Allerdings war das alles doch im Rahmen der wissenschaftlichen Fachgesellschaften geblieben und ohne größeres Aufsehen in der Öffentlichkeit. Es ist mir also nicht recht klar, weshalb gerade ich zu diesem Unternehmen ausgewählt worden bin. Vielleicht, und da werde ich noch recherchieren müssen, hat es doch etwas damit zu tun, dass ich als Schüler von Kálamos mégas gelte, dem Großmeister der kritisch-imaginativen Schule der Sebastopolitaner Geschichtsschreibung. Vielleicht wurde er konsultiert, wer denn für ein solches Unternehmen geeignet wäre. Kálamos ist Prótos des Seminars für Historiografie an der Sebastopolitaner Akadémeia und die unumstrittene Eminenz unter den Historikern der Autokratoría. In seinen ruhmbegründenden Jahren schreckte er vor keinem Thema und keiner Auseinandersetzung zurück. Einer seiner Grundsätze ist:

Was immer wir als Historiografen hinterlassen, es muss dem Blick der Jahrtausende standhalten. Ein anderer Grundsatz, den er zu den Studenten des ersten Semesters genauso wie zu den gedienten Dozenten zu sagen pflegte: Keiner hier im Seminar solle glauben, dass er irgendetwas verstanden habe; die Tatsache, dass er heute etwas verstanden hat, beweist nichts darüber, dass er morgen seine eigenen Graffiti noch als auch nur irgendwie wirklich erkennen kann. Die Latte bei Kálamos war hoch gelegt. Mir hatte das damals, als Erstsemestrigem, Ehrfurcht eingeflößt; und eine gute Portion Fluchttendenz, denn ich sah mich nicht im Stande, solche Standards jemals zu erfüllen. Vielleicht lag eine pädagogische Motivation in Kálamos' Aussprüchen, welche auch irgendwie ihr Ziel zu erreichen schienen. Denn die neugierigen Nasen mit voyeuristischen Interessen am akademischen Betrieb waren damit ziemlich rasch vertrieben.

Unter diesen höchst anspruchsvollen Bedingungen zu reüssieren, sah ich mich, wie gesagt, nicht besonders geeignet. Dennoch blieb ich dem Fach treu, weil mich die Substanz interessierte und weil Kálamos jedenfalls korrekt war. Näher lernten wir uns in einem Propaideutikón für Geschichtswahrnehmung kennen, zu dem nur eine ausgewählte Anzahl von Hörern zugelassen war. Vor diesem war ein Motivationsschreiben einzureichen, was als Auswahlsgrundlage dienen sollte. In meinem entsprechenden Entwurf kam ich auf die Traumfähigkeit zu sprechen, welche nach meiner – wie ich explizit betonte – subjektiven Erfahrung von großer Wichtigkeit für jedes Geschichtsverständnis sei, insbesondere aber, wenn es um große Geschichtsräume und entlegene Epochen ginge. Ich gab persönliche Beispiele dazu. Um den offensichtlichsten Optionen der Fehlinterpretation möglichst vorzubeugen, führte ich auch kurz aus, was ich explizit nicht meinte: nämlich einfach in eine Art Traumkino zu gehen, um dort zu versuchen, irgendwelche Ereignisse der Geschichte möglichst produktiv zu fantasieren oder auch sich etwas aus den Archiven der Akasa-Chronik

vorspielen zu lassen. Während ich diese Zugänge nicht für absolut unmöglich hielt, entsprachen sie doch keineswegs meiner Auffassung der Thematik. Ich unterschied dabei scharf zwischen dem Traumereignis selbst, als fysisch-psychischem Geschehen samt seinen vielfältigen Inhalten, einerseits und andererseits der Reflexion, ja einer Art von Wissenschaft, über die Prinzipien und Strukturen, denen der ganze existentielle Komplex des Träumens folgt. Zunächst einmal schien es mir wichtig, das Träumen als Ereignis kennenzulernen, als ein Geschehen, das uns seit früher Kindheit einfach widerfährt, natürlicherweise auftaucht, und dabei seine verschiedenen dichotomen Aspekte zeigt. Träume präsentieren sich als langweilig oder genialisch, als zu kurz oder nicht enden wollend, als erotisch oder repugnant, als oppressiv oder befreiend, als dämonisch oder göttlich. Diese ganze mögliche Kaskade muss in vielen Nächten zunächst einmal durchlebt werden. Das ist ein Panorama, das in vielem weiter ist, als das, was wir untertags erleben können.

Dann aber, in einer Art zweiten, daseinserweiternden Adoleszenz, kann uns bewusst werden, dass der Traum nicht einfach nur diese endlose Vielfalt ist, sondern dass er Metakapazitäten von Gehirn und Herz eröffnet, die dem Menschen primär verborgen sind, ihm nichtsdestoweniger aber doch zu eigen sein können, sofern er sie ergreifen möchte. Genau hier schien mir die Möglichkeit einer Wissenschaft zu bestehen, welche die im Traum emergierenden menschlichen Fähigkeiten bewusst auf die Geschehnisse im Wachbewusstsein anwenden würde. Dabei wollte es mir – so schrieb ich in jenem Motivationsschreiben – erscheinen, als ob hinter der Tagesoberfläche der Zeitgenossen andere Schichten lägen, wie die vielfachen, manchmal zigfachen Schichten von Verputz und Bemalung auf alten Gebäuden, die immer wieder renoviert worden waren. Die im Traum gelernten Prinzipien schienen mir das Instrument zu sein, welches hier den Durchblick ermöglichte. Es wollte mir als möglich erscheinen, die Vorgeschichte von

Personen, ihre Historie, in ihrem Alltagsverhalten nahezu direkt zu sehen. Da wären Anteile ihrer persönlichen Biografie sichtbar wahrzunehmen, aber auch Realitäten, welche sie von ihren Vorfahren ererbt hatten, Teile aus der Geschichte ihre Kultur, ihres Stammes oder Volkes. Vieles davon sei ihnen selbst oft gar nicht bewusst. Wer jedoch jenes Traumsehen zunächst nachts gelernt und dann untertags wiederentdeckt hätte, fände hier eine unvergleichliche Quelle biographischer und historischer Wahrheiten.

Ich reichte dieses Papier ein und ging davon aus, dass es zurückgewiesen würde. Ich war allerdings froh, es geschrieben zu haben. Denn diese Notwendigkeit, meine Motivation auf Papier zu bringen, hatte sich als Möglichkeit herausgestellt, endlich diese Dinge, die in mir schon lange herumgezogen waren, auf eine sagbare Ebene zu heben. Gleichzeitig war ich davon überzeugt, dass das nicht goutiert werden würde. Nach der Abgabe hörte ich die anderen von ihren hehren Motivationen deklamieren. Ihr Weg zum Thema Geschichtswahrnehmung war das akribische Aktenstudium, das Auffinden verlorengegangener Archive, von Reisebibliotheken etwa, die in der Sahara von einem Kamel gefallen waren und seither im dortigen Sand auf tatendurstige Historiografen warteten, dann auch die elektronische Neuanordnung der endlosen, uns vorliegenden Datenmengen nach sofistizierten Prinzipien, etc., etc. Während dies alles als durchaus notwendig außer Frage steht, hatte ich einfach keine Lust gehabt, es erneut zu wiederholen. Als ich die anderen hörte, war ich davon überzeugt, dass sie und nicht ich das Propaideutikón für Geschichtswahrnehmung besuchen würden. Zu meinem Erstaunen bekam ich dann doch die Zulassung. Kálamos hatte meine Ideen zur Bedeutung des Traumes für die Historiografie beachtenswert gefunden. Später kamen wir darüber noch näher ins Gespräch.

Jedenfalls, es mag sein, dass Kálamos tatsächlich im aktuellen Auswahlverfahren beteiligt gewesen ist. Ich werde ihn einmal

diesbezüglich aufsuchen müssen. Vorher muss ich mich aber, und vermutlich recht bald, meinen Kollegen stellen. Bolígrafo, Styló, Peny, Typo und noch anderen mehr. Wir sind ein kleiner Zirkel. Da gibt es keine Flucht in die Anonymität. Solche Dinge bleiben in Sebastópol nicht geheim. Wahrscheinlich sind sie bereits informiert. Es muss nicht Kálamos gewesen sein, wo das Geheimnis durchgesickert ist. Da wurden im Auswahlverfahren sicherlich noch andere Größen konsultiert. Mindestens einer lässt dann bei einem der Treffen auffällig unauffällig eine Bemerkung fallen. Dieses sei gerüchteweise im Gang, jene seien bei Hof ins Auge gefasst worden. Den Rest reimen sich alle zusammen. Blitzschnell geht die Neuigkeit durch die Kafeneĩa. Alleine die Tatsache, dass mir niemand von diesem Projekt geflüstert hat, beweist nahezu, dass sie schon wussten, dass es mich treffen werde. Man wird mich also demnächst mit ironischem Bick fragen, ob ich nicht schon von diesem bedeutenden Projekt des Staatsarchives gehört hätte. Ob ich nicht wüsste, wer denn nun beauftragt worden sei. Darauf muss ich gefasst sein. Aber natürlich, hier spricht der Neid. Es ist ein schwieriges und politisch heikles Projekt. Letztlich muss ich mir bewusst sein, dass ich daran scheitern kann. Aber das ändert nichts daran, dass sie alle, die Historiografen der Großen Stadt wie der gesamten Autokratoría, von einem solchen Auftrag träumen. Es ist nicht nur die Ehre und der mögliche Ruhm, was hier glänzt. Es ist auch die Möglichkeit ernsthaft zu arbeiten, auf einem Gebiet, das – im Unterschied zu nicht wenigen der basiswissenschaftlichen Arbeiten – tatsächliche Gesellschaftsrelevanz besitzt. Und, dieser Wachtraum eines Historiografen wird auch finanziert. In meinem Fall mit dreitausend Tetrádrachma pro Monat in Chrysós katharós, in reinem Hoffeingold, für zunächst drei Jahre. Verlängerung und eventuell Aufstockung je nach Fortgang des Projektes. Ein Historiograf, der sich üblicherweise von einem Projekt zum anderen fortarbeitet, weiß das zu schätzen. Die Dotierung werde ich natürlich nicht verraten. Aber als der

Empfänger des Hofauftrages muss ich mich doch präsentieren. Bevor ich nicht zugegeben habe, dass ich der Beauftragte bin, hören die Gerüchte nicht auf. Spätestens in der nächsten Sitzung der Gesellschaft für Interkulturelle Geschichte steht das auf dem inoffiziellen Programm.

Einige Anmerkungen zu meiner Person. Ein reiner Brasilianer, wie ich es bin, vergisst seine Ursprünge nie. Allerdings lebe ich schon fast eine Ewigkeit in der Sebastúpolis und habe mich hier vollkommen akklimatisiert. Die Große Stadt zieht viele an. Mich schon seit früher Kindheit. Die Aura des Hofes, die Vielfalt der Völker und Sprachen, die Gewitztheit der Capitalinos, nicht zuletzt die endlosen Variationen der Küche. Hier wohnt der Globus. Und dann natürlich die Geschichte an diesem Ort. Allein schon die Touristen kommen deswegen alljährlich in Millionenzahl. Aber für einen Historiografen bedeutet in die Große Stadt zu gehen das Kommen ad fontes. Quellenforschung muss an vielen Orten geschehen. Nirgendwo allerdings gibt es diese Verdichtung der Ereignisse und auch der Trägersubstanz, menschlich und materiell, wie in dieser Stadt. Wohin immer man blickt, was immer man hier berührt, ein Fluidum geht auf den Betrachter über und lehrt ihn, wofür er andernorts Jahrzehnte benötigen würde. Falls er es überhaupt je erreicht. Der korrekte Name der Stadt, in Dikastérienhochhellenisch, lautet: die Sebastúpolis, die Stadt des ehrwürdigen Caesars. In unserer Verkehrssprache sagt man einfacher Sebastópol. Die kleine Differenz der Tonlagen im betonten Vokal entspricht den Stimmungen: offiziell etwas höher in der Intonation, und ein mehr sonorer Klang für den Alltag.

Ich liebe die Stadt, die Große. Ich bin der Meinung, dass man nirgendwo sonst so unkompliziert auf die Straße gehen kann, um an der nächsten Ecke die Welt zu sehen. Hier gibt es keine Langeweile. Wenn der zugegebenermaßen oft auch hektische Betrieb hier, mit Verkehrsstaus für zig Kilometer und halbe Tage, einmal zur Ruhe kommt, dann nur als Pendelrückschwung für

neue Höhenflüge. Die absolute Durchmischung sämtlicher Völker und Sprachen an diesem Ort hat uns nach Jahrhunderten der Zerfleischung letztlich dazu gezwungen einzusehen, was gar nicht so unangenehm ist: solange der andere anders sein darf, und dafür die nötigen Ressourcen, materiell und noetisch, vorhanden sind, können er und sie angenehm bis aufregend sein, je nach Alterslage. Wir haben es gelernt, weder einfarbig zu sein noch durchgemischt grau. Die bunte bis grelle Vielfalt ist in der Sebastúpolis der Normalzustand. Allerdings, jeder fühlt die Verpflichtung, das Seinige auch ansprechend zu präsentieren. Die Mittel dazu hat jeder selbst zu erbringen. Selbstvernachlässigung wird gesellschaftlich sanktioniert. Wir erwarten von dem, was wir nicht sind, dass es uns anziehend dargeboten wird. Das Urteil dabei obliegt dem zu Umwerbenden. Hier, nämlich im Engagement in der Selbstpräsentation, zu versagen, kann Karrieren beenden. Das heißt freilich nicht, dass wir die Diktatur von oben (von Kaste, Partei oder gesichtsloser Finanz) durch die Tyrannis des Peers, – deines lieben Sandkastenkollegens, der auf sein Recht besteht, dich ein Leben lang mit seinem Neid kaputt zu kritisieren –, ersetzt hätten. Alles das hat sich totgelaufen. Das ungeschriebene Gesetz kann man etwa so formulieren: Was du sein willst, musst du selbst erarbeiten; wenn du allerdings etwas beiträgst, was gefallen kann, dann besteht auch die Verpflichtung deiner Umgebung, es anzuerkennen. Neben der Verpflichtung zur Leistung haben wir als ausgleichendes Grundprinzip eben auch den Schutz des Guten. Was gut und schützenswert ist als solches zu erkennen, dabei hilft uns die ganze Institution des Hofes. Ich werde darauf zurückkommen.

Ich muss sagen, dass ich als Brasilianer in diesen Entwicklungen Bestätigung fühle. Bei uns galten ähnliche Prinzipien schon, als andernorts viele noch meinten, behaupten zu können, bei uns herrsche Chaos, schlechter Geschmack und Verlust jeder traditionellen Identität. Dem war schon damals nicht so. Es kostete die Menschheit aber viel, bis sie diese Prinzipien

einsehen und dann zur Gesellschaftsgrundlage ausbauen konnte. Ich gebe zu, auch die Brasilianer hatten da noch zuzulernen. Hier in der Großen Stadt jedenfalls wirft niemand mehr irgendjemandem "Eigenheiten" seiner Herkunft vor. Er und sie müssen nur zwei Leistungen erbringen. Zum einen, ausreichende Kompetenz in der lingua franca. Das ist unsere Verkehrssprache plus die allgemein anerkannten, gesellschaftlichen Basisverhaltensregeln. Und zum anderen, Pflege seiner oder ihrer partikulären Identität auf einem Niveau, auf dem sie von jedem, der keine Ahnung von dieser Identität hat, als positiver Beitrag erlebt werden kann. Parasitismus ist verpönt und erinnert uns an die Zeiten der großen Wirren. Sich auf eine reduzierte Eigenleistung zurückzuziehen, unterhalb dessen, was dem- und derjenigen möglich ist, und dann von irgendjemand anderem die Auffüllung dieses Defizits einfordern zu wollen, womöglich noch mit einer Pseudomoral oder gar -religion, ist ein absolutes No-Go. Dieses Pseudoprinzip haben wir nach genügend langen Wirren endgültig erkannt. Was einer zu sein meint, das muss er aufbauen, selbst bewässern und bestmöglich repräsentieren. Das funktioniert erstaunlich gut und wird dann eben auch anerkannt.

Die Verkehrssprache ist es, worin wir leben, als echte Sebastopolíten und Capitalinos. Wir nennen unsere Sprache einfach nur *Mund.* Schließlich ist sie in aller Munde. Die linguistisch korrekte Bezeichnung für unsere Sprache ist das Neometaindoeuropäische. Es handelt sich dabei um ein Hybrid aus den Sprachen dieser großen Sprachenfamilie, das über die Jahrtausende gewachsen ist. Die Eingriffe sowohl der Sprachforscher als auch der Verwaltungen der einzelnen Epochen waren dabei minimal. Das heißt, sie haben sich in extenso ereignet. Aber nichts von dem Verordneten hielt auf die Dauer. Das Ergebnis ist eine Sprache großer Einschmelzungen. Man findet Vokabular, Grammatik und Syntax verschiedenster Einzelsprachen, vereint in eine sehr gelenke und differenzierte Melodie, wie ich meine. Neben den griechischen Anteilen, die

aber vielleicht nur zehn bis fünfzehn Prozent ausmachen, gibt es ein Mosaik aus den alten Sprachen, Spanisch, Russisch, Farsi, Englisch, kleinere Anteile von Italienisch, Polnisch, einiges aus Deutsch, Splitter von Ungarisch, Baskisch und anderem mehr. Auch Portugiesisch ist präsent im *Mund*. Aber, wie historisch bekannt, ist es vom Spanischen, ich würde sagen, etwas überdrängt.

Natürlich hat Sanskrit einen beachtlichen Anteil am Neometaindoeuropäischen. Das erklärt sich zum einen aus dem mathematischen und computertechnologischen Vokabular, das aus Bhárat beigesteuert worden ist. Zum anderen, und das ist der noch gewichtigere Anteil, hatte sich Sanskrit in der Epoche der mesopotamischen Wirren als äußerst hilfreich erwiesen, als es darum ging, aus der völlig sinnentleerten und, man muss es sagen, mutwillig irreführenden Pseudoterminologie jener Epoche herauszukommen. Sanskrit erlaubte es damals, zu einer Klärung in den großen psychologisch-mystischen Fragen zu kommen. Es bot das Instrument zum vivéka, zur Unterscheidung der Geister. Seither gehört das Basisvokabular der Lehre des Vedánta zum Grundlehrstoff der Schulanfänger.

Aus dem Chinesischen und Arabischen gibt es eine Reihe von Lehnwörtern. Die höheren grammatikalischen und syntaktischen Strukturen dieser Sprachen sind in die Verkehrssprache nicht eingeflossen. Allerdings verwenden wir die ägyptisch-arabische Nisbe in extenso. Dabei macht ein angehängtes –i aus einem Substantiv ein Adjektiv. So bezeichnet sich besonders die zahlreiche arabischstämmige Bevölkerung hier in der Sebastúpolis selbst gerne als “die Sebástis“; die vom Ehrwürdigen Herrscher. Dieser Begriff wird aber auch von anderen oft verwendet. Solche Bildungen haben etwas Kindlich-Unverbogenes an sich. Das Grundprinzip des *Mundes* kann man vielleicht so zusammenfassen: Kombination und Ausgleich von einerseits höchstmöglicher Differenziertheit bei andererseits maximaler Praktikabilität.

Schreiben kann man unsere Verkehrssprache prinzipiell in jedem Schriftsystem, das man dafür auswählt. Die einzig notwendige Voraussetzung ist, dass der Adressat oder Leser das jeweilige Zeichensystem ebenso beherrscht. Je nach Regionen wird demnach die neometaindoeuropäische Sprache keineswegs nur mit den lateinischen Zeichen, sondern auch mit kyrillischen Buchstaben, arabischen Lettern oder dem armenischen Alfabet notiert. Dabei wird immer derselbe Wort- und Silbenlaut aufgezeichnet, lediglich die Schriftzeichenkonvention wechselt. Auch die Devanágari-Schrift ist in regem Einsatz, natürlich primär in Bhárat, aber auch in der Diaspora.

In der internationalen Kommunikation sind aber vor allem zwei Schriftsysteme anerkannt, das griechische und das lateinische. Das griechische wird primär für die offizielle Verwaltungssprache verwendet, die Klassische Helleniké. Ich habe schon erwähnt, dass das Hofdekret, welches ich unlängst erhalten habe, in griechischer Sprache verfasst und in griechischen Kursivzeichen geschrieben ist. Das ist der klassische Fall eines offiziellen Dokumentes. Das Griechische der Verwaltung ist die Helleniké, von ihrer klassischen, ionisch-attischen Sprachstufe bis zur Koiné der Zeitenwende. Hier herrscht große Strenge in der Ausbildung. Auf die korrekten Formen und Konstruktionen wird höchster Wert gelegt. Diese Sprache in dieser Sprachstufe gilt als schlichtweg vorbildlich für jedes Sprach-, ja Kommunikationssystem. Während die Helleniké offensichtlich nicht alle Hybridformen und vielleicht auch nicht alle Hybridvorteile unseres alltäglichen Neometaindoeuropäischen hat, so hat sie zwei unüberbietbare Vorzüge. Einerseits entstammt die Helleniké der Urwüchsigkeit eines einzigen Volkes von enormer Begabung; und andererseits hatte sie die weiteste Internationalisierung bereits auf der antiken Geschichtsstufe erreicht. Das Zweite, das vibrierende Leben aus einer nahezu grenzenlosen Internationalisierung, das hat die Helleniké mit dem Neometaindoeuropäischen gemein, nur dass die Helleniké dies

eben mit der Clairvoyance der mediterranen Antike umsetzt. Das Erstere, die griechische Urwüchsigkeit, gibt es so in unserer Verkehrssprache des Neometaindoeuropäischen nicht mehr. Da erlaubt uns dann das Griechische immer wieder einen Gang ad fontes, zu den antiken, originalen Opferplätzen.

Wie gesagt, höchste Strenge gilt als Grundprinzip in den Grammatikerschulen des Griechischen. Was an neuen Begriffen seit der Koinéstufe eingeführt werden musste, unterliegt den Gräzisierungsprinzipien dieser Sprache. Es besteht keinerlei Mangel an Vokabular und Wortbildungsoptionen im Griechischen. Fysik, Chemie, Medizin, Linguistik, Historiografie, jegliche Wissenschaften greifen nach wie vor gerne, und ohne dabei auf irgendwelche Unzulänglichkeiten zu stoßen, auf das Griechische zurück. Neubildungen ereignen sich permanent und können, der klassischen Sprachlogik folgend, mühelos eingegliedert werden. Falls tatsächlich Fremdbegriffe oder Namen inkorporiert werden müssen, werden diese lautlich korrekt gräzisiert. Es herrscht hier also eine bewundernswerte Ordnung, die nach wie vor keine Tendenzen von Einengung erleben lässt.

Demgegenüber wird in der Verkehrssprache, in unserem *Mund*, dem freien Neuzuwachs weitester Raum gegeben. Alles, was sich als für den Ausdruck funktionell erweist und in der breiten Benutzung bewährt, ist erlaubt. Das hat sogar zur Einführung von Piktogrammen geführt. Wer will, kann damit den Schreibvorgang beschleunigen. Diese piktografische Verschriftlichung erlaubt auch eine Basistransmission von Inhalten an diejenigen Bevölkerungsanteile, die immer noch in Analfabetismus leben. Allerdings musste hier eine Normierung vorgenommen werden. Ein Kanon von Piktogrammen wurde festgelegt, der nur aus den Zeichen besteht, welche ihre archetypische Funktion am korrektesten erfüllen. Anerkannt ist nur deren Gebrauch. Bei Aufkommen der Piktogramme waren zunächst auch private Bildzeichen im Umlauf. Das führte aber zu einem zunehmenden Chaos und wurde daher mit Hilfestellung

der Medien und der Informationskanäle auf die Archetypen eingelenkt.

Übrigens, neben und, wie ich eigentlich vermute, vor den bereits genannten Gründen für den Piktogrammgebrauch, nämlich der Beschleunigung des Schreibvorganges und der Kommunikationsmöglichkeit mit den Schriftunkundigen, gibt es noch eine andere Motivation für diese Bildteile in unseren Schriftsystemen. Sie gelten allgemein nämlich als eine Teilnahme an der Hofetikette. Dies, weil sie versuchen, an den Bildgebrauch, wie er bei Hof üblich ist, Anschluss zu finden. Das gelingt natürlich nur andeutungsweise, ist aber gerade bei den niedereren Sozialschichten besonders beliebt. Denn dort ist jedes Kopieren von Hofattitüden stets in großer Mode. Ich muss diese subtilen Verhältnisse später noch genauer ausführen.

Interessanterweise haben sich in unserer Verkehrssprache, im *Mund*, sowohl die acht Fälle für die Substantive als auch reiche und finite Verbformen durchgesetzt, also prinzipiell komplexe und ursprüngliche Grammatikformen. Ich vermute, dass der Grund dafür die Möglichkeit einer freien Wortfolge im Satz ist. Diejenigen alten indoeuropäischen Subsprachen nämlich, die sich auf Abstoßen der Endungen hin entwickelt hatten, litten ungeheuer unter der schließlich fast totalen Rigidität der Wortstellung im Satz. Da es keine Funktionsmarkierung der einzelnen Worte mehr gab, mussten die Relationen im Satz allein durch die Wortstellung ausgedrückt werden. Ein solcher, erstarrter Zwang in der Wortabfolge ergab, zunächst rein statistisch, eine enorme Restringierung der Kombinationsmöglichkeiten. Der weitere Effekt davon war inhaltliche Verarmung. Damit zog eine lustlose Übervereinfachung und eine große Mundtrockenheit in diese Sprachen ein. Gesagt und geschrieben sollte nur noch das werden, was in diese verstümmelten Ausdrucksmöglichkeiten hineinpasste. Zuletzt wurden dort aus Sprachformenmangel subtilere Inhalte weithin in die Inexistenz zensuriert. Die

Sprachformenverarmung diktierte nicht nur Armut in Satzstruktur und inhaltlichem Ausdruck, sondern insistierte dann auch schon zunehmend auf restringiertes Erleben und Wahrnehmen. Komplexe Beobachtungen wurden immer unerwünschter. Weil es an einem differenzierten Kommunikationsmedium mangelte, wurde die Wahrnehmung regelrecht amputiert. Wofür es keinen Sprachausdruck mehr gab, das sollte auch gar nicht mehr erlebt werden. Diese oppressive Verarmung der Wahrnehmung wurde per verordneter Übervereinfachung der Sprache tatsächlich erreicht. Ein alptraummäßiger Gesellschaftszustand.

Ganz offensichtlich war Derartiges nicht geeignet, unserer zunehmend diversifizierten Kultur den adäquaten Ausdruck zu geben. Unser *Mund* hat nämlich die Kapazität, alle Relationen schon allein durch die reiche Flexion in den Wortbildungen genauestens abbilden. Folglich ist die Wortstellung im Satz nahezu frei, da sie nicht für die Klarstellung der grammatikalischen Zusammenhänge benötigt wird. Durch diese Möglichkeit der freien Komposition in der Wortabfolge erlaubt unser *Mund* eben den Ausdruck subtiler inhaltlicher Zusammenhänge und Emfäsen. Nach vorne gerückt werden können bedeutende Worte im Satz, weniger bedeutende dagegen nach hinten. Inhaltlich und grammatikalisch zusammengehörende Worte können, wenn es ein gewünschter Ausdruck so erfordert, im Satz weit voneinander entfernt stehen. Das korrekte Verstehen ist dennoch stets gewährleistet, eben weil jedes Wort die komplette Relationsinformation in seiner differenzierten Endung mit sich führt. So können, auf der Grundlage klarster technischer und juridischer Relationen, gleichzeitig unzählige Bedeutungsebenen und -nuancen in die Kommunikation hineinkomponiert werden. Damit ist unsere Sprachlandschaft gleichzeitig sauber und fruchtbar. Der *Mund* ist sehr beliebt in der Großen Stadt und in der Autokratoría. Es gibt Jargonvarianten davon. Aber im Allgemeinen ist jeder bestrebt und stolz darauf,

auch in seinem Sprachausdruck Umsichtigkeit und Sinn für komplexe Zusammenhänge auszuweisen. Diese Fähigkeit, höhere Ordnungen in Ausdruck und Kommunikation widerzuspiegeln, wird sehr geschätzt. Man nennt das, ein Mündchen haben.

Ich sagte es schon, ich stamme aus Brasilien. Ich bin Nordestino; für alle, denen das etwas sagt. Aber hier in der Sebastúpolis weiß das kaum jemand. Ich lebe schon so lange hier und habe alle Details des Sozialverhaltens längst assimiliert. Man muss schon lange mit mir Kontakt haben, um dann vielleicht Besonderheiten zu bemerken. Aber das passiert sehr selten. Die Sebastúpolis ist stets voll mit Leuten aus den diversesten Fernen, denen man ihr Fremdsein in der Großen Stadt auch ansieht. Mir sieht man Derartiges aber nicht mehr an, denn ich habe Sebastopolitaner Haltung und Sprache perfekt gelernt. Ich habe eben ein Capitalino-Mündchen. Da kommt mir sicher meine gewisse Begabung für Sprachen zugute. Immerhin, ich spreche einundzwanzig Sprachen fließend und schreibe sie korrekt. Dazu kommen noch circa vierzig weitere Sprachen, die ich, hauptsächlich auf Basis der diversen Entwicklungsverwandtschaften, hinlänglich beherrsche. Das färbt natürlich auch auf den *Mund*, oder besser gesagt auf mein Mündchen, ab. Ich verstehe nämlich all die Fehler, die andere machen, wenn sie in das Neometaindoeuropäische immer wieder einmal ihre Muttersprache hineinmischen. Da kann ich den Überblick bewahren. Ich weiß dann auch immer gleich, welche die jeweilige Muttersprache ist, wenn jemand den *Mund* spricht, dabei aber unwillkürlich doch irgendeine Partikularität seiner Herkunftssprache einbaut. Ja, das ist einfach eine Begabung. Ich weiß nicht recht, woher ich sie habe, denn ich komme aus einer einfachen Familie.

Mein Vater war Viehtreiber in einem Dorf, das sich Campos Secos nennt. Das liegt im Inneren von Bahia, circa dreißig Kilometer östlich des São Francisco Flusses, in der Beinahewüste des Sertão. Wir waren acht Kinder, ich das vorletzte. Meine

Mutter starb bei der Geburt meiner kleinen Schwester. Eine Blutung konnte nicht gestillt werden. Dort kann man noch immer an so etwas versterben. Als kleinster Sohn nahm mich mein Vater bald mit auf seine Runden mit dem Vieh, die Tage bis Wochen dauerten. Der Boden gibt dort nur wenig und vor allem stachelige Vegetation her. In den ausgedehnten Dürreperioden wird es noch schwieriger. Die Tiere müssen weit wandern, um etwas zum Fressen zu finden. Die Großmutter war zuhause und kümmerte sich um die Kinder, besonders die Mädchen. Kaum dass ich laufen konnte, wollte mich mein Vater dabeihaben. Er zog mit meinem Bruder Manoel, der damals etwa zwanzig Jahre alt war, umher. Ich saß abwechselnd auf dem Pferd des Vaters und auf dem des Bruders. Mein Vater meinte, ich müsse dieses Leben möglichst bald erlernen. Ich lernte es; aber ich blieb nicht dabei. Das Vieh gehörte Seu Fabiano, dem Dono von Campos Secos und den anderen Dörfern bis zum Rio São Francisco. Mein Vater stand in seinem Dienst.

Im Unterschied zu den meisten Viehhirten im Sertão konnte mein Vater lesen. Der Analfabetismus ist ein Übel, das noch immer nicht ausgerottet ist. Trotz des permanenten technischen Fortschritts und trotz der enormen Wertschätzung, die Sprache und Schriftkundigkeit in der gesamten Autokratoría genießen, scheint es, dass sich in gewissen Regionen immer wieder Inseln von Analfabetentum bilden. Nicht nur im Sertão gibt es sie, auch in diversen abgelegenen Zonen Zentralafrikas und in den Plateaus der südlichen Anden. Man würde glauben, es läge nur am Atavismus. Jenseits der Grenzen der Autokratoría würde es mich nicht wundern. Aber der Analfabetismus taucht auch neu in den Metropolen der Autokratoría auf, in Hafengegenden und Industriezonen. Allen Bildungsinvestitionen zum Trotz ist er nicht auszurotten. Und eben auch im Sertão. Der Großteil in manchen Dörfern dort kann nach wie vor nicht lesen. Einfaches Rechnen, das geht. Aber Lesen ist unbeliebt. Sie finden es sogar irgendwie witzig, wie sie es nennen, nie “ins Gehege“ gekommen

zu sein. Sie vergleichen ihren Analfabetismus mit der Freiheit, die das Vieh genießt.

Mein Vater hingegen konnte lesen. Er hatte es von seinem Vater, meinem Großvater gelernt. Der Großvater hatte es von seinen Vorfahren gelernt und so fort. Kristallisationspunkt dieser seltenen Lesefähigkeit in unserer Familie ist ein Fund, der von Generation zu Generation weitergereicht worden ist. Es handelt sich um eine Sammlung von altportugiesischen Gedichten, die, soweit ich weiß, mein Großvater in der fünften Generation, damals als junger Viehhirte, in der weiteren Umgebung von Xique-Xique, in den Anbauten einer verfallenen, kleinen Kapelle unter vielem Gerümpel und Staub gefunden hatte. Das muss vor gut zweihundert Jahren gewesen sein. Wie lange diese Papiere dort gelegen haben, weiß niemand. An den bestimmungsgemäßen Gebrauch dieser Kapelle konnte sich schon damals niemand mehr erinnern. Sie hatte auch keinen Namen mehr, hieß einfach nur a Capela de fora, die Kapelle von draußen. Wir vermuten, dass die Blätter durch einen Priester, der in jener Kapelle seinen Dienst versehen hatte, dorthin gekommen sind. Und wir vermuteten auch, dass jener Priester in diese beinahe gottlose Gegend wohl verbannt worden ist. Die Texte sind nämlich Gedichte, vornehmlich Liebesgedichte und Oden, in altportugiesischen Metren und Versen. Sie erzählen von den Tafelrunden der Ritter und ihren Kämpfen um die Schönsten unter den Frauen in den bergigen Regionen des Minho und Douro. Es geht um Belagerungen und Eroberungen von Burgen, Städten, und eben auch von Frauen. Mein Vater sagte immer, dieser Priester muss wegen einer Frau in diesen Staub verbannt worden sein; alles was ihm dort geblieben war, waren diese Gedichte.

Aber diese Gedichte waren irgendwie auch alles, was meinem Vater geblieben war. Nun trug er sie mit sich umher. Er hatte sie in einer Ledertasche am Sattel befestigt. An den Abenden zog er sie hervor und las uns daraus vor, meinem Bruder und mir. Viele wusste er – und dann auch wir schon – auswendig. Sie waren

handgeschrieben, mit schwarzer Tinte auf schon vergilbtem Papier. Die Handschrift war schön, erudit, aber nicht einfach zu lesen. Außerdem war die Sprache eben Altportugiesisch. Das versteht niemand mehr in Brasilien, auch nicht in den atavistischsten Winkeln des Sertãos. Wir sprechen Brasilianisch. Das ist eine eigene Sprache geworden und von Portugiesisch deutlich abgegrenzt. Ein Brasilianer versteht vielleicht, wenn er begabt ist, ein paar Worte eines Portugiesisch Sprechenden; nicht mehr. Bei Altportugiesisch geht gar nichts mehr. Ich verstand zunächst auch nichts, wenn mein Vater vorlas, oder besser, wenn er deklamierte. Er las diese Texte nicht. Es war ein Sprechgesang, fast wurde er zum Rhapsoden. Mit der Zeit, mein Vater hatte einige erklärende Worte auf Brasilianisch dazu gesprochen, öffnete sich mir allmählich das Verständnis. Die Bilder begannen aufzusteigen, und ich sah prächtig gesattelte Pferde mit goldbeschlagenem Zaumzeug, Waffen aller Art, geheime Aufmärsche und gefährliche Flussdurchquerungen, die Fährnisse dunkler Nachtwanderungen und das Ankommen auf befreundeten Festungsstützpunkten. Und dann die Gelage und Feierlichkeiten auf befestigten Sitzen, mit Köstlichkeiten aller Art, mit Musik und Tanz. Und eben dort, zuletzt und immer wieder neu, die unvergleichlich wunderbaren Frauen, ihr Schreiten über kühlen Stein, ihre Stimmen aller Tonlagen, ihre verweigerten Blicke an halbgeöffneten Türen, und die unsagbaren Geheimnisse an ihren unbekannten Brüsten.

Die Gedichte waren eindeutig in ihrem Eros. Das ergriff meinen Vater, das ergriff meinen Bruder. Und es ergriff mich als gut Dreijährigen. Ich lernte aus ihren Stimmen und dem Glanz in ihren Augen. Vieles verstand ich noch nicht so recht, aber die Verbindung war hergestellt, mit einer fernen Vergangenheit, die an den Abenden regelmäßig zu der unsrigen Wirklichkeit wurde. Nach dem Lesen gab es noch eine Zeit der Stille. Die Worte klangen nach. Wir blickten in die Ferne, je nach Mondstand sah man den Horizont, die Sterne. Das Vieh war schon ruhig. Wenn

wir uns hinlegten, begannen die Träume. Manchmal die ganze Nacht lang. Ich glaube, in dieser Frühfase war es für mich gar nicht klar, was da Traum war und was Wachheit. Die Gedichte waren von einer derartigen Traumstimmung, dass schon der Wachzustand lediglich aus Inbildern bestand. Das Hinübergehen in den Schlafzustand machte kaum einen Unterschied.

Die Favoritin in diesem altportugiesischen Corpus an Gedichten war die erhabene Mumadona. Sie wurde auch meine Vision. Die Lieder besangen sie als die schönste und verwegenste unter all den Ritterdamen. Dabei war sie vollkommen unerreichbar. Während sie die gewagtesten erotischen Hymnen inspirierte, durfte sich ihr kein Mann auf mehr als zwei Schritte nähern. Das hätte die sofortige Hinrichtung durch ihren Mann bedeutet. Vielleicht hätte sie es auch selbst besorgt, der Graf war ja oft genug im Krieg und nicht auf der Burg Vimaranes. Ich liebte Mumadona heiß. Ich blickte hoch auf zu ihr, sah ihr schwarzes Haar, den zarten Schleier, darunter das Leuchten ihrer dunklen Augen, und einen weißen Teint, der auch unter der sorgsamsten Bedeckung nicht weißer sein hätte können. Ich wähnte mich den Rittern gegenüber im Vorteil, denn ich, als kleines Kind, würde mich ihr nähern dürfen, sie würde mir zart durch das Haar streichen, würde sich herabbeugen und mich küssen.

Mumadona sprach zu den Rittern an der Tafelrunde des Grafen. Nach dem Mahl und bevor der Wein zu viel gewirkt hatte, ergriff sie das Wort. Sie lehrte sie ihr Handwerk, nannte dabei jeden einzelnen beim Namen, und richtete sie auf. Es waren gleichzeitig Helden und verängstigte Männer, die tagaus tagein, jahraus jahrein auf Kriegszug waren. Viele ihrer Gefährten waren schon gefallen, durch die Gewalt der Feinde. Jeder Tag auf der Burg konnte der letzte sein. Sie sprach ihnen von ihrer Mission, davon, dass sie alles geben müssten, denn das Land müsse erobert werden. Es sei in Feindeshand und gehöre doch in die ihrigen Hände. Dabei streckte sie ihre Arme vor und deutete auf die Hände der Ritter. In den Händen wahrer Ritter sollte das Land

liegen. Es war ein heiliger Krieg, zu dem sie aufrief. Und sie wollte kein Wort hören davon, dass die Feinde solches gerade von sich selbst behaupteten. Das war gänzlich unmöglich. Sie hatten das signum einfach gestohlen, entwendet zur totalen Zweckentfremdung. Wahrheit und Schönheit lagen bei den Rittern der wahren Religion, nicht bei den Verdrehern aller Wahrheit. Hier hörte ich das erste Mal das Wort reconquista. Ich wusste, dass es um Krieg ging, aber nicht gegen wen. Die Worte Mumadonas waren unbedingt in diesem Anspruch.

Wenn die Herrin geendet hatte, war es an den Rittern, Antworthymnen vorzutragen. Es schien, dass diese aus dem Stegreif zu verfassen waren, und dennoch in gebundener Sprache. Die Ritter hatten schon einigen Wein in sich. Vielleicht erleichterte das die Dichtung. Während sie dann natürlich auf den Heldenmut und die Kriegstaten zu sprechen kamen, war der letzte Sinn dieser Reden aber doch der Sang auf die Frau, auf Mumadona und auch auf andere an der Tafel oder auf einer der fernen Burgen. Die letzte Motivation, in die Gefahr dieser Eroberung zu gehen, waren die Frauen. Denn jenseits der Flüsse, die es jeweils zu überschreiten galt, gab es solche Frauen nicht. Die Ritter kämpften, weil sie wussten, dass Mumadona und die anderen Schönen nur in ihrem Feldlager blühten. Das andere, die Zustände im Feindesland, brachte niemals jene Frauen hervor. Im Gegenteil, alles was dort zu erwarten war, war die Vernichtung der Schönheit und deren Ersatz durch seltsame Rauschmittel. Die Ritter deuteten in dunklen Versen diese Gefahr der Versklavung an, sie sprachen sie nie voll aus. Zu gefährlich und zu abstoßend war es ihnen. Vielmehr priesen sie die Schönheit, für die selbst das Blut kein zu teurer Preis war.

Ich lernte also diese Gedichte und Hymnen ohne viel Anstrengung auswendig. Sie wurden Teil meines inneren Dialogs. Und Altportugiesisch wurde meine erste Fremdsprache, die ich perfekt beherrschte. Aber es waren nicht nur diese Texte, die mich in diesem frühen Alter formten. Mein Vater hat noch ein anderes

Identitätsbuch. Das brasilianische Nationalepos, verfasst von Eukleídes Sfenós. Ich habe mir schon die gräzisierte Form der Sebastopolitaner Geschichtsschreibung angeeignet. Natürlich ist sein originaler Name Euclides da Cunha, ein schöner brasilianischer Name. Und das Werk sind seine Os Sertões. Mein Vater las auch daraus an den Abenden. Mit dem Erfolg, dass ich die ersten hundert Seiten auswendig konnte, bevor ich das Lesen gelernt hatte. So erlernte ich anhand der eigenen Heimat den Zusammenhang zwischen Geomorfé und Cultus, die Wirkung der Gegebenheiten auf die Handlungen einer Ethnie in ihrem Raum. Eukleídes ist gleichermaßen Wissenschaftler und Dichter gewesen. Eine Binokularität, der wir in der Sebastopolitaner Historiografie nachzueifern suchen. Er gilt allgemein als Leuchtstern der westlichen Hemisfäre. Das gereicht mir als Sertanejo natürlich zu nicht geringem Stolz. Sein Werk ist schon in einem relativ entwickelten Neobrasilianisch verfasst. Man kann das auch heute noch ganz gut lesen, vielleicht am besten in einer kritischen Ausgabe mit einem guten Fußnotenapparat. In der Originaledition der Livraria Laemmert & C., wo der Autor sich als Euclydes da Cunha vorstellt, beginnt das Werk so:

O planalto central do Brazil desce, nos littoraes do Sul, em escarpas inteiriças, altas e abruptas. Assoberba os mares; e desata-se em chapadões nivelados pelos visos das cordilheiras maritimas, distendidas do Rio Grande a Minas. Mas ao derivar para as terras septentrionaes diminue gradualmente de altitude, ao mesmo tempo que descamba para a costa oriental em andares ou repetidos socalcos, que o despem de primitiva grandeza afastando-o consideravelmente para o interior.

So beginnt Euclides, mit hymnischen Preisungen der heimatlichen Landschaft. Aber nach den großartigen Landschaftsschilderungen kommt die humane Geschichte. Euclides ist etablierter Berichterstatter eines etablierten Journals einer jungen Republik. Er wird in die tiefste Provinz gesendet, um

dort über den gewissen Sieg der neuen Machthaber über die atavistischen Vendéens, über diejenigen, welche einfach zu rückständig für die Revolution sind, triumfalistisch zu berichten. Anfangs glaubt er noch an die offizielle Lesart der Ereignisse. Während in den großen Städten das Ende der Monarchie gefeiert wird und der junge Staat seine laizistischen Institutionen aufbaut, sammelt sich eine davon verstörte Masse einfachster Landbevölkerung im abgelegenen Hinterland des Sertão. Sie scharen sich um einen Prediger, den Ratgeber oder Conselheiro. Er formuliert, was sie nur fühlen: die Republik ist die Hölle, der Antíchristos, der kurz vor dem Éschaton, anlässlich des Weltenendes erscheinen muss. Der Conselheiro predigt den Widerstand. Und darin sind sie sich einig, der Widerstand muss absolut sein. Entgegen den anfänglichen Vermutungen der nervösen und selbstunsicheren Republik, ist der Aufstand im Inneren nicht durch Monarchisten des In- oder Auslandes finanziert oder auch nur unterstützt. Die ungebildete und besitzlose Landbevölkerung des Interior handelt auf sich alleine gestellt.

Das Unfassbare geschieht, die Primitivlinge aus der tiefsten Provinz können jahrelang der regulären Armee des jungen Staates widerstehen. Sie führen eine Art von eschatologischem Krieg, dem die nur durch eine neue Staatstheorie motivierte Armee lange nichts entgegenzusetzen hat. Zuletzt kämpfen die Jagunços, wie sich die stolzen Aufständischen nennen, bis zum Fallen des letzten Mannes. Der endlich errungene Sieg der Republik ist schäbig, der Gegner ist von jahrelanger Belagerung ausgehungert und eiterverklebt. Euclides nennt schließlich den ganzen Feldzug ein Verbrechen – im vollen Sinn des Wortes –, zu dessen wortgewaltigem Denunzianten er sich selbst proklamiert. Die gefährlichen Monarchisten sind nirgends aufzufinden. Die Republik ist entlarvt als die Firma der kriegsgewinnlerischen Technokraten. Aber was treibt die Jagunços eigentlich an, in ihrem Widerstand bis zu einem Letzten, das bis dahin kaum

vorstellbar gewesen ist? Euclides bekennt über sich: il veut sentir en barbare, parmi les barbares. Jedoch, ein Urteil seinerseits bleibt aus. Seine Darstellung endet mit dem Ende des Krieges. Die Leiche des Conselheiros wird der Wissenschaft übergeben. Die Frage nach dem Warum des Aufstandes bleibt unbeantwortet. Aber voller Anerkennung beschreibt Euclides die Besiegten als die starke und einheitlich durchmischte Rasse, mit einem bronzefarbigen Antlitz. Während, in der dem Kriegsberichterstatter eigenen Diktion, die Sieger der neuen Republik nur aus undefinierten und verzagten Mischlingen bestehen.

Diese Ereignisse und ihre Beschreibung durch Eukleídes Sfenós begleiten mich seit den Tagen, da mein Vater mir daraus vorgelesen hat. Ich bin nicht zu Ende gekommen damit. Und schließlich, in mir fließt Jagunçoblut. Ich denke, hier muss ich noch arbeiten. Vielleicht sollte ich diese Ereignisse zu einem Kapitel in der nun beauftragten Geschichtsdarstellung der Autokratoría ausarbeiten. Nicht selten kann man in der Geschichte beobachten, dass Randereignisse, scheinbar bedeutungslose Provinzunruhen, in Wirklichkeit die Nerven der Zeit darstellen. Aus kleinen germanischen Grenzscharmützeln erwächst der Untergang des römischen Weltreiches. Ein Sturm auf ferner Nordsee läutet das Ende des Goldenen Zeitalters eines noch größeren Weltreiches ein. Was ist nun wirklich geschehen in der Tiefe des Sertão, dort in Canudos, in dem vermutlich verzweifeltsten Dorf der Weltgeschichte?

Mit meinem Vater und Manoel war es also ein mehr oder weniger permanentes Wandern. So lernte ich den Sertão kennen. Eine Steinwüste, mit Buschwerk und stellenweise Bäumen. Alles ist voll mit Dornen. Es kann dort jahrelang nicht regnen. Als Schutz gegen Sonne und Dornen hatten wir auch schon diese neuen Kunstmaterialien, Neotíx und Lissostrõma. Seu Fabiano stellte sie den Viehhirten zur Verfügung, allen die sie mochten. Diese Stoffe sind so glatt an der Oberfläche, dass Dornen einfach

nicht mehr hängenbleiben können. Auch die Atmungswerte sind gut, wenig Wasserverlust bei erhaltener Ventilationsmöglichkeit. Aber dennoch bleibt das Rinderleder unübertroffen. Es hält allem stand, Sonne, Dornen und Wind. Der entscheidende Vorteil ist aber die Verträglichkeit auf der Haut. Die Hautaustrocknung ist hoch im Sertão, das Rinderleder wird da zu einer zweiten Haut, verdoppelt das Integument. Und natürlich, mit der Haut eines Rindes ist man mit dem Sertão selbst bekleidet. Sie macht, dass man tatsächlich in der Landschaft ist, und nicht gegen sie, wie mit den Kunststoffen. Das macht einen großen Unterschied. Wir mussten nicht einfach Rinder weiden; wir mussten verstehen, was sie wirklich brauchten, wo es Wasser gab und nicht zu viel Salz, wo es mehr Grün gab in den schlechten Jahren, welches der Tiere eine Krankheit bekommen würde, und so fort. Eine Rinderhaut um sich gespannt, macht einen sensibel für diese unberechenbaren Zusammenhänge. Damit lebt man direkt in der Landschaft. Die high-tech Lissostrómata hingegen machen aus ihren Trägern nur technisch gute, aber existentiell entfremdete Verwalter.

Campos Secos liegt auf einer kleinen Anhöhe, knapp zwanzig Meter über der umliegenden Ebene. Dadurch kann man recht weit in die Landschaft sehen. Es gibt eine kleine Kirche, besser gesagt eine Kapelle mit vier Fenstern und einem Glockenturm, eine Lanchonete mit Veranda und Vordach zur Straße, dort kann man gutes Lamm vom Grill essen, einen Wasserturm, der fast immer ausgetrocknet ist, einen Fußballplatz, der nie einen Rasen gesehen hat, und einen Laden, der fast alles zum Überleben verkauft. Dann gibt es noch etwa fünfzig Häuser, die meisten aus Wänden mit Rohr und gestampftem Lehm. Es gibt keine Schule, kein Município, kein Hotel. Von auswärts kommen nur Besucher, die im Dorf schon jemanden kennen. Sie übernachten dann bei ihren Verwandten. Männer sieht man wenige im Dorf, bestenfalls alte. Sie müssen arbeiten und das heißt zunächst einmal Campos Secos verlassen. Entweder als

Viehhirten, wie mein Vater, oder noch weiter, in die Städte, nach Xique-Xique oder nach Juazeiro.

Es gab Tage und Zeiten, wo mein Vater nicht ausreiten musste. Das kam vor allem dann vor, wenn die Rinder zur Pflege, zu medizinischer Versorgung oder zur Schlachtung auf die Fazenda von Seu Fabiano getrieben worden waren. Dann waren wir einige Tage zuhause. Die Großmutter kochte dann gute Dinge für uns. Und ich konnte mit den Geschwistern spielen und auf der Straße herumlaufen. In den Pausen wollte ich dann aber immer Papier und Bleistift haben und begann mit dem, was ich Schreiben nannte. Tatsächlich zeichnete ich auf dem Papier die Gestalten und Szenen aus den Gedichten, die ich gehört hatte. Mumadona, Ritter zu Pferd und kniend vor ihr, Burgtore, Waffen. Auch einzelne Pflanzen, die Euclides in seinem Werk nennt und die mir schon bekannt waren. Natürlich der Xiquexique, unsere Schlangenkakteen, die sich mit ihren endlosen Dornen über den ganzen Sertão winden. Die Cajueiros und ihre Früchte, die roten und gelben Cajús, samt ihren lustigen, gekrümmten Samenkernen. Dann auch die großen Juazeirobäume. Ich füllte also das Papier mit dieser meiner Art von Schreiben. Geschwister und Nachbarskinder fanden das gar nicht interessant, sondern langweilig. Sie riefen mich dann auf die Straße. Dabei nannten sie mich Lapis. Lapis, Lapis, komm heraus, sonst kratz ich dir die Augen aus. Das war nicht so böse gemeint, wie es klingt. Aber jedenfalls kam ich so zu meinem Namen. Und mit den Augen hatte meine Art von Schreiben ja nun tatsächlich etwas zu tun. Viel später lernte ich, dass bei Hof Sehen als Handeln verstanden wird. Dahinter muss eine alte Menschheitserfahrung stehen. Eine der ägyptischen Hieroglyfen drückt dies ja direkt so aus; das Auge ist das Schriftzeichen für "Handeln". Vermutlich ist deswegen dieses Zeichen in so regem Gebrauch in allen Hofangelegenheiten. Ich werde das noch detailliert ausführen müssen.

Die Fazenda von Seu Fabiano heißt Penha und liegt in etwa zwanzig Kilometer Entfernung von Campos Secos. Die Leute sprechen ihn mit Seu Fabiano an, oder mit Dom Fabiano. Wenn sie über ihn sprechen, sagen sie o Barão, was dem Rang eines Kýrios entspricht. Seu Fabiano ist der Herr von Campos Secos und den anderen Dörfern in dem ganzen Landstreifen bis zum Rio São Francisco. Auf Penha gibt es die Stierzucht, die gute Gewinne abwirft. Die Quinta ist ein altes, großes Landhaus, das Dom Fabiano mit allen Modernitäten ausgerüstet hat. Am Dach kann ein Helikopter landen. Den verwendet er hauptsächlich zum Einkaufen. Gegebenenfalls auch für medizinische Notfälle. Dazu muss gesagt werden, dass er das Fluggerät durchaus auch für Landarbeiter und deren Familien einsetzt, falls es einmal Unfälle oder anderes medizinisches Unglück gibt. Als meine Mutter damals verblutete, hatte er leider noch keinen Hubschrauber, sonst hätte er ihn sicherlich losgeschickt.

Genaugenommen hat Seu Fabiano den Grundstein meiner Karriere gelegt. Eines Abends kamen wir, mein Vater, Manoel und ich, nach Wochen langer Weiderunden mit dem Vieh zurück nach Penha. Ich war damals knapp fünf Jahre alt. Ich saß bei meinem Vater auf dem Pferd. Dom Fabiano kam aus einem der Ställe, sah uns und kam zu uns herüber. Mein Vater saß ab und grüßte, mich ließ er im Sattel. Seu Fabiano kam zu mir und gab mir die Hand. Er sagte, – Na wie war's draußen, hat es dir gefallen? Ich nickte, aber wusste nichts zu sagen. Seu Fabiano wollte eine Antwort und forderte mich auf, – Erzähl einmal, was du gesehen hast. Was gab es denn draußen? Mir fiel noch immer nichts ein, und so begann ich eines der altportugiesischen Gedichte aufzusagen. Ich konnte den Rhythmus schon perfekt wiedergeben und begann mit einem Sprechgesang, wie ich es gehört hatte. Seu Fabiano verstand nichts und lachte laut auf. Dein Sohn ist ja schon ganz verrückt geworden von der Sonne –, sagte er zu meinem Vater, – er hat ja schon das Sprechen verlernt. Du musst besser auf ihn aufpassen. Meinem Vater war das

peinlich, denn die Oden waren sein Geheimnis, und mit der Lesefähigkeit fiel unsere Familie sowieso etwas zu sehr auf. Seu Fabiano durchschaute das natürlich nicht, er dachte tatsächlich, ich hätte einen Sprachfehler oder einen Gehirnschaden. Mein Vater kam zu mir her und bremste mich ein. Sag doch etwas auf Brasilianisch, Du kennst doch das Buch von Dom Euclides. Sag einmal den Anfang. Da begann ich, wie ich es hunderte Male gehört hatte und sprach:

O planalto central do Brazil desce, nos littoraes do Sul, em escarpas inteiriças, altas e abruptas. Assoberba os mares; e desata-se em chapadões nivelados pelos visos das cordilheiras maritimas, distendidas do Rio Grande a Minas. Mas ao derivar para as terras septentrionaes diminue gradualmente de altitude, ao mesmo tempo que descamba para a costa oriental em andares ou repetidos socalcos, que o despem de primitiva grandeza afastando-o consideravelmente para o interior.

Seu Fabiano starrte mich an. Er konnte es nicht glauben. Diese Sprache war veraltet, aber er verstand den Text, den ich deklamierte. Ich sprach weiter, und er starrte mich an. Ich war schon fortgeschritten im Text, es muss etwa Seite sieben gewesen sein, da begann er zum Haus zu laufen und rief laut, – Cecilia, Cecilia, komm heraus, das musst du hören. Er trommelte an die Tür und rief weiter. Nach einigen Minuten kam Dona Cecilia heraus vor den Haupteingang, etwas langsam, und zog sich den Schleier über ihr Haar. Was ist denn los? Warum schreist du so? Er führte sie zu meinem Vater und mir und sagte, – So, jetzt fängst du noch einmal von vorne an. Ich blickte auf meinen Vater, der offensichtlich sofort verstand, worin mein Zögern bestand. Über sein Gesicht lief ein Blitz. Ich verstand meinerseits. Das hieß, jetzt nur ja keines der alten Gedichte, das könnte schlimm für uns alle ausgehen. So begann ich also nochmals mit der Einleitung von Os Sertões, *O planalto central do Brazil desce, nos littoraes do Sul, ...* . Nach der ersten Seite bekam Sinhá Cecilia Tränen in den Augen. Und

mit ihrem Schleier, dem schwarzen Haar und ihren dunkelbraunen Augen wähnte ich mich beinahe am Hof Mumadonas, ein Ritter in seiner schweren Mission, hoch zu Ross und voll des Minnedienstes. Tatsächlich kam sie näher und strich mir über das durch und durch staubige Haar.

An jenem Abend durften wir sogar die Casa Grande betreten. In der Sala, sitzend in den klobigen Besucherstühlen aus schwerem Holz, auf rotziegeligen Fußbodenfließen, wurde uns Eis serviert. Sorvete von Vanille, Schokolade und Cajú. Ich hatte noch nie Eis gesehen, noch weniger gegessen. Und von den Früchten kannte ich nur die Cajús. Aber ich werde es nie vergessen. Das Eis kam in vorgekühlten Metallschalen, und dazu frisch gebackene, süße Biscoitos aus feinstem Maismehl. Dona Cecilia erklärte, dass das Eis heute Nachmittag mit dem Hubschrauber eingeflogen worden war. Deswegen konnte man es auch noch so unvergleichlich leicht mit dem scharfen Löffel schichtweise aufnehmen. Ich war begeistert von dieser unbekannten Materie und ihrem Geschmack. Danach musste ich dann nochmals eine spätere Passage von Os Sertões aufsagen. Ich wählte das Kapitel mit der Beschreibung des brasilianischen Menschen. *Adstricta ás influencias que mutuam, em gráos variaveis, tres elementos ethnicos, a genesis das raças mestiças do Brazil é um problema que por muito tempo ainda desafiará o esforço dos melhores espiritos.* Bis circa Seite Hundert konnte ich den Text korrekt auswendig. Es wurde spät, und als wir das Haus verließen, stand der Mond schon hoch im Zenit. Ich glaube, in jener Nacht träumte ich von Mumadona und deklamierte ihr, nun aber auf Altportugiesisch.

Wir hatten dieses Ereignis schon fast wieder vergessen, als drei Wochen später ein Brief bei der Großmutter in Campos Secos abgegeben wurde. Er war an meinen Vater adressiert. Als wir nach Hause kamen, öffnete er ihn. Er war handgeschrieben. Mein Vater begann zu lesen. Nach einiger Zeit begann er laut vorzulesen, – “ ... und wenn er die Prüfungen in der dafür vorgesehenen Zeit jeweils erfolgreich ablegt, wird das Stipendium

um je ein Jahr verlängert, bis zu seinem vervollständigten achtzehnten Lebensjahr. Wir wünschen ihm dazu viel Glück, Durchhaltekraft und den dreifachen Segen. Gezeichnet Fabiano, Kýrios von Penha, Dono von Campos Secos und den übrigen Dörfern bis zum Rio São Francisco“. Der Brief war die juridisch gültige Zusage eines kompletten Schulstipendiums, vorausgesetzt, ich würde die Prüfungen bestehen.

Das Schreiben nannte noch weiter Details. Ich sollte zunächst nach Juazeiro oder nach Petrolina kommen, dort gebe es gute Grundschulen. Der weitere Weg, immer meinen Lernerfolg vorausgesetzt, sollte in eine der großen Küstenstädte führen. Dort kenne Seu Fabiano die Leute, die dann beraten könnten, was die geeignetste Schule für mich sei. Jedenfalls habe er den Eindruck gewonnen, dass in mir eine irgendwie literarische oder auch Sprachbegabung stecken müsse. Man werde das in den nächsten Jahren schon genauer sehen. Das Schulgeld beinhalte alle Kosten, Unterricht, Wohnen, Kost, Kleidung, Bücher und einen Rückhalt für besondere Notwendigkeiten. Ich verstand nicht, was das alles wirklich bedeutete, aber mein Vater wusste es.

Es war gerade Februar und das erste Semester hatte soeben begonnen. Das Schulalter beginnt in der gesamten Autokratoría mit dem fünften Lebensjahr. Es war also höchste Zeit, dass ich eingeschrieben würde. Mein Vater ritt am nächsten Tag nach Penha, um Seu und Sinhá zu danken. Sie beschlossen dabei, mich nach Petrolina, in die Schule der Mönche vom Berge Tabor zu senden. Sie galt allgemein als eine, wenn nicht die beste Schule im Interior. Es war ein Internat für die Söhne aus den Familien, die sich eine gute Bildung leisten konnten und wollten. Als der Vater zurückkam, musste alles sehr eilig gehen. Am nächsten Montag würde ich bereits in Petrolina sein. Man schnitt mir die Haare säuberlich, auch die Nägel. Mit dem ersten Geld von Seu Fabiano wurden einige Kleidungsstücke gekauft, eine Schuljacke und Schreibzeug. Ich erhielt einen kleinen Koffer, in den alles passen musste. Viel hatte ich freilich nicht mit mir. Am Sonntag würde

mein Vater mit mir nach Monte Claro reiten, dort gab es einen Bus. Der würde uns nach Petrolina bringen.

So war es dann auch. Sonntagabend kamen wir in Petrolina an. Kloster und Schule der Väter lagen am Stadtrand. Es war schon finster, als wir ankamen. Der Vater reiste noch in derselben Nacht zurück. Ich war nun alleine an diesem unbekannten Ort. Pai Athanásios begrüßte mich und sagte, sie hätten schon viel von mir gehört. Ich sei doch der Reiter von Dom Fabiano, der Os Sertões vortragen könne. Er war sehr nett zu mir. Das war ein guter Anfang. Im weiteren war es dann nicht ganz so einfach. Ich war dort der einzige Sohn eines Viehhirten. Die anderen kamen aus reichen oder aus alt eingesessenen Familien, oder aus beidem. Die Ausstattung, die Seu Fabiano finanzierte, war solid. Aber die anderen bekamen immer irgendwelche Extras von zuhause geschickt, neue Spiele, neue Kleidung, extra Süßigkeiten und immer die letzte Technologie für Schule, Sport und Freizeit. Als sie hörten, dass ich aus Campos Secos komme und mein Vater nicht Seu Fabiano, sondern einer seiner Viehtreiber war, begannen einige arrogant zu werden, ließen mich den Abstand spüren. Das war nicht so angenehm, zumal es niemanden gab, der in etwa meiner Herkunft gewesen wäre.

Allerdings wurde ich bald einmal, an einem der Festtage, aufgefordert, vor den ganzen versammelten Klassen der Fünf- bis Zehnjährigen aus Os Sertões vorzutragen. Das ging auch ganz gut, und der große Saal hörte aufmerksam zu. Nach einer Weile unterbrach mich Pai Athanásios und meinte, das sei jetzt sehr schön gewesen und die Schüler würden das in zwei bis drei Jahren auch lesen und sollten dann versuchen, ob sie es auch so gut vortragen könnten wie ich. Jetzt wolle er mich aber auffordern, allen dort noch ein oder zwei Gedichte aufzusagen, denn er habe auch gehört, dass ich Altportugiesisch sprechen könne. Ich wählte die Rede von Cavalheiro Givanildo an Mumadona, die beginnt mit: Mumadona, minha dona, vos olhei no jardim. Die Kinder verstanden sicher kaum ein Zehntel des Textes. Aber der Vortrag

und das Mélos, wie ich es von Vater und Manoel gelernt hatte, weckten etwas in ihrem Gedächtnis, oder etwas noch tiefer als das Gedächtnis, etwas woran sie keine Erinnerung hatten, aber worauf sie doch ansprachen. Es wurde totenstill im Saal, der mit vielleicht dreihundert Kindern gefüllt war. Einige verfielen in Schlaf, die meisten bekamen große und dunkle Augen und hingen an der Melodie, die aus mir heraustönte. Nachdem ich geendet hatte, blieb es still. Selbst Pai Athanásios brauchte einige lange Momente, bis er aufstand und mitteilte, dass nun alle Kinder wieder in ihre Studierräume gehen würden. Seit jenem Nachmittag war ich akzeptiert. Auch unter denen, die zuvor versucht hatten, mich ihre Stellung spüren zu lassen. Ich durfte jetzt mitspielen. Nach den Gedichten fragte mich niemand. Es schien, dass dieser Bereich, den ich geöffnet hatte, etwas Sakrales an sich hatte. Man drang dort nicht ein.

Der Unterricht hatte also begonnen. Jede Grundschule der Autokratoría hat zunächst einmal drei Sprachaufgaben zu erfüllen. Zuerst Literalität in einem der Schriftsysteme. Das war in unserem Fall das Lateinische. Dann korrekte und differenzierte Beherrschung der Muttersprache in Wort und Schrift. Das war für uns das Brasilianische. Und schließlich in gleicher Weise für das gesamte Gebiet der Autokratoría geltend, Erlernen oder Vervollkommnen des Neometaindoeuropäischen als der allgemeinen Verkehrssprache. Wir studierten fünf Stunden am Morgen und zwei bis drei am späteren Nachmittag. Mittags, nach dem Essen wurde Siesta gehalten, eine Stunde genau. Danach etwas Sport. Dann folgte der Nachmittagsunterricht, und abends Spiele oder selten auch ein Film. Dazu kamen dann immer wieder Exkursionen. Wir sollten die Wirklichkeit sehen. Studium wurde hoch geschrieben. Aber es galt als wertlos, wenn es die Originalrealitäten nicht kannte. Deshalb wurden wir in die Natur geführt, machten Wanderungen in der Umgebung von Petrolina, sammelten dort Pflanzen und Mineralien, beobachteten das Verhalten der Tiere, suchten nach ihren Fährten, Höhlen und

Nestern. Aber auch die Stadtlandschaft war Exkursionsziel. Wir gingen auf die Märkte und lernten dort, was und wie verkauft wurde. Fabriken wurden uns gezeigt, alle möglichen, von der Nahrungsmittelindustrie bis zur Metallverarbeitung. Auch entlang des Rio São Francisco gab es unendlich viel zu lernen, Schifffahrt, Umschlag der Waren, die Konstruktion und Instandhaltung der großen Brücke, die Fauna und Vegetation der Uferregion. Nichts, was wir theoretisch lernten, sollte ohne Anschauung bleiben. Für die Jungen war das alles sehr lustig. Die Väter hatten damit aber sehr viel Arbeit, denn sie mussten das alles organisieren. Und während der Besuch von Fabriken noch planbar war, war das nicht der Fall bei der Beobachtung der Vögel und Wassertiere. Da brauchten sie Geduld und einen fast sechsten Sinn, um die unruhigen Kinder an die scheuen Fänomene des Kosmos heranzuführen.

Vor dem Morgencafe gab es die heilige Messe. Die Väter förderten den Besuch der Schüler sehr, allerdings war es klare Verhaltensregel, dass niemand dazu gezwungen oder auch nur gedrängt wurde. Dennoch kamen viele der Jungen fast jeden Morgen zur Messe. Diese wurde in Griechisch gelesen und gesungen, was freilich zunächst kaum jemand verstand. Alle waren das lateinische Formular in Sprache und Ritus gewohnt. Beeindruckend waren aber die reichen Gewänder, die liturgischen Geräte, die komplexe Liturgie und die Stimmen des Chores. Das machte Eindruck auf die Jungen. Und sie lernten es rasch, sich in diesem Kosmos zurechtzufinden.

Bald nach meinem Vortrag im Saal kam einmal Pai Athanásios zu mir und sagte, der Géron des Klosters, Prótopai Anachoretés, wolle mit mir sprechen. Wir gingen zu ihm. In seinem Büro war es halbdunkel. Das grelle Nachmittagslicht von draußen war durch die Spalten der Jalousien zu sehen. Aber drinnen gab es dunkle Vorhänge, und man musste sich zunächst erst an das Dunkel gewöhnen. Ich hatte Prótopai Anachoretés schon gesehen, manchmal las er die Morgenmesse für die Schüler.

Aber das war von ferne gewesen. Jetzt konnte ich sein Gesicht genau betrachten. Die Gesichtsfarbe war eher hell, mit dunklen Augen. Er trug den Hut der Klostervorsteher und einen kleinen Schleier hinten daran. Alles in Schwarz. Als ich hereingeführt wurde, stand er auf und kam uns entgegen. Er gab mir die Hand und forderte mich auf, Platz zu nehmen. Er fragte mich nach meinem Namen. Ich sagte, ich hieße Lapis. Er blickte mich etwas verwundert an und fragte. Aber wieso denn Lapis? Bist du ein Schreibgerät? Ich sagte, dass mich die Kinder in Campos Secos so genannt hatten, weil ich immer zeichnen wollte. Er sagte, dass er das schon verstehen würde, aber er meine, dass mir doch auch meine Eltern einen Namen gegeben hätten. Ich sagte, schon, der sei Nilson. Aber niemand nenne mich so. Er sagte, dass das aber ein schöner Name sei und er mich so nennen würde.

Nun wolle er mir aber einen Vorschlag machen. Er habe von Pai Athanásios gehört, wie gut ich vortragen könne und dass ich Euclides da Cunha auswendig wüsste. Das sei sehr schön. Auch dass ich offensichtlich Altportugiesisch beherrsche, sei aufgefallen. Er sehe daran, dass ich eine besondere Begabung für Sprechen und Sprache hätte, vielleicht auch für Literatur. Deswegen möchte er mir ein Angebot machen, das er und das Kloster nur wenigen Schülern mache. Er fände es gut, wenn ich gleich im ersten Jahr neben Schreibunterricht, Brasilianisch und dem *Mund* auch schon mit der Helleniké begänne. Zunächst würde ich nur Sprechen, mit den Vätern, die natürlich alle gut Griechisch beherrschten. Es sei ja die Sprache der Kultur und der Religion. Man könne damit nicht früh genug beginnen. Wohin immer ich einmal im Leben kommen würde, in Brasilien oder auch anderswohin, stets würde mir Griechisch von großem Nutzen sein. In einem halben Jahr könnte ich dann auch schon mit dem Schreiben der griechischen Buchstaben beginnen. Die seien gar nicht schwer, eigentlich den lateinischen sehr ähnlich. Ob mir das gefallen würde. Ich dachte ein wenig nach und

antwortete ihm nach einer Weile, wenn ich dann auch schreiben dürfte, auf Griechisch, würde ich es schon gerne lernen.

So kam es. Ich bekam Einzelunterricht in Griechisch. Und auf den Gängen, beim Essen und in den Schlafräumen sprachen die Väter nur noch Griechisch mit mir. Es schien ihnen das Spaß zu machen, und ich wunderte mich, warum sie das so gerne taten. Später stellte sich heraus, dass sie gehofft hatten, ich würde Mönch oder vielleicht sogar Mönchspriester werden. Sie dachten, mit meinen Kapazitäten würde das gut passen. Aber ich mochte das nicht. Ich hieß eben schon damals Lapis und wollte schreiben. Dazu brauchte ich Sprache, Wissen und Bildung. Das wollte ich lernen. Auch wenn die Aufforderung zum Leben eines Mónachos sicher eine Ehre war und ich das prinzipiell zu schätzten wusste; es war nicht mein Weg.

Das Kloster lag am östlichen Stadtrand von Petrolina, in Sichtweite des Rio São Francisco. So kamen wir oft an das Ufer des Flusses und konnten auch hinübersehen nach Juazeiro. Von den diversen Exkursionen her kannten wir Juazeiro auch aus der Nähe. Es war fast wie in Jorge de Altinhos Lied: *Do outro lado do rio tem uma cidade, e na minha mocidade eu visitava todo dia* – Auf der anderen Seite des Flusses gibt es eine Stadt, und als ich jung war, habe ich sie jeden Tag besucht. Genauso wie der dies singende Luiz Gonzaga bewunderte auch ich Petrolina. Juazeiro hingegen mochte ich nicht so sehr. Ich fand es etwas zu chaotisch. Und auch ärmlich. Wenn man von der Brücke über den São Francisco nach Juazeiro kam, begann sofort nach dem Brückenkopf das Gewirr von Läden, die Häuser waren kleiner als in Petrolina, die Straßen ungepflegter, das Leben wirkte staubiger. Petrolina hingegen war moderner, die Straßen gerader, die ganze Stadt besser angelegt. Ich fühlte mich dort zuhause. Sie hatte eine gewisse Größe, Haltung, erhob sich aus Staub und Hitze der Landschaft.

Nicht weit vom Kloster gab es eine große Kaserne. Wir kamen daran immer wieder vorbei. Am Eingang gab es

Wachposten und Sentineltürme. Davor, im Schotter und Staub des Sertãobodens, war eine Art von Beeten angelegt. Kreisförmige und oval angelegte Steineinfassungen, weiß gekalkt, und darin, schön zentriert, jeweils ein stacheliger, graugrüner Xiquexique. Derselbe Kaktus, der von zehn Meter daneben bis zum Horizont flächendeckend wucherte. Diese Beete waren gemacht, als ob es sich um einen Schlosspark und um ein Rosarium mit edelsten Zuchtrosen handelte. Immer standen dort, in der sengenden Sonne, ein oder zwei Wachen, Fusíl geschultert, graugrüne Uniform, Kappe, Sonnenbrille. Es war ein Infanteriebataillon. Ich dachte, genauso so müsste der Dienst für den Sebastós sein, der irgendwo in der Ferne, jenseits des großen Meeres residierte. Fordernde Bedingungen; aber selbst die gewöhnlichsten Dinge veredelt durch die Höhe der Mission. Ich war mächtig beeindruckt von den Soldaten, von der Kaserne und von der Ästhetik des Eingangs. Nicht zuletzt von der Erhebung des stacheligen Xiquexique in den Rang sogar einer Kulturpflanze. Heute rückblickend denke ich, dass die wiederholten Passagen an jener Kaserne wesentlich beigetragen haben zu der Faszination, die sich in mir aufbaute und die durch diese Jahre in mir den Wunsch wachsen ließ, einmal in die Große Stadt, in die Sebastúpolis, zu gehen. Einmal in den Dienst des Sebastós zu treten. Genauso wie diese Soldaten, die, egal wo sie sich befanden, doch stets im Dienst des Sebastós standen. Sempre disposto – Allzeit bereit.

Nach einem halben Jahr des Sprechens, ich hatte inzwischen Grußformeln, Essensbezeichnungen, andere Alltagsausdrücke und natürlich die Texte und Formeln der Liturgie gelernt, wurde ich zum Schreiben des Griechischen zugelassen. Ich begann das wahre Alfabet zu lernen; bis zu Psi und Omega. Nach einem Jahr kam ich in die Leseklasse. Dort studierten die Zehnjährigen Griechisch. Es waren die Kinder von Beamten und aus Familien, die auf Bildung hielten. Griechisch ist die Einstiegsbedingung ab allen mittleren Staatsposten aufwärts. Dort geht ohne Griechisch

nichts. Alle, die vielleicht für solche Karrieren vorgesehen sind, versuchen sich in der offiziellen Verwaltungssprache der Autokratoría. Wer es nicht schafft, kann wenigstens eine gute Bildung vorweisen. Wir studieren die Helleniké aber auch, weil sie die Sprache ist, die sowohl höchste humane Kultur ausdrückt als auch das Medium wurde, in dem uns die Revelation mitgeteilt worden war. Die endgültige Offenbarung der universalen Wahrheit. Deshalb besteht das Curriculum aus den Sprachfasen des Ionisch-Attischen der Klassischen Zeit bis zur Verkehrssprache der Offenbarungszeit, der Koiné. Wie wir unser Neometaneoindoeuropäisch den *Mund* nennen, haben die Originalgriechen ihre Weltsprache *die Allgemeine* genannt, die Koiné.

Dass sich das Griechische und nicht das Lateinische durchgesetzt hat, in Verwaltung, Kultur und eben auch Religion, würde eine eigene Darstellung erfordern. Hier kann ich nur ganz kurz auf dieses äußerst komplexe Themengebiet eingehen. Latinum hat nach wie vor eine gewisse Funktion. Vor allem ist es weiter die Liturgiesprache in den Regionen neolatiner Sprachen, so eben auch in Brasilien. Wer eines der Neolatina als Muttersprache spricht, kann relativ leicht die liturgischen Texte der lateinischen Tradition erlernen. Aber sonst hatte sich über die Jahrhunderte langsam herauskristallisiert, dass das Latinum zwar alt ist, aber doch nicht die Wurzel bildet. Hinter fast jedem lateinischen Wort, und noch mehr hinter fast jedem lateinischen Begriffskonzept, stehen griechische Worte und Begriffe. Die kulturellen Entwicklungen, in denen wir bis heute leben, sind weithin Erfindungen der Griechen. Oder zumindest gaben sie die entscheidenden Prägungen auf das, was sie von Älteren übernommen hatten. Die Lateiner hingegen waren hauptsächlich Applikatoren. Entscheidend wurde aber, dass Euangélion nicht nur ein griechisches Wort ist. Diese endgültige Botschaft ist auch auf Griechisch erstverfasst.

In der Epoche der großen Wirren hatte sich in sehr zerstörerischer Weise gezeigt, dass dem Latinum sowohl als Sprache als auch in seiner Verkulturierung in den entscheidenden Fragen die Tiefe der Originalwurzeln fehlte. Die lateinischen Worte wurden zu Hülsen. Wer in ihnen Begriffe suchte, stieß nicht auf Termini, die Grenzen setzen hätten können, sondern auf Bräuche und Gewohnheiten, die den zunehmenden anthropologischen Anforderungen nicht gewachsen waren. Das Latinum hatte solange gut gedient, als seine Kulturträger zum Dienst an der Wahrheit und am Original des Kosmos bedingungslos bereit waren. Als jedoch die Hofierung der Doppeldeutigkeit aufkam und als es Zivilisationsstandard wurde, die Irreführung als Gesellschaftsgrundlage zu etablieren, versagte das Latinum kläglich. Es zeigte sich, dass es als Sprache nie aktiv eine Klarheit in der Abgrenzung der Aufrichtigkeit von der Irreführung entwickelt hatte. Wie gesagt, unter Menschen, die das Gute wollen, ist das Latinum voll geschäftsfähig. Wenn aber einmal die Infektionskeime des flächendeckenden Gesellschaftsbetrugs eingeschleppt werden, wird es in der tristesten Weise hilflos. Das Latinum spricht dann weiter den ganzen Tag von Tugenden, selbst wenn die gesamte Gesellschaft längst schon nur noch von der Optimierung des gegenseitigen und des Selbst-Betrugs lebt. Mit dem Latinum gab es kein Herauskommen aus den großen Wirren.

Ich erwähnte es schon früher, dass uns in dieser äußerst niederdrückenden und lebensgefährlichen Epoche, für welche es kein Heilmittel zu geben schien, ja welche kaum von irgendjemand überhaupt als die Pandemie erkannt wurde, die sie tatsächlich war, dass uns damals der vivéka des Vedánta sehr zur Hilfe kam. In diesem Lehrsystem der Religion und Filosofie Bhárats, formuliert insbesondere im Sanskrit, waren Begriffe und Erfahrungen vorgebildet, welche die Abgründe, in die die Menschheit gefallen war, wenigstens irgendwie ansprechen konnten. Bis heute ist dieses Erbe in unserem *Mund* präsent. Nicht

wenige jener Begriffe des Vedánta sind Allgemeingut geworden, eben nicht nur in Indien, sondern überall in der Autokratoría. Die Erfahrung dieser Hilflosigkeit einer tödlichen Entwicklung gegenüber, ja eines durch die Jahrhunderte immer übermächtiger werdenden Soges des Irrigen, ließ einige derjenigen, die noch eine autonome Wahrnehmungsfunktion aufrechterhalten hatten können, erkennen, dass eine Neubegründung in größerer Tiefe der einzige Ausweg sein würde, um aus der zur Normalität gewordenen kosmischen Totalentfremdung herauszukommen.

Neben dieser Tradition Bhárats, welche einen psychologischen, begrifflich-technischen und mystischen Beitrag zur Heilung lieferte, wurde auch die Überlieferung aus der Kemet, der schwarzen Erde am Nil, entscheidend für das Finden eines Ausweges. Das ägyptische Wissen wurde nämlich zur maßgeblichen Grundlage für die Entwicklung des Hofes. Es zeigte sich, dass eine Autokratoría dieser Dimension, die Große Stadt und eine kosmopolitische Bevölkerung wie die unsrige zwar hellenisch administriert werden können. Der Sebastós und sein Hof jedoch erkannten, dass die Edlen ihre eigentliche Aufgabe nur mit der Etablierung des Großen Hauses verwirklichen könnten. So kam es zur Ausbildung der Herrscherwürde nach ägyptischen Prinzipien. Und so wurde Ägyptisch, genauer gesagt das so hochgeachtete Mittelägyptisch, die Sprache der Herrscherfamilie, des Hofes und des Adels in der gesamten Autokratoría.

Hier wäre noch vieles anzumerken. Im Moment aber komme ich auf die Beiträge Ägyptens, der Kemet, zurück, insofern es um das Finden eines Ausweges aus der anthropologischen Krise der Wirrenzeit ging. Ich kann hier nur einen Text vorlegen, der zeigt, dass es in früheren Epochen in der Kemet durchaus Früh- oder Vorformen unserer tödlichen Krise gegeben haben muss. Und dass es unter den Hochgebildeten dieses Landes einzelne gegeben haben muss, die ein Gedächtnis dieser Krise in sich getragen haben. Ich beziehe mich auf die Klagetexte des Ra-xa-xeper-

seneb, genannt anxw. Er war ein Schreiber so wie wir es sind, meine Kollegen und ich, allerdings ein ferner Vorfahre im Ägypten der Zeit nach den großen Pyramiden. Er schreibt in schönstem Mittelägyptisch von einer Krise, die ihm äußerste Verzweiflung verursacht und die ihm unheilbar erscheint. Wir können daraus erkennen, dass die Meditativsten aus diesem Volk jedenfalls Ahnungen, vermutlich aber viel eher sehr reale Erfahrungen, über die Möglichkeit der Totalerkrankung der Menschheit hatten, wie sie dann später in noch potenzierterem Ausmaß zum Ausbruch kommen sollte. Der Schreiber notiert:

10 Ich sinniere über das, was geschehen ist, über die Ideen, die sich realisieren quer durch das Land. Veränderungen sind im Kommen, es ist nicht wie im vergangenen Jahr. Ein Jahr ist drückender als das andere. Das Land in Gesetzlosigkeit wird zur Zerstörung für mich.
11 Die Gerechtigkeit wird zur Tür verwiesen. Im Beratungsraum drinnen ist das Unrecht. Man ist frech gegen die Pläne der Götter, man übergeht ganz offensichtlich, was ihnen zusteht. Der Zustand des Landes gleicht dem Durchmachen einer Krankheit, allerorten herrscht Jammer. Städte und
12 Provinzen sind in Kummer, alle gleichermaßen stehen unter der Last des Falschen. Dem Würdevollen wendet man den Rücken zu. Attackiert werden die Edlen, die Schweigenden. Die Sonne geht auf über den Geschehnissen jeden Tag, das Gesicht ist bestürzt über die Entwicklung. Ich gebe einen Ausspruch über diese Dinge.
13 Schwer beladen sind meine Glieder. Ich bin bedrückt auf meinem Herzen, und es schmerzt, das in mir verborgen zu halten. Zu Boden gedrückt ist eines Anderen Herz. Jedoch, ein Herz, das tapfer ist am Ort der Misere, das ist ein Gefährte für seinen Herrn. Oh, hätte ich doch solch ein Herz,
14 das um die Krankheiten weiß. Dann würde ich mich auf es stützen. Ich würde es beladen mit Worten der Klage, meine Leiden auf es abwälzen.

Verso 1 Er spricht zu seinem Herzen: Komm, siehe doch, Du mein Herz, ich spreche zu Dir, damit Du mir antwortest auf meine Aussprüche. Entwirre mir, was das Land durchzieht, weshalb es ist, dass jene, die leuchteten, nun gestürzt worden sind. Ich sinniere über das, was geschehen ist.

2 Elend ist in das Heute eingedrungen, und auch morgen hat man die Usurpatoren nicht hinter sich gelassen. Jedermann ist stumm darüber. Das ganze Land ist in einer enormen Situation. Niemand ist frei von Verbrechen, alle begehen es in gleicher Weise. Die Herzen sind gierig. Wer Befehle gab,
3 empfängt sie nun. Und beide akzeptieren das. Morgens steht man dazu auf als die Alltagsroutine, und die Herzen weisen es nicht zurück. Der Zustand von gestern ist auch der von heute. Der Blick geht daran einfach vorbei, weil es unzählig ist. Das Gesicht ist verhärtet. Da ist kein Kluger, der es weiß;
4 da ist kein Zorniger, der es benennt. Zu Schmerzen steht man auf jeden Tag. Lange und schwer ist mein Leiden. Da ist keine Kraft, die den Schwachen schützt vor dem Starken. Ein Übel ist es, zu schweigen über alles das, was man hört. Schmerzhaft ist es, dem
5 Unwissenden zu antworten. Ein Wort zu kritisieren, schafft Feinde. Das Herz akzeptiert die Wahrheit nicht. Ein klares Wort wird nicht ertragen. Jedermann interessiert nur sein eigenes Reden. Alle bauen sie auf Verworfenheit. Präzise Rede wurde aufgegeben. Ich spreche zu dir, mein Herz, antworte mir. Ein Herz, zu dem gesprochen wird, darf nicht still bleiben. Horche auf, das Schicksal des Dieners ist wie das des Herrn. Vieles beruht auf dir.

Soweit Ra-xa-xeper-seneb. Er ist für uns Schreiber ein Vorbild unerreichlicher Höhe. Leider verfügen wir außer diesem Text über kaum Daten von ihm. Was wir allerdings ausgewiesener Maßen wissen, ist, dass der Autor zu den Fixsternen im Kulturhimmel der Kemet gezählt worden ist. Er wurde dem Kreis der altägyptischen Pleiás eingereiht, unter jene Wenigen, die ewigen Dichterruhm erlangt hatten. Sein Name ist der des zweiten Sesostris. Dass er sich auch “anxw“ nennt, ist vielleicht als “zu Lebzeiten“ zu verstehen. Demnach wäre der Schreiber ein Zeitgenosse jenes bedeutenden Pharaos gewesen. Oder vielleicht wollte er sich in die Tradition jener großen Regentschaft stellen, um sie wieder lebendig zu machen. Wie auch immer, die Sprache, die er schreibt, ist jedenfalls bestes Mittelägyptisch und daher gut kompatibel mit der Zeit des zweiten Sesostris. Wie sein

königlicher Herr so stellt auch der Schreiber selbst das Repräsentationszeichen für Ra, – für den wahren Gott, der in der Sonnenscheibe als auch sichtbar erlebt wird und in der Hieroglyfe eines Kreises mit zentralem Punkt notiert wird –, an die Spitze seines Namens.

Das ist bezeichnend für die Ägypter aller Epochen. Sie lebten und schrieben, was für sie Tatsache war: Es gibt keine wahre Herrschaft, ohne dem wahren Gott die erste Stelle sichtbar einzuräumen.

Die hier gegebene Übersetzung ist das, was sich mir als das Mögliche darstellt. Der Originaltext in seiner Gesamtheit legt diese Lesart nahe. Was der Schreiber schildert, war offensichtlich kein marginales Geschehen, sondern eine historische Fehlentwicklung gefährlichsten Charakters. Bei aller poetischer Artistik, über die der Schreiber, wie man sieht, umfassend verfügt, erschöpft sich seine Botschaft nicht in einem l'art pour l'art. Er hat Aussprüche zu tätigen. Er gibt seine Sprüche über das nahezu Unsagbare, das sich vor seinen Augen breitmacht. Er beschreibt einen Zustand moralischer Autolyse, in dem Selbst- und Fremdbetrug zur Gesellschaftsgrundlage geworden sind. Gesetz, Gerechtigkeit und Achtung vor dem Göttlichen sind abwesend. Alles, was verkehrt ist, hat die Macht übernommen. Und das Volk scheint diesen Zustand totaler Anomalie, ja direkter Anarchie, als quasinormal hinzunehmen. Obwohl scheinbar alle in dieser Gesellschaft denselben Prinzipien folgen, ist das Produkt nicht echte Gemeinschaft. Das reale Ergebnis ist die existentielle Einsamkeit ihrer Mitglieder. Für den Autor ist er sehr schwierig, zu verstehen, was hier im Gange ist. Angesichts der ubiquitären Ignoranz gegenüber der Ungeheuerlichkeit der Vorgänge findet er als Gesprächspartner nur noch sein eigenes Herz. Auf dessen

Unterstützung hoffte er, vor dessen möglichem Versagen fürchtet er sich aber auch.

Es erscheint allerdings kaum als ein Widerspruch, dass der Schreiber solch erschütternde Feststellungen über eine Zeit wie die des Mittleren Reiches in Ägypten treffen muss, welche in vieler Hinsicht als eine kulturell und politisch prosperierende Epoche bekannt ist. Hinter jenen zweifellos großen Errungenschaften und den glänzenden Fassaden scheinen schon damals größte Erosionen der Integrität um sich gegriffen zu haben. Der Schreiber beweist und durchleidet hier seine seismografischen Fähigkeiten. Er erahnt, was die anderen weithin ignorieren. Und die Schieflage besteht offensichtlich in der kompletten Verweigerung alles Höheren, alles Edleren. Freilich ist nur das Genie eines Ra-xa-xeper-seneb dazu im Stande, dies überhaupt zu sehen und es auch noch in Worte formulieren zu können. Das enorm hohe Ansehen, das ihm im Geschichtsbewusstsein der Ägypter zukam, muss wohl in dieser seltenen Befähigung zur Analyse begründet gewesen sein. Doch bei aller Gewichtigkeit seiner Aussprüche, reichen diese, nach der eigenen Meinung des Schreibers, noch immer kaum heran an den realen Alptraum des historischen Geschehens, das er zu beschreiben sucht.

Die Schriften der Ägypter sind enorm fordernd; wer sie liest, wird immer neue Entdeckungen machen. Tiefe und Komplexität scheinen unerschöpflich. Der erste Kursus, den ich hier in der Sebastúpolis belegte, als ich ankam, war Mittelägyptisch und Hieroglyfenschrift. Es war mir klar, dass ich dies dringend benötigen würde, wenn ich jemals das Leben des Hofes auch nur einigermaßen verstehen wollte. Der Eintritt in diese Sprach- und Schriftwelt war eine meiner größten Initiationen, vielleicht die größte. Große Fortschritte sind durch die Spezialisten gemacht worden im Lesen und Verstehen der Zeichen und Inhalte. Sie haben die enormen Wörterbücher und Eikónes-Lexika zusammengestellt. Wir denken heute, dass uns die Botschaften jener fernen Zeiten im Wesentlichen zugänglich sind. Man muss

sich hier aber einer einschränkenden Tatsache bewusst sein. Das wahre Wissen über alles Ägyptische ruht im menschlichen Gesamtsoma des Hofes. Der Hof ist der authentische Träger, ja der eigentliche Körper allen kemetischen Wissens und Könnens. Mittelägyptisch ist die Alltagssprache des Hofes. Der wohlgeborene Nachwuchs hört es schon im Uterus. Die nun schon jahrhundertelange, alltägliche Benutzung des Mittelägyptischen durch die Sebastogénnetoi und durch die Adelsfamilien der Autokratoría hat zu einer Wiederbelebung und Fortentwicklung dieser Sprache geführt, die niemand von außen einfach so kopieren kann.

Ich zum Beispiel habe mit siebzehn Jahren begonnen, Mittelägyptisch zu lernen. Ich bin sprachbegabt. Aber das ist natürlich ein enorm später Beginn. Es ist unmöglich, in diesem Alter aufzuholen, was man verpasst hat. Aber auch wenn die Sprösslinge der Mittelägyptischkundigen aus dem Volk schon in der Kindheit beginnen, in dieser Sprache unterrichtet zu werden, – manche der Professoren des Ägyptischen machen das, oft als Hommage an den Sebastós und den Hof –, dann können sie niemals das Niveau des Hofes erreichen. Dort ist Mittelägyptisch Muttersprache. Wie gesagt, schon vor der Geburt sind die Infanten diesem Klang in sämtlichen Lebenslagen ausgesetzt. So etwas ist unaufholbar. Und dann gibt es natürlich Details der Intonation, des Mélos, des Vortrags, die am Hof Alltag sind, die in der Bevölkerung aber kaum jemals erlebt werden. Das anderswo zu erlernen ist praktisch unmöglich. Wenn ich irgendwo gesprochenes Mittelägyptisch höre, weiß ich immer sofort, ob es von Hof ist oder nicht. Das hört man sozusagen über die Entfernung eines Dodekáschoinos; über zwölf Meilen nämlich. Natürlich hört auch jeder Hofangehörige, dass mein Mittelägyptisch zwar gut, aber niemals von Hof ist. Hier etwas vorzutäuschen oder sich dem Neid zu ergeben, kann nur in Lächerlichkeit enden.

Und dann muss man sich auch noch über die Dynamik dieses Sprach- und natürlich Gesamtkulturgebrauchs des Ägyptischen bei Hof im Klaren sein. Die Sebastogénnetoi und die Adelsfamilien leben diese Sprache, die dazugehörenden Schriften Hieratisch und Hieroglyfisch, sowie eben auch zeremoniell-kultische Aspekte und nicht zuletzt die ästhetischen Prinzipien Kemets täglich in ihrem Alltag. Das tun sie als die Herrschaftsschicht der Autokratoría. Diese nun viele Jahrhunderte fortlaufend andauernde Praxis hat ihnen Einblicke in die Logik der ägyptischen Kultur gegeben, wie sie niemand haben kann, der nicht unter diesen Verantwortungen steht. Kriege mussten geführt, Aufstände beantwortet, nicht zuletzt die Wirren unter Priestern und Theologen geklärt werden. Aber alleine schon die Lenkung der Autokratoría im Frieden stellt eine derartige Herausforderung dar, dass vom Sebastós und seinen Beamten Antworten gefunden werden müssen, die der Normalbevölkerung nicht einmal in ihren wildesten Alpträumen einfallen würden. Die Sebastoí haben zur Erfüllung ihrer Aufgaben das ägyptische Gesamterbe angenommen und genutzt. So wurden sie zu dessen unvergleichlichen Interpreten.

Erst vom Thron aus und bei Hof wird sichtbar, was die eigentliche raison d'être Ägyptens gewesen ist. Und es nach wie vor ist. Das übersteigt jede Filologie und Kulturkunde. Die Notwendigkeit war es, die hier die Bedeutungen erschloss. Demnach erlernen wir ägyptische Sprache und Kultur letztlich durch den Hof. Das Studium an den Sprachhochschulen ist nur das Propaideutikón dazu. Das war mir freilich längst klar, als ich siebzehnjährig in der Sebastúpolis ankam. Ohne Ägyptisch gibt es kein Verstehen der Autokratoría, des Hofes, deren Geschichte und überhaupt jeglicher Geschichte. Dom Fabiano auf Penha als Herr über seine Dörfer entlang des Rio São Francisco, oder die zentralafrikanischen Herren des niederen Adels, die dort in ihrer Festbekleidung aus Leopardenfellen und mit langspeertragenden Leibgarden über diverse Quilombos herrschen, genauso wie die

seiden- und baumwolltuchbekleideten Wirtschaftsbosse und Fabrikbesitzer der Megalopóleis, sie alle verdanken ihre Legitimität und das Wissen um eine adäquate und gerechte Herrschaft der Urlegitimität, die im Sebastós begründet ist. Der Sebastós ist tatsächlich neb-r-Dr; der Herr bis zur Grenze, so wie es die Ägypter definiert haben. Er herrscht realiter vom Inneren, von der Residenz der Teilverbotenen Stadt aus, bis zur Grenze der Autokratoría. Er ist das Modell der gerechten Herrschaft, begründet in aller Weisheit Ägyptens und erleuchtet vom wahren Licht der endgültigen Offenbarung.

Das sind einige der Hintergründe, die notwendigerweise zu beachten sind, wenn man ein Verständnis des Hoflebens gewinnen möchte. Aber ich muss zurückkommen auf Petrolina und die Schule der Väter vom Berge. Ich war also sieben Jahre alt und drei Jahre jünger als die Klassenkollegen des Griechischen. Wir arbeiteten uns zunächst durch kleine Lesestücke, Fabeln nach Aísopos, einzelne Passagen von Pláton, Historisches von Heródotos und Thukydídes, Auszüge und vereinfachte Kompilationen aus klassischen Denkmälerinschriften, sprachlich adaptierte Reisekommentare von Pausanías und ähnliches. Das erste richtige Buch, das wir lasen, war Xenofóns Anábasis, der Zug der Zehntausend. Ein wahrer Lehrtext über Geschichtsschreibung, Kriegsführung und die Gefährlichkeit der Mesopotamía. Griechen dieser Zeit, wie überhaupt in diesen Jahrhunderten, waren gesuchte Söldner. Sie kämpften für zahlende Machthaber in Griechenland, in Ägypten, und besonders in Persien. Der persische Königssohn Kýros warb mehr als zehntausend griechische Söldner an und führte sie in der Schlacht bei Kúnaxa, nicht weit von Babylon, gegen seinen Bruder. Das Griechenheer war zwar siegreich, jedoch fiel in jener Schlacht ihr Anführer Kýros selbst. In den danach folgenden Verhandlungen mit dem Kriegsgegner töteten diese durch List und Betrug alle griechischen Heerführer. In dieser verzweifelten Situation wurde der als eine Art Kriegsberichterstatter mitreisende

und über ein Rednertalent verfügende Xenofón als Anführer der Griechen gewählt. Die Aufgabe war es nun, dieses Heer dreitausend Kilometer durch Feindesland nach Hause zu führen. Die Gefahr bestand nicht nur in zu erwartenden, weiteren kriegerischen Auseinandersetzungen. Es fehlten auch Nahrungsmittel, und das Heer musste die schneebedeckten Gebirge Ostanatoliens überqueren.

Nach der Schlacht bei Kúnaxa ermutigt Xenofón in wiederholten Reden nun die Männer. Sie schwanken zwischen Mut und Verzweiflung. Im dritten Buch schreibt Xenofón, wie er selbst zu den Kriegern spricht. In der schönsten Kampfrüstung, die er aufbringen kann, tritt er vor das Heer und erklärt dies so:

Wenn die Götter uns den Sieg geben möchten, dann gebührt dem Siegen der schönste Kleiderschmuck; wäre es aber notwendig zu Ende zu kommen, dann ist es passend, denjenigen, der sich selbst der schönsten Dinge für würdig erachtete, in ebendiesen Dingen auch anlässlich des Endes anzutreffen. Dann ging die Rede folgendermaßen weiter: Von der Eidbrüchigkeit und Treulosigkeit der Barbaren spricht ja schon Kleánor, ich vermute, auch ihr habt Kenntnis davon erhalten. Falls wir mit ihnen nun aber wieder neu in Freundschaft gehen wollten, dann ist das nur die Bedrängnis durch eure große Mutlosigkeit; wenn ihr nämlich die Generäle betrachtet, die im Vertrauen auf jene Barbaren sich selbst auslieferten; wie Schweres haben sie doch erlitten. Wenn wir allerdings überlegen, ihnen mit denjenigen Waffen, deren sie sich bedient haben, Gerechtigkeit zu verordnen, und zukünftig mit ihnen durch permanenten Krieg zu gehen, dann gibt es für euch – mit Hilfe der Götter – viele und schöne Hoffnungen auf die Rettung. Kaum dass er das gesagt hatte, nieste irgendjemand. Als alle Soldaten das hörten, beugten sie sich einmütig vor Gott. Xenofón sagte: Männer, nachdem nun, als ich euch von der Errettung sprach, ein Zeichen von Zeus dem Retter erschienen ist, so scheint es mir angebracht, zu geloben, diesem Gott Dankopfer darzubringen, sobald wir nur in einem freundlich gesinnten Land angekommen sein würden; und ebenso mitzugeloben, auch den anderen Göttern nach Kräften zu opfern. Wem immer solches geraten scheint, sprach er, möge die Hand heben. Und alle

zusammen streckten die Hände hoch. Daraufhin beteten sie und stimmten einen Jubelgesang an.

Soweit hier Xenofón. Er und das Heer erreichten tatsächlich die geliebte Heimat wieder. In den Grundlagen der hellenischen Geschichte, der Vorlesungsreihe welche Kálamos mégas in zweijährigem Zyklus an der Sebastopolitaner Akadémeia hält, kam er auf diese Passage in der Anábasis zu sprechen. Er meinte, sie zeige sehr schön, wie die Griechen der klassischen Zeit nicht nur tapfere und erfolgreiche Krieger waren, mutig im Kampf und klug im Missgeschick, und dass ihre Anführer nicht nur große Redner und außergewöhnliche Schriftsteller gewesen sind, Vorbilder für die Historiografie bis zum heutigen Tag, sondern, dass das ganze Volk, die Fußsoldaten wie ihre Generäle, geeint war in der Tugend der Eusébeia. Diesen Begriff übersetze er als Die gute Scham oder Die rechte Furcht.

Kálamos setze fort. Man könne freilich den Glauben an das Erscheinen und die Bedeutung von Zeichen, – sei es nun das scheinbar zufällige Niesen zu bestimmter Zeit und an entscheidendem Ort, wie hier während Xenofóns Rede in der Mesopotamía, sei es der Flug eines Adlers, das Erscheinen eines Regenbogens, oder auch das Eintreten bestimmter Sternenkonstellationen –, man könne das Beobachten dieser Térata, dieser Himmelszeichen, natürlich als Aberglaube beurteilen. Nicht wenige Theologie habe sich auf diesem Gebiet hervorgetan. Die im Volk und in früheren Zivilisationsstufen so allgegenwärtigen und höchst beliebten Zeichen von oben fänden in den ausgereiften Lehrsystemen, seien sie nun von einer mehr technokratisch-aufgeklärten oder einer prädominant dogmatischen Sichtweise geprägt, nur noch wenig Gnade. Und es sei nicht von der Hand zu weisen, dass die Hemerologie, die Tagewählerei, oder auch die Astrologie und ähnliche Verfahren ein beachtliches Dependenzpotential und das Risiko der Entwicklung obsessiver Störungen in einem tatsächlich

psychopathologischen Ausmaß beinhalteten. Jedoch, hier sei mit wahrem vivéka zu unterscheiden. Die Frage sei nämlich eine doppelte, zum einen nach dem Ziel und zum anderen nach dem Modus der Zeichenbeobachtung. Das Ziel könne Gewissheit und Dominanz über Ereignisse der Gegenwart oder Zukunft sein. Das wäre fragwürdig. Das Ziel könne aber auch das sich Einfinden sein, in das, was wirklich kommen muss. Im zweiten Fall sei das Ziel trotz eines angenommenen Zeichens nicht bereits determiniert, sondern dem höheren Willen von oben anheimgestellt. Der wahre Zeichenleser suche demnach, einem als höher anerkannten Willen zu folgen, nicht ein bestimmtes Ergebnis zu erreichen.

Noch aufschlussreicher sei aber der Modus des Zeichenlesens. Während die ereignisdominierende Zeichenbeobachtung stets mit einer unproportionalen Gewissheit über die Effektivität ihrer Methoden und die Erreichbarkeit ihrer Ziele einhergehe, was sich auch in Körperhaltung und Aura ihrer Vertreter zeige, sei die Zeichenlesekunst, welche dem großen Gesamtwillen des Kosmos zu folgen suche, von einer ganz anderen Charakteristik. Hier bestimme eine tänzerische Haltung die Vorgänge. Nachdem dem dienenden Zeichenleser auch unter dem Annehmen von gegebenen Zeichen der weitere Fortgang der Geschichte nicht als gewiss vor Augen steht, müsse er sich bereithalten, nicht nur für weitere Zeichen, – das tue auch der ereignisdominierende Zeichenleser –, sondern er müsse offenbleiben für unerwartete Entwicklungen, ja sogar für schmerzliche Ereignisse und die Notwendigkeit von Opfern. Sei es, weil diese für die Erreichung des Ziels erforderlich sind, sei es, weil der höhere Wille das Opfer fordert und es sogar der Erreichung eines als prinzipiell wertvoll erscheinenden Zieles vorzieht. Diese tänzerische Haltung, welche einer Bescheidenheit im Geführtwerden entspreche, sei ein hochgradiger und ziemlich verlässlicher Indikator der höheren Form des Zeichenlesens. Jedenfalls, so meinte Kálamos mégas, jene Passage der Anábasis

zeige eindeutig die Haltung des Suchens eines höheren Gesamtwillens für das ganze Heer der Griechen. Zu jener Zeit sei dies offensichtlich die Grundhaltung der hellenischen Kultur gewesen. Sonst hätten die Söldner die Deutung des Niesens als ein Zeichen von Zeus und die Aufforderung Xenofóns zu Gelübden und Opfern nicht so einmütig angenommen.

Freilich, auch hier könne neue Kritik ansetzen. Eine Linie sei es, davon auszugehen, dass jene Krieger zu solchen Gebeten und Demutsbezeugungen nur bereit waren, weil sie voller Angst in fernstem Feindesland an althergebrachten und unhinterfragten Gebräuchen hingen, die ihre Vorfahren irgendwann praktiziert hatten. Kálamos mégas beantwortete dies mit dem Hinweis darauf, dass dies mindestens zum Teil schon so möglich sei. Hingegen seien uns in der Zwischenzeit Heere, Staaten und Epochen bekannt geworden, die unter noch größeren Gefahren und Ängsten gestanden haben, wo es aber in keinster Weise zum Versuch gekommen sei, durch Opfer und Gebet einen Ausweg aus der Krise zu finden. Einen Pakt zwischen Heerführern und Soldaten, zwischen Regierenden und Bevölkerung, der in einer Anrufung des Himmels die letztige Hoffnung und eine notwendige Handlung gesehen hätte, möchte man rückblickend solchen Kulturen vielleicht empfehlen. Jedoch, dazu war es in ihnen nie gekommen. Demgegenüber zeige sich die klassische Hellás eben von der Eusébeia beseelt, von der guten Scham und der rechten Furcht. Und dies sei als hochbemerkenswertes Faktum dem Studium jedes Historiografen aufgetragen.

Als komplementäre Ergänzung zu Xenofóns Anábasis und ihrem glücklichen Ausgang brachte Kálamos mégas ein Ereignis der griechischen Geschichte, das in relativer zeitlicher Nähe lag, und das er als den Nadir, den komplementären Tiefpunkt, zum Zug der Zehntausend bezeichnete. Er bezog sich dabei auf den etwa zwei Generationen später stattfindenden Zug des großen Aléxandros, der eben auch durch die Mesopotamía geführt hatte. Alexander war in geringer Entfernung an Kúnaxa vorbeigezogen

und hatte dann im wenig entfernten Babylon sein letztes Ende gefunden. Kálamos unterschied in diesem Zusammenhang zwischen sicheren Daten und wahrscheinlichen Kombinationen das Leben Alexanders betreffend. Sicher sei, dass er in nur elf Jahren militärischer Feldzüge ein riesiges Reich erobert habe, vom Palast seines Vaters in der Heimatstadt Pélla in Makedonien aus bis an den Indus; von der einen seiner Stadtgründungen namens Alexandria bei Ägypten zu der anderen Stadtgründung mit demselben Namen, Alexandria, im Ferganabecken, schon nahe an der Reichsgrenze zu China. Dass er in Memphis als Pharao Ägyptens inthronisiert und in der Oase Siwa, von dem dortigen Orakel der Priester des Ammon, als Sohn des Gottes anerkannt worden sei. Dass er versucht habe, Griechen und Makedonier mit Persern und anderen asiatischen Völkern in ein einziges Reich einzugliedern. Dass er drei Frauen geheiratet habe, die als Barbarinnen galten. Dass er zahlreichen seiner griechisch sprechenden Heerführer Eheschließungen mit Perserinnen als Befehl anordnete. Dass er Griechisch und die hellenische Kultur für alle Zukunft bis nach Indien brachte. Und dass er schließlich in Babylon im Alter von zweiunddreißig Jahren nach akuter Krankheit von etwa zwei Wochen plötzlich verstorben sei. Alles dies seien gesicherte Daten. Hochwahrscheinlich zutreffend seien auch die Berichte des Arrianós in dessen Alexanderfeldzug, wonach Alexander dem obersten Gott der Babylonier, Marduk, geopfert habe, was hingegen seine Vorgänger, die Perser, verweigert hätten. Wahrscheinlich sei auch, dass er Babylon wegen seiner unvergleichlichen Größe und seines Reichtums besonders geschätzt habe und er der Stadt einen besonderen Stellenwert in seinem Reich einzuräumen gedacht habe. Der als Geograf geltende und in der Sebastopolitaner Historiografie hochgeschätzte Strabo berichte sogar, Alexander habe Babylon zur Königsresidenz machen wollen, da diese Stadt so außergewöhnlich gewesen sei und alle anderen Städte weit übertroffen habe.

Ungewissheit aber herrsche über die wahre Todesursache Alexanders in so jungem Alter, nämlich ob es sich um Krankheit oder Vergiftung gehandelt habe. Kálamos war der Meinung, dass das frühe Ableben Alexanders doch sehr wider alle Erwartungen eingetreten war. Er, der auf keinem Schlachtfeld zu besiegen gewesen war, starb in der Etappe, während des Erholungsurlaubes. Natürlich, eine Erkrankung, eine Vergiftung, ungewollt unglücklich durch die Natur, als missglückte Therapie der Ärzte oder auch als Attentat, seien denkbar. Jedoch, die Augenzeugen, und deren gab es genug und unter ihnen die kritischsten Beobachter ihrer Zeit, sie lieferten keine einhelligen Theorien und überhaupt kaum natürliche Erklärungen.

Hingegen berichte Arrianós weiter, dass ein Yogi namens Kalanós, der mit Alexander aus dem indischen Panjáb mitgereist sei, dann wegen seines hohen Alters doch nicht mehr weiterwandern wollte. Er habe Alexanders Zustimmung zu seiner Absicht der Selbstverbrennung erbeten, welche dieser zuerst verweigert, nach weiterem Insistieren des Yogis aber doch gegeben habe. Alexander habe dann sogar den ausgezeichneten Ptolemaĩos, seinen großen General, der wenig später die Macht in Ägypten übernehmen würde, beauftragt, den Scheiterhaufen dafür aufzubauen. Die Selbstverbrennung habe stattgefunden, und zum Erstaunen aller habe der Yogi keinerlei Reaktion gezeigt, als das Feuer ihn vernichtete. Seine letzten Worte für Alexander hätten gelautet: In Babylon sehen wir uns wieder. Niemand habe damals verstanden, was dies bedeuten solle. Erst nach dem plötzlichen Tod Alexanders habe man sich daran erinnert und darin eine Weissagung des Inders über den bevorstehenden Tod Alexanders gesehen. Auch ein anderer Bericht, von Diodorus Siculus, beziehe sich auf Mantisches. Demnach hätten chaldäische Astrologen Alexander vor dem Betreten Babylons gewarnt, da ihn dort der gewisse Tod erwarte, er hätte ihre Hinweise aber nicht befolgt. Dies werde auch von Arrianós und von Plutarch

berichtet. Nun, wir wüssten nicht mit Sicherheit, was der Auslöser für den Tod Alexanders gewesen sei.

Er, Kálamos, sehe in diesen Vorgängen jedoch etwas, was er unter die Térata einordnen möchte, ein Zeichen eben, aber von kosmisch-historischem Ausmaß. Es bestehe kein Zweifel, dass Aléxandros ho Mégas gewesen sei; der Titel des Großen stehe ihm fraglos zu. Wenn man aber bedenke, dass er der Sohn Fílippos II. von Makedonien war, Erbe desjenigen Königs, der die Griechen weithin geeint und damit die Grundlage für den Angriff auf das gealterte Perserreich und für die Befreiung von der jahrhundertelangen Bedrückung durch den Orient gelegt hatte, dies bedenkend, müsse man sich fragen, ob Alexander nicht nur mégas, sondern ob er auch áristos gewesen sei, der Beste nämlich. Und diese Frage könne nicht mit dem militärischen Erfolg beantwortet werden, sondern nur mit dem, was er aus dem militärischen Erfolg gemacht hat.

Welche Richtung hat Alexander nun seinem neu eroberten Reich gegeben? Seine Verschmelzungspolitik mit den Völkern und Kulturen Asiens sei offensichtlich. Dass er selbst Frauen geheiratet hatte, die als Barbarinnen angesehen wurden, und dass er solches auch seinen Generälen angeordnet hatte, sei weithin wertfrei. Es sei einfach eine Notwendigkeit gewesen. Apartheid zu leben bei Expansion in solche Dimensionen sei allgemein nur ein Zeichen von Hilflosigkeit. Hier könne man sich zur Orientierung vergegenwärtigen, wie unsere Rhomäerautokratorie in ihrer Entstehungsgeschichte ja noch weit größere Integrationsleistungen vollbringen musste als das Reich Alexanders. Die Frage nach dem besten Verhalten sei jedoch keine technische, sondern eine kultische. Die Reinheit im Geistigen und Rituellen sei entscheidend darüber, ob Edelsein erreicht werde oder nicht. Wenn große Gebiete und Bevölkerungen eintreten sollen in ein neues Kulturgebilde, dann könne man oft gar nicht wissen, wer nun treu sein werde und wer nicht. Das betreffe die alten Mitkämpfer genauso wie die neuen

Verbündeten; beide könnten ihren Anführern untreu werden. Daher sei in solchem Neuland das Vertrauen auf menschliche Zuverlässigkeit klugerweise zu begrenzen. Hingegen sei es entscheidend, dass der oder die Anführer Tugenden vorlebten, wenn sie wollen, dass ihr Staatsgebilde jemals ein gutes werde. Und die höchste Tugend, das sei der rechte Umgang mit dem Göttlichen. Xenofón habe ein leuchtendes Beispiel davon gegeben, wie die Letztursache des Kosmos in allen menschlichen Aktivitäten korrekt zu berücksichtigen sei.

Bei Alexander hingegen blieben hier viele Fragen schmerzlich offen. Obwohl er bereits als Pharao eingesetzt war, samt Königstitulatur, wie wir in Tempeln Ägyptens bis heute lesen könnten, habe er doch Bewunderung für die Götter Babylons gezeigt, habe ihnen sogar geopfert. Dies komme eigentlich einem Sakrileg gleich. Nicht weil der Nil per se höhere Wertschätzung verdiene als der Euphrat, sondern weil der ägyptische Kultus eben unendlich tugendhafter sei als der mesopotamische. Und hier wandte sich Kálamos mégas nochmals direkt an die Studierenden. Wer dies nicht aus seinem eigenen kultischen Vollzug erkennen könne, solle sich eben auf die nächsttiefere Ebene, die der Ästhetik, begeben. Dort könne buchstäblich jedermann mit eigenen Augen sehen, dass die Formgebungen Ägyptens hoch über allen Formen mesopotamischer Hervorbringung stünden. Alleine die Unzahl an Mardukdrachen samt Schlangenschwanz in Babylon, genauso wie die dortigen, bösartig und antihuman fauchenden Löwendarstellungen zeigten dies zur Genüge. Dies könne wohl kaum in Zweifel gezogen werden. Nachdem dies einfach so sei und dabei auch den Sinnen ganz evident, müsse jedermann eben die nötige Demut haben, sich zu fragen, woher die höhere Formgebung in Ägypten nun komme. Er lege es nochmals dar, sie komme von der höheren kultischen Reinheit. Dies zu erkennen sei Aufgabe jedes Studierenden der Geschichte, wie überhaupt jedes Menschen.

Und es sei dies auch die Aufgabe Alexanders gewesen, der er aber bestenfalls halbherzig nachgekommen sei. Der Rausch des Gigantischen, und wohl auch die Anziehung durch das sich ganz offen präsentierende Niedrige, habe ihn erfassen können. Daher erscheine sein Tod eben doch irgendwie als die Folge einer Infektion oder Vergiftung, nur eben nicht mit einer Mikrobe oder einem Fármakon, sondern mit höchst kontagiösen und toxischen Formen der Antikultur und Antireligion. Hier bedürfe es wieder eines großen vivéka, wahrer Unterscheidungsgabe, denn jene Antikultur und Antireligion präsentierten sich in den leuchtendsten Farben und den überzeugendsten Scheinbartugenden. Tatsächlich handle es sich dabei aber um einen Nadir des Humanen, wobei unter dem Vorwand großer Tugenden, ja sogar beeindruckendster Religiosität, das eigentliche Ziel die Verneinung des wahren Gottes sei. Alexander habe hier die rechte Wahl nicht vorgelebt. Dank seines frühen Todes seien die Folgen nur eingeschränkt sichtbar geworden. Jedenfalls sei es intelligibel, sich zu fragen, ob sein früher Tod nicht auch eine Gnade gewesen sei, für ihn selbst und für die gesamte Geschichte der Menschheit. Denn noch mehr von jener Unentschiedenheit in der Zurückweisung der mesopotamischen Gebräuche hätte von äußerst schädlicher Wirkung für alle menschliche Zukunft sein können.

Ich erinnere mich, wie die Studenten jene denkwürdige Vorlesung sehr schweigsam und doch einigermaßen bedrückt verließen. Sie hatten das gehört, was man selbst in Sebastópol nur selten hört. Ich selbst war damals erstaunt, wie sehr Kálamos mégas Position bezog, für Ägypten und gegen Mesopotamía. Letzteres war ihm ein glänzender Betrug, die Falle der Menschheitsgeschichte, die Religion der Verneinung der Wahrheit. Ich hatte hier noch zuzulernen und fühlte damals Ernst und Schauder der Studienkollegen mit. Und doch sind es gerade diese Zusammenhänge, auf denen unser Gemeinwesen, von der Großen Stadt bis zu den Grenzen der Autokratoría, beruht.

Das waren also einige der Interpretationen griechischer Texte und Ereignisse wie sie Kálamos lehrte. Als wir in Petrolina, in der Schule, Xenofón zu lesen begannen, war uns solches natürlich noch nicht einsichtig. Wir dachten vielmehr, die Herausforderung in jenen Texten bestehe in der höheren Komplexität der Sprachstrukturen, dem literarischen Niveau der Erzählung und der stringenten Logik der Reden. Wir bemerkten, dass es uns als Brasilianer Aufwand kostete, darin heimisch zu werden. Aber das war nur der Anfang. Wozu die Helleniké wirklich fähig war und was ihre entschiedenen Anhänger durch die Jahrtausende vollbracht hatten, lernten wir erst allmählich.

In der Schule der Väter vom Berge lernte ich auch das erste Mal den Adel Brasiliens wirklich kennen. Bis dahin hatte ich nur Dom Fabiano und Dona Cecilia auf Penha gesehen. In der Parallelkasse gab es den Sohn des Conde de Xique-Xique, Miguel. Sein Vater hatte ihn in die Schule in Petrolina geschickt, damit er dort die nötige Bildung erhalten würde, die für sein weiteres Leben gleichermaßen als standesgemäß, wie ebenso auch als für das praktische Leben notwendig erachtet wurde. Hierin sind die Edlen der Autokratoría sehr uniform; ohne fundierte Bildung kann der Adel seinen Aufgaben nicht gerecht werden. Als Minimum wird ein diversifizierter Unterricht bis zum vollendeten achtzehnten Lebensjahr angesehen, an einer der dafür speziell ausgestatteten Schulen. Dies gilt für Söhne und Töchter. Danach gibt es das, was wir im *Mund* das Adelspraktikum nennen. Zwei Jahre Externo. Das heißt Übersiedelung in die Casa Grande, Solar oder Palast einer befreundeten oder auch bisher noch nicht direkt befreundeten Adelsfamilie in einer anderen Stadt, oft auch in einem anderen Land. In Brasilien sind dafür besonders die Küstenstädte beliebt. Das ermöglicht dann neben der Verfeinerung der Kontakte und Haltungen vor allem auch die Erweiterung der Beziehungen zu weiteren Familien und insbesondere zu deren Nachwuchs. Eine der klar so definierten Funktionen des Adelspraktikums ist nämlich die Möglichkeit der

Heiratsanbahnung. In den Externos ist die blühende Edeljugend der Autokratoría versammelt. Da ergeben sich dann zahlreiche Gelegenheiten, die für das zukünftige Leben geeignete Begleitung kennenzulernen. Es gibt daher eine nahezu ununterbrochene Reihe von Einladungen und Partys. Die Damen haben und lernen hier ihre Schönheitsconcours. Tanzen und Konversation ist hoch angesetzt, eine Anforderung, die gerade Töchter der brasilianischen Aristokratie mit großer Verve erfüllen, sodass sie auch an ausländischen Häusern zum Externo stets gerne eingeladen werden.

Aber auch für die Männer gilt es, sich in diesen beiden Jahren entsprechend zu präsentieren. Das heißt neben allen Facetten der Courtoise vor allem auch Sportbeherrschung. Nach wie vor stehen Reiten und Reiterwettkämpfe an erster Stelle. Aber es gibt eine Reihe anderer Sportarten, welche als akzeptiert gelten, zum Beispiel Fliegen. Mit achtzehn können die meisten Söhne bereits einen Helikopter steuern. Diese Fähigkeit gehört sozusagen zum Hausrat jeder Casa Grande der Autokratoría, alleine schon um die fysischen Kontakte jederzeit aufrechterhalten zu können. Im Ernstfall vertraut der Adel nämlich wenig auf die distanten Kommunikationsmittel, sei es Papier oder Computer. Auch die in den internationalen Konzernen üblichen Filmkonferenzen, welche das Reisen ersparen, werden vom Adel nur als Ersatz angesehen. Falls es irgendetwas Ernsteres zu besprechen, zu verhandeln, zu beschließen gibt, wird gereist. Man möchte Gesicht und Bewegung der anderen sehen. Handschlag und "Inhalation der feinsten Düfte" werden als notwendig, letztlich unersetzbar erachtet. Das heißt für die meisten Noblen, ein Leben lang zu reisen. Auch dafür ist sportliches Niveau eine Voraussetzung. Und eben Fliegerkompetenz. Ein achtzehnjähriger Jungnobler muss seiner Dame, die er ins Auge fassen möchte, eben auch zeigen können, dass er zu fliegen weiß. Natürlich gibt es Comtessen, ja sogar Prinzessinnen aus der Familie des Sebastós, die diverse Fluggeräte selbst souverän

steuern. Unser *Mund* nennt sie die Serenissimae, die Unumwölktesten, ein Titel der zu ihrem gekonnten Flugreiten ja ziemlich gut passt. Aber bei ihnen ist das Kosmos, Schmuck also, und gibt ihnen ein besonderes Flair von Freiheit. Bei den Männern ist Fliegen Grundanforderung. Da handelt es sich um eine Pflicht. Für sie gibt es Hubschrauberturniere und natürlich dann auch, je nach Ausbildungsgrad, kontinentale oder auch interkontinentale Kleinflugzeug- und Kleinraketenregatten.

Dom Miguel, der junge Conde de Xique-Xique, kam also eines Tages, während einer unserer Exkursionen zu mir und sagte, – Du bist doch Lapis, korrekt? Ich bejahte. Er setzte fort, – Ich habe dich im großen Saal das altportugiesische Gedicht sagen gehört. Mein Vater hat manchmal Oden und Poeme aus dem Minho und Douro vorgetragen, aber nur im Kreis der Familie. Ich wusste gar nicht, dass die Viehhirten von Dom Fabiano Altportugiesisch beherrschen. Kannst du denn noch andere Gedichte auswendig?

Ich dachte bei mir, nun, das muss ich mir nicht sagen lassen, dass es erstaunlich ist, dass mein Vater und wir altlusitanische Gesänge beherrschen. Ich fragte daher zurück, – Was möchtest du denn hören? Miguel war immer noch etwas misstrauisch und blickte mir tief in die Augen. Dann sagte er, – Kennst du das Gedicht von Dom Henriques an Dona Esquivalda, zum Abschied von der Burg Almonál? Ich kannte das natürlich. Es war einer der Favoriten meines Vaters. Miguels Augen blinkten. Er wollte unbedingt wissen, ob es möglich sei, dass ich dieses Gedicht kenne und aufsagen könnte. Ich beschloss, ihn noch ein wenig warten zu lassen. Ich sagte, – Dom Henriques? Dona Esquivalda? Hmm. Wo soll das gewesen sein? In Almonál? Ich drehte mich von ihm weg und ihm den Rücken zu. Es war schon Abend und die Sonne war am Untergehen. Ich blickte etwas in die Sonne. Dann drehte ich mich um, die Sonne in meinem Rücken, so dass er wegen der Blendung mein Gesicht nicht sehen konnte. Er stand in orangem Abendlicht.

Dann begann ich, – Sobre a ponte, sobre o monte ... . Es beginnt damit, dass der Ritter auf der Brücke vor dem Tor zur Burg Almonál kniet und seine Stirn in die Hände von Dona Esquivalda legt, begräbt – wie der Text genauer sagt. Er nimmt Abschied von ihr und seinem Leben und vermacht dabei seine ganze Ehre und Besitz alleine ihr, für den Fall, dass er nicht vom Feldzug zurückkehren würde. Was immer passierte, es werde alles alleine für sie, Dona Esquivalda, geschehen sein. Ich nahm den besten Klang, den ich gelernt hatte, und sang nun mit dem Sonnenlicht im Rücken. Ich konnte genau die Reaktionen Miguels sehen. Nach dem dritten Vers war er überzeugt, dass ich es konnte. Er begann mitzusprechen. Als wir geendet hatten, blieben wir in Stille stehen. Nach einer Weile kam Miguel zu mir, nahm mich an den Schultern und drehte mich ins Sonnenlicht. Ich möchte Dein Gesicht sehen –, sagte er. Er blickte wieder tief in meine Augen und sprach dann, – Wir könnten Freunde sein. Möchtest Du? Ich nickte. Von jenem Abend an waren wir Freunde.

Die Sommer verbrachten die Schüler jeweils zuhause. Ich kam dann nach Campos Secos. Die halbe Zeit verbrachte ich dabei mit Vater und Manoel und mit den Herden. Die andere Hälfte war für Unternehmungen vorgesehen. Dom Fabiano hatte auch dafür ein Budget zur Verfügung gestellt. Das wurde dann meist für Reisen verwendet, oder für Sport- und Sprachkurse an besonderen Orten. Mit, ich glaube, zehn Jahren verbrachte ich wieder einen Sommer in Campos Secos. Für dieses Jahr war auch ein Aufenthalt auf Penha vorgehen. Nach einigen Tagen zuhause ritt mein Vater mit mir die gut zwanzig Kilometer zu Dom Fabiano und Dona Cecilia. Wir wiesen uns am Posten aus und wurden im Haus vorangemeldet. Als wir zum Tor der Casa Grande kamen, standen die beiden schon auf den Treppenstufen und winkten.

Sie wollten sofort wissen, wie es mir ginge, was ich gelernt hätte und natürlich, wie ich die Söhne der ihnen bestens

bekannten Familien fände. Wie der junge Herr von Monte Claro sei, und ob der zweite Sohn des Barão do Rio Pardo auch so unglaublich gut reiten könne wie sein größerer Bruder. Es gab natürlich wieder Sorvete, diesmal andere Sorten, unter anderem Umbú und Goiába, ich erinnere mich noch genau, und ein ich weiß nicht wie viel gängiges Menü. Dom Fabiano war auf der Jagd gewesen, was bedeutete, dass es Raubvögel gab. Als Hauptgang aber kam das traditionelle Lamm. Das ist, man kann sagen, heilig bei uns. Ich bin im Libanon gewesen, in Indien, auf dem Balkan. Überall habe ich gesucht, ob irgendwo ein Lamm gemacht würde wie am São Francisco. Ich habe es nicht gefunden. Nirgendwo wird es so zubereitet, wie das bei uns zuhause üblich war. Selbst die Lanchonete am Platz von Campos Secos, an einem der Festtage, macht ein Lamm, das alle Köstlichkeiten des Ostens übertritt. Und dann erst die Küche auf Penha, unter dem strengen Auge Dona Cecilias. Wer sonst keinen Grund hat, den Sertão einmal zu bereisen, sollte es zumindest des Lammes wegen tun. Vielleicht ist es das schwierige Klima, das das Fleisch der normalen Tiere schon fast zu Wild werden lässt. Dona Cecilias cordeiro assado war nicht zu übertreffen. Es war ein Fest.

Lucimár war die Tochter von Dom Fabiano und Dona Cecilia. Sie war ein Jahr jünger als ich, schon damals aber eine echte Baronesa. Es gab keine Mädchen in meiner Schule und keine Burschen in der ihren. Wir hatten einander schon früher einmal gesehen. Aber an diesem Abend waren wir einander über das Eis nähergekommen. Sie fragte mich, ob ich noch mehr Eis wollte. Ich verneinte nicht. Nach dem dritten Mal Nachservieren sagte Dona Cecilia zu ihr, dass es jetzt genug sei. Die Männer wollten ja auch noch schlafen. Das war letztlich die Aufforderung, uns zurückzuziehen. Was wir in der Folge auch taten. Ich blieb zwei Wochen auf Penha. Meine Aufgabe war es, in den Ställen mitzuhelfen, wo es die Tiere zu füttern und sonst zu versorgen galt. Das war recht normale Arbeit für mich. Aber ich durfte am Tisch der Donos essen.

Am Abend, wenn die Tiere versorgt waren und das Abendessen beendet, gab es kein besonderes Programm. Die Abende waren lange und hinter der Casa gab es einen Garten, der durch Bewässerung grünte und blühte. Ich ging dann dorthin, und es dauerte nicht lange, bis Dona Lucimár erschien. Meist brachte sie Eis mit. Zuerst nannte ich sie Baronesa. Aber sie wollte das nicht hören und beklagte sich, – Nenne mich nicht immer Baronesa, ich bin Lucimár. Ich änderte das Baronesa dann zu Baronzinha, war ihr schon wesentlich besser gefiel. Wir hatten uns unendlich viel zu sagen, obwohl ich heute nicht mehr weiß, was. Sie wollte dann immer Küsse von mir, und ich fand das auch sehr lustig. Jedoch war es nicht ohne Gefahr, denn wenn uns ihre Eltern entdeckt hätten, wäre ich sicherlich nach Hause geschickt worden. Auch das weitere Stipendium hätte in Gefahr sein können. Es musste daher alles sehr heimlich geschehen und war furchtbar aufregend. Einmal erwischte uns einer der Gärtner und sah, was im Gange war. Ich war zu Tode erschrocken. Lucimár blieb aber ganz ruhig. Ich sagte zu ihr, – Wie wird es jetzt weitergehen? Wie kannst Du so ruhig sein? Sie sah mich an und sagte, – Da ist keine Gefahr. Er wird nichts sagen. Er ist taubstumm.

Ich jedenfalls hatte einen ziemlichen Schreck davon und wurde noch vorsichtiger. Lucimár beantwortete das, indem sie sagte, – Wenn du mich nicht mehr magst, bringe ich dir kein Eis mehr. Ich beteuerte, dass ich sie natürlich gerne hätte, und dass sie, Dona Lucimár, das schönste Mädchen sei, das ich kenne. Das war auch gar nicht gelogen, denn ich kannte kaum Mädchen. In der Schule gab es keine, und in Campo Secos war ich selten. Aber die Abkühlung war eben eingetreten. Nach zwei Wochen kam mein Vater, um mich abzuholen. Lucimár kam nicht zum Abschied. Als wir schon vom Haus wegritten, drehte ich mich nochmals um und sah an einem Fenster des oberen Stockwerkes eine huschende Bewegung eines Vorhanges. Offensichtlich hatte sie uns von dort beobachtet, wollte aber nicht gesehen werden.

Ich jedenfalls lernte in diesem Sommer, dass der Dienst an den Frauen noch andere Seiten hat, als es die altportugiesischen Gedichte erzählten, und dass hierin Vorsicht angebracht war.

Die weitere Ausbildung in Petrolina brachte alle notwendigen Fächer, natürlich auch die technischen und die Mathematik. Dabei wurde zum Teil nach Prinzipien indischer Mathematik und Logik vorgegangen. Mit den Jahren kamen weitere Sprachen hinzu. Nachdem ich für Griechisch die nötigen Grundlagen gelegt hatte und dabei auch viel über Sprache im allgemeinen, linguistischen Sinn gelernt hatte, folgten bald andere Sprachen. Neben dem recht einfachen Spanisch kamen dann Russisch und Farsi. Russisch konnten einige der Väter, denn sie gebrauchten intensiv die mystische Literatur der nachbyzantinischen Zeit aus den großen Schneewüsten der nördlichen Thebaḯs. Dort waren Schätze der Lebenskunst gewachsen, die auf einer griechischen Basis standen, aber in einem nichtgriechischen Volk entwickelt worden waren. Die Mönche hatten im Schnee erneuert, was die Mönche Ägyptens im Sand bereits getan hatten. Sie rangen mit dem Mittagsdämon; und mit den sehr freundlichen und sehr interessierten Besuchern, welche sie in der Verkleidung heiliger Mönche aufsuchten, um sie in Wirklichkeit all ihrer Erkenntnisse und all ihrer Geistesfortschritte zu berauben. Weil ich dann geäußert hatte, ich würde mich auch für östlichere Sprachen interessieren, organisierten die Mönche Unterricht in Farsi für mich und einen Schulkollegen, der familiäre Beziehungen in die Persís hatte. Man begrüßte unser Interesse an dieser Sprache, da alles Persische, trotz der frühen Streitigkeiten mit den Griechen, als Brücke sowohl nach Indien als auch als Widerstandszentrum gegen Mesopotamisches angesehen wurde. Sanskritunterricht kam erst etwas später dazu, als ich schon in Paulisto war.

Eines Abends, ich war nach einem der Exkursionstage in die Umgebung von Petrolina noch aufgeheizt von den Erlebnissen und der Tageshitze, konnte ich nicht schlafen. Es war schon spät,

die anderen lagen in den Betten und schnarchten zum Teil bereits heftig. Ich stand nochmals auf, zog mich an und verließ die Schlafräume. Ich wusste nicht so recht, was ich machen sollte und ging durch die langen Gänge. Hinausgehen war nicht möglich, die Tore waren nachts prinzipiell verschlossen. Falls einer der kleinen Ausgänge zu den Sportplätzen doch offen wäre, würden beim Hinausgehen dann vermutlich die Lichter angehen, allenfalls würden Hunde das merken. Das war keine gute Idee. Auf den Gängen waren nur die Notlichter in Fußbodenhöhe erhellt. Nachdem ich nichts zu tun hatte, dachte ich, ich würde sehen, ob die Kapelle offen wäre. Ich drückte ganz leise die Klinke an der Eingangstüre. Sie war nicht versperrt.

Vorsichtig öffnete ich die Türe. Das Innere war total finster. Nur ein kleines Öllicht brannte ganz vorne. Ich schloss die Türe hinter mir und ging den Mittelgang nach vorne. Dann setzte ich mich in eine der vorderen Reihen. Es war absolut still. Man hörte nichts außer den leichten Luftbewegungen an den Fenstern. Nach einer Weile, als die Augen sich angepasst hatten, begann ich auch die hinteren Bereiche besser zu sehen. Der Altarraum war mit einer Steinbalustrade abgesondert, darüber waren die Bilder angebracht, die Eikónes. In der Mitte gab es das große Tor, dahinter den nach Osten orientierten Altar. Am Morgen wurde hier die Messe gesungen, in Griechisch. Ich ging oft in die Morgenmesse, wenn auch nicht jeden Tag. Inzwischen verstand ich die liturgischen Texte, obwohl es in ihnen teilweise Formen und Ausdrücke gab, die einer späteren Zeit entstammten als die Sprachstufen, in denen wir gegenwärtig unterrichtet wurden. An den meisten Sonntagen, manchmal auch an Festtagen und besonders, wenn zu Festen Besucher kamen, Eltern und Verwandte, wurde das lateinische Formular gelesen. Man wollte damit den Besuchern, die weithin die lateinische Form gewohnt waren, die Teilnahme an der Liturgie erleichtern. Die griechischen Formeln waren zwar allen bekannt, aber doch weniger geläufig.

Während ich so meinen Gedanken nachhing, sah ich rechts, weit vorne, einen noch etwas dunkleren Schatten. Die Kapelle war dort sehr dunkel, und Details waren kaum auszunehmen. Es sah aus, als ob dort jemand sitzen würde. Mir wurde es plötzlich etwas unheimlich, denn eigentlich sollte ich um diese Zeit nicht hier in der Kapelle, sondern in meinem Bett im Schlaftrakt sein. Ich hielt den Atem an und lauschte. Wie gesagt, außer leichten Windbewegungen an den Fenstern war nichts zu hören. Dann hörte ich aber doch Atemgeräusche. Sehr leise. Regelmäßig und langsam. Es saß tatsächlich jemand dort. Keine Bewegung sonst. Mit Mühe konnte ich den Körperumriss und die dunkle Bekleidung ausnehmen. Es musste das einer der Väter sein. Wer, war unmöglich auszumachen. Der Kopf war leicht vorgebeugt. Ich hörte nun den Atem regelmäßig weitergehen. Sonst nichts. Keine Bewegung. Das blieb lange Zeit so. Es schien, als ob er schliefe. Ich saß nun schon sicher eine Stunde hier, und außer dem Atmen passierte nichts.

Ich dachte schon, ich würde mich dann bald ganz leise hinausschleichen, als eine kleine Bewegung aufkam. Der Vater, von dem ich immer noch nicht wusste, wer er war, hob den Kopf etwas. Unmerklich. Der Nackenschleier gab aber ein kleines Geräusch. Der Atem wurde etwas unregelmäßiger und schneller. Ich bemerkte das alles nur, weil ich schon mit sehr großen Ohren lauschte. Es war immer noch absolut still in der dichten Dunkelheit. Dann begann der Atem wieder langsamer zu werden, und regelmäßig, wie zuvor. Ich bekam wieder das Gefühl der Ruhe, das ich schon die ganze Zeit gehabt hatte. Eine seltsame Ruhe. Sonst nichts. Der Vater schien irgendwie nicht hier zu sein. Diese Ruhe war nicht diejenige des Dunkels, in dem wir saßen. Er war mit etwas anderem beschäftigt. Ich hatte keinen der Väter bisher je so gesehen. Sie beteten natürlich, in der Morgenliturgie und dann auch zu bestimmten Zeiten untertags. Aber da gab es immer irgendeine Aktivität, Singen, Lesen, Bewegen. Hier war das alles abwesend. Ich war erstaunt über diesen Zustand. Es geschah

nichts. Der Vater handelte in nichts. Aber der Zustand war keineswegs ein leerer. Mit irgendetwas war er beschäftigt, ohne jede äußere Aktion. Nachdem ich noch weiter gewartet hatte, schlich ich mich dann so leise als möglich durch den Gang nach hinten, drückte die Klinke, öffnete vorsichtigst die Türe, schob mich hinaus und schloss wieder. Ich hatte kaum ein Geräusch verursacht und war mir sicher, dass ich nicht bemerkt worden war.

Am folgenden Tag ging ich in die Morgenmesse. Die meisten Väter waren anwesend. Danach und während des ganzen Tages sagte niemand etwas zu mir. Ich dachte schon, ich sei unbemerkt davongekommen. Drei Tage später begegnete ich Prótopai Anachoretés auf dem Gang. Es schien mir, er wollte mich nach dem Fortgang meiner Sprachstudien fragen, aber er ging dann einfach an mir vorbei. Als er schon hinter mir war, hörte ich seine Stimme. Er rief mich, und ich ging ein paar Schritte zurück zu ihm. Er sagte: Nilson, weißt du, es ist gut jederzeit zu Gott zu beten und auch besonders in der Nacht, wenn man ganz ruhig werden kann. Dabei ist es aber wichtig, dass man ihn ganz ohne jede Neugier sucht. Wenn du mit Neugierde kommst, bekommst du nur die Lügen. Ich war perplex. Er hatte mich also bemerkt. Ich weiß nicht wie. Und außerdem, ich war doch nicht aus Neugier gekommen. Zumindest dachte ich, dass ich nicht aus Neugier gekommen war. Er segnete mich kurz und ging. Was Prótopai Anachoretés in jener Nacht gemacht hatte, wurde mir erst viel später klar. Ich lernte das dann in den Meteóra von Paulisto kennen, in jenen verborgenen Bergklöstern in den Wolkenkratzerspitzen dieser Metrópolis. Prótopai Anachoretés war einer von denen, die sich Hesychastaí nennen. Einer, der der Ruhe begegnet war.

In dieser Zeit machten wir auch einmal einen Ausflug nach Canudos, in das Dorf, oder besser gesagt zu den minimalen Restspuren jenes Dorfes, wo der Krieg um Canudos stattgefunden hatte. Wir wurden mit zwei Bussen dorthin gebracht. Die Parallelklasse mit Miguel war auch dabei. Wir sollten

dort ein wesentliches Stück der Geschichte unserer Heimat näher kennenlernen. Der Krieg von Canudos gilt in der Sebastopolitaner Historiografie als etwas, das mit dem Begriff Indikatorfainómenon umschrieben wird. Ein solches ist definiert als ein geschichtliches Ereignis, das besonders emblematischen Charakter hat. Nicht, dass bestimmte, zeittypische Entwicklungen nicht auch in anderen Ereignissen ihren Ausdruck finden würden. Gerade bei großen Entwicklungen in der Menschheitsgeschichte ist es immer eine Unzahl von Faktoren und Detailentwicklungen, die eine Epoche ausmachen. Dennoch gibt es so etwas wie Schlüsselereignisse, in denen sich die großen Epochen, an bestimmten Orten, in bestimmten Zeitspannen, verdichten und dabei in konzentrierter Form ihr ganzes Ausmaß und ihre ganze Komplexität in einem Bild zusammengefasst sichtbar machen. Der Aufstand und der Krieg von Canudos werden in der Sebastopolitaner Historiografie als ein solches Indikatorfainómenon betrachtet.

Wir kamen also in Canudos an. Zu sehen war zunächst vor allem die uns allen bestens bekannte Landschaft des Sertão. Eine sehr trockene, steinige Landschaft, beinahe eine Wüste, mit der typischen, ausgetrockneten, zum Teil brandgeschwärzten Vegetation. Überall der stachelübersäte Xiquexique und diverser, nur zum Teil belaubter Strauchbewuchs. Die Gegend von Canudos zeigt leichte Bodenwellen und einige höhere Erhebungen. Wir wurden in die Senke des Rio Vaza Barris geführt, dort wo einst in einer Kurve dieses kleinen Wasserlaufes die Ansiedlung gestanden hatte. Von den am Ende der Belagerung exakt gezählten fünftausendzweihundert Lehmhütten war nichts übrig. Sie waren nach der Eroberung sofort komplett eingeebnet worden. Später war der Wasserlauf etwas weiter talabwärts durch eine Staumauer abgesperrt und aufgestaut worden. Es bildete sich ein Stausee, der die letzten Reste des Geschehens vollständig versinken ließ. Dies war offensichtlich eine notwendige Maßnahme in den Augen der jungen Republik, nämlich der

Versuch, die Ereignisse in Canudos vergessen zu machen. Das gelang allerdings nicht.

Es gab kaum Sehenswürdigkeiten, hier draußen. Den ehemaligen Stausee gab es nicht mehr. Das Becken lag trocken da. Von der Lehmarchitektur war natürlich nichts übrig. Es blieb also der genius loci. Miguel fragte mich, – Siehst du etwas? Ich bestätigte, außer der Landschaft war nichts zu sehen. Danach gingen wir in das lokale Museum. Es war am Boden der Senke errichtet worden, oder besser gesagt, in sie hinein versenkt worden. Das Museum war unterirdisch angelegt, von außen war nur die Rampe zu sehen, die in die Tiefe führte. Wir gingen die sanfte Schrägung hinunter und kamen zum Eingang. Über dem Portal aus dunkelgrauem Glas war das Emblem des Sebastós in den Stein eingraviert, die Binse und die Biene.

Das Memorial zeigte einige der Relikte, die von der Ausradierung übriggeblieben waren. Patronenhülsen, Geschosse, Verschlussteile von Gewehren, Uniformknöpfe. Knochen und Schädel mit Durchschüssen. Die Belagerung der Ansiedlung war in einem Diorama aus Holz und Lehm nachgebaut. Man sah die ohne Plan angelegten Hütten, zwei Kirchen, kleine Figuren der Jagunços vor den Häusern und in ihren Stellungen. Auf den umliegenden Höhen waren Stellungen der republikanischen Armee mit Geschützen aufgebaut. An einer Wand, mehrfach überlebensgroß projiziert, war das Foto des Conselheiro zu sehen, des Wanderpredigers und Anführers von Canudos. Er liegt tot auf der Erde. Er trägt wildes, langes Haar und einen verfilzten Bart. Der abgezehrte Anführer einer verzweifelten, ausgegrenzten, in den Genozid getriebenen Landbevölkerung. In der schließlich erfolgreichen, vierten Belagerung waren Zigtausende von ihnen massakriert worden. Kaum jemand überlebte. Dies war die Tat der regulären Armee des eigenen, jungen Staates. Schon der Zeitgenosse Euclides da Cunha nennt den ganzen Feldzug resümierend ein Verbrechen, – und wie er dabei betont –, das im vollen Sinn des Wortes.

Der nächste Raum war einer Dokumentation der Ruinen von Silia gewidmet. Stadtpläne, das Stadtwappen, Fotos aus der Erbauungszeit. Darauf waren die gleichen Typen und Fysiognomien als Arbeiter zu sehen, die zuvor als freie Kämpfer auf den Fotos aus Canudos abgebildet waren. Die Bekleidung war nur wenig anders. Sie bauten an einer neuen Stadt, die die ihre sein sollte. Dann Fotos von heute. Reste der Repräsentationsbauten, Fensterhöhlen ohne Glas, geborstene Betonplatten. Gras, Büsche, Bäume aus den Mauern wachsend. Große Wasserlacken zwischen den Resten von Ásfalt. Die Stadt ist schon vor vielen Jahrhunderten endgültig verlassen worden.

Lange davor aber hatten ihre Bewohner, oder genauer gesagt ihre Benutzer, diese Stadt bereits auf die ihnen eigene Art aufgegeben. Die Beamten, die dort arbeiteten, und ihre Regierenden, verließen die Stadt regelmäßig. Jeden Freitagabend, oder wer es sich leisten konnte schon jeden Donnerstagnachmittag, nahmen sie ein Flugzeug und flogen in eine der Küstenstädte, um dort das Wochenende zu verbringen. Die Stadt galt als unerträglich. Sonntagabends flogen sie wieder ein. So ging es jahraus jahrein. Ihre Gründung, ihr neues Zentrum, war bestenfalls eine Maschine. Eine Regierungsmaschine, in der man keine Stunde länger verbringen wollte, als es das Herrschaftssystem der Entfremdung erforderte. Die Sertanejos, die normale Bevölkerung der Stadt und des Umlandes, verbrachten die Wochenenden selbstverständlich in Silia. Und ihr gesamtes Leben verbrachten sie in der von dort aus konzertierten Entfremdungsmaschinerie. Deren Erfinder hingegen konnten sich wöchentlich Urlaub davon leisten. Was recht deutlich zeigt, dass diese Erfinder nicht an ihre eigene Schöpfung glaubten. Schließlich, nachdem die Wirren ausgestanden waren, wurde die Hauptstadt wieder an die Küste rückverlegt. Die neuen Regierenden und ihre Beamten reisten von nun ab nicht mehr jeden Sonntagabend in die Bergwerke der Verneinung. Heute leben sie dort, wo das Volk leben wollte und will, in dem

Ambiente, das dieses aus sich selbst heraus geschaffen hat. Die Rückverlegung der Hauptstadt an die Küste wird allgemein als die Rückkehr zum Originalzustand und als die Wiederherstellung des Normalrechtes gelesen.

In einem weiteren Raum gab es dann die sogenannten Königslisten. Angefangen vom Begründer der herrschenden Dynastie, Sebastós I. Metanoetés, bis zum gegenwärtigen Herrscher, Sebastós LVII. Patriasotér. Zwischen den Namen dieser beiden waren die kompletten Titulaturen aller Sebastoí der Metanoetendynastie geschrieben. In Hieroglyfen, in Griechisch, in Brasilianisch und in Neometaindoeuropäisch. Die Sebastopolitaner Historiografie sieht in den Ereignissen von Canudos ein Emblem der großen Auseinandersetzungen. Die Ausgrenzung derer, die am Original festhielten. Canudos wird als eine Wiederholung der Ereignisse in der Vendée verstanden. Als der unbeugbare Widerstand gegen die Revolution. Auch der Rachefeldzug anlässlich der militärischen Besiegung der Originalisten wiederholte sich in Canudos weithin genauso, wie er zuvor in der Vendée stattgefunden hatte.

Als Brasilianer, und insbesondere als Sertanejo, sehe ich hier natürlich noch andere Details. Man muss die Idiosynkrasie dieser Leute kennen, um zu verstehen, was sie wirklich lebten. Diese Leute waren Analfabeten, so wie es ein großer Teil der Bevölkerung dort heute noch ist. Ihre ganze Bildung war diejenige, die sie in der Kirche gehört hatten. Für sie bestand die Ordnung in Gott. Alles andere folgte ihm. Sie waren fern davon, gebildet zu sein. Sie als religiöse Fanatiker zu bezeichnen, wäre ein Anachronismus. Auch davon waren sie weit entfernt. Es fehlte ihnen sogar dazu an Bildung. Es kam zwar auch auf Seiten der Jagunços zu Auswüchsen, wie etwa das Aufhängen von erbeuteten Uniformteilen der Staatsarmee und sogar von abgehackten und zunehmend verwesenden Schädeln gefallener Soldaten entlang der Aufmarschwege der Armeekolonnen. Damit wurde offensichtlich eine Demoralisierung des Feindes

angestrebt, und die Mitteilung eines unbedingten Kampfwillens seitens der Jagunços. Derartiges ereignete sich aber kaum aus ideologischer Verhärtung. Sondern dies ist vielmehr Ausdruck der Verzweiflung über das mysterium iniquitatis, über die Tatsache nämlich, dass die Protagonisten eines massives Unrecht umsetzenden Systems, die als solche nicht weniger als einen staatlich legitimierten Genozid an der eigenen Bevölkerung betreiben, gleichzeitig zu den Besitzern der totalen militärischen und ökonomischen Mittelüberlegenheit werden.

Ich persönlich sehe die Jagunços zwar verwandt, aber doch auch deutlich different von den Vendéens. Beide hielten an der Tradition fest. Aber die der Vendée, war die Tradition Europas. Während die Tradition des Sertãos nicht nur die europäische ist, sondern genauso die amerikanische und die afrikanische. Das machte den Widerstand primitiver, aber eben auch profunder. Der Aufstand im Sertão ist kein politischer gewesen, nicht gegen eine bestimmte historische Entwicklung, nicht einmal direkt gegen die Republik. Diese lieferte nur den Anlassfall. Tatsächlich waren die Ereignisse in Canudos ein Aufstand gegen alles, was die Verleugnung des Einzigen forderte, das für diese Menschen tatsächlich wirklich war. Es war ein Aufstand gegen jeden, der Gott nicht an die erste Stelle setzt. Was politisch daraus folgen müsste, überlegten sie sich nicht. Dafür hatten sie kein Konzept. Sie waren nur klar über dieses erste Gebot: keinen Gott haben, außer den wahren Gott. Wer hier etwas anderes vorschlug, war für sie inakzeptabel. Während sie sonst vieles nicht verstanden, waren sie hierin klarer als so mancher der historischen Päpste.

Der Rhomäerautokratorie verblieb die Kleinigkeit, eine Gesellschaft, ein Imperium aufzubauen, das dieses erste Gebot erfüllen würde. Wir können nicht behaupten, dies erreicht zu haben. Aber, im Unterschied zu den Zeiten des Krieges von Canudos, leben wir in einem Staat, der Gott nicht in allen seinen Gesetzen und jedem seiner Staatsakte verschweigt, ja tatsächlich verweigert, so wie es die Staaten und die Unstaaten, die

Regierungen und die an der Macht stehenden Verbrechersyndikate der Wirrenzeit getan hatten. Sie konnten den Namen des wahren Gottes nicht mehr aussprechen. Die Konsequenz war das unaufhaltsame Wachstum der Bosheit als allgemein akzeptiertes Gesellschaftsprinzip, und der stets fortschreitende Schwund aller höheren Menschheitsleistungen. Auch wenn die Guten oder die Naiven, und oft waren das dieselben, stets bereit waren, sich selbst das Gegenteil einzureden: es gab kein Halten im Wachstum der Entrechtung und in der Zunahme der Irreführung. Nachdem nämlich auch sie, die Guten, ein Gemeinwesen suchten, das die Relativierung der ersten Realität für akzeptabel hielt, arbeiteten sie über kurz oder lang an der Höllenfahrt mit. Der Takt dieser Fahrt wurde stets und ausschließlich von den Gottesverneinern geschlagen, und sie erreichten ihr Ziel unaufhaltsam. Der Kompromiss mit der Verneinung als der prinzipiellen Lebensgrundlage führte eben nicht in die versprochene Demokratie der gleichen Rechte für alle, sondern in das Krebswachstum der schleichenden Zerstörung. Insofern ist es sehr verständlich, dass die Sebastogénnetoi, aber auch die ganze Geschichtsschreibung der Autokratoría, im Widerstand von Canudos stets einen wesentlichen Samen für das Wiederfinden des orthonomen Lebens gesehen haben.

Lösungen allerdings lieferte Canudos, wie schon gesagt, gar keine. Wie man denn nun ein Staatsgebilde aufbauen könnte, das in Gott seine erste Begründung hätte, aber eben doch größer und leistungsfähiger wäre als fünftausendzweihundert unorganisierte Lehmhütten in einer nahezu unfruchtbaren Gegend, darauf hatte weder der Conselheiro noch die Bevölkerung von Canudos eine Antwort. Sie dachten nicht einmal ansatzweise darüber nach. Dennoch, gerade diese Reduktion in jener geschichtlichen Entwicklung auf das unum necessarium, ohne jeden Kompromiss und mit dem Selbstopfer bis zum letzten Mann und der letzten Frau, diese Klarheit in der Entscheidung wird als Indikatorfainómenon für die Notwendigkeit einer Metánoia in

jener Epoche angesehen. Man musste erkennen, dass die systematische Verweigerung des wahren Gottes keine mögliche Position im Spektrum diverser anderer Positionen war, sondern dass die Zulassung dieser Haltung als allgemeines Handlungsmodell logischerweise und notwendigerweise alle höheren Positionen und Lebensmodelle ausschloss, und zwar über die gewaltsame Vernichtung aller dieser. Das Massaker in Canudos bewies das einmal mehr, nur eben in der extrem emblematisch sichtbaren Weise eines gefeierten, flächendeckenden Genozids an den eigenen Mitbürgern. Dort hatte es für eine Bevölkerung, für die Gott an der ersten Stelle stand, keinen Raum und kein Recht gegeben. Die Auslöschung erfolgte unter der Behauptung einer legitimen und notwendigen Niederschlagung eines Aufstandes; allerdings wurde diese Vernichtung von einem politischen System exekutiert, das sich selbst auf illegitimen Grundsätzen aufgebaut hatte.

Mit dem vierzehnten Lebensjahr stand eine Zäsur bevor. Unser Bildungssystem diversifiziert sich hier, und es besteht die Möglichkeit, bestimmte Bildungsschwerpunkte zu wählen. Je nach bisherigem Fortschritt steht in diesem Alter auch eine Selektion der Begabteren an. Wer bis dahin gute Leistungen gezeigt hat, dem stehen diejenigen Mittleren Schulen offen, welche über die Approbation durch das Kultusministerium in Sebastópol verfügen. Die Väter in Petrolina wählten jeweils aus den Klassen der Dreizehnjährigen diejenigen aus, die an die Mittleren Schulen mit Elitestatus gehen sollten. Zu meiner Freude, und zu der von Dom Fabiano, erging ein Brief von Prótopai Anachoretés an meinen Vater, dass ich für die Übersiedelung nach Paulisto, an die dortige Mittlere Schule der Väter vom Berge vorgesehen war. Wenn seinerseits nichts dagegensprache und die notwendigen Mittel des Stipendiums garantiert wären, würde die Schule die Formalitäten einleiten. Mein Vater kontaktierte Dom Fabiano, und er sagte die Aufstockung der Mittel zu. Ein analoger Brief wurde auch an den

Conde de Xique-Xique, Miguels Vater, geschickt. Miguel war auch für Paulisto vorgesehen. Nach einigem Hin und Her, war es klar, dass Miguel und ich, und noch einige andere Kollegen, ab Februar des folgenden Jahres in Paulisto in die Schule gehen würden.

Große Unruhe kam auf unter den Schülern. Paulisto ist so etwas wie die inoffizielle Hauptstadt des Landes. Wir würden dort leben. Ich hatte die Stadt noch nie gesehen, aber einige der Mitschüler waren schon dort gewesen. Auch Miguel. Sie begannen nun in jeder der Pausen davon zu schwärmen, wie großartig es dort sei. Es gebe alles zu kaufen, was man sich nur vorstellen könne. Es gebe ganz viele Kinos, Einkaufscenter, Schwimm- und Sportpaläste und endlose Vergnügungsveranstaltungen. Die Stadt hätte weite Parks, wo man Fußball spielen könne. Aber auch die beliebten Klettertouren durch die dort angepflanzten Riesenbäume aus dem Urwald seien möglich. Im Unterschied zu Petrolina und dem Sertão könne einem in Paulisto einfach nicht langweilig werden. Auch der Blick von den höchsten Wolkenkratzern des Zentrums sei unvergleichlich. Selbst von ihnen sehe man kaum bis an das Ende der Stadt. Ich war schon gewaltig neugierig auf alles, was dort kommen würde.

Februar, nach den Sommerferien, war es soweit. Ich reiste zuerst nach Xique-Xique, um mit Miguel gemeinsam ein Flugzeug nach Paulisto zu nehmen. Wir kamen dort in einem Tropengewitter an. Ein Fahrer der Schule holte uns ab und wartete in der Empfangszone. Es regnete derart, dass man den Flughafen zunächst gar nicht verlassen konnte. Nach einer Stunde hatte es aufgehört zu regnen, und wir fuhren los. Die sechsspurigen Stadtautobahnen, Tunnel, Viadukte, und die Verschlingungen der Verkehrswege in der Tiefe der Hochhäuserschluchten ließen uns den Atem anhalten. Nach einer Stunde kamen wir in der Schule an.

Die Schule mit dem Kloster der Väter vom Berge Tabor belegte zwei ganze Blocks. Auf der einen Seite lief eine Autobahn, die Barranco hieß, durch eine tiefe Schlucht zwischen zweien der

Stadthügel. Man sah die Autos gar nicht, hörte nur ihr Rauschen. Die andere Seite mit dem Haupteingang war zum Zentrum orientiert. Hier konnte man zu Fuß in die Einkaufsstraßen rund um die Verwaltungsgebäude und Repräsentanzen der großen Firmen gehen. Der Kloster- und Schulkomplex war um einen Innenhof gebaut, der neben Sportplätzen auch ein schön angelegtes und gepflegtes Stück Regenwald beinhaltete. Auf verschlungenen Wegen, über kleine Hügel und unter einer gebogenen Brücke hindurch konnte man hier spazieren gehen. Es gab einen Tageszeitenplan, wann Schüler, wann ausgewählte Besucher und wann die Mönche den Park benutzen konnten. Die Mönche hatten jeweils die zwei Stunden vor der Dämmerung und die erste Stunde der Nacht für sich reserviert. Dann sah man sie alleine oder in kleinen Gruppen im Garten, betend oder lesend, und ungestört von Schülern und Besuchern.

Zur Begrüßung wurden die neuen Schüler in der Hitze des Februaranfangs während dreier Tage auf Exkursion in die Stadt geschickt. In Gruppen zu acht und unter der Führung eines Lehrers wurde nun fast alles ausprobiert, was die Stadt zu bieten hatte. Zunächst wurde mit der Metro gefahren, die in einem sehr dichten Netz und weit schneller als aller Autoverkehr die Stadtteile verbindet. Übertroffen wird das Metrosystem nur von den Hubschraubertaxiunternehmen, die ein Verbindungsnetz zwischen den wichtigsten Hochhäuserlandeplätzen aufrechterhalten. Dieses System ist permanent laufend. Man fährt nur ein Hochhaus mit dem Lift hinauf und steigt in den dort wartenden oder innerhalb weniger Minuten einfliegenden Helikopter der gewünschten Linie ein. Platz gab es damals für je vier Passagiere und je einen kleinen Handkoffer. An der gewünschten Plattform steigt man aus, fährt den Lift hinunter oder nimmt eine andere Helikopterlinie zu einem der nächsten Landeplätze. Wie gesagt, das System war schon damals deutlich schneller als die Metro, jedoch war der Preis auch deutlich höher. Die Strecke vom Terrazzo Dumont bis zum Estádio Colocaténses

durften wir fliegen. Wir sahen das Zentrum von oben, den Mercado Central, Novo Versailles mit den Parkanlagen und auch unsere Schule mit ihrem Garten im Inneren. Mit diesem Highlight war der Pakt der Schüler mit der Stadt geschlossen. Es folgten ein Besuch im zoologischen Garten mit der berühmten, lebendigen Sammlung sämtlicher Raubkatzenarten der Autokratoría und danach ein Mittagessen in den offenen Küchen am Mercado Central, wo alle Arten von Tropenfischen und -vögeln sowie das nahezu endlose Spektrum der Urwaldfrüchte angeboten und zu den unglaublichsten Gerichten verarbeitet werden. Schließlich gab es noch einen Besuch des Technocenters im Maracarino-Park, wo für jugendliche Besucher Simulationen von Flugzeugcockpitsteuerungen und von transkontinentalen Kleinraketenflügen angeboten werden. Das war ein guter Einstieg.

Die erste Neuigkeit am Schulort war der Beginn des Unterrichtes in Sanskrit, Erlernen der Devanágari-Schrift und Einstieg in einfache Lesestücke aus Mythologie und Filosofie Indiens. Parallel dazu erhielten wir Instruktion in den filosofischen Systemen Indiens, mit Schwerpunkt im Vedánta, in der Theorie der Grammatik und in den Grundlagen des indischen Bildgebrauches. Miguel und ich machten unsere Hausaufgaben gemeinsam. Wir analysierten die geometrischen Gesetze von Tempelgrundrissen, das Verhältnis von Masse und Raum in deren Innerem, die Rhythmen des plastischen Tempelschmuckes. Einer der wesentlichen Lehrinhalte war es, den ungeheuren Reichtum an Strukturierungskraft, welche die indische Tradition besonders auszeichnet, in uns aufzunehmen. Ein leuchtendes Beispiel dafür ist natürlich die Grammatik des Pánini. Es ist das älteste Grammatikwerk der Menschheit, das in seinem Genre bis heute praktisch unübertroffen geblieben ist. Wer sich durch nur einen Teil jener Kategorien und Strukturschemata durchgearbeitet hat, hat etwas fürs Leben mitgenommen. Wir machten also einen Indienzug noch über denjenigen Alexanders hinaus.

Als zunächst vielleicht unbewusste, dunkle Rückseite dieser Tagesaktivitäten meldeten sich die tieferen Bedeutungen der Dinge, die wir damals auf Schülerniveau studierten. Die Thematiken von Wirklichkeit und Unwirklichkeit, Erscheinung und Trug, Individuum und Kosmos, Zeit und Aufhebung der Zeit. Wir durchliefen eine unendliche Folge von Standpunkten und Interpretationen der grundlegenden Bedingungen der Existenz. Diese Dinge, dieses Wissen, aber auch dieses Flirren von Erkenntnisdrang, der mit jedem Jahrhundert andere Ziele vorgefunden hatte und gleichzeitig mit absolutem Anspruch behauptet hatte, alle Unvereinbarkeiten lösen zu können, dabei dann aber doch nie an ein endgültiges Ziel gekommen war, diese existentielle Aporie ergriff auch meine Nachtexistenz. Abendliches Nachsinnen, es war wohl längst das, was die Sadhus und Yogis selbst übten, eröffnete Zustände, von denen Schlafparalysen und Out-of-Body-Experiences noch die am klarsten fassbaren Fänomene waren. Das Tat Tvam Asi wurde Realität: das bist du. Die Einheit von Kosmos und Ich wurde erlebbar. In vollster Realität. – Und in vollster Irrealität; sobald die Ausnahmezeit vorübergegangen war. Was war hier wirklich? Was war die Antwort? Die abertausenden Texte der Lehrtradition verhießen Antwort. Aber, konnte das wirklich irgendjemand studieren? Alleine die Quantität der indischen Literatur war erdrückend. Noch aussichtsloser erschienen die endlosen Widersprüche. Angeblich waren diese auflösbar, in der Meditationspraxis und im Wissen um die Strukturen von Kosmos und Individuum. Jedoch, obwohl ich mindestens einmal auf der mystischen Ebene bereits um den Kailash herumgegangen war, die letzten Fragen blieben dennoch offen. Wo war Móksha, wo war die wirkliche Erlösung?

Samsara und Maya, die Allmacht des vordergründigen Lebens, waren natürlich genauso anwesend. Man musste nur vor das Haupttor des Schulkomplexes treten und war in ihnen angekommen. Das Zentrum von Paulisto stand einem hier offen.

Die Hektik des Werbens und Handelns, fliegende Verkäufer und gut betuchte Firmenchefs, alles war anwesend. Nach getaner Arbeit, ritualmäßig jeden Freitagabend, am Veneris dies, wurden Plastiktische und Sessel in Unzahl auf den Gehsteigen, ja auch mitten auf den Fahrbahnen ausgebreitet. Die aus ihren Firmen und sonstigen Arbeitsstätten Herausströmenden kamen auf ein Bier, gebratene Schweinshaut, Maisküchelchen und den großen Schwatz. Der Verkehr kam zum Erliegen. Die Gespräche gingen über alles und nichts. Das Wichtigste war es, dabei zu sein. Jeder war dein Freund. Jede deine Freundin. Trotz der grenzenlosen Verbrüderung und dem nicht geringen Alkoholspiegel kam es dabei nicht zu Unstimmigkeiten. Die Stimmung blieb heiter. Als Vierzehn-, Fünfzehnjährige durften wir kein Bier trinken, was nicht immer eingehalten wurde. Meist hatten wir aber den beliebten Guaraná. Die Menschen in Paulisto sind gute Arbeiter, auf allen Ebenen der Hierarchie. Sie haben uns und allen Brasilianern gezeigt, dass Arbeiten Spaß bedeuten kann. Hier sah man, dass die Paulistos auch den Ausgleich brauchten. Das gegenseitige Auffüllen der leergelaufenen Batterien im Trubel der Begegnung. Relaxar nennt man das. Man kann das Wort übersetzen; ich lasse die Übersetzung aber aus, denn man muss das gesehen haben, um es wirklich zu verstehen.

Hinter der oberflächlichen Stadtstruktur von Paulisto, die der einer der großen Megastädte der Gegenwart entspricht, verbirgt sich eine fürs Erste nicht direkt ersichtliche Struktur, die aber der dortigen Bevölkerung dennoch hochbewusst ist. Vordergründig bewegt man sich durch die Schluchten der Stadtautobahnen, die Schächte der Metro oder, in den vermögenderen Schichten, hauptsächlich per Helikopter. Die Orientierungspunkte sind die großen Plätze, die Akrópolis, die weiten Parks, berühmte Shopping-Centers, herausragende Gebäude der Verwaltung oder der Wirtschaft, welche besondere architektonische Akzente setzen, und ähnliches mehr. Gleichzeitig spannt sich ein anderes Netz von Verbindungen über

die gesamte Stadt, welches sich aus den Hochhauspalazzi der Adelsfamilien aufbaut. Diese stehen mehr oder weniger regelmäßig verteilt in der Stadt, verstreut über die einzelnen Zonen. Sie bilden Kristallisationspunkte der Identität, keineswegs nur für den Adel, sondern jeweils auch für die Bevölkerung des umliegenden Viertels, des jeweiligen Bairro.

Die einzelnen Bairros haben immer zwei Namen, den einen des Municípios und den anderen, der sich von der dort residierenden Adelsfamilie ableitet. So heißt zum Beispiel das Viertel um den Terrazzo Dumont “Bairro Catapiras“ und gleichzeitig auch einfach nur “Oliveiri“. Das kommt vom Namen der Familie Mauríkos-Oliveira und deren Hochhauspalazzo, der hinter dem Terrazzo Dumont mit seinen goldbeschlagenen Muschelformationen prachtvoll und hoch aufragt. Dabei ist “Oliveiri“, ich habe es zuvor bereits erklärt, eine ägyptisch-arabische Nisbe-Bildung, abgeleitet aus dem Namen Oliveira und heißt einfach: Das von den Oliveiras. Gemeint ist damit das ganze Viertel samt seinen Bewohnern. Ein anderes Viertel ist “Ferreiri“, nach der Familie Gomes-Ferreira und ihrem Palast, der das Bairro Mangueiras überragt. Die Bewohner sagen natürlich lieber, sie wohnen “in Ferreiri“, denn das klingt allemal besser als “in Mangueiras“, was nämlich Wasserschläuche heißt. Sie sagen auch gerne, ich wohne “auf der Quinta Ferreiri“. Das heißt literaliter “auf dem Landgut der Ferreiras“, was natürlich ein gewisser Eufemismus ist, denn dieses “Landgut“ ist eine reine Stadtlandschaft und weit entfernt von einer suburbanen Villengegend. Aber das stört die Freude an der Möglichkeit eines gewählten Ausdrucks keineswegs. Und es bringt die emotionale Bindung der Bevölkerung an die Stammfamilie des Bezirkes zum Ausdruck. Dieses sich über die ganze Stadt hinwegziehende Netz von Adelspalästen stellt also eine eigene Orientierungs- und Identitätsstruktur der Paulistos her.

Die meisten der Adelspaläste sind kleine Juwelen im Gewirr der endlosen Großstadt. Eben auch ihre Optik, ihr

architektonischer Aufbau, ihr Schmuck und die Ausstattung der Eingangs- wie der Dachzonen unterscheiden sich von der Umgebung deutlich. Natürlich hat jeder Palazzo einen Hubschrauberlandeplatz auf dem obersten Stockwerk, und jedes Haus verfügt über mindestens eines dieser Fluggeräte. Je nach Größe der Familie bewohnt sie die obersten zehn bis fünfzehn Stockwerke, welche die beste Aussicht bieten und außen auch besonders reich verziert sind. Darunter befinden sich entweder die familieneigenen Firmen mit Büros und Empfangsräumen oder verschiedene Wohnungen, die vermietet werden. Große Familien können allerdings alleine einen ganzen Hochhauspalazzo belegen. Das ist keine Seltenheit. Zum Beispiel die Castro-Monchiques, die Tabuabas oder auch die Trancoso-Vila Viçosas. Sie alle residieren in einem reinen Familienwolkenkratzer. Wichtig ist es für all diese Familien, dass sie die weitest mögliche Autarkie aufrechterhalten können. Das bedeutet neben entsprechendem Besitz, Wirtschafts- und Finanzkraft eben auch territoriale Autonomie. Der Block, auf dem der Palazzo steht, ist de facto der Block der Familie. Hier wird durchaus in einem feudalistisch-territorialen Sinn gefühlt. Die Stammburg Mumadonas war eben auch abgegrenzt und verteidigbar. Jedenfalls einen gewissen Rest dieser glücklichen Abgrenzung möchte der Adel auch in den Großstädten gewahrt sehen. Die Kommunikation zwischen den einzelnen Großfamilien wird weithin per Helikopter aufrechterhalten. Es ist dem Adel eben wichtig, die Kontakte möglichst ad personam zu pflegen. Alle Elektronik ist wunderbar, ersetzt aber Gespräch und persönliche Umarmung nicht. Was nur irgendwie von Bedeutung ist, wird von biologischem zu biologischem Auge besprochen.

Wie steht nun das Volk zu den Adeligen, was sind hier die Relationen und die gegenseitigen Erwartungen? Da muss man natürlich einmal festhalten, dass die Adelsfamilien wesentliche Arbeitgeber für nicht kleine Anteile der Bevölkerung sind. Es gibt die zahlreichen Stellen im Haus, in der Reinigung von Haus und

Einrichtungen, den Wäschediensten, Küche und Keller, beim Wachpersonal, in den Heeren von technischen Arbeitern für die ausgereifte Haus- und Wohntechnik der Palazzi, angefangen von den Fernsteuerungen der Garagenplatzbeleuchtungen bis zu der Flugleitelektronik für die Hubschrauber, im eigentlichen Zimmerservice, in der Betreuung des Nachwuchses, Lehrstellen für Hauslehrer und private Trainer aller Art, nicht nur in den Gimnásios, sondern für all den Gesellschaftssport, der eben betrieben wird, wie Polo, Squash und Combat-Training. Daneben gibt es noch nahezu unendliche Arbeitsmöglichkeiten auf den riesigen Fazendas im Hinterland, im Land- und Gartenbau, in der Tierzucht und Tierhaltung und keineswegs zuletzt beim ganzen Aufwand der Jagdgesellschaften. Hier wäre noch vieles aufzuzählen.

Das Volk weiß den Adel als Arbeitgeber zu schätzen. Insbesondere auch weil jede Stelle bei einer der noblen Familien stets auf einem anderen ästhetischen Niveau verortet ist, als die Stellen, welche man sonst wo antreten kann. In den Adelshäusern arbeitet das Personal in schmucker Arbeitskleidung, auf Sauberkeit wird höchster Wert gelegt. Das Essen, auch für das Personal, ist gesund, weil stets irgendwelche Lieferungen direkt aus den Fazendas eintreffen. Der Arbeitgeber Adel möchte von gesund aussehendem und innerlich ausgeglichenem Personal umgeben sein. Dazu stellt er die nötigen Mittel bereit, durchaus im Unterschied zu den großen Firmen und Konzernen, deren Personalpolitik weit eher an maschinellen Prinzipien ausgerichtet ist. Man kann durchaus sagen, dass sich jeder glücklich schätzt, wenn er einen Posten, eine Stelle irgendwo beim Adel bekommen hat. Die Reputation im Volk ist dementsprechend. Sagen zu können, dass man “auf der Quinta Monchiqui“ oder “auf der Fazenda Tabuabi“ arbeitet, ist ein Sozialausweis der Sonderklasse. Wie gesagt, es ist egal, ob ein solcher Job in der Stadt oder im Interior, im Hinterland, angetreten wird. Jeder, der für den Adel arbeitet, und sei es selbst in den finsteren

Kanalisationssubstrukturen eines Paulisto-Palazzos, er arbeitet auf einer Quinta oder mindestens einer Fazenda.

Natürlich befindet sich der größere Anteil an Arbeitsplätzen im gesamten Arbeitsmarktreservoir im nicht-noblen Bereich. Aber selbst dort hat das Vorbild der Adelsbetriebe seine Auswirkung. Ein gewisses Mindestmaß an ästhetisch-ethischem Niveau muss auch dort eingehalten werden, sonst fällt eine Firma der öffentlichen Denunziation wegen Missachtung der anerkannten Mindestwertschätzungsstandards anheim. Eine Firma, die hier ins Gerede und in die Zeitungen kommt, muss ernsthaft gegen den Konkurs ankämpfen. In diesem Sinn erfüllt Paulisto wirklich das, wozu es per Gründungsdekret durch den Sebastós erhoben worden ist: den Status einer freien Polis. Die Paulistos wissen es zu schätzen, dass sie nicht zu einer gesichtslosen Masse in düsteren Fließbandprozessen normiert werden und dass sie sich nicht in endlos suburbanen Eintönigkeiten durch ihr gesamtes Leben schieben müssen. Und nicht zuletzt wissen sie, dass stets ein gewisser Anteil an erotisch-ästhetischem Extrafreiraum offengehalten wird, damit das Leben niemals so erstickt werden kann, wie man es aus den unglücklichen Zeiten in schlechter Erinnerung hat, als die Verfechter der permanenten existentiellen Entwertung noch an der Macht waren. Der mit der Familie der Sebastogénnetoi in gutem Einvernehmen stehende Adel ist der Garant, dass die Malignität der babylonischen Stadtunkultur nicht aufkommen kann. Es ist im Allgemeinen bestens bekannt und anerkannt, dass die Präsenz der Adelsfamilien in ihren Palazzi, verstreut über die gesamte Stadt, jenes differente Klima erst so richtig ermöglicht. Dies war eine der Neuerungen, die unter Sebastós I. Metanoetés begonnen und in den folgenden Generationen umfassend aufgebaut worden waren. Die Megalópolis als Kulturfänomen der Menschheit wurde transformiert. Letztlich hatte sich die Zombikultur der adelslosen Städte überlebt.

Miguel hatte in Paulisto natürlich nähere und weitere Verwandte. Und als junger Conde de Xique-Xique öffneten ihm die Akkreditierungsschreiben seines Vaters die Türen zu weiteren Salons. Die meisten Sonntage war er irgendwo eingeladen. Manchmal durfte ich mitkommen. So lernte ich einige der Palazzi von innen kennen, insbesondere auch die obersten Stockwerke. Ich habe ja nicht einmal die luxuriösesten unter ihnen gesehen, etwa den der Familie Alcântara-Melo im Zentrum von Paulisto, oder den der Lima-Oemvérgos im Villenviertel Quintas. Letzterer Palazzo ist überhaupt nur zehn Stockwerke hoch, dafür von einem enormen Park umgeben, der noch Platz für weitere Villen bietet. Bei den Verwandten Miguels sah ich jedenfalls den normalen Luxus, der eben Standard war. Die Condes e Condessas, Barões e Baronesas lebten hier in der Stadt, entbehrten aber trotzdem nicht ihres Landlebensstils. Veranden oder ganze Halb- und Doppelstöcke waren mit der Vegetation ihres Stammsitzes bepflanzt. Da gab es Gewächshauszonen vom Typus Regenwald bis hin zum Xiquexique- und Buschbewuchs des Sertão; wohl gemerkt, in den obersten Stockwerken und mit Aussicht über halb Paulisto. Man möchte eben auch in der Stadt richtig zuhause sein.

An diesen Sonntagen lernte ich jedenfalls die Küche fast ganz Brasiliens auf ihrem höchsten Niveau kennen. Es war auch durchaus üblich, dass die Familien einander wechselseitig mit den kulinarischen Besonderheiten ihrer Heimaterde versorgten. Das, was die adelseigenen Fazendas an lokalen Spezialitäten produzierten, war Austauschware der Courtoisie. Natürlich erlernte ich auch die obligaten Tischsitten und nötigen Verhaltensformen. Miguel gab manchmal kleine Hinweise, aber im Allgemeinen war ich hier von schneller Auffassungsgabe und bedurfte kaum der Anweisungen, geschweige denn der Korrektur. Handkuss war üblich für die Damen, doppelter Wangenkuss nur für die gleichaltrigen Mädchen. Die Erstvorstellung beim Vorsteher des Hauses, bei Conde und Condessa oder Barão und

Baronesa, erfolgte in Proskýnesis; das rechte Knie berührt dabei den Boden. Danach wurde alles viel lockerer. Bei größeren Essen gab es stets einen kleinen Trinkspruch zur Eröffnung. Dieser wurde ausgebracht vom Herren des Hauses, seinem ältesten Sohn oder einem besonderen Gast. Bei aller Kulinarik, sich auf den Genuss zu stürzen, ist absolut geächtet. Wer nicht an sich halten kann, schließt sich aus dieser Gesellschaft aus. Nach dem Trinkspruch folgt ein kurzes Segensgebet. Erst dann wird das Glas gehoben.

Diese Einladungen waren sehr förderlich für mich. Ich hatte einiges zu lernen. Aber gleichzeitig bemerkte ich, wie die Herren und Damen dieser Häuser es schätzten, dass Miguel hier einen Freund mitbrachte, der zwar nicht in solchen Häusern aufgewachsen war, aber nicht nur bei Tisch und im Gespräch mitkam, sondern etwas mitbrachte, was nicht unbedingt jedem Adeligen per Geburt mitgegeben ist. Ich spürte, wie sie es aufrichtig achteten, dass ich mich auskannte mit dem Reiten und der Rinderbeaufsichtigung, und dass ich einen Sinn für das Original habe, für das Wissen um die Landschaft, aus der ich komme, und um die Identität der Leute von dort. Ich wurde herzlich aufgenommen.

Gelegentlich erwähnte Miguel, dass wir uns gerade durch die Texte in Devanágari durchkämpfen und dass ich für die indischen Ausbildungsinhalte sehr begabt sei. Das machte mächtig Eindruck auf die anwesende Gesellschaft. Es ist nämlich so, dass die Adeligen der Autokratoría sehr gut wissen, von welcher enormen Bedeutung es ist, dass sie selbst, eine ausreichende Anzahl an Mitgliedern aus ihren eigenen Reihen, und dann die Beamten und Militärs, Priester, Mönche und überhaupt alle, die irgendeine aufbauende Funktion in der oder für die Autokratoría zu übernehmen bereit sind, dass also alle diejenigen, die in positiver Gewilltheit versuchen ihren Beitrag zu leisten, dass sie alle auch über die nötige Bildung und umfassende anthropologische Kapazitäten verfügen. Die Autokratoría, wie

wir sie haben, bedarf genialer Einzelner, die gleichzeitig bereit sind zu dienen. Groß sind die Bemühungen und stets wach ist die Sorge, dass die nächste Generation das Nötige auch erlernen kann. Bei allem Luxus, den ich in den oberen Stockwerken der Adelspalazzi in Paulisto gesehen habe, gleichermaßen präsent war die Haltung der Arbeits- und Dienstbereitschaft bis in die höchsten Ränge.

Ein besonderes Zeichen dieser Notwendigkeiten ist eine Handlung, man könnte fast sagen ein Ritual, das ich in jenen Häusern in Paulisto regelmäßig gesehen habe, das aber in Sebastópol nicht üblich ist. Nach Aufheben der Tafel, wenn alle von Tisch aufstehen, nimmt der Hausherr sein letztes Gedeck, Teller, Kaffeetasse oder Glas und trägt es eigenhändig in die hinteren Räume des Service. Niemand anderer tut dies, die Familienmitglieder gehen in den Salon, die Herren vielleicht in das Rauchzimmer. Es wäre sogar ein Faux pas, wenn irgendjemand anderer diese Handlung ebenso machte. Es handelt sich dabei um ein Zeichen, ein Symbol, dass der Hausherr nicht einfach residiert und genießt, sondern dass er teilnimmt an der Erledigung der Pflichten und gewöhnlichen Arbeiten. Mit dieser Geste erinnert er sich selbst und gleichzeitig alle Anwesenden daran, dass sie letztlich alle in einem Dienst stehen. Vielleicht täte es den Gesellschaften hier in der Großen Stadt gar nicht schlecht, wenn sie diese brasilianische Sitte einmal kopierten.

Unsere Sonntagsbesuche wurden auch in der Schule bekannt und kamen schließlich den Vätern zu Ohren. Sie waren erfreut, dass die Freundschaft zwischen Miguel und mir funktionierte, und dass ich wusste, mich auf dem noblen Parkett zu bewegen. Offensichtlich hatten auch Eltern anderer Schüler über ihre Verwandten und die dortigen Sonntagsgesellschaften gehört, dass wir beide, Miguel und ich, beinahe als Wiederbelebung von Dom Quixote und Sancho Pança, gute Figur in den Palazzi machten. Dazu muss ich allerdings sagen, dass ich, im Unterschied zu Sancho Pança, weder übergewichtig noch unterbelichtet war. Der

Vergleich war also nur entfernt berechtigt. Wie auch immer, die Väter bemerkten, dass ich vermutlich geeignet war, im Horizont der oberen Stockwerke aufzutreten. Sie gedachten dies zu fördern.

Ich wurde zu einer Besprechung eingeladen, bei der Abbás Ischyríon, der Vorsteher des Klosters von Paulisto, sowie Pai Nikon und Pai Antónios anwesend waren. Pai Nikon war unser Klassenlehrer. Pai Antónios kannte ich vom Sehen. Er war ein Sprachgelehrter und Sprachforscher für transmediterrane Sprachen, und ich hatte ihn immer sehr geheimnisvoll gefunden. Als ich ihn mit den beiden anderen Vätern im Raum sah, wusste ich, dass es irgendwie um den Sprachunterricht gehen würde. Abbás Ischyríon begann und sagte, er habe von Pai Nikon gehört, dass ich gute Fortschritte in Sanskrit und in der Devanágari-Schrift machte und dass das sehr erfreulich sei, wo doch diese Sprache nicht so einfach sei und auch gerade in Brasilien nicht von vielen beherrscht werde. Außerdem hätte er über verschiedene Besucher des Klosters erfahren, dass ich mit meinem Freund Miguel immer wieder Besuche bei den vornehmen Familien von Paulisto gemacht hätte. Da habe er gehört, dass ich mich gut in der Konversation und überhaupt im höfischen Umgang gezeigt hätte. Er sei sehr zufrieden, solche Schüler in der Schule von Paulisto zu haben. Er bestärke mich unbedingt, im Studium des Sanskrits fortzufahren, denn es sei eine Sprache, die den Geist wirklich schule. Und es sei eine wunderbare Grundlage, um die Komplexität und den inneren Aufbau unseres *Mundes*, der ja in Wirklichkeit eben ein Neometaindoeuropäisch sei, zu verstehen. Dennoch möchte er meine Aufmerksamkeit auf ein anderes Gebiet, beziehungsweise eine andere Sprache lenken.

Wie ich sehe, sei Pai Antónios auch anwesend. Er sei ein ganz ausgewiesener Kenner der transmediterranen Sprachen. Sie hätten sich schon besprochen und seien zum Schluss gekommen, dass es wohl sehr günstig wäre, wenn ich nun, nachdem Sanskrit soweit grundgelegt sei, auch mit Koptisch beginnen würde.

Während Sanskrit also eine, ja vielleicht die ideale technische Grundlage für das Neometaindoeuropäische sei, auch sogar für die Helleniké und natürlich so viele andere Sprachen, nicht zuletzt das Brasilianische, so könnte es doch von höchstem Nutzen für mich sein, wenn ich dazu auch noch Koptisch erlernte. Die Schrift des Koptischen sei ja kein Problem, nachdem ich Griechisch schon beherrsche und im Koptischen weithin die gleichen Buchstaben verwendet werden. Aber, und das sei das Entscheidende, das Koptische selbst sei eben eine späte Entwicklungsstufe des Ägyptischen. Und da Ägyptisch, genauer gesagt Mittelägyptisch, die Sprache des Hofes und des Sebastós sei, wäre Koptisch gerade der richtige Einstieg, um besser verstehen zu können, worin nun die Ideale und Ziele des Sebastós, der Autokratoría und überhaupt des Adels begründet seien. Pai Antónios würde mit mir die weiteren Details besprechen. Sie gingen davon aus, dass ich mich für Koptisch interessieren würde, wollten aber meine Meinung dazu hören.

Nun, da brauchte es nicht viel Erklärung. Ich war, wie stets, vom Erlernen einer neuen Sprache begeistert. Ich sagte, dass wir morgen anfangen könnten, ich wäre dazu bereit. Ich wollte Koptisch sowieso schon lernen, da ich einige Manuskripte gesehen hatte und die Buchstaben weithin ja leicht zu lesen seien. Zunächst sehe so ein Manuskript fast aus wie eines in griechischer Schrift. Aber nachdem in der koptischen Schrift Vokale einmal geschrieben und dann auch wieder ausgelassen würden, hätte ich mir gedacht, wo denn in dieser Schrift die Strukturierung zu finden sei. Das sei doch ein besonders auffälliges Charakteristikum dieser Manuskripte.

Pai Antónios antwortete, dass wir uns das gerne näher ansehen könnten. So viel könne er jetzt aber schon sagen, dass es eben einer der interessanten Aspekte des Koptischen wie des Ägyptischen überhaupt sei, dass die Ordnung nicht einfach in der technischen Organisation begründet werde. Hierfür, für technische Klarheit, seien eben Sanskrit und auch die anderen

Sprachen, die das Neometaindoeuropäische so stark beeinflusst hatten, sehr geeignet. Koptisch hingegen zeige, trotz der griechischen Lettern und trotz der vielen griechischen Worte, die im Koptischen verwendet werden, und gerade auch wegen der Tatsache, dass es in Ägypten mindestens tausend Jahre stets neben dem Griechischen weiterlebte, Koptisch zeige eben, dass es in der Organisation des Lebens noch andere präeminente Bedürfnisse gebe, als einzig technische Exaktheit, welche von der griechischen Hegemonialkultur ja reichlich nach Ägypten importiert worden war. Ich fand diese Antwort sehr spannend. Gerade als Sertanejo leuchtete mir das ein. Im Sertão zählt nicht Technomanie, sondern das Wissen um die wesentlichen Lebenszusammenhänge. Das hatte ja auch der Krieg um Canudos gezeigt. Gleichzeitig war aber Ägypten nicht der Sertão, nicht ein trockenes Hinterland großer Ausdehnung mit letztlich nur niedrigem innerem Organisationsbedarf, sondern Ägypten war eine, wenn nicht die Hochkultur. Wieso erscheint dort in der Sprache etwas, was die strengen Grammatiker schlichtweg als Chaos zu bezeichnen pflegen? Ich war gespannt, was Pai Antónios dazu zu bieten haben würde.

So begann also der Koptischunterricht. Die wenigen Zusatzbuchstaben des Koptischen, die über die vierundzwanzig Buchstaben des griechischen Alfabets hinausgingen, waren schnell erlernt. Vielleicht ein Drittel der Worte des Koptischen stammen aus dem Griechischen und waren für mich recht schnell zu lesen und zu verstehen. Der Rest war lesbar, aber ich verstand diese Worte nicht, sie waren ja ägyptisch. Da hieß es zunächst also einmal ein neues Vokabular zu erlernen, das ich von nirgendwo ableiten konnte. Langsam konnte ich dann einzelne Sätze lesen. Was sich zeigte, war aber eine im Vergleich zum Griechischen scheinbar wenig organisierte Struktur. Nicht nur, dass Vokale ausgelassen wurden, fehlten, und die griechischen Endungen sehr vereinfacht waren, auch die ganze Syntax war schwer zu

durchschauen und jedenfalls weit weg von einem griechischen Ordnungssinn.

Pai Antónios erklärte, dass das Koptische die Sprache des ägyptischen Volkes war, und nicht so sehr der gebildeten und reichen Schichten. Die Etablierten im Ägypten jener Zeit sprachen weithin Griechisch und lebten in dessen Horizont. Die koptische Schrift wurde zwar nicht entwickelt, aber doch vor allem verwendet von Mönchen, welche sich weithin aus Bauernsöhnen rekrutierten. Sie benutzten diese Schrift, um die Texte der neuen christlichen Religion nicht nur in der Koiné, der griechischen Einheitssprache, sondern in der ägyptischen Volkssprache aufzeichnen zu können. Es ging darum, die eigene Identität der einfachen Landbevölkerung außerhalb Alexandrias und jenseits der anderen, griechisch dominierten Städte zu erhalten. Die pharaonische Welt war zu Ende gegangen. Das ägyptische Volk lebte zwar weiter, hatte aber neue und fremdsprachige Herren. Es gelang nicht, das eigene ägyptische Erbe als Ganzes in die neue Zeit zu transformieren. Während die Griechen auch nach ihrer Taufe größte Teile ihrer Kultur weiterverwendeten, gelang dies den Ägyptern nicht. Dabei dürfte die ägyptische Bilderwelt zu sehr mit dem Heidentum durchdrungen gewesen sein. Ein Christusbild oder irgendeine Heiligenikone in einem authentisch ägyptischen Stil, welcher die Errungenschaften der pharaonischen Welt genutzt hätte, gibt es nicht. Die koptischen Bilderzeugnisse sind weithin in griechischen Formen gehalten, und dabei vereinfacht durch den engeren Bildungshorizont der ägyptischen Landbevölkerung. Vom pharaonischen Ägypten ist in koptischen Bildnissen so gut wie nichts mehr zu sehen.

Dennoch, so meinte Pai Antónios, sei das Koptische hochinteressant. Nicht nur, weil es sich später als hilfreich erwiesen hatte, um die während gut eineinhalb Jahrtausenden vergessenen Hieroglyfen wieder lesbar zu machen. Sondern, weil es die Überlebensstrategien einer vergleichsweise mittellosen

Bevölkerung in einem Land mit einer hochtechnisierten Herrschaftsschicht zeige. Trotz der allgegenwärtigen Hellenisierung hielt die einfache ägyptische Landbevölkerung an ihrer Sprache fest, entwickelte dafür eine neue Schrift und ließ sich ihr Erbe nicht einfach ausreden. Maßgeblich in dieser Entwicklung waren die Mönche und zunehmend dann die Klöster, welche eine gewisse religiöse und technische Infrastruktur gegenüber der griechischen Hegemonie aufbauen konnten.

Tatsache sei, dass das christliche Mönchstum, und das Klosterleben überhaupt, ägyptische Erfindungen sind. Es sei doch sehr interessant, dass jene koptischen Klöster als Selbstbezeichnung kein griechisches Wort übernahmen, wie es bei so vielen und eben auch religiösen Begriffen der Fall gewesen war. Die Kopten nannten diese ihre neue Erfindung des Klosters heneete. Das sei praktisch fast eine Transkription des alten ägyptischen Wortes Hut-neter; diese etymologische Verbindung bestehe mit hoher Sicherheit. Hut-neter heißt aber einfach Haus Gottes, und es ist die klassische, pharaonische Bezeichnung für jeden altägyptischen Tempel. Hier gebe es also an sehr entscheidender Stelle eine Kulturkontinuität, welche hingegen in den Bildern undenkbar gewesen sei. Eine Übernahme des gesprochenen Wortes und sogar des Konzeptes des heidnischen Tempels in die neue Religion war möglich. Unmöglich sei es aber gewesen, die alte Bildsprache zu übernehmen. Wobei dies gleichermaßen für die Kunstwerke wie für die Bildhaftigkeit der Hieroglyfenschrift gegolten haben dürfte. Ich solle mir dies gut vor Augen halten. Es war möglich gewesen, das neue Fänomen Kloster mit dem alten Terminus des Tempels zu bezeichnen. Es sei aber unmöglich gewesen, diesem Tempel-Kloster auch nur das geringste pharaonische Aussehen zu geben. Für alles Sichtbare nahmen die Ägypter-Kopten das griechische Bildvokabular an, mit der einzigen Modifikation einer Vereinfachung, ja Vergröberung dieses Bildkanons. Das eigene Erbe an

altägyptischer Bildgebung gaben sie hingegen praktisch komplett auf.

Es ließe sich also nicht argumentieren, dass die Kopten, sobald sie Christen wurden, ihre alte Kultur einfach abgelegt hätten. Vielmehr benutzten sie weiter ihre Sprache und verwendeten sogar alte ägyptische Begriffe für neue christliche Realitäten. Es lasse sich ebenso wenig behaupten, dass die Kopten das Bilderverbot sehr ernstgenommen hätten und daher die üppige Bilderwelt des alten Ägyptens verlassen hätten. Die Kopten lebten kein Bilderverbot. Sondern sie hatten eine reiche Ikonen- und auch Plastikproduktion, jedoch in einem recht provinziellen, weithin griechisch beeinflussten Stil. Es stelle sich also die Frage, weshalb die pharaonische Bilderwelt nicht in eine christliche Welt transformiert werden konnte.

Die Ansicht von Pai Antónios war es, dass dies mit dem alten Adel Ägyptens zusammenhängen müsse. Er war der Träger aller Kultur gewesen, und insbesondere auch der Auftraggeber der reichen Bildproduktion, für die Gräber, für die Tempel und wohl auch auf vergänglichen, nicht erhaltenen Materialen, wie zum Beispiel den Papyri. Ohne einen einheimischen Pharao, was seit der Eroberung durch Alexander den Großen der Normalzustand geworden war, sei es für den alten Adel schwierig geworden. Es habe vermutlich an der nötigen Integration zwischen einheimischer Adelsschicht und Bevölkerung gefehlt, welche notwendig wäre, um ein solch hohes Kulturniveau zu halten. Besonders sensibel für einen Kulturverfall seien eben die Bildrepräsentation und die Bildkommunikation, und das erst recht, wenn sie sich auf einem so hohen Niveau befunden haben wie in Ägypten.

So in etwa lauteten die Ausführungen von Pai Antónios. Ich fand, dass dies alles sehr interessant war. Befriedigend waren die Antworten dennoch nicht. Nach Alexander hatte Ägypten nämlich weiter Pharaonen. Sie entstammten den Makedonierkönigen, welche nach dem Tod Alexanders das Land

übernommen hatten. Sie regierten mehr als dreihundert Jahre, bis zur letzten Pharaonin aus diesem Haus, der berühmten Cleopatra. Diese Ptolemäer, sie benannten sich nach ihrem Stammvater, Ptolemaîos, dem General Alexanders, den ich schon erwähnt habe, sie bauten eine Vielzahl neuer Tempel im traditionell-ägyptischen Stil, den ganzen Nil entlang, respektierten die Ämter der einheimischen Priester und waren präsent in den zeremoniellen Ereignissen des rituellen Ägyptens. Warum verschwand das alte Ägypten dann aber doch? Was war hier wirklich vorgegangen? Warum gab es auf die Dauer keine Erneuerung dieser Kultur? Ich musste hier eine Pause einlegen. Überzeugende Antworten waren damals nicht zu finden. Ich studierte aber weiter die koptische Sprache.

Miguel und ich waren nun sechzehn geworden. Im kommenden Sommer war ein besonderer Aufenthalt vorgesehen. Miguels Verwandtschaft war nicht nur in Paulisto beheimatet, sondern erstreckte sich auch auf Flúmina. Er hatte auch dort schon verlängerte Wochenenden verbracht. Nun war ein zweimonatiger Sommeraufenthalt dort vorgesehen. Die Familie der Condes de Róvere-Guimarães, entfernte Verwandte von Miguel eben, hatte ihn dazu eingeladen. Und er hatte angefragt, ob ich nicht auch dabei sein könnte. Ich wurde tatsächlich miteingeladen. Nun waren wir an den Vorbereitungen. Miguel wurde mitgeteilt, dass Flúmina, zumal im Sommer, bekanntermaßen ein entspannter Ort sei und die Etikette in der Stadt und besonders an den Stränden keine besonderen Anforderungen stelle. Da genügten Shorts und Badehosen. Jedoch sei dem nicht so auf den Morros. Dort erwarte man von uns entsprechendes Auftreten und Outfit. Gemeint war damit eine passende Bekleidung für die Abendgesellschaften, die natürlich zu erwarten waren. Denn obwohl wir erst sechzehn waren, würden wir neben familiären Anlässen sicher da und dort zu Veranstaltungen des Adelspraktikums hinzukommen. Für abendliche Einladungen dieser Art wurde von den Gästen

zumindest das Erscheinen in einem Smoking erwartet. Miguel war hierin ausgestattet. Ich natürlich nicht. Miguel schlug vor, ich solle doch bei Dom Fabiano in Penha um Unterstützung anfragen. Dom Fabiano würde doch sicher Verständnis für solch eine besondere Gelegenheit in Flúmina haben.

Ich war mir nicht sicher, aber ich versuchte es und schrieb nach Penha. Dabei erwähnte ich meinen guten Studienfortschritt in Paulisto, eben auch in Sanskrit und Koptisch, erklärte die schöne Einladung für zwei Monate unter die juventude dourada, und fragte an, ob es möglich wäre, dass ich die nötige Sommergarderobe dafür erhielte. Wenig später kam der Antwortbrief von Dom Fabiano, dass er sich sehr freue, dass meine Studien so gut voranginge n. Was meine Anfrage bezüglich der Bekleidungserfordernisse betreffe, so würde er gerne diesen Sommerausflug nach Flúmina unterstützen und hoffe, dass ich und der junge Conde de Xique-Xique viel Vergnügen dort hätten. Er wünsche sich aber auch, dass wir diese Zeit gut nützten, um viele Leute kennenzulernen, und uns unter den Gleichaltrigen wie auch denen, die uns schon ein paar Schritte voraus seien, orientierten, was die kommenden Aufgaben seien und wie wir uns effizient darauf vorbereiten könnten. Die Adelsgesellschaften seien nämlich nicht nur ein großes Vergnügen, sondern dienten eben auch der Planung und Umsetzung der besonderen Aufgaben, die, im vollsten Einvernehmen mit dem Sebastós, von der Nobreza zu bewältigen sind. In meinem Fall hieße das nun ja auch schon, dass ich mir überlegen sollte, welchen weiteren Berufsweg ich denn einschlagen wolle. Ich möge die Zeit daher auch dahingehend nutzen, mich umzusehen, was mein Beitrag in dieser Gesellschaft sein könnte. Beigelegt war ein Formular des Hausschneiders von Penha, in das ich meine aktuellen Körpermaße eintragen sollte. Danach würde dann alles Nötige rasch geschneidert werden.

Ja, das war, wie man in Sebastópol zu sagen pflegt, "Süß mit Bürde". Große Optionen; aber immer auch Ankündigung des

notwendigen Rapports über die geleisteten Taten. Miguel gratulierte mir. Er hatte schon Sorgen gehabt, ich könnte an der Kleiderordnung scheitern. Zwei Wochen später wurde das Paket an der Schulpforte abgegeben. Ich probierte sofort alles. Als mich Miguel sah, pfiff er laut, ich wusste bis dahin gar nicht, dass er das konnte, und meinte, – Da bist Du ja perfekt bereit für die Baronesas.

Mit Schulschluss reisten wir ab. Am Stadtflughafen von Flúmina angekommen, erwartete uns ein Helikopter mit dem Wappen der Familie Róvere-Guimarães, der uns auf deren Sitz auf dem Morro da Boa Vista bringen sollte. Der Hauspilot fragte uns, ob wir von der Reise erschöpft seien. Davon war natürlich keine Rede. Dann wolle er vorschlagen, dass wir zunächst noch eine Runde fliegen würden, damit wir eine Orientierung in der Stadt bekommen könnten. Dafür waren wir klarerweise sofort zu haben. Das Gepäck kam in den Hubschrauber, und wir stiegen ein. Wir flogen zuerst die Küste entlang und sahen die großen Kurven der Uferautobahnen, mit den vorgelagerten Stränden und Strandpromenaden, dazwischen immer wieder Parks mit Restaurants und Cafés. Das Wetter war strahlend, und man konnte die Leute beim Sport am Strand oder beim Trinken aus den Coco-Nüssen an den Quiósques sehen. Die Strände waren von Hotels und luxuriösen Condomínios eingefasst, die an der Meeresseite natürlich die besten Aussichten boten. Hinter der ersten Küstenlinie stiegen die Felsen und Morros auf, die vielgestaltigen Hügelformationen aus Granit, welche die Stadt überragten. Oben auf den verschiedenen Morros befanden sich die Adelspaläste, aufgereiht in der Linie dieser Hügel, etwas näher oder etwas mehr entfernt von der Wasserlinie.

Im Unterschied zu Paulisto haben die Palazzi in Flúmina nicht das Hochhausformat, sondern folgen einem mehr traditionellen Schema. Es sind zweistöckige bis dreistöckige Anlagen auf einem Souterraingeschoß, umgeben von Veranden und Balkonen, insbesondere auf der Meerblickseite. Das Dach ist

oft wirklich noch gedeckt und bietet in den Mansarden Raum für die Gästezimmer mit bester Aussicht. Die meisten Palazzi haben oben auf den Morros ihren eigenen Swimming-Pool. Das dient aber nur für die schnelle Abkühlung und vielleicht für ein paar Schwimmlängen. Beliebter ist es selbstverständlich, an den Strand zu gehen, kurz ins Salzwasser einzutauchen und dann das Strandleben zu genießen. Dazu gibt es von den Morros hinunter zum Strand kleine Seilbahnen, durch die eine direkte Verbindung von den hochgelegenen Wohnsitzen zum Meer hergestellt ist.

Am Strand mischen sich die Adeligen vollkommen unter das Volk, da heben sich die Standesunterschiede auf. Besonders die Jungen sind hier kaum mehr von der Bevölkerung zu unterscheiden. Freilich gibt es dann doch wieder kleine Distinktionen. An ihrer Badebekleidung, immer streng seitlich links, ist klein, dezent und doch eindeutig das Familienwappen aufgestickt. Also, wer es wissen will, kann durch einen kurzen Blick klären, um wen es sich handelt. Etwas, was natürlich auch nicht abgelegt wird, ist die differenzierte Intonation des Sprechens. Gerade in Flúmina besteht diese in feinen Anspielungen an die Klangmelodie des Portugiesischen. Ja, ich habe dort sogar schon Nuancen aus dem Altportugiesischen gehört. Aber das sind Feinheiten. Am Strand sind wirklich alle anwesend. Und jedermann ist sich bewusst, dass auf der Liege da oder dem Handtuch dort drüben ohne weiteres auch ein junger Conde liegen kann. Oder auch einmal eine bildhübsche Marquesa. Das weiß man nie. Alles ist möglich. Das hebt die Grundhaltung und das Umgangsniveau aller Strandbesucher sehr und macht aus dem, was sonst nur ein netter Sandstrand wäre, einen ungezwungenen Salon unter strahlender Sonne.

Wir flogen also auf Höhe der Morro-Palazzi dahin und konnten beinahe in die Salons sehen. Dabei passierten wir den Morro da Bela Aurora mit den Palästen der Beixa-Duartes und der Familie Albuquerque, den Morro Quirichiquí mit der unglaublichen Terrassenanlage der Familie Monçalves und den

Corobáco mit der großen Marienstatue. Miguel hatte schon mit dem obligaten Flugunterricht begonnen und gab mir nun während des Fluges kurze Erklärungen, was der Pilot immer gerade machte, wie er das Gerät steuerte, und wie er die warmen Aufwinde entlang der Morros nutzte, um mit weniger Geräuschentwicklung doch nahe an den Ansitzen vorbeizusteuern. Wir flogen weiter am großen Yachthafen vorbei, dahinter dann über die Altstadt mit den kleinen Gassen und engen Höfen, und kamen über die Beira verde mit ihren fünffach parallelen Palmenalleen in die Nähe der Residenz des Vizekönigs. Unser Pilot fragte uns, ob wir noch Zeit und Lust hätten, eine Runde um die Residenz zu fliegen. Für das Gelände selbst herrscht Flugverbot. Aber man kann außen eben, unter Einhaltung der vorgeschriebenen und streng überwachten Sicherheitsabstände, eine Runde drehen und sieht dann sehr schön die ganze Anlage. Wir hatten natürlich noch Zeit und flogen also weiter.

Die Residenz des Vizekönigs wurde in der Nähe des Zentrums gebaut. Nachdem aber hier alles weithin schon verbaut gewesen war, entschied man sich, den ganzen Komplex hinaus ins Meer anzulegen. Von der Landseite her gibt es eine lange Brücke, die in ihrer Mitte eine leichte Erhebung bildet, welche kleineren Schiffen und den Segelyachten die Durchfahrt erlaubt. Wenn man diese Erhöhung passiert hat, kommt die Eingangsfassade aus weißem Carrara-Marmor direkt in den Blick. Der Palast befindet sich auf einer künstlichen Insel, auf deren Hinterseite auch noch ein Park angelegt ist. Von unserer Position aus sahen wir die Innenhöfe, im Zentrum die Palastkapelle, und im Park die großen Jacarandás. Pedro, der Vizekönig, ist ein Großneffe des Sebastós. Er kam schon als Kind nach Brasilien und wurde hier erzogen. Mit Achtzehn übernahm er als Pedro XVII. den Thron von seinem Vorgänger Basileús Henrique III., einem entfernten Onkel von ihm. Pedro ist sehr beliebt beim Volk. Es kümmert sich um das Schulwesen, nicht nur in den Zentren, sondern auch im

Interior. Die von Campos Secos nächstgelegene Grundschule, in Monte Claro, heißt Escola Pedro XVII., weil er sie ganz neu bauen hat lassen. Seine Beliebtheit gründet unter anderem auch auf seinem Privatleben, das nämlich jedermann, wenn auch nur von gewisser Ferne und zu gewissen Zeiten, selbst beobachten kann. Wie gesagt, auf der Rückseite der Palastinsel gibt es einen Garten und dahinter auch einen Strand. Im Sommer kann man den Vizekönig dort mit seiner Familie völlig ungezwungen und in Badehose das Strandleben genießen sehen. Von den vorbeifahrenden Schiffen, den Fähren und auch den Privatbooten, hat man da direkte Einsicht, was ihn und die Familie offensichtlich nicht stört. Wenn man Glück hat, winkt er auch einmal zu den Schiffen hinüber. Man würde nicht glauben, was das für einen Effekt auf die Akzeptanz des Herrscherhauses in der Bevölkerung hat.

Aber das ist nicht alles. Kaum dass er den Thron bestiegen hatte, hat er eine Gruppe aus Architekten, Wissenschaftlern, Künstlern, Handwerkern und anderen zusammengestellt und erklärt, sie sollten sich zusammentun und die Erfahrungen des Hausbaus in Brasilien als einem Land tropischen Klimas analysieren und daraus die Prinzipien einer allgemeinen Tropenarchitektur entwickeln. Das Wissen um schwerste Regenfälle und hohe Luftfeuchtigkeiten, hohe Temperaturen und starke Präsenz von Insekten, Probleme des Schimmelbefalls und der Klimatisierung, Lagerhaltung von Nahrungsmitteln, die Aufgaben der Kanalisation in feuchten bis sumpfigen Böden, und so weiter; er gab da eine Unmenge von Aufgaben vor und meinte, die Brasilianer seien das Volk, das hier führend werden könne. Mittel wurden von den Ministerien der Wirtschaft, der Wissenschaft, der Gesundheit und des Inneren bereitgestellt, und nach etwa zehn Jahren gab es nicht nur die weltweit führende Expertengruppe in diesen Fragen, sondern bereits einen regen Export von Know-how und Spezialmaterialen nach Westafrika, in den Kongo, nach Madagaskar, aber auch nach ganz

Hinterindien und Indonesien und diverse pazifische Destinationen. Inzwischen stellen sich chinesische Delegationen an, um Kurse an der ADAT, der Academia da Arquitetura Tropical, zu machen. Ganze einheimische Industriezweige sind hier herangewachsen. Pedro ist stets bei den Jahreskongressen anwesend und gibt regelmäßig Interviews über die Fortschritte. Das sind natürlich Entwicklungen, die sich für ein Land wie Brasilien sehr bezahlt machen, finanziell und in Hinblick auf die Identität.

Wir hatten unsere Runde um den Palast gemacht, hatten auch den Strand gesehen, an dem die Familie leider nicht anzutreffen gewesen war, und flogen nun aber Richtung Morro da Boa Vista. Beim Anflug sahen wir schon, weshalb dieser Granitfelsen seinen Namen trägt. Er liegt an der Spitze der beiden schönsten Strände der Stadt und verbindet sie sozusagen. Von oben aus kann man die beiden langgeschwungenen Kurven dieser Strände mühelos in den Blick nehmen und hat dazu noch eine wunderbare Aussicht auf die Stadt. Der Hubschrauber setzte sanft auf, und wir stiegen aus. Unsere Koffer wurden übernommen. Wir wurden von Manolo, dem Chef des Hauspersonals, empfangen und ins Haus geführt. Zunächst gab es Fruchtsäfte zur Abkühlung, dann wurden uns unsere Zimmer gezeigt. Wir sollten uns einrichten, wiederherstellen, und in einer Stunde gebe es das Mittagessen. Zuvor würden wir noch von Conde und Condessa empfangen werden. Wir würden avisiert werden.

Miguel kannte sie ja schon, ich freilich noch nicht. Wir duschten also erst einmal gemütlich und packten dann unsere Kleidung aus. Insbesondere auf den Smoking samt passenden Accessoires war Acht zu geben. Die Zimmer waren in der Mansarde untergebracht, mit Blick auf die Praia Roxa. Man hörte, wie Wellen anbrandeten. Von unseren Fenstern sah man die Stahlseile der Gondelbahn, welche die Verbindung zwischen dem Haus und dem Strand herstellte, unten konnte man die Badenden sehen. Wir konnten es kaum glauben, wie schön es hier war. Wir

blickten eine Weile aus dem Fenster und machten Pläne, wann wir hinunterfahren würden, um in das Meer einzutauchen und das Strandleben zu genießen. Dann machten wir uns zurecht, was zu dieser Stunde und Jahreszeit lediglich Hemd mit Hose hieß. Bald nachdem wir uns fertiggemacht hatten, klingelte es. Wir gingen hinunter.

Manolo wartete schon in der Eingangshalle und sagte, nun könnten wir uns den Condes de Róvere-Guimarães vorstellen. Sie warteten in der Sala de Estár. Sie waren kaum formeller gekleidet als wir. Der Conde trat uns zwei Schritt entgegen. Wir machten die Proskýnesis, das rechte Knie berührte den Boden. Dann standen wir auf, der Conde trat zu uns heran, begrüßte zunächst Miguel, dann mich per Handschlag. Nun stellte mich Miguel vor und sagte, ich sei Nilson Lapis, sein Freund und Schulkollege mit Kenntnissen des Altportugiesischen. Dann präsentierte der Conde uns der Condessa. Es folgte der Handkuss, zuerst Miguel, dann ich. Die Condes fragten uns, wie die Reise gewesen wäre, und wir sagten, es sei problemlos und sehr angenehm gewesen. Wie kamen gleich auf den Hubschrauberflug zu sprechen, bedankten uns für die Extraführung durch die Stadt und erwähnten die großartigen Aussichten, die wir auf die Morros, die Strände und die Residenz des Vizekönigs gehabt hatten. Dann ging es in den Speisesaal.

Das Essen war gepflegt, aber einfach. Salat als erster Gang, gefolgt von Fleisch mit Reis und Feijão, danach Früchte. Kein Alkohol. Dafür war die Konversation umso angeregter. Die Condessa wollte wissen, was es mit meinen Altportugiesischkenntnissen auf sich habe, und wo man denn heute das noch lernen könne. Miguel und ich blickten uns an und sagten dann wie aus einem Mund: im Sertão. Alle mussten lachen. Miguel erklärte nun, wie wir Freunde geworden waren, als wir unsere gemeinsame Faszination für die Gedichte und Oden aus dem alten Minho und Douro entdeckt hatten. Ich erzählte diesmal sogar die Geschichte der Handschriften aus der Capela de fora,

und wie mein Vater uns immer abends, draußen bei den Tieren daraus rezitiert hatte. Die Condessa meinte, ja, Mumadona, der Namen sei ihr geläufig. Heute hieße aber doch niemand so. Ich sagte, das liege vielleicht an einer unbewussten Scheu, da man doch wisse, dass Mumadona eine sehr bedeutende Frau gewesen sei. Wer immer sich so nennen würde, liefe Gefahr, sich mit ihr zu vergleichen oder gar mit ihr in einen Wettstreit zu treten. Da könne man nicht leicht gute Figur machen. Die Condessa erwiderte, dass das ja wohl niemand wollen könne, aber dass der Name eben doch sehr gut klinge und es daher erstaunlich sei, dass niemand sich so bezeichne oder seine Kinder so nenne, ob nun nach ihr oder nicht.

Der Conde sagte dann, dass seine Familie natürlich um Mumadona wisse, schließlich trage die Familie Guimarães ja den Namen ihrer Stammburg. Und dass sie, Conde und Condessa, nun einmal die Ruinen, die man dort angeblich noch sehen kann, besichtigen müssten. Sein Bruder sei dagewesen und hätte, unter Nutzung der topografischen Namen und der Hinweise in den Gedichten, den Standort lokalisieren können. Nachdem der Ort der Burg Mont Salvais ja bekannt sei, habe er, unter akribischem Auswerten verschiedener Orts- und Relationsangaben zwischen den verschiedenen Burgen und eben auch dem Sitz Mumadonas, sowie in Nutzung ältester Wegkarten, den Felsen der Burg tatsächlich ausfindig machen können. Einige wenige Blöcke der Grundmauern habe er dort auch aufgefunden. Auch einen spitz zugehauenen Stein derselben Zurichtung wie die Grundmauerblöcke habe er gefunden. Es müsse sich dabei um einen Abschlussstein der Brustwehr gehandelt haben, einer Mauerzinne oben auf der Burg. Viel mehr war aber nicht zu finden gewesen. Nun, vielleicht, wenn man eine richtige Grabungskampagne organisieren würde, allenfalls wäre noch mehr zu finden. Schließlich könnten ja auch noch Waffen oder vielleicht Münzen irgendwo in der Erde warten.

Dann wollte der Conde noch wissen, was ich denn plane, in den nächsten Jahren zu tun, insbesondere was mein Weg nach dem Abschluss der Mittleren Schule sein könnte. Ich sagte, dass ich da noch keine konkreten Pläne hätte. Immerhin sei ich aber in den Sprachen begabt, und das würde stets gute Möglichkeiten im Staatsdienst eröffnen. Da wären sicher interessante Aufgaben zu finden, und man könne ja auch davon leben. Ich wollte bei dieser Gelegenheit nicht mit meinen verborgeneren Plänen herausrücken. Natürlich dachte ich schon an weitere Studien, Ausbau der Sprachen, Literatur, Geschichte, aber das war nicht so recht spruchreif. Außerdem war da noch die Kleinigkeit der Finanzierung. Mit dem achtzehnten Lebensjahr würde das Stipendium von Dom Fabiano auslaufen. Ich erwartete nicht, dass er es verlängern würde. Bis dahin würde er dann dreizehn Jahre gezahlt haben; das war eine schöne Zeit, und mehr Unterstützung würde es wohl nicht geben.

Wir waren inzwischen bei den Goiábas, Graviólas und Mángos angekommen. Der Conde sagte, er wolle uns noch informieren, dass es heute Abend einen Empfang bei der Familie Albuquerque auf dem Morro da Bela Aurora gebe. Es handle sich um einen Stehempfang mit kleinem Buffet. Der Anlass sei die Begrüßung einiger neuer Ankömmlinge zum Adelspraktikum, die vergangene Woche nach Flúmina angereist waren. Es sei sogar ein Prinz, ein Sebastogénnetos, aus Spanien angekommen. Und man erwarte ihn heute Abend bei den Albuquerques. Es seien auch Gäste geladen, die nicht am Adelspraktikum teilnähmen, beziehungsweise nicht in dessen Organisation involviert wären, sodass es möglich wäre, dass wir mit hinüberflögen, um daran teilzunehmen. Zur Einstimmung könne er uns das sehr empfehlen. Es sei sich aber bewusst, dass wir vermutlich vorher noch Meer und Strand ausprobieren wollten, was natürlich kein Problem sei. Wir könnten daher ruhig die Gondeln benutzen und hinunterfahren, sie liefen auf Knopfdruck. Gegen siebzehn Uhr sollten wir aber wieder hinauffahren, um uns noch duschen und

umziehen zu können. Smoking an Bord –, fragte er und sah uns wartend an. Wir bejahten. Dann gab er uns den Nummerncode für die Seilbahn und wünschte uns einen schönen Nachmittag.

Miguel und ich gingen auf unsere Zimmer und suchten die Badehosen. Mit Baianas an den Füßen und einem Handtuch verließen wir das Haus durch den Badeausgang und suchten von dort die Bergstation der Seilbahn. Es war alles gut zu finden. Den Code hatten wir uns richtig gemerkt, und wir schwebten nun, die Steilwand des Morros abwärts, sanft der Praia Roxa zu. Unten angekommen empfing uns der Trubel der Strandgesellschaft. Einige der Badegäste hatten gesehen, wie wir die Gondel von Boa Vista verlassen hatten, und äugten nun vorsichtig auf unsere linksseitigen Badebekleidungsapplikationen. Bei Miguel konnten sie fündig werden. An seiner Badehose glänzte, klein aber mit Goldfaden gestickt, das Wappen derer zu Xique-Xique. Bald waren wir aber mitten unter den Badenden und niemand blickte uns mehr nach.

Die Wellen waren stark. Es war Flut, und es wehte Landwind. Das Wasser war erstaunlich warm und angenehm. Wir schwammen hinaus, bis dorthin, wo es kaum noch Leute gab. Wenn man zurückblickte, sah man den Morro da Boa Vista, oben den Palazzo Róvere-Guimarães, daneben in einigem Abstand den benachbarten Palazzo Bernega mit seinem Aussichtsturm und der gehissten Fahne des Sebastós, Purpur–Gold–Blau. Die Stadt machte vom Meer aus einen ganz ruhigen Eindruck. Hinter den Strandappartements waren Reihen von Hochhäusern zu sehen. Von Zeit zu Zeit sah man einen Helikopter vorbeiziehen. Sonst gab es hier nur das Plätschern des Wassers und das Kreischen einiger Seevögel. Nach einer halben Stunde schwammen wir wieder zurück.

Am Strand war das Leben wieder in voller Lautstärke vorhanden. Wir gingen den Sand etwas entlang. Miguel hatte zwei Escudos mit. An einem Quiósque kauften wir zwei eiskalte Cocos, die gleich aufgehackt wurden und mit einem Strohhalm trinkfertig

waren. Die Mädchen waren auffällig gutaussehend. Egal welcher Hautfarbe, von branco bis preto, alle schlank, gesunder, gepflegter Teint, fast niemand mit einer Tatuagierung, die meisten mit langen, offenen Haaren. Wenn wir besondere Anblicke entdeckten, kreuzten Miguel und ich kurz die Blicke und bemerkten dabei unser Einverständnis. Nach den Jahren in den Schulen der Väter vom Berge war dies hier ein willkommenes Kontrastprogramm. Wir ahnten, dass dieser Sommer wohl noch einiges bringen würde.

Halb vor fünf gingen wir wieder zurück zur Talstation. Mit dem Code öffnete sich die Seilbahngondel, und wir stiegen wieder hinauf. Die Flanke des Morros glühte nun in blendendem Goldgelb. In den ausgewaschenen Felsspalten wucherte die grüne Mata. Auf der Haut spürte man das Salz kristallisieren. Oben angekommen, nahmen wir jetzt den Weg zum Haupteingang. Der Weg war links und rechts mit Wasserkaskaden eingefasst, aus denen feinzerstäubte Fontänen aufstiegen. Dies, wie auch diverse Becken und Wasserwände im Garten, dient der Klimatisierung im Außenbereich. Die Wasseranlagen werden von hochgepumptem, entsalztem Meerwasser gespeist, das dann im Nebeneffekt gleichzeitig den Park bewässert. Die Palazzi sind von üppigen Gärten umgeben, die kühlen Schatten bilden und auch dafür sorgen, dass sich die Gebäude kaum aufheizen. Man benötigt dadurch weniger Klimaanlage.

Wir duschten uns und zogen unsere Smokings an. Für mich und den meinen war das nun der erste Realeinsatz. Wie würde der Abend werden? Miguel kam vorbei und sprühte mir noch von seinem Água perfume auf Brust und Manschetten. Besser nicht an den Hals, meinte er, sonst fallen die Damen gleich in Ohnmacht, wenn sie dir näherkommen. Wir gingen hinunter und setzen uns in die Vorhalle, um zu warten. Nach zehn Minuten kamen Conde und Condessa und fragten, – Fertig? Wir bejahten. Die Condessa nahm uns kurz in den Blick, ob wohl alles passen würde. Aber es gab nichts zu korrigieren. Der Helikopter wartete

auf dem Vorplatz, und wir stiegen ein. Nach wenigen Minuten Flug waren wir am Morro Bela Aurora und landeten. Es gab dort einen richtigen Stau von Helikoptern, sodass diese sofort wieder abfliegen mussten, sobald die Gäste ausgestiegen waren.

Auch hier war der Hauptzugang mit Fontänen und Wasserkaskaden flankiert, und das Klima war angenehm erfrischend. Es waren schon viele Leute gekommen, sodass wir am Tor etwas warten mussten, bis wir hineinkonnten. Während wir dastanden, begrüßten die Condes Guimarães die verschiedensten der Umstehenden und wurden ihrerseits wieder von anderen begrüßt. Offensichtlich kannten sie hier praktisch jedermann. Dann waren wir an der Reihe und wurden durch Halle und Vorsaal in den Festsaal geführt. Dort hieß es wieder warten, in der Schlange für die offizielle Begrüßung bei Marques und Marquesa de Albuquerque.

Nach weiteren zehn Minuten waren wir an der Reihe. Miguel und ich gingen vor, Proskýnesis als Ehrenbezeugung bei der Erstbegegnung, dann Vorstellung durch den Conde. Er erwähnte die Verwandtschaftsbeziehung zwischen ihm und Miguel und betonte, dass die Xique-Xique bekanntermaßen stets beste Beziehungen zum Hof des Sebastós gepflegt hatten und sich der Marques vielleicht erinnern werde, wie sein Vater und Miguels Großvater in ihrer Jugend an der Sebastopolitaner Militärakademie im selben Regiment gedient hatten. Der Marques de Albuquerque erinnerte sich sofort an die Erzählungen seines Vaters und war erfreut, hier den jungen Nachwuchs zu sehen. Ich wurde als der begleitende Freund vorgestellt, der sich auf weitere Ausbildungen in einer Beamtenlaufbahn, vielleicht im Hofdienst, vorbereite. Wir küssten der Marquesa die Hand, der Marques gab den Handschlag und klopfte uns noch anerkennend auf die Schulter. Dann ging es einmal zum Buffet mit Champagner und Weinen aus Chile. Wir mussten einfach den Champagner probieren, schließlich gab es so etwas in der Schule in Paulisto nicht. Nach dem zweiten Glas zeigte er Wirkung.

Wir waren nun schon etwas lockerer, als eine große junge Dame in purpurnem, langem Abendkleid und mit blonden, gedrehten Locken bis zum halben Rücken zu uns kam und sagte, – Euch kenne ich ja gar nicht, wo sei ihr denn her? Wir sagten, dass wir erst heute auf Boa Vista angekommen waren und bei den Guimarães den Sommeraufenthalt verbringen würden. Sie lachte und meinte, – Das ist ja wunderbar, da seid ihr ja rechtzeitig zum neuen Adelsturnus eingetroffen. Ja, in den letzten ein, zwei Wochen seien alle angereist, die genaue Zahl wisse sie noch gar nicht. Aber es handle sich wohl um hundertzwanzig bis hundertfünfzig. Sie logierten bereits in den diversen Palazzi, und demnächst gebe es das erste Zusammentreffen aller Neuen. Dieses werde auf dem Quirichiquí, bei den Monçalves stattfinden. Der Palast dort sei ja prädestiniert dafür. Nicht nur weil er genügend Raum biete, sondern insbesondere wegen der Terrassenanlagen und Wasserspiele, was das Kennenlernen aller ja noch viel reizvoller machen würde. Wir sollten uns unbedingt registrieren lassen, und dann wären wir auch schon dabei.

Offensichtlich wirkten wir etwas verlangsamt. War das noch der Schulalltag, aus dem wir soeben erst herausgerissen worden waren, oder war es der Champagner? Auf jeden Fall dürfte uns etwas Desorientierung im Gesicht gestanden haben. Außerdem wussten wir noch immer nicht, mit wem wir hier gerade sprachen. Sie sagte, – Ach so, ihr wisst nicht, wie ihr das machen sollt. Das ist kein Problem. Ihr ruft mich morgen an. Ihr gebt mir eure Daten und die Nummerncodes der Helikopter der Guimarães, ich lasse euch registrieren, und ab da bekommt ihr alle Informationen über die Veranstaltungen, Zeiten, Orte und die geplanten Details. Machen wir das so? Wir nickten, weiterhin etwas verlangsamt. Dann sagte sie, – Ach ja, ich bin Leila. Maria Luisa Benedicta Filomena Sofia Josefa Ifigênia de Albuquerque. Aber nennt mich bitte Leila. Ich wohne mit meinen Eltern hier auf Bela Aurora. Dann gab es zwei Küsse für jeden. – So, jetzt seht einmal, wen ihr schon heute kennenlernen könnt. Genießt den Abend und das

Buffet. Wenn ihr nach Hause geht, könnt ihr euch meine Telefonnummer am Ausgang geben lassen.

Das war es. Sie drehte sich um. Wir sahen nun die blonden Locken auf Purpurgrund, so wogend wie zuvor die Meereswellen am Strand, und sie ging zu den anderen Gästen.

Wir brauchten nun einmal eine Stärkung. Ich hatte schon einiges an Buffet und Kulinarik in Paulisto erlebt, die Sonntage hatten mir da wertvolle Einblicke gegeben. Aber das war nichts gewesen im Vergleich zu dem Buffet, das sich hier im Haus der Albuquerques nun zeigte. Auf mehreren gestaffelten Terrassen waren die Köstlichkeiten aufgebaut. Neben den üblichen Salatoptionen pra chuchú, den Suppen, den Reis-, Feijão- und Farofavariationen, den bekannten Paletten an Pastéis von Palmito, Bacalhau, Frango, und natürlich dem Gegrillten an der Churrascaria mit Costela, Picanha, Filé, Contrafilé, gab es Dinge, die ich noch nie gesehen hatte. So zum Beispiel diverse Gerichte von Tambaqui, Tucunaré und Piranha. Aber auch die Früchte überstiegen noch, was ich in Paulisto bereits probiert hatte. Da gab es Jaca, Jambo, Durião, und noch vieles mehr, was ich überhaupt nicht kannte.

Ich fragte Miguel, was machen wir jetzt? Es meinte, – Also am Ausgang lassen wir uns dann die Nummer von Leila geben, und morgen rufen wir sie an und geben unsere Erreichbarkeiten durch. Da bin ich ja schon neugierig, was demnächst am Plan steht. Und jetzt essen wir einmal anständig. Dann werden wir schon sehen, was passiert. Wir nahmen also von den wunderbaren Dingen, die hier aufgebaut waren. Inzwischen waren auch verschiedene Sorten argentinischen Weines gekommen. Wir probierten davon, mussten aber nun wirklich auf unseren Alkoholgehalt achten. Während Wein und sonstige Alkoholgetränke bei den Festen üblicherweise in Strömen dargereicht werden, sind Zeichen unkontrollierbarer Alkoholeinwirkung absolut verpönt. Es ist definitiv unmöglich, bei diesen Gesellschaften auch nur irgendetwas davon zu zeigen.

Es wird erwartet, dass jeder sich selbst kontrollieren kann. Alles andere hätte wirklich bereits das Ende unseres Sommerabenteuers bedeuten können.

Am Buffet hatte Miguel zwei entfernte Verwandte entdeckt, João und José Altomorro. Sie waren in Galauniform gekommen. Sie begrüßten Miguel und mich und waren bester Laune. Sie wollten wissen, wie wir hierhergekommen waren und was unser Plan bei den Guimarães sei. Wir sagten, wir hätten bisher keine besonderen Pläne, aber dachten, es werde sich hier schon zeigen, was es zu tun gebe. Jedenfalls habe uns Leila angeboten, uns beim Eintritt in die Gesellschaft behilflich zu sein. Leila wer? –, fragte João. Miguel antwortete, – Leila de Albuquerque. Ohhh –, sagte João, – na dann habt ihr aber Glück gehabt. Sie ist in der Organisation des Adelspraktikums tätig. Wir nennen sie hier die Efebenprinzessin. Aber das ist ganz ernst und nett gemeint. Sie macht ja tatsächlich den gar nicht einfachen Job, praktisch alles für das diesmalige Biénnium des Adelsturnus vorzubereiten. Wenn sie euch auf die Listen nimmt, dann kann eigentlich nichts mehr schiefgehen.

João und José waren Zwillinge, man nannte sie einfach Os Gêmeos. Man musste sie schon gut kennen, um zu wissen, welcher von beiden João und welcher José war. Sie berichteten nun, wie sie das letzte Jahr in der Offiziersausbildung am oberen Rio Uraricoéra verbracht hatten. Sie dienten in einer Amfibieneinheit. Das Gerät, das sie zu steuern hatten, war gleichermaßen zum U-Boot wie zum Flugkörper geeignet. Damit hatten sie Patrouillen am Uraricoéra, aber auch am Rio Branco und an den regen- und nebelverhangenen Tafelbergen des Berglandes der Guianas zu tätigen. Oft ist diese Landschaft bei bis zu vierzig Grad Celsius derart von undurchdringlichem Dampf gesättigt, dass man kaum zehn Meter sehen kann. Die Flugtauchkörper, die die Gêmeos steuerten, waren aber mit Schwerwasserkameras ausgerüstet, welche auch in solchem Nebeldampf, genauso wie unter Wasser, ein absolut transparentes

Bild der lokalen Topografie geben. Damit steuerten sie also durch hundert Prozent Feuchtigkeit, unter und über Wasser, meistens im Zweierkonvoi. Sie waren darin Profis und waren bereits dekoriert worden. Hier, bei den Albuquerques, trugen sie die Galauniform ihrer Einheit, weiße Jacke, florestagrüne Hosen, die Rangzeichen in Rot, mit eben schon zwei goldenen Sternen darauf. Außer Os Gêmeos hatten sie noch einen zweiten Nom de guerre: die fliegenden Fische.

Wie blieben noch eine Zeit mit den beiden, und sie erzählten von den letzten Ereignissen im und über dem Uraricoéra. Sie waren nur während des Sommers in Flúmina und mussten hier, für sie natürlich eine reine Formalsache, ihren zivilen Helikopterflugschein machen. Wie sie meinten, würde das nicht viel Aufwand machen. Für die reichliche, übrige Zeit schlugen sie vor, wir könnten doch einmal an den Strand gehen, an die Praia Boa Vista, also an die andere Seite unseres Morros, oder an die Praia Icipapipaera oder auch die Beira-Mar beim Yachthafen. Und außerdem würden wir uns ja sicher anlässlich der Eröffnung bei den Monçalves sehen. Soweit sie wüssten, sei es sowieso kommende Woche soweit.

Wir gingen noch ein bisschen durch die Säle, überall standen Gäste mit Gläsern. Von den Bediensteten wurden Canapés serviert. Wir traten auf den großen Balkon, der zum Meer hinausging. Der Mond war aufgegangen, und man sah unten die Lichter der Uferavenida und der Strandpromenade. Die Geräusche des Abendverkehrs und der Wellen durchmischten sich und wechselten, je nach den leicht aufkommenden Windböen. Ja, die Stadt war tatsächlich das Wunder, das man sie nannte.

Am einen Ende der Terrasse gab es eine dichte Ansammlung von Gästen, und es war deutlich lauter dort. Wir konnten nicht sehen, was der Grund dafür war. Beim Näherkommen versuchten wir den anderen über die Schultern zu blicken. Vorne an der Brüstung zum Strand stand jemand in Frack und Schärpe mit den

Farben des Sebastós und sprach mit kräftiger Stimme. In den ersten Reihen gab es besonders viele junge Damen, unter ihnen offensichtlich eine größere Zahl an Turnuskandidatinnen. Miguel fragte einen der Umstehenden, wer hier spreche. Es war Prinz Jaime, aus der Familie des Sebastós, aus einer spanischen Seitenlinie. Er war also doch heute gekommen, wie der Conde vermutet hatte. Man sah ihn hier in Flúmina zum ersten Mal, es war sozusagen sein erstes, inoffizielles Auftreten.

Prinz Jaime berichtete gerade von einer Reise, die er vor kurzem gemeinsam mit seinem Vater in den Kongo gemacht hatte. Sie seien dort sehr freundlich empfangen und gut aufgenommen worden. Es sei sehr interessant gewesen. Sie hätten verschiedene Bergbaustätten besucht, wären auch wiederholt unter Tag gewesen. Es gebe dort einheimische Spezialisten für Bergbau und Metallverarbeitung, die weltweit als Koryfäen anerkannt und gesucht seien. Die Zeiten einer ausländischen Fremdbestimmung seien definitiv vorbei. Das Schulwesen sei auf allen Stufen gut entwickelt und ermögliche es, dass die anspruchsvollen Herausforderungen sowohl des Bergbaues als auch der anschließenden, metallverarbeitenden Industrie von der Bevölkerung des Kongos selbst bewältigt werden. Das Land sei ein Exporteur von diversen elektronischen Bauteilen und Halbfertigprodukten geworden, die reißenden Absatz von Australien bis eben auch Brasilien fänden.

Ein entscheidender Faktor des kongolesischen Erfolges sei, dass es in der Hauptstadt und in der Bergbauprovinz Umbanto je eine Akademie gebe. Dort würden weltführende Entwicklungen für die Verarbeitung der landeseigenen Rohstoffe gemacht, die Erkenntnisse würden direkt in der kongolesischen Industrie umgesetzt. Das Ergebnis sei der Export von hochverarbeiteten Produkten, die auf dem Weltmarkt beste Preise erzielten. Er, Jaime, sei vor drei Tagen nach Flúmina gekommen, und er freue sich schon sehr auf all die interessanten Begegnungen, die er hier sicherlich haben werde. Bei diesem Satz kam Bewegung in die

zahlreich lauschende Damencorona. Und er wünsche sich und allen Anwesenden eine großartige Zeit hier und den Aufbau vieler, ja vielleicht lebenslanger Bekanntschaften und Beziehungen. Gleichzeitig freue er sich auf das, was nach den zwei Jahren kommen werde. Denn es sei so gut wie sicher, dass er im Anschluss an die Akademie in Umbanto gehen werde, um dort eine Ausbildung in Metallaufbereitungstechnologie zu machen. Er denke, dies sei ein wichtiger Forschungs- und Wirtschaftszweig, in dem die kongolesische Spitzentechnologie auch anderen Weltregionen zu großem Fortschritt verhelfen könne. Er wolle hier den nötigen Einblick haben, um dann auch effizient mitgestalten zu können.

Als ich das hörte, dachte ich mir, ja, es ist nicht so einfach, aus der Familie der Sebastogénnetoi zu stammen. Die Geburt ist vielleicht schon einfach, aber dann beginnen sofort die Verantwortlichkeiten. Es ist Tradition, und auch der aktuelle Sebastós hält eisern darauf, dass jedes Mitglied der Familie sich eine Lebensaufgabe setzt, die von tatsächlicher Relevanz für die Bevölkerung und die Autokratoría ist. Es herrscht da große Freiheit in der Auswahl, aber es wird unbedingt erwartet, dass irgendwo profunde Kompetenz, theoretisch und praktisch, erworben wird. Was danach damit gemacht wird, kann von vielen Faktoren anhängen. Viele kamen später an ganz andere Aufgaben, als das, was sie studiert und ursprünglich gemacht hatten. Aber das ist weder ein Widerspruch noch eine Vergeudung von Ressourcen. Wer einmal irgendwo Kompetenz erworben hat, wird sie auch unter anderen Bedingungen ausüben beziehungsweise neu entwickeln.

Ich wusste damals noch nicht, wie streng die Gesetze und Erwartungen hier innerhalb der Sebastogénnetoi sind. Ich habe darüber noch viel in der Großen Stadt hinzugelernt. Aber es gilt für den gesamten Adel, wie dann überhaupt für jeden Menschen: wer dem Genussstreben und den mehr oder weniger heimlichen Süchten erliegt, seien sie noch so subtiler, hochorganisierter,

intellektualisierter, scheinbar filanthropischer Natur, für den gibt es keine Schaffenskraft auf höherem Niveau mehr. Wir kennen diese Krankheiten aus den Beschreibungen der alten Königreiche Europas, – und bisweilen bricht das auch heute noch aus –, wo die Noblen oft derart davon befallen waren, dass es zuletzt kein Halten mehr gab. Statt ihrem Herrn zu dienen, begannen sie sich selbst anzubeten. Die Katastrofe war endgültig reif, wenn das Volk begann, die Süchte der rechenschaftsvergessenen Adeligen, einfach zu kopieren. Dann kam alles außer Rand und Band. Anarchie wurde zur gewohnten Pseudoordnung, präsentiert sich sogar als Staatsform, dort wo in Wirklichkeit nur noch die größere Verschlagenheit und Bosheit zum entscheidenden Herrschaftsfaktor geworden war. Das ist der Zustand, wo dann die Adeligen überhaupt aus ihren Völkern verschwinden. Ra-xa-xeper-seneb hatte darüber schon in Ägypten so lebhaft geklagt.

Prinz Jaime ging an jenem Abend natürlich nicht so weit ins Detail. Dazu waren das Klima zu mild, die Aussicht auf die erleuchtete Strandlandschaft zu malerisch und die anwesenden Jungdamen einfach zu hübsch. Aber letztlich wussten alle, dass die Treffen hier auf den Morro da Bela Aurora, später in den anderen Adelspalazzi und dann während des gesamten Turnusbiénniums nicht einfach Vergnügungsveranstaltungen waren. Es ging hier darum, in der edelsten Blüte der Autokratoría das zu verwirklichen, was der Adel stets als seine tiefste Mission empfindet: das Labor des besseren Menschen zu sein. Ameínonos anthrópou érgon, wie es in reinem Dikastérienhochhellenisch heißt. Das ist zweifellos ein Vorrecht. Aber es wird als Dienst am Ganzen aufgefasst und muss gemäß der Selbstverpflichtung reale Früchte bringen.

Der Prinz hob nun sein Glas und dankte den Gastgebern und allen die gekommen waren, hierher nach Bela Aurora und allgemein zum Antritt des Turnus. Denn sie würden hier alle ganz großartige und wichtige Gelegenheiten haben, um ihrer aller Leben und das der gesamten Bevölkerung der Autokratoría zu

einem glücklichen zu machen. Die Gäste klatschten und man stieß mit den Gläsern an.

Miguel und ich gingen nochmals beim Buffet vorbei. Nun gab es diverse Kuchen, Torten, Gebäck und das Sorvete. Wir nahmen nochmals kräftig, es war einfach zu gut. Jetzt gab es Musik, einige Paare tanzten bereits. Bei anderen sah man, wie sie es sich gerade überlegten. Einen formalen Unterricht im Tanzen hatten wir in Paulisto nicht erhalten. Darin waren wir noch nicht fit. Für Miguel würde auch das bald am Programm stehen. Als Brasilianer haben wir natürlich kein Problem zu tanzen. Das können wir schon als Kinder. Aber die formalen Tänze der Gesellschaft sind etwas anderes. Da muss man doch die Schritte und Figuren richtig lernen. Auch die Haltung des Herren, die Führung, die er der Dame gibt, da gibt es viele Details, die doch eine eigene Ausbildung erfordern. Für das Leben des Adels sind diese Tänze sehr wichtig. Der Tanz wird da nicht nur als der spontane Ausdruck der Lebensfreude gelebt, wie es sich in der Tanzfreude bei uns Brasilianern allgemein zeigt, sondern der Adel übt den Tanz als eine höhere, nonverbale Kommunikationsform aus. In diesen formalen Tänzen wie dem Rubamba, dem Stalz oder auch der Poreska erfährt man ganz außerordentlich viel über den jeweiligen Tanzpartner. Hier zeigen sich Persönlichkeitsanteile, die man ohne Tanz vielleicht erst Jahre später erfahren würde. Wenn überhaupt. Es besteht also auch hier die Herausforderung, ein guter Tänzer und eine gute Tänzerin zu sein. Wer hierin besteht, kommt weiter, im höfischen Leben und ganz allgemein. "Sie ist eine gute Tänzerin", das ist ein hohes Lob und die dezente Mitteilung, dass die damit Bezeichnete eine anerkannte Persönlichkeit ist.

Besonders der Rubamba lehrt alle, die ihn pflegen, ganz vieles über sie selbst und die anderen Teilnehmer. Interessanterweise hat sich der Rubamba ja aus subsaharischen Gruppentanzformen der indigenen Bevölkerung entwickelt, hat dann eine lange Überformung durchlaufen und zeigt in der

heutigen Form eine ganz faszinierende Kombination aus Zweier- und Gruppentanz. Das Spektrum der Kontaktformen, das vom Dual bis zur Achter- oder Zehnergruppe geht, mit fixem Partner aber intermittierendem Partnerwechsel, ist ja nahezu eine Schule des Lebens. Der Rhythmus ist ein Wechsel zwischen schreitenden und drehenden Bewegungen. Die Abfolge der Figuren ist stets so, dass sowohl die Eröffnungs- als auch die Schlussfigur immer mit dem eigenen Tanzpartner durchlaufen wird. Dazwischen gibt es komplexe Wechsel aus Zweier-, Dreier- und Gruppenformen in allen Kombinationen, also auch Passagen mit Begegnung von zwei Frauen oder von drei Männern, und so weiter. Ich habe das dann gelernt. Aber wie gesagt, man muss es lernen. An den großen Tanzfesten des Hofes ist es stets der Rubamba, der die Eröffnung macht. Auf den schriftlichen Einladungen steht neben den Bekleidungshinweisen meist auch etwas wie: Die Tanzfolge wird eröffnet mit dem Großen Rubamba unter der Choreofýlaxis des Sebastós. Das bezeichnet eben den allgemein so anerkannten Umstand, dass für die Zeit der Tanzfeste der Sebastós seine Regierung als der oberste Choreograf der Autokratoría ausübt.

Miguel meinte, es sei zu dumm, dass wir da noch nicht mitmachen könnten. Die Gesellschaftstänze seien doch großartig. Er werde die wichtigsten ehestmöglich lernen, um hier kein Handicap mehr zu haben. Auch gebe es keine wirkliche Courtoisie den Damen gegenüber, wenn man ihnen nicht auf dem Tanzparkett begegnen könne. Da sah er also noch eine wesentliche Aufgabe in der zu absolvierenden Ausbildung. Ich nickte. Es war mir zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar, wie rasch dies auch für mich ein äußerst sensibles Thema werden würde.

Wir waren noch beim Bestaunen der Paare auf der Tanzfläche, als der Conde de Guimarães vorbeikam und uns von hinten leise fragte, – Meine Herren, denken Sie nicht, dass die Damen auf Sie warten? Wir drehten uns um und wussten nicht recht zu antworten. Dann sagte ich, – Ja durchaus, aber leider sind wir vorläufig am Strand besser in Form. Der Conde lächelte. Alles

nicht so schwer –, meinte er, – ein paar Tanzstunden, und die ersten Schritte könnten gewagt werden. Das werde schon kommen. Jetzt aber müsse er uns leider mitteilen, dass das Fest für heute zu Ende komme, denn wir müssten demnächst den Heimflug antreten. Der Helikopter sei bereits angefordert. Wir waren etwas enttäuscht, das Fest ging sicher noch einige Stunden weiter. Wir hatten gehofft, von diesem prädestinierten Ort aus den Sonnenaufgang genießen zu dürfen; der Name Bela Aurora verhieß diesbezüglich ja viel. Leider war es damit, jedenfalls diesmal, nichts. Wir machten noch eine kurze Reverenz bei Marquesa und Marques, bedankten uns und erwähnten die interessanten Mitteilungen von Prinz Jaime. Dann kam noch rasch Leila und rief uns zu, – Vergesst den Anruf nicht! Aber da war sie auch schon wieder vorbei und zeigte nur noch blonde Lockenwogen in der Rückenansicht. Wir gingen also zum Ausgang, baten dort um die Karte der jungen Marquesa, welche offensichtlich in hoher Zahl vorrätig gehalten wurde, und traten in die Nacht hinaus.

Links über den Rücken des Morros hinweg sah man nun steil den Corobáco mit der leicht rötlich illuminierten Marienstatue. Ich dachte, ja, genau hier müsste man viel Ruhe zum Nachsinnen und Zeit zum Träumen haben. Das Schlagen der Helikopterblätter holte mich aus dieser Poesie zurück. Wir stiegen ein, hatten nochmals den Blick über das Mosaik aus Wasser, Häusermeer und Hügellandschaften, nun aber im Glitzern der nächtlichen Beleuchtungen. Nach wenigen Minuten waren wir auf Boa Vista. Der erste Tag in Flúmina war getan.

Tags darauf wollte ich mich umsehen, was ich Interessantes in Flúmina tun könnte. Ich hatte mich schon vorab informiert und war dabei fündig geworden. Angeblich gab es eine Bibliothek, welche ein Zentrum für altportugiesische Handschriften sein sollte. Das heißt, die Bibliothek gab es, das war sicher. Es war nicht weniger als die Vizekönigliche Hofbibliothek. Nicht ganz überzeugt war ich, dass es hier wirklich solche Schätze geben

sollte. Sicherheitshalber hatte ich mir aber von der Schule in Paulisto ein Schreiben geben lassen, das mit Unterschrift und Schulsiegel auswies, dass ich an der Schule der Väter vom Berge inskribiert war und wegen bereits absolvierter, umfassender Sprachstudien auch zu Arbeiten mit alten Manuskripten zugelassen werden möge. Nach dem Morgencafé mit Maiskuchen und Goiabinhas war ein Besuch des alten Zentrums von Flúmina vorgesehen. Miguel hatte sein eignes Programm, er musste sich bezüglich der Möglichkeiten, Flugstunden am Helikopter zu absolvieren, informieren. Er hatte dasselbe Problem wie die fliegenden Fische, würde aber wohl etwas länger brauchen als die beiden, um seine Lizenz zu erwerben.

Der Conde hatte im Zentrum zu tun und nahm mich im Helikopter mit. Auf der Plattform des Torre de Belém setzte er mich ab. Ich fuhr mit dem Lift die siebenundvierzig Stockwerke hinunter und war direkt am Rand der Altstadt angekommen. Ich schlenderte durch die engen Gassen. Man ging hier über jahrtausendealtes Pflaster, das die ganze Zeit in durchgehender Benutzung gestanden war. Viele Fassaden waren gut restauriert. Manche waren Rekonstruktionen nach alten Vorbildern, oder falls vorhanden, sogar nach antiken Aufnahmen. Die Altstadt war gepflegt. Die Stadt investierte in das alte Viertel als Möglichkeit, die Brasilidade der Antike erlebbar zu machen. Der Boden erzielte Höchstpreise. Jeder wollte seine Repräsentanz hier haben, nicht nur Firmen und Handelsketten, sondern auch diverse internationale Institute und Organisationen. Der Zustrom an Besuchern aus dem In- und Ausland war enorm. Sie wollten erleben, wie es einst im frühen Brasilien gewesen war. Aber das alles war kein Museum. Das Viertel war auch abends voll belebt durch die verschiedenen Cafés, Confeitarias und Restaurants, die nach den besten Originalrezepten den Urgeschmack des Landes erfahrbar machten. Die Konkurrenz unter den hier ansässigen Einrichtungen war stark, denn jeder wollte auf sich aufmerksam machen. Die Herausforderung bestand darin, Authentisches

ungezwungen anzubieten. Die Firma Cana e Pão S.A. zum Beispiel, ein Produzent süßer Backwaren, betrieb hier einen alten Forno mit offenem Feuer, in dem die Süßigkeiten vor Ort und unter den neugierigen Blicken der Besucher gebacken wurden. Gleichzeitig ließ die Firma im Hinterhof zwei Esel an einem Engenho laufen und den Zucker wie auf einer uralten Fazenda direkt aus dem Rohr herauspressen. Abgesehen davon, dass die Produkte von Cana e Pão hervorragend schmecken, solche Einrichtungen ziehen natürlich Kinder gleichermaßen wie Erwachsene an. Ich ging durch verschiedene dieser Läden und Repräsentanzen und nahm dann einen Café im berühmten Boquinha, wo rund um die Uhr stets lebhafter Betrieb herrscht.

Danach machte ich mich auf zur Bibliothek. Sie stand am Ende eines Platzes und war in etwa im Stil einer Kreuzritterburg errichtet. Das sah man aber erst später. Zunächst war man mit einer riesigen Kuppel aus Glas und glänzend weißem Stahl konfrontiert, die über den gesamten Komplex der Bibliothek gespannt worden war. Grund dafür waren gleichermaßen die Verletzlichkeit der alten Manuskripte durch die Tropenfeuchtigkeit wie die Empfindlichkeit der Architektur gegenüber den hier üblichen Gewitterstürmen. Angesichts des enormen Alters der Einrichtung hatte man sich entschlossen, sie als Ganzes in ein stabileres Mikroklima zu stellen. Wenn man in die Glaskuppel eingetreten war, sah man dann deutlich, mit welcher Liebe zum Detail diese Architektur ursprünglich gebaut worden war. Sie war eine Hommage an die Zeit des Königs Manoel und seines Indikopleústes, des Conde de Vidigueira, welcher als erster Portugiese den Seeweg nach Indien eröffnet hatte. Wegen des unschätzbaren Wertes dieser Großtat hatte der König ihn sogar zum Vizekönig von Indien gemacht. Das sind edle Taten, von denen ein Volk noch Jahrhunderte lebt. Die Architektur der Biblioteca zitierte jene Epoche der Glorie.

Nach dem Eingangstor passierte man einen Durchgang, welcher dann in den großen Bibliothekssaal führte. Hier innen

verstand man besser, wie man außen zu der Kuppelkonstruktion gekommen war, denn der Innenraum war selbst als Rotunde errichtet, wenn auch auf quadratischem Grundriss. In mehreren Stockwerken war man ringsum von Bücherregalen umgeben. Von der Konstruktion und den Regalen sah man aber relativ wenig, denn jeder Freiraum war bis zum letzten mit Büchern angefüllt, sodass man sich im Inneren eines Turmes aus Buchrücken vorfand. Über alledem schwebte eine Kuppel aus buntem Glas, welche den einzigen Einlass für Licht bildete. Die Surrealität, welche jeglicher Literatur doch irgendwie eigen ist, war hier Architektur geworden.

Ich registrierte mich und legte das Schreiben der Väter aus Paulisto vor. Der Custos der Bibliothek sagte mir, ich könne schon auch in die Manuskriptsammlung eintreten, zuvor müssten aber meine Fingerabdrücke eingescannt werden. Dies aus Sicherheitsgründen. Lesen dürfte man sowieso nur mit Zwirnhandschuhen an den Händen, welche freilich zur Verfügung gestellt würden. Fotografieren sei verboten, auch sonst jede Reproduktion, denn die meisten Manuskripte seien unediert. Gestattet sei nur Lesen und Benutzung des eigenen Gedächtnisses. Jene alten Schätze sollten nur von denjenigen gelesen werden, die dazu auch fähig wären. An sogenannte Übersetzungen in großauflagigen Editionen glaube man nicht, das produziere nur irrige Vorstellungen vom Original. Man ziehe es vor, dass einige, welche die Voraussetzungen eines kongenialen Verstehens mitbrächten, Einblick bekämen und dann der Allgemeinheit von ihrer Begegnung mit den alten Manuskripten berichteten. Diesen ausgewählten Lesern sei es auch durchaus erlaubt, das hier Gelesene nachzuerzählen. Dieses Vorgehen, so der Custos, sei nämlich unvergleichlich authentischer als die Publikationen angeblicher Faksimiles, welche billige Pseudokopien seien, das Original aber mehr entstellten als interpretierten. Eine authentische Präsentation der Inhalte der alten Manuskripte sei eben nur durch Menschen mit der

entsprechenden Syntonie möglich. Nachdem es leider nicht mehr möglich sei, die glorreichen Dichterautoren selbst ihre Werke vortragen und interpretieren zu lassen, überlasse man diese Aufgabe den wenigen, ausgewiesenen Aficionados. Diese würden das dann schon besorgen. Man vertraue da auf die unfehlbar treffsichere Wirkung, welche Originalmanuskripte auf die ihnen entsprechenden Charaktere hätten. Die Authentizität der Transmission sei auf diesem Weg im höchsten Maße gewährleistet.

Der Custos machte einen etwas kauzigen Eindruck, was allerdings mit der märchenhaften Architektur und dem gesamten Ambiente keineswegs kontrastierte. Er war versiert in seinem Fach und es schien, dass er durchaus wusste, wovon er sprach. Offensichtlich ging er davon aus, dass das Schreiben der Väter mich als jemanden auswies, der diese schwierigen Bedingungen irgendwie erfüllte. Oder er hatte vielleicht doch einen sechsten Sinn und sah es mir an, dass ich beachtliche Teile des Corpus an altportugiesischer Minnelyrik auswendig wusste.

Wie auch immer, ich ließ meine Fingerlinien ablichten, bekam ein Paar schneeweißer Zwirnhandschuhe ausgehändigt und wurde dann in das erste Untergeschoß geführt. Dort gab es nochmals Instruktionen zum adäquaten Verhalten. Alle meine elektrischen Gerätschaften wurden mir abgenommen und unter Verschluss gegeben. Dann gab es eine Doppelschleuse, die zu einer Wendeltreppe führte, welche mich ins zweite Untergeschoß brachte. Dort gab es einen Schalter, an dem ich mein Interessensgebiet konkretisieren sollte. Ich sagte, ich sei an der altportugiesischen Dichtung des frühen Minho und Douro interessiert.

Der Beamte am Schalter las eine Weile in seinen Computerlisten und nannte dann eine Reihe von Titeln. Es waren allesamt Werke, die ich kannte, ja auswendig kannte. Ich sagte, das bräuchte ich nicht zu sehen, denn es sei mir bestens bekannt. Der Beamte wurde etwas unwillig, da er in den Listen gesehen hatte,

dass keines jene Manuskripte in den letzten fünfzig Jahren angefordert worden war. Manche waren sogar zwei Jahrhunderte nicht an das Licht geholt worden. Er murmelte etwas vor sich hin, und fragte dann, wie ich denn dazu käme, so etwas zu behaupten. Es sei ja schlichtweg unmöglich, dass mir diese Literatur vertraut wäre. Aber wenn ich kein Interesse hätte, nehme er dies zu Kenntnis. Das seien eben die wertvollen Werke, die sie hier hätten, und er hoffe, dass ich eines Tages eine tiefere Wertschätzung für solche literarischen Antiquitäten entwickeln würde.

Ich antwortete, dass dies nicht nötig sei, denn meine Wertschätzung diesbezüglich sei bereits sehr groß. Ich hatte nur gehofft, mir Unbekanntes in dieser Bibliothek zu finden. Der Beamte blickte mich verstört an. Er hatte eine Mischung von Unglauben und Aggression in seinem Gesicht. Dann stand er auf, ging nach hinten in sein Büro und schloss die Türe hinter sich. Entfernt hörte ich ihn durch die Türe reden. Offensichtlich telefonierte er hinauf und besprach die Situation. Dann verstummte die Stimme, und ich hörte nichts mehr.

Es war bereits eine halbe Stunde vergangen, als er wiederkam. Er hatte einige Manuskripte in der Hand und sagte, – So, wir haben jetzt hier einige Blätter herausgeholt, die während der letzten zweihundert Jahre niemals ausgehoben worden sind. Jetzt möchte ich einmal wissen, ob du auch das kennst. Ich sage dir jetzt einmal den Anfang, und dann werden wir sehen, was du davon weist. Ist das in Ordnung für dich? Ich nickte. Um seine Augen lag eine etwas hämische Vorfreude auf mein baldiges Versagen. Ich sagte, – Gut, versuchen wir es. Dann begann er: Mumadona, minha dona, vos olhei no jardim ... und blickte mich fragend an. Nun, das war kein Problem. Ich sagte die ganze Ode von Cavalheiro Givanildo ohne ein Zögern auf. Als ich zu Ende war, blickte er vom Pergament auf. Sein Gesicht war eingefallen, grau und mit einem gewissen Entsetzen in den Augen. Es sagte

nichts und ging wieder nach hinten in sein Büro. Ich hörte ihn wieder telefonieren. Dann wurde es wieder still.

Nach etwa zehn Minuten ging die Türe an der Wendeltreppe auf. Herein kam der Custos. Nun war er auf einmal gar nicht mehr kauzig, kam zu mir, gab mir die Hand und sagte, – Wir freuen uns sehr, dass Sie uns hier besuchen. Es wird uns eine Ehre sein, Ihnen Manuskripte vorlegen zu dürfen, die Sie vielleicht doch noch nicht kennen. Angesichts Ihrer Kenntnisse bin ich mir nicht sicher, ob Ihnen nicht auch unsere weiteren Stücke bereits bekannt sind. Aber lassen Sie uns einmal sehen. Er ging an den Computer und begann zu blättern. Ja –, sagte er nach einer Weile, – hier ist es. Haben Sie schon die Briefe von Mumadona gelesen? Ich war verwundert, – Briefe von Mumadona? Was ist das? Er sagte, – Ja, es gibt da eine relativ umfangreiche Briefsammlung. Zum einen die ausgedehnte Kollektion der Liebesbriefe aus ihrer Jugend, die sie als Jungfrau mit ihrem zukünftigen Mann Hermenegildo wechselte. Und zum anderen dann die verschiedenen Minnebriefe der Hofdienstritter, welche diese ihr in großer Zahl zukommen ließen. Selbstverständlich gibt es darauf keine Antwortschreiben. Mumadona war ja entweder an ihnen als Brautwerber nicht interessiert oder später dann eben bereits in das Matrimonium eingetreten.

Ich konnte es nicht glauben. Hier gab es also Briefe von Mumadona. Ich fragte, – Sind das wirklich die Originale? Selbstverständlich –, antwortete der Custos. Der Sekretär von Dom João VI. hatte sie in seinem Handgepäck, als der Hof vor dem Usurpator Napoleon aus Lisboa flüchtete. Ich fragte nach, – Aber dann haben Sie hier in der Bibliothek ja die Handschrift Mumadonas. So ist es –, erwiderte er. Ich musste mich setzen. Die Handschrift Mumadonas. Ihre Briefe. Ihre Liebeserklärungen und Liebesschwüre. Das alles sollte hier in den Magazinen warten? Ein Schreiber also war es gewesen, der diese Schätze vor dem Untier aus Europa herausgerettet hatte. Es war nicht zu fassen. Ich sagte, – Darf ich das sehen? Aber natürlich –, jubilierte der Custos. Er

sah, dass ich genau der Aficionado war, in den die Manuskripte, die ihm eigenen Manuskripte, eindringen würden, wie ursprünglich die Tinte in ihr Pergament. Offensichtlich war er bereits davon überzeugt, dass, was immer ich jemals über die Briefe Mumadonas erzählen würde, nichts als das Original sein würde.

Ich zog die Handschuhe an und sagte, – Ich bitte darum. Der Custos erwiderte, da müssten wir in die Tiefe. Es gab keinen Lift. Wir gingen eine Wendeltreppe nach der andern abwärts. Im sechsten Untergeschoss sagte er, hier müsse es sein. Die Räume waren klimatisiert, aber man spürte, dass hier schon sehr lange niemand gewesen war. Wir gingen durch einige der Säle und kamen dann nochmals zu einer verschlossenen Tür. Dahinter öffnete sich das Archiv für die frühen Briefe aus Minho und Douro. Dort waren sie in Kassetten gelagert. Der Custos zeigte auf einige und erklärte, – Littera Pi bis Fi, sechs große Kassetten, voll mit den Briefen vom Hof Mumadonas.

In dem Archiv gab es einen kleinen Lesetisch mit einer starken Lichtquelle. Der Custos meinte, ich könne gleich hier lesen, sofern ich die Aura des Archives mitempfinden wolle. Ich fand das eine gute Idee. Ich begann mit der Kassette Pi. Darin fanden sich einzelne Pergamentblätter, ursprünglich vierfach gefaltet. Auf der Außenseite stand meist etwas wie: Mumadona, em mãos; oder p/ Mumadona. Manchmal waren die Schreiben außen gar nicht adressiert. Offensichtlich wurden die Gedichte persönlich überreicht, oder allenfalls durch einen Boten des Vertrauens. Die Briefe dieser Kassette waren anscheinend von jugendlichen Verehrern geschrieben worden, denn sie richteten sich alle an Mumadona, indem sie sie als Moça ansprachen. Diese waren demnach vor ihrer Eheschließung verfasst worden. Eine Unzahl von Absendern fand sich hier. Es waren lauter Ritter, und alle hatten sie Namen, die nicht einmal im Sertão mehr im Gebrauch sind. Onisvaldoro, Athanagild, Tulga. Einer nannte sich Menesemberto, ein anderer Dagobertinho.

Von einigen gab es sogar mehrere Briefe. Von einem Prätendenten, welcher mit Submissester Ritter Herzeboldéro firmierte, lagen insgesamt dreizehn Briefe auf. Darin machte er Höhen und Tiefen einer Liebe auf Leben und Tod durch. Er schwor Mumadona nicht nur Treue bis in seine letzte Stunde, sondern versprach auch, zu ihren Ehren Eroberungen jenseits des Rio Mondego unternehmen zu wollen. In einem der späteren Briefe kündigte er an, in die Terra Sancta aufbrechen zu wollen, um dort im Heldenkampf den sichern Märtyrertod zu finden für den Fall, dass sie ihn nicht erhörte. Neben der Anrede "Minha do Minho" wandte er sich in den meisten Briefen an die Verehrte mit "Moça coraçada". Offensichtlich hatte es ihm die Beherztheit jener vielleicht dreizehn oder viehzehnjährigen Condessa angetan. Natürlich war die Anspielung auf das Wort "couraçado" offensichtlich. Vermutlich wollte er sich dabei auf die mit schwer bewaffneten Kriegern beladenen Kreuzer beziehen, die vor der Küste von Porto und in der Mündung des Douro immer wieder unter wikingischer Flagge aufgetaucht waren. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass sich die junge Mumadona davon geschmeichelt fühlte. Ferner fantasierte er davon, einmal, nur einmal, ihren Schleier berühren zu dürfen. Was ihm den Schlaf, zuhause auf seiner Burg Almendroím, raubte, war, dass er sie anlässlich des Geburtstagsfestes ihres Vaters tanzen gesehen hatte. Dabei war er Zeuge geworden, als ihr Fußknöchel einmal kurz aus den bodenbedeckenden Röcken hervorgeblitzt war. Er konnte das nicht mehr vergessen.

Der letzte, dreizehnte, Brief war von erschütternder Tragik. Dies kam in vollem Ausmaß zum Ausdruck, obwohl das Ende des Briefes fehlte. Hierin verabschiedete sich Herzeboldéro von Mumadona. Erstmalig nannte er sie nun Moça do coração dourado. Sie wäre seine Dame des goldenen Herzens. Sie möge ihm verzeihen, wenn er sie belästigt habe in jener Zeit des Werbens. Er hoffe dabei auf ihre Gnade. Sein fado jedoch, sein Schicksal, habe es gewollt, dass sein Herz nicht die Erwiderung

fände, die es gesucht habe. Es sei darüber nun schwarz wie der Tod geworden. Er wisse nun, dass sich dieser, sein fado, erfüllen werde, wo auch immer das geschehen würde. Für den getreuen Almúrduz, seinen Araberhengst, habe er bereits eine schwarze Satteldecke und schwarzes Zaumzeug besorgt. So würde er mit ihm nächsten Morgen gen Osten aufbrechen. Dort werde er den Heldentod zu ihren Ehren finden. Mit seinem Blut werde er ihren Namen ein letztes Mal in den fremden Sand und Staub schreiben.

Hier brach der Text ab. Der Rest des Briefes war abgetrennt worden. Die Abrisslinie war unregelmäßig. Es erweckte den Eindruck, dass dies hastig und ohne Zuhilfenahme irgendwelcher Geräte gemacht worden war, offensichtlich mit freier Hand. Vermutlich folgten noch weitere Bekenntnisse Herzeboldéros, deren Verewigung auf Pergament Mumadona offenbar nicht ertragen konnte. Sie wird jene Passagen wohl dem Feuer übergeben haben.

Weitere Angaben zum Schicksal dieses submissesten Ritters waren in der Kassette Littera Pi nicht aufzufinden. Es dürfte tatsächlich der letzte Brief Herzeboldéros gewesen sein. Ich fürchte, er hat sein trauriges Schicksal vollendet, wie er es vorausgewusst hatte. Aber vielleicht werde ich ihm nicht gerecht mit dieser Befürchtung. Vielleicht hat er eben tatsächlich seinen fado leuchtend erfüllt, indem sich sein Blut der Erde des Heiligen Landes geweiht hatte, gekühlt von einer sarazenischen Damaszenerklinge. Was können wir wirklich über das innerste Schicksal eines wahren Ritters wissen?

Ich war noch nicht fertig mit der Kassette Pi, als die Tür aufging und der Custos durch den geöffneten Spalt blickte. Dann trat er lächelnd ein und sagte. In fünfzehn Minuten sperrt die Bibliothek, es ist Viertel vor sechs. Ich hatte über das Lesen die Zeit völlig vergessen. Ich sagte, dass ich von Mumadonas Schreiben noch gar nichts gesehen hatte. Ob er mir sagen könne, in welcher Kassette ihre Briefe lagerten. Der Custos wusste es auch nicht, vermutete aber, da Mumadonas Pergamente die

wertvollsten waren, dass es die letzte Kassette mit Littera Fi sein könnte. Ich sagte, ich wolle noch unbedingt einen Blick hineintun, denn ich müsste einfach ihre Handschrift einmal sehen. Lesen wäre ja kaum mehr möglich in den wenigen verbleibenden Minuten, aber ich könne nicht weggehen, ohne ihre Schrift gesehen zu haben. Ich bat, dort noch kurz nachsehen zu dürfen.

Als wir die Kassette Fi öffneten, fanden wir zunächst wieder Briefe, die an sie gerichtet waren. Diese waren aber nicht an "Moça Mumadona" adressiert, sondern an "Minha Amante". Sie stammten von Hermenegildo. Es lagen da circa dreißig Briefe übereinander, alle an Mumadona gerichtet. Aber alle waren sie ohne Antwort geblieben. Hermenegildo schrieb und schrieb, aber es kam keine Antwort. Er nannte sie "Stella occidentis" und "Lux ánimae perpétua". Er pries ihre graça, ihre Huld, die sie jedem zu verschenken wisse; ihre clemência, ihre Milde, welche sie allein durch ihre Anwesenheit täglich dem Volk erweise; ihre valentía, ihre Tapferkeit, angesichts der permanenten Kriegszüge, welche ihren Vater und ihre Brüder täglich bedrohten. Dann bat er um ihre Gnade, noch weitere ihrer Vorzüge preisen zu dürfen. Es wisse, dass dies gewagt sei und hoffe, sie verzeihe ihm. Jedoch, nach so langem Warten können er nicht mehr anders als ihr das zu schreiben, was er nun endlich schreiben müsse. Er wolle sie wissen lassen, wie sehr der Eindruck ihres Haares ihn stets nicht mehr verlasse, wie sehr ihr Lippenrot sich seiner Seele eingeschrieben habe, wie unauslöschlich in ihm das Feuer brenne, welches einst ihr erster Blick in ihn geschleudert habe. Er werde davon nicht mehr loskommen.

Es gab mindestens dreißig solcher Briefe, die allesamt unbeantwortet geblieben waren. Wir konnten das nicht alles Lesen, sahen nur, wie die Verzweiflung in Hermenegildo wuchs und wuchs. Wir dachten schon, wir würden in dieser Kassette nichts von Mumadona mehr finden, bis wir weiter unten eine andere Handschrift erblickten. Sie war etwas kleiner als die Hermenegildos, auch zarter, jedoch in sehr klaren Lettern gefasst,

so dass man sie gut lesen konnte. Auf der Außenseite stand: Meu Hermenegildo amado.

Das musste von Mumadona sein. Wir drehten das Pergament um und lasen: – Meu Hermenegíldo amado, ouvi o lamento teu. Ouvi. – Es war ihre erste Antwort auf das Werben Hermenegildos. Der Brief war nicht lang. Er beschränkte sich auch auf mehr oder weniger die Bestätigung, dass sie seine Liebesklagen wahrgenommen habe. Es war eigentlich kaum mehr als eine Eingangsbestätigung ihrerseits. Jedoch, sie nannte ihn meu amado. Auch das isolierte und damit betonte "Ouvi" war mehr als ein Hören. Wenn sie es auch so nicht ausdrückte, hier an dieser Stelle klang doch deutlich die Bedeutung eines Erhörens mit. Und außerdem, alleine die Tatsache, dass sie ein Antwortschreiben sandte, muss Hermenegildo größte Hoffnung gegeben haben. Was würde ich darum geben, einmal zu sehen, was über sein Gesicht geleuchtet haben muss, als er diesen Brief öffnete. Und was erst dafür, erfahren zu dürfen, was in Mumadona vorging, als sie sich entschied, diesem einen Erwählten aus Zig oder Hunderten endlich zu antworten.

Ich sah die Handschrift dieses vergleichsweise kurzen Briefes nun genauer. Sie war, wie gesagt, eher kleiner und zart im Aufsetzen der Tinte. Die Unterlängen waren tief und ausgeprägt gerundet, die Oberlängen standen schmal und aufrecht. Sie vermied Überschneidungen. Nur in der Unterschrift zeigte sich eine komplexe Kalligrafie, welche aus dem letzten "a" des Namens hervorging und den gesamten Namenszug in einer dicht durchwobenen Figur von unten her umfasste. Diese Schriftzüge insgesamt waren von hoher Schönheit, klar in der Linie und sicher verortet auf der gegebenen Fläche des Pergamentes. Man sah, dass es eine gelehrte Hand war, die ihre Zeichen mit Gewissheit absetzte. Gleichzeitig war Stärke wahrzunehmen. Die Schreiberin dieser Zeilen wusste sehr klar, was sie mitzuteilen hatte. Sie erwartete, dass ihr nicht widersprochen würde.

Dann fand ich ein interessantes Detail am Namen Hermenegildos. Ihr Brief begann innen ja genauso wie die Adressierung außen, nämlich mit: Meu Hermenegildo amado. Während Mumadona außen jedoch der üblichen Orthografie folgte, setzte sie innen, in der Überschrift, eine Abweichung von der gängigen Schreibart. Der Name innen hatte einen Akzent, er war als Hermenegíldo notiert. Ein solcher Akzent ist unüblich. Jedermann weiß und wusste damals, dass dieser Name ganz normal, wie die meisten anderen auch, auf der vorletzten Silbe zu betonen ist. Das entspricht den Standardbetonungsregeln, die sich vom Altportugiesischen bis zu unserem heutigen Brasilianisch nicht verändert haben. Der Akzent war also überflüssig. In der Grundschule würde einem Anfänger eine solche Akzentsetzung sogar als Fehler angerechnet werden. Hier aber war er offenbar ein ganz subtiles Zeichen der Extravaganz, die sie ihm gleich in der Anrede gewährte. Freilich, diese kleine Abnormität sollte nur im inneren Forum gezeigt werden, nicht nach außen. Daher hatte sie es nur im Briefinneren so geschrieben. Es scheint mir dies doch der Ausweis einer besonderen charakterlichen Subtilität zu sein, was ja durchaus mit dem übereinstimmt, was wir auch aus anderen Quellen über Mumadona wissen.

Ich wollte weiter in die Tiefe jener Kassette Fi vordringen, hier mussten die weiteren Briefe Mumadonas lagern. Nun aber hielt mich der Custos endgültig zurück. Jetzt müssten wir die Bibliothek verlassen, die erlaubte Zeit sei sowieso bereits weit überschritten. Vorsichtig legte er nun alle Manuskripte in die Kassetten, schob diese in den Schrank zurück und verschloss ihn. Dann verließen wir das Archiv der frühen Briefe aus Minho und Douro, und der Custos schloss die Türe dazu ab. Über die Wendeltreppen traten wir den Aufstieg durch die sechs Stockwerke an. Als wir oben im Hauptsaal der Bibliothek ankamen, waren dort bereits alle Lichter gelöscht, nur die Notbeleuchtung am Ausgang gab uns etwas Orientierung. Der Custos sperrte noch weiter ab, wir gingen zum bereits versperrten

Haupttor und traten nach außen. Die große Uhr am Tor der Außenkuppel zeigte zehn nach acht. Vor dem Tor verabschiedeten wir uns. Der Custos sagte, ich könne jederzeit wiederkommen, wir müssten nur einigermaßen die Öffnungszeiten einhalten. Ich dankte, und wir trennten uns.

Es war spät geworden. Jetzt erst merkte ich, dass ich seit dem Morgen nichts gegessen hatte. Ich musste mich eilen, um noch das Abendessen bei den Guimarães zu erreichen. Ursprünglich hatte ich geplant, für den Rückweg ein Bodentaxi zu nehmen. Daran war jetzt nicht zu denken. Der Weg war zu weit, und außerdem gab es um diese Zeit die Abendstaus. Ich lief also durch die Altstadt, die immer noch bestens belebt war, zum Torre de Belém, gab dem Liftfahrer einen Escudo und bat ihn, mir eine direkte Fahrt in den siebenundvierzigsten Stock freizusperren. Er tat dies, und ich stieg oben sofort in das wartende Helikoptertaxi, welches mich rasch nach Boa Vista brachte.

Beim Abendessen fragte mich der Conde, was ich denn Interessantes gefunden hätte, das mich diesen Tag auf einen Strandbesuch verzichten hatte lassen. Ich sagte, es sei sehr spannend gewesen in der Altstadt. Ich hätte viel gesehen. Besonders das zuckerpressende Engenho und der offene Backofen bei Cana e Pão hätten mich fasziniert. So sei die Zeit vergangen. Es war mir einfach unmöglich zu berichten, was ich wirklich entdeckt hatte. Ich fürchtete, sie würden es mir nicht glauben. Außerdem war ich besorgt, Miguel würde beginnen, sich ebenso für die Briefe Mumadonas zu interessieren. Ich möchte betonen, dass ich hier nicht direkt egozentrisch war. Aber es war mir bereits in diesem Moment klar, dass ich alles daransetzen müsste, um diese Briefe in den zwei Monaten, die wir in Flúmina sein würden, auswendig zu lernen. Das Archiv für frühe Briefe aus Minho und Douro war ab heute für die nächsten zwei Monate eben bereits besetzt.

Miguel seinerseits hatte bei der Anmeldung für die Helikopterschulung einiges erreicht. Er hatte eine Übungslizenz

erhalten und würde morgen mit seinem privaten Trainer die Übungsflüge aufnehmen. Es sagte, – Ich habe Leila angerufen und ihr unsere Daten durchgegeben. Sie hat sich nach dir erkundigt. Sie wollte wissen, ob du dich gestern auf dem Fest wohlgefühlt hast. Ich dankte Miguel und auch dem Conde für alle Unterstützung, auch dafür, dass wir bei Bedarf die familieneigenen Hubschrauber anfordern dürften. Die Tafel wurde aufgehoben und wir gingen hinauf in unsere Mansardenzimmer. Als ich mich zu entkleiden begann, bemerkte ich, dass ich die mir in der Bibliothek abgenommene Elektronik dort vergessen hatte. Dies war offensichtlich das äußere Zeichen, dass ich am nächsten Tag wieder hingehen sollte. Ich war todmüde. Ich schaffte es gerade noch, mich zu duschen, und fiel dann sofort ins Bett.

Nach einigen Stunden bleiernen Tiefschlafes begann ich stark zu träumen. Ich sah mich, tief in den Substruktionen einer frühmittelalterlichen Burg an einem kleinen Schreibtisch sitzen und schreiben. Ich schrieb an eine hochgestellte Dame. Es waren irgendwelche Bittschreiben, deren Inhalt aber nicht klar wurde im Traum. Die Schrift, die dabei aus meiner Feder floss, glich im höchsten Maß derjeniger Mumadonas. Es waren dieselben Unter- und Oberlängen, wie ich sie tags zuvor im Archiv gesehen hatte. Im Verlauf des Traumes änderte sich die Stimmung, und ich wurde angespannter. Es wurden Worte sichtbar wie, “sehen“, “hoffen“, “erwarten“, aber auch einmal ein “zurückgesendet“. Ich wusste im Traum nicht, worauf sich das bezog. Höchst seltsamerweise war das Pergament nun schwarz geworden und die Tinte darauf weiß. Nach einem weiteren “abgewiesen“ wachte ich auf. Der Traum war nicht angenehm gewesen. Ich wusste nicht, was er bedeuten sollte, und konnte nicht gleich wieder einschlafen. Auf der Decke des Zimmers und auf dem Nachthimmel vor dem Fenster tanzten nun die Linien Mumadonas, ihre Ober- und Unterlängen und die Kalligrafie ihres Namens. Nach einer Weile konnte ich doch wieder einschlafen.

Ich wachte auf, als die Sonne schon kräftig durch die Fenster schien. Nebenan hörte ich Miguel sich bereits duschen. Ich musste mich beeilen. Beim Morgencafé meinte die Condessa, was ich denn geträumt hätte. Man sähe mir eine, nun ja, gewisse Illuminierung an. Ich sagte, ich hätte geträumt, ja. Es sei aber gar nicht so angenehm gewesen. Ich hätte es auch nicht recht verstanden, worum es ginge. Es sei irgendetwas wie eine Prüfung gewesen. Lauter Worte auf Pergament, das dann auch noch, statt wie anfangs weiß zu sein, auf ganz schwarzes Pergament wechselte, mit weißer Schrift darauf. Ich hätte keine Ahnung, was das solle. Die Condessa antwortete, dass das schon sicher seine Bedeutung hätte. In Flúmina seien sie davon überzeugt, dass die ersten Nächte nach Anreise in die Wunderbare Stadt immer irgendwelche Träume mit divinatorischem Wert brächten. Da müsse man schon Acht haben darauf. Ich war hilflos und fragte, ob sie wüsste, was denn dieser Traum nun hieße. Sie dachte etwas nach und sagte dann. Hast Du gestern vielleicht eine schöne Frau gesehen, die Dich fasziniert hat? Mir spannte sich der Nacken etwas an. Auf was wollte sie hinaus? Sah sie mir an, dass ich gestern mehr oder weniger am Hof Mumadonas gewesen war? War es tatsächlich möglich, dass sie das bemerkt hatte? Ich dachte, nein. Nein. Das geht nicht. Ich muss mich da bedeckt halten. Mumadonas Briefe und meine Bewunderung für sie sind Verschlusssache.

Also sagte ich, – Nun ja, schöne Mädchen gebe es ja geradezu unzählige hier in Flúmina. Und natürlich, ich war gestern im alten Zentrum gewesen, da sind ja noch mehr von ihnen anzutreffen. Die eine oder andere sei mir sicher aufgefallen. Aber ich könnte jetzt nicht sagen, wer von diesen mein Interesse, vielleicht auch unbewusst, geweckt hätte. Die Condessa schwieg wieder ein wenig. Dann präzisierte sie, – Weißt du, Lapis, es könnte sein, dass die verschiedenen Pergamente, die du gesehen hast, von Weiß bis Schwarz eben, die vielen schönen Frauen widerspiegeln, die du gesehen hast. Wir haben hier nämlich alle

Farben, von schneeweiß bis tief schwarz. Ich dürfte etwas rot angelaufen sein, denn die Condessa begann abgründig zu lächeln und meinte, aber das ist doch sehr schön so. Das zeigt ja nur, dass Du ein Moço do coração dourado bist.

Ich war nicht rot geworden, weil ich mich für das Interesse an Frauen geschämt hätte, oder ein Problem mit den Farbschattierungen der Brasilianerinnen gehabt hätte. Keineswegs. Ich bin selbst das, was man pardo nennt, also gut durchgemischt von allen Farben, die es jemals in Brasilien gegeben hat. Das Ansinnen der Condessa schien mir nur insofern etwas befremdlich, als ich gewiss war, dass Mumadona, die ja nun wirklich die Frau war, die mich gestern und schon lange davor sehr beschäftigt hatte, ganz sicherlich von reinstem weißen Teint gewesen war. Und ihre Augen stellte ich mir stets sehr dunkel, praktisch schwarz, vor. Dies jedenfalls macht Sinn, wenn man sich ihre Herkunft aus dem Adel des iberischen Nordwestens vergegenwärtigt. Deshalb erschien mir eine Interpretation des weißen Pergaments mit schwarzer Tinte im Sinn von Mumadonas Gesichtszügen mit den daraus aufblickenden tiefschwarzen Augen vielleicht noch möglich. Aber was sollte das schwarze Pergament mit der weißen Tinte? Ich war ja auch nur von einer einzigen Frau affiziert gewesen. Da war nur Mumadona, welche mich beschäftigte. Die Condessa lächelte weiter und sagte, – Es macht nichts, wenn wir jetzt nicht die letzte Interpretation dieses schönen Traumes finden können. Irgendetwas ist da noch offen. Du wirst ihn aber ganz sicher verstehen, später. Das ist nur eine Frage der Zeit, bis du siehst, was dieser Traum und das schwarze Pergament in ihm bedeutet haben.

Der Conde wechselte jetzt das Thema und kündigte die Ankunft der Töchter Isabelita und Minki an. Heute Abend würden sie aus Buenas Aguas anfliegen. Conde und Condessa wollten sie gegen neunzehn Uhr mit einem der familieneigen Helikopter vom Stadtflughafen abholen. Isabelita und Minki waren fast gleich alt, aber etwas jünger als Miguel und ich. Isabelita

muss damals fünfzehn Jahre gewesen sein, und Minki knapp ein Jahr jünger. Die beiden studierten in Buenas Aguas an der Schule der Mütter vom Wertvollen Rat, einer renommierten Schule, welche ebenso wie die unsere in Paulisto über die Approbation durch das Kultusministerium in Sebastópol verfügte. Die Mütter vom Wertvollen Rat waren sehr beliebt unter den Adelsfamilien, denn neben den Schulen, die sie autokratorieweit führten, waren sie auch auf dem Gebiet der Kranken- und Altenpflege tätig. Sie führten Krankenhäuser und Altersheime, in denen der aktuelle Goldstandard der zeitgenössischen Medizin angeboten wurde. Gleichzeitig war ihnen aber der Mensch als solcher, der er ist, dennoch nicht aus dem Auge verloren gegangen.

Dank der Leitlinien des Wertvollen Rates gelang es den Müttern in all den schwierigen Herausforderungen der Erziehung und der Lebenskrisen doch immer die Nicht-zerfallene-Persönlichkeit in den Mittelpunkt ihres Wirkens zu stellen, oder dort, wo dieser Zerfall drohte oder bereits im Gange war, Wege zu weisen, um diese Irrentwicklung umzukehren. Sie bedienten sich dabei der verschiedensten Mittel pädagogischer, medizinischer oder auch anderer Natur. Die Mütter waren teilweise auch etwas gefürchtet, denn sie griffen, sofern dies notwendig erschien, auch zu ungewöhnlichen Maßnahmen, mit denen sich zu konfrontieren nicht jedermann gewohnt oder gewillt war.

Zum Beispiel schreckten sie nicht davor zurück, den Mädchen, ob sie nun im Kindergartenalter waren oder sich gerade durch die Pubertät schlugen, regelmäßig am Morgen und auch bei der Erledigung der Nachmittagsaufgaben kleine Sinnsprüche mit auf den Weg zu geben. Einer war etwa: "Tue das Gute". Das war eine klare Aufforderung, die jeder verstand, wenn auch nicht stets goutierte. Dann gab es aber auch subtil-kryptische Aufforderungen, wie: "Verlasse den Spiegel", oder "Trenne dich von dir selbst". Solches kam zum Beispiel immer wieder zum Ausspruch, wenn eine der jungen und reichen Adelstöchter es

gerade nicht schaffte, ihre Frisur und Make-up in verträglicher Zeit fertigzustellen. So sind sie eben, die Mütter vom Wertvollen Rat. Die leiblichen Mütter der Schülerinnen wussten es den Müttern vom Wertvollen Rat aber stets zu danken, dass diese aussprachen, was ihnen selbst zu sagen bisweilen gewaltige Mühe verursachte. Das war Teil des Geheimnisses, was jene Schulen und auch Pflegeinstitutionen so geschätzt machte.

Isabelita und Minki sollten also an jenem Tag ihren Sommerheimurlaub in Flúmina antreten. Außer dass wir die beiden auf den gerahmten Familienfotos im Salon der Guimarães gesehen hatten, kannten wir sie noch nicht und waren schon recht neugierig, wie es nun mit ihnen werden würde. Der Conde sagte, – Also zum Abendessen heute sind wir alle beisammen. Dann könnt ihr einander kennenlernen. Dann wollte er wissen, was unser Plan für den Tag sei. Miguel sagte, er müsse an die Helikopterschule, denn er habe für heute die ersten Trainingsstunden vereinbart. Es tue ihm furchtbar leid, dass er mich nicht mitnehmen könne, und dass diese Ausbildungsaufgabe ihn daran hindere, sich mir zu widmen. Er würde gerne gemeinsam an den Strand gehen oder vielleicht einen Ausflug nach Búzeiros machen, dort gebe es ja auch so wunderbare Strände. Und ganz viele, wunderschöne Moças. Das wäre sicherlich ein Ziel. Leider eben, das müsse nun warten.

Der Conde fragte mich daraufhin, was ich denn dann gedächte, heute zu tun. Ich antwortete, ach das sei kein Problem, ich würde wieder in die Altstadt gehen. Dort sei so viel los, die Geschäfte, die Installationen, all die Lokale, da gebe es genug für mich zu tun. Sie sollten sich keine Sorgen machen, es wäre mir nur wichtig, dass sie sich nicht mir gegenüber irgendwie verpflichtet fühlten. Ich könne mich überall gut selbst beschäftigen. Der Conde meinte noch, er könne leider auch nicht mit mir den Tag verbringen, da er wieder im Zentrum zu tun habe. Aber wenn es mir recht wäre, könne er mich wieder auf dem

Torre de Belém absetzen. Ich sagte, das sei wunderbar und wir könnten das so machen.

Wir gingen nochmals auf die Zimmer hinauf, machten uns zurecht und gingen dann vor das Haus. Manolo hatte schon den Helikopter avisiert, und wir konnten einsteigen. Zuerst ging es zur Flugakademie im Guaripora-Viertel, dann flogen wir hinüber zum Torre de Belém. Ich stieg aus und fuhr wieder hinunter in die Altstadt. Als ich in der Bibliothek ankam, waren meine Technos, die ich tags zuvor dort vergessen hatte, an der Rezeption bereits bereitgestellt worden und wurden mir ausgehändigt. Der Fýlax am Eingang holte mich zu sich und sagte, der Custos wolle mich unbedingt sprechen, wenn es mir recht wäre. Er hätte einige Informationen für mich. Ich ging in den Hauptraum der Bibliothek, den surrealen Innenturm aus Buchrücken, und sah mich um. Ich fragte einen der Aufseher, wo das Büro des Custos sei. Es sagte, im ersten Stock, erreichbar über die Seitentreppe. Ich ging hinauf, klopfte am Büro an und fand dort zunächst die Sekretärin vor. Sie fragte nach meinem Namen und verschwand nach hinten.

Nach zwei Minuten kam der Custos hervor, raschen Schrittes, und beeilte sich mich zu begrüßen, – Was für ein Glück, Senhor Doutor Lapis, dass Sie wiedergekommen sind. Wir haben Ihre Technos aufgefunden und wussten nicht, wie wir sie Ihnen zukommen lassen können. Das darf nicht mehr passieren. Wenn es Ihnen recht ist, stellen wir Ihnen ein Safe mit Schlüssel zur Verfügung. Da können Sie frei alles deponieren, was Sie ablegen möchten. Dann wollte er noch auf die Manuskripte zurückkommen und bat mich in sein Büro. Dort eröffnete er mir, dass er sehr erfreut sei über mein Interesse an den Dokumenten des frühen Minho und Douro, und wie sehr er glücklich sei, mich als authentischen Aficionado jener Handschriften entdeckt zu haben. Er sagte zu mir, – Wissen Sie, Senhor Doutor, wir sitzen hier in unserer Bibliothek und warten. Einfach warten. Alles hängt davon ab, ob irgendwann jemand vorbeikommt, ja üblicherweise

aus dem Nichts auftaucht, der Qualitäten zeigt, die es für möglich erscheinen lassen, dass er ein Aficionado für diese oder jene Texte sein könnte. Dann können wir prüfen, ob dies wirklich der Fall ist. Falls jemand dann tatsächlich die syntone Reaktion auf die Texte zeigt, für die er Interesse und Begabung behauptet, dann kann er in die Magazine zugelassen werden. Alles andere ist einfach zwecklos. Wer nämlich von den Inhalten nicht in seiner Eigenfrequenz zur Schwingung angeregt wird, versteht so gut wie nichts von dem, was er liest.

Dies war also seine Ansicht über die Wirkgeschichte von Literatur. Ich ging schon damals, in jenem Gespräch, davon aus, dass das vermutlich nicht nur seine Privatmeinung war. Dazu war diese Bibliothek Flúminas zu bedeutend und sein Posten als deren Custos zu sehr von öffentlichem Interesse. Ich wusste damals aber noch nicht, dass er hier eine Position der literarischen Rezeptionsgeschichte vertrat und umsetzte, welche an der Sebastopolitaner Akadémeia in höchsten Ehren steht. Kálamos mégas machte mich später auf diese Zusammenhänge aufmerksam.

Der Custos fuhr nun fort. Er habe eben gesehen, dass diese Syntonie und der Status des Aficionados bei mir, betreffend die Texte des frühen Minho und Douro, in vollem Ausmaß der Fall seien. Und dies wolle er nach Kräften fördern. Ich hätte ab sofort freies Zugangsrecht in das Sonderarchiv des frühen Minho und Douro. Auch dazu werde er mir einen Schlüssel aushändigen. Ich könnte dort selbstverständlich alles einsehen, was mir beliebte, es lagere noch sehr vieles in jenem Raum. Er vermute aber, dass mein gegenwärtiges Interesse jenen Kassetten Pi bis Fi gelte, welche die Dokumentation des Minnebriefverkehrs vom Hof Mumadonas enthalten.

Worauf er mich noch hinweisen wolle, sei, dass er nochmals in die Computerlisten gegangen sei und die Nutzungshistorie jener Manuskripte geklärt habe. Es hätte sich gezeigt, dass eben jene Briefsammlung Pi bis Fi überhaupt nie durchnummeriert

worden sei. Dies bedeute, dass sie nie wissenschaftlich erfasst worden sei und mit höchster Wahrscheinlichkeit auch nicht eingesehen worden sei, seit dem Zeitpunkt als jener Sekretär Joãos VI., ein Schreiber eben, diese Manuskripte durch die Flucht aus Lisboa nach Flúmina gerettet hatte. Etwa siebzig Jahre später dürften die Manuskripte in die hiesige Bibliothek gekommen sein. Seither gebe es keinen Hinweis, dass sie jemals zum Lesen angefordert worden seien. Er wolle mich daher darauf hinweisen, dass ich die große Ehre hätte und vor der respektablen Verantwortung stünde, nicht nur der erste zu sein, der jene Texte nach so unendlich langer Zeit lesen könne, sondern auch, dass offensichtlich mein fado mich dazu ausgewählt hätte, der Aficionado jener Briefkommunikation zu werden. Dem könne er sich einfach nicht in den Weg stellen. Es läge ihm fern, sich hier als Vermittler oder Zugangsverwalter zu sehen. Einzig die Tatsache meiner Syntonie mit jener Textmaterie sei der Schlüssel, der hier die Tore öffnete. Es läge ihm viel daran, dass ich alle Bedingungen vorfände, um die Manuskripte vollstmöglich in mich aufnehmen zu können.

So in etwa erklärte er sich mir gegenüber. Ich dankte ihm und sagte, ich würde noch circa zwei Monate in Flúmina bleiben und hoffte, bis dahin jenes Corpus vom Hof Mumadonas auswendig gelernt zu haben. Nun aber würde ich gerne damit beginnen, denn die Zeit sei kurz. Wir verließen das Büro, und er zeigte mir das Safe. Ich erhielt den Schlüssel dafür und dann denjenigen für das Sonderarchiv. Damit machte ich mich in die Tiefe auf.

Ich begann dort, wo wir am Abend zuvor aufgehört hatten, bei Kassette Fi. Unter dem erstmaligen Antwortschreiben von Mumadona lag der nächste Brief von Hermenegildo. Es war sein erstes Schreiben, nachdem sie ihr Schweigen gebrochen hatte. Dieser Brief war nun nicht mit “Minha Amada“ adressiert, sondern mit “Meu Carinho“. Vielleicht drückte dieser Wechsel von “Meine Geliebte“ zu “Meine Zuneigung“ die Änderung der

Relation zwischen ihnen beiden aus; und den anderen Status, den Mumadona Hermenegildo nun zu gewähren schien. Lieben kann man par distance. Wer nicht erhört wird, kann immer noch viele Liebesbriefe an "seine Geliebte" versenden. Aber Zuneigung zu behaupten, ohne dass jemals eine Neigung der Verehrten in Richtung des Verehrers stattgefunden hat, das wäre doch sowohl geschmacklos als auch ein Verstoß gegen die Unantastbarkeit dessen, wovon man behauptet, es zu lieben. Sich einseitig Zuneigen hat einen Begriff: Belästigung.

Er, Hermenegildo, dankte ihr also. Dass sie ihn einer Antwort gewürdigt hatte, und dass sie zur Feder gegriffen habe, und zur Tinte. Ihr Ohr habe ihn also wahrgenommen, habe das Klagen seines Herzens vernommen. Er fühle sich so ohne Vergleich erleichtert und – wenn er es sagen dürfe – erhoben sogar. Nachdem er doch all die Zeit vor Ihr gekniet habe, in Ungewissheit sein Schicksal erwartend und Ihren Entscheid. Nun habe er Hoffnung. Nun wage er das erste Mal aufzublicken, um Ihr Gesicht zu suchen, und wenn möglich, Ihren Blick. Sie habe ihn gehört, so darf er nun in Ihrem Brief lesen. Jedoch, mit Bangen stelle er sich jetzt die Frage, würde Sie ihn auch des Blickes würdigen? Würde er Gnade finden vor Ihren Augen?

Der Brief ging noch weiter mit diesen Fragen. Ob er wohl auf mehr hoffen dürfe, als die nun erfolgte Antwort, die er natürlich unendlich zu schätzen wisse. Da seinem Herzen nun erstmalig eine Ruhe gegönnt worden sei, sei es jedoch baldigst in schwere Bedrängnis gelangt, denn es wisse nicht, wie es weitergehen werde. Ob die Hoffnung, die heute da ist, sich auch morgen noch nähren dürfe. Die Tage vergingen wie im Fieber, er wisse weder um Zeit noch um die gewöhnlichen Pflichten, denn alles das versinke im Nichts angesichts der Ungewissheit, ob sie wohl wieder schriebe. Er endete mit der Bitte um ehestmögliche Antwort und ein Zeichen, das ihn weiter hoffen machen könne.

Die Antwort von Mumadona an Hermenegildo kam. Sie lag hier vor mir, eine Lage tiefer in der Kassette Fi. Außen stand nun

als Adresse nur: Carinho. Als ich das Pergament umdrehte, fand ich in den feinen Lettern von Mumadonas Handschrift folgendes: Meu Hermenegíldo, carinho, olhei vos também. Olhei. Sie nahm also das von ihm eröffnete "Carinho" auf. Ich hatte mich nicht getäuscht. Carinho war zu verstehen als eine Steigerungsstufe der Annäherung. Sie gewährte ihm diese Annäherung. Und sie teilte ihm mit, dass sie ihn nicht nur gehört, vielleicht eben auch erhört hatte, sondern dass er auch vor ihrem Blick bestehen würde. "Ich habe Dich auch gesehen", schrieb sie. Der Brief war wieder kurz. Sie teilte ihm nur das Wesentlichste mit. Blieb zurückhaltend, hob, sozusagen, ihren Schleier keineswegs. Jedoch, sie richtete ihn auf. Es war fast, also ob sie ihre linke Hand leicht ausgestreckt hätte, die Handfläche öffnete und dabei etwas anheben würde, um dem vor ihr knienden Ritter den Aufblick zu gestatten. Er möge sein Haupt erheben und seinen Blick dem ihren begegnen lassen. Es schien, als ob sie dies ausdrückte durch ein leichtes, ein minimales Erheben ihrer Hand. So hatte sie ihm den Blick auf sie selbst eröffnet. In ganz wenigen Worten.

Ich muss hier eine Pause machen und den Text selbst verlassen. Denn diese Schreiben sind von unvergleichlichem Rang als ein Dokument anthropologischer Grundgegebenheiten. Selbst für einen Linguisten und Historiker, wie ich es bin, ist es kaum möglich, einen solchen Fund in seiner Tragweite gerecht zu würdigen. Wir lesen hier, in wenigen Worten, die Abbilder grundlegendster Menschheitsentscheidungen und –entwicklungen. Dem unbedarften Leser, demjenigen, dem der Custos und eben auch die Sebastopolitaner Historiografie in keiner Weise vertrauen, ihm werden sich jene Manuskripte vielleicht als niedliches Geschehen darstellen, als übersteigerte Liebeserklärungen, als Gezwitschere zwischen zwei goldenen Turteltauben. Vielleicht sogar als Kitsch aus einem Prinzessinnenroman. Das ist – gelinge gesagt – purer Nonsens.

Zum einen ist jenes Gezwitschere dasjenige, welches zwischen den geschichtstragenden Persönlichkeiten jener Epoche

stattgefunden hat. Es ist ja sehr fraglich, ob die weiteren Ereignisse der Geschichte jenseits des Douro, des Mondego, des Tejo, ja jenseits des Atlantiks, jemals stattgefunden hätten, wenn jener Briefwechsel, jene Annäherung ausgeblieben wäre. Hätte Hermenegildo, ohne die Zuwendung Mumadonas, jemals die Tapferkeit erreicht, die Grafschaft zu führen als das, was sie für alle Zukunft sein sollte? Aus seiner Grafschaft Portucale erwuchs letztlich alles, was wir hier sind; von Flúmina bis in den Sertão, vom Uraricoéra bis zum Iguaçú. Und hätte Portucale all dies werden können, wenn später dann Mumadona, als die treue Witwe ihres geliebten Hermenegildo, ihren unverwechselbaren Stempel aus Kampfesmut und Gottesvertrauen jener Grafschaft nicht aufgeprägt hätte? Sie erbaute die Stammburg derer von Guimarães, zum Schutz gegen Sarazenen und Normannen. Sie gründete Klöster und beschloss ihr Leben in einer dieser ihrer Gründungen. Wir haben es hier mit Geschichtsereignissen größter Tragweite zu tun.

Aber, obwohl allein dies alles von unschätzbarem Wert für uns alle ist, und ich es nicht wage zu behaupten, dass ich es historisch korrekt und erschöpfend darstellen könnte, ist das dennoch nicht alles. Und vielleicht nicht einmal das Wichtigste.

Das Erstaunlichste an jenen Wechselschreiben liegt nämlich noch in einem anderen Bereich. Man könnte es dem Gebiet der Psychohistorie zuordnen, oder vielleicht noch besser dem, allerdings und leider immer noch vernachlässigten, Forschungszweig der Optolinguistik. Wie schon gesagt, wir sind hier die Zeugen der innersten Entwicklung einer Grafschaft, die Weltgeschichte im größten Stil schreiben sollte. Es wird uns Einblick gewährt in die Relationen der definitiven Protagonisten dieser Entwicklung, in statu nascendi und über die Originalmanuskripte eines Minnekampfes. Es ist das ein Kampf nicht zwischen Rittern, sondern zwischen denen, die doch für die wechselseitige Vervollkommnung in der wahren Liebe bestimmt sind. Werden sie einander erreichen?

Hermenegildo muss immerhin dreißig oder mehr Briefe schreiben, bis die Verehrte ihm die erste Erleichterung gewährt. Der Streit um die wahre Minne geschieht hier weithin in Worten. Nach seinen langen Briefen antwortet sie dann endlich, und zwar damit, dass sie ihn gehört oder eben erhört habe. Sie bleibt dabei in der Dimension von Wort und Hören. Dies ist die erste Stufe. Diese kann aber nicht genügen. Hermenegildo ist erleichtert, dankt, schöpft Hoffnung. Aber, sofort zeigt sich ihm und zeigt er ihr seine neue Bedürftigkeit. Er hat all ihre Worte gelesen, weiß um die Huld, welche sie ihm damit geschenkt hat.

Jedoch was aussteht, ist die Bestätigung der Zuwendung im Blick. Kein Wort, gesagt oder geschrieben, gelesen oder gehört, kann die Botschaft des Blickes ersetzen. Das müssen wir uns als Historiker stets eben vor Augen halten. Wir sind es gewohnt, weithin mit Texten zu arbeiten. Was uns fehlt, sind die lebendigen Bilder, in denen sich die Ereignisse realisiert haben, von denen wir meist nur dürre Buchstaben haben. Und noch mehr, uns fehlen die Blicke, welche die Handelnden ausgetauscht haben, in denen sie Einverständnis und Missbilligung, Wissen und Unkenntnis, Annahme und Zurückweisung ausgedrückt haben. Auch die Bilddokumente, über die wir verfügen, sind hier weithin aussagelos. Wir sehen auf ihnen nicht, wie sich die Akteure wechselseitig ins Auge geblickt haben. Was die Optomaschinen aufzeichnen, sind Seitenansichten. Die En-face-Kommunikation bleibt dem Drittbeobachter verborgen. Und sie kann auch von den Frontalkameras nur in die Bildkonserven eingespeichert werden. Der feinstoffliche Austausch und die subtilen Energieströme der direkten Kommunikation von Angesicht zu Angesicht entgehen diesen Aufzeichnungsfiltern. Daher ist jener Eros des Blickes in den Geschichtsdarstellungen, wie wir sie üblicherweise produzieren, vollkommen abwesend.

Hier jedoch, in den Briefen zwischen Hermenegildo und Mumadona, wird dieser Eros des Blickes zentrales Thema. Hier gibt es kein Vorbei an dieser Herausforderung. Sie wird gemeistert

und zur Grundlage von lebenslanger Liebe und, im Fall dieser beiden, zur Grundlage von Weltgeschichte. Oder eben nicht, wenn die existentielle Hürde des Blicks nicht gemeistert wird. Mumadona wusste es aber offensichtlich, dass sie diesen Blick aufnehmen und gestatten musste. Dass alles davon abhängen würde. Noch einmal, was gebe ich dafür, wenn ich Zeuge sein dürfte, welche Blicke die beiden nach jenem zweiten Brieftausch bei der darauffolgenden Begegnung im realen Leben wechselten. Davon kann ein Historiograf aber leider nur träumen.

Nun, ich kann es hier nicht in extenso ausführen, es würde zu weit gehen, aber die Optolinguistik erkennt hierin grundlegende Funktionen der menschlichen Kommunikation. Der Blick auf Dinge, und noch mehr derjenige zwischen vier Augen, ist Kommunikation, ist anthropologische Grundbedingung und wirkt geschichtsbildend. Und noch ein Wort hier, ich werde später noch weiter darauf zurückkommen müssen: Diese visuelle Realität der humanen Existenz ist in den meisten Schriftsystemen, die wir heute verwenden, ausgeblendet worden. Aus Gründen der Vereinfachung, der technischen Beschleunigung, aber wohl auch wegen einer gewissen Ignoranz oder Schwäche dem originalen Leben gegenüber. Nur wenige Schriftsysteme erfüllen Funktionen der Optolinguistik. In einem gewissen Ausmaß ist sie im Schriftsystem der Chinesen präsent. Das Halten der unumstrittenen Führungsposition in dieser Herausforderung ist aber der Hieroglyfenschrift vorbehalten. Ich werde das, wie gesagt, näher ausführen müssen, aber ein Hinweis schon hier: Gerade diese Funktionen der altägyptischen Kultur und der ihr eigenen Kommunikationsdokumentation haben dazu geführt, dass der Hof der Sebastoí Ägyptisch zur Familiensprache gewählt hat. Es gibt keine wahre Regierung ohne Kenntnis und Achtung der Gesetze des Blickes. Hermenegildo und Mumadona sind offensichtlich durch alle Tiefen dieser Zusammenhänge gegangen. Gemeinsam und erfolgreich.

Den Rest jenes Tages im Archiv des frühen Minho und Douro verbrachte ich mit dem Rezitieren und Auswendiglernen der ersten Briefe. Ich musste damit anfangen, denn ich sah, dass die Dokumente umfangreich waren. Gegen siebzehn Uhr beschloss ich, hier für heute zu enden, da die Anreise der Töchter Guimarães für den Abend angesagt war. Ich verstaute die Pergamente in der Kassette, sperrte das Archiv ab. Die Handschuhe deponierte ich im Safe und holte mir dort meine Ausrüstung ab. Dann lief ich auf die Straße hinaus. Die große Uhr zeigte fünf Uhr fünfzehn. Heute sollte es besser klappen. Ich nahm ein Bodentaxi.

Auf der Fahrt konnte ich den Alltag der Fluminenses beobachten. Es war die Zeit, wo die Ersten bereits die Büros verlassen und sich auf den Heimweg machen. Es war erstaunlich, mit welcher Leichtigkeit die Menschen hier ihr Leben nahmen. Sie kamen aus den Hochhäusern der Repräsentanzen, als ob sie den ganzen Tag auf einer Party gewesen wären. Ich genoss diese Ausblicke sehr. Ich sagte dann dem Lenker, er solle nicht die Auffahrt zum Morro nehmen, sondern mich an der Praia Roxa absetzen. Ich wollte für diesen Tag nochmals kurz den Strand genießen. Er war wieder gut bevölkert. Wie immer herrschte beste Stimmung. Wer sich nicht im Sand liegend bräunte, machte einen Strandspaziergang, spielte in einem der Ballturniere oder aß ein Eis. Ich holte mir einen Eis-Coco und trank ihn mit Blick auf das Meer. Ein unvergleichlicher Existenzzustand. Dann nahm ich die Gondel von Boa Vista und fuhr den Morro hinauf, um mir vor dem Eintreffen der Mädchen die Hitze des Tages noch einmal abzuduschen.

Eine halbe Stunde später landete der Helikopter. Vom Fenster der Mansarde aus beobachtete ich, wie zuerst der Conde ausstieg, dann die Condessa und zuletzt die beiden Töchter, Isabelita und Minki. Man sah, dass sie eigentlich schon die Körpergröße ihrer Eltern erreicht hatten. Beide waren schlank, Isabelita hatte langes dunkles Haar, Minki war eher rotbraun und

schien Sommersprossen zu haben. Manolo kam vom Eingang und begrüßte die beiden mit Umarmungen, zwei Hausangestellte kamen dazu und übernahmen die Gepäckstücke. Zuerst blickten die Mädchen über den Morro hinweg Richtung Praia Roxa und schienen die Aussicht, die ihr Zuhause bot, zu genießen. Dann gingen sie, je eine eingehängt an der einen und anderen Seite ihres Vaters, Richtung Haupteingang.

Ich lief nach nebenan, klopfte an die Tür Miguels und rief, – Komm heraus, sie sind schon da, wir müssen sie begrüßen. Miguel war weniger animiert als ich und sagte, – Komm herein. Er las gerade in irgendwelchen Instruktionsbüchern der Flugfahrt, die er nun offensichtlich studieren musste. Ich versuchte ihn zu begeistern, – Du musst sie sehen, sie sind groß und sehen ganz nett aus. Er regierte mit einem, – Okay –, und zog sich langsam die Schuhe an. Ich musste ihn hinausschieben, und dann liefen wir die Treppe hinunter. Sie waren schon in der Sala de Estár und bekamen gerade die eisgekühlten Begrüßungsfrappés serviert. Wir klopften an und traten ein.

Der Conde war erstaunt, – Ach, seid ihr hier. Also, das sind die zwei jungen Herren, die diesen Sommer mit uns verbringen werden, Miguel und Lapis. Die beiden Condessas äugten uns groß an. Miguel trat vor und sagte, – Ich bin Miguel, es freut mich, Euch kennenzulernen. Dann gab er zuerst Isabelita und dann Minki die beiden obligatorischen Wangenküsse. Ich tat ihm das nach. Dann meinte die Condessa, die Herren hätten doch sicherlich nichts gegen eines der Eisfrappés einzuwenden. Wir bestätigten, und sie wurden serviert. Der Conde erkundigte sich jetzt nach der Reise und ob der Schulschluss ordnungsgemäß verlaufen sei. Alles sei schön gewesen, zuletzt hätten sie noch ein Abschlussfest gehabt, mit großem Churrasco und Livemusik, zu dem die Eltern der lokal ansässigen Schülerinnen und diverse Freunde der Schule gekommen seien.

Inzwischen war die Vorspeise serviert, und wir gingen zu Tisch. Nach dem Segen fragte Isabelita, – Und ihr geht bei den

Vätern vom Berge in Paulisto in die Schule? Das soll dort ja furchtbar streng sein. Stimmt das, dass ihr dort nicht einmal Tanzunterricht bekommt? Miguel und ich schauten uns an. Dann mussten wir lachen. Es stimmte; wir hatten keinen Tanzunterricht bekommen. Es fiel nun schon zum zweiten Mal unangenehm auf, dass wir auf dem Parkett nicht tanzreif waren. Da fiel Minki ein und meinte, – Aber ihr lernt ja auch so unglaublich schwere Sprachen. Was gibt es da bei euch, Russisch und Sansit? Sanskrrrrrit –, verbesserte Miguel. Lapis kann auch Koptisch –, gab er einen darauf. Was ist das? –, fragte Minki. Die Sprache der Ägypter –, erklärte ich und hoffte, wir würden bald ein glücklicheres Thema finden.

Sie jedoch ließ nicht locker, – Wieso, die Sprache der Ägypter ist doch Ägyptisch, das ist doch, was wir in der Familie sprechen. Sie blickte zu ihrem Vater, der leicht nickte. Stimmt –, sagte ich, – aber in ihrer späteren Geschichte veränderte sich diese Sprache, und dann spricht man eben nicht mehr von Ägyptisch, sondern von Koptisch. Interessant –, meinte Minki, und stocherte in ihrem Salat. Dann sagte Isabelita, – Naja, jedenfalls Hauptsache, dass ihr bald tanzen lernt, ohne Tanzen wird euer Sommer hier in Flúmina bestenfalls halb so schön. Miguel erwähnte nun, dass er aktuell das Helikopterflugtraining mache und heute schon einmal um den Corobáco eine Runde geflogen sei. Das gefiel den Mädchen schon eher. Ich sah, wie Isabelitas große, dunkle Augen noch schwärzer wurden. Also da musst Du ja schon einiges können –, staunte sie. Miguel beschwichtigte, das geschehe alles unter strenger Anleitung, allein könne und dürfe er das noch einige Zeit nicht. Aber das werde schon kommen. Die beiden Moças nickten.

Dann blickten die Mädchen einander an und begannen zu kichern. Sie hatten auf dem Flug von Buenas Aguas eine Idee gehabt, die sie nun ihrem Vater mitteilen wollten. Papi, weißt Du, welche Idee wir heute auf dem Flug hatten? Wo wir doch gerade Schulschluss haben und endlich wieder in Flúmina sind, da haben wir uns gedacht, es wäre so schön, wenn wir heute noch in den

Clube in Carolinópolis gehen würden. Du weißt schon, in den Mais Que Nada-Club. Heute? –, fragte der Conde. Ja, heute –, kam es einstimmig zurück. Der Conde war nicht gerade begeistert. Die Condessa lächelte. Naja –, sagte sie, – vielleicht eine gute Gelegenheit, dass die jungen Herren ein wenig Tanzen lernen. Oh ja –, rief Minki, – das müssen sie unbedingt. Der Conde war überstimmt. Er aß ruhig die Mango-Mamão-Creme des Desserts und klingelte dann nach Manolo, – Zwei Hubschrauber bitte, in einer halben Stunde. Wir fliegen nach Carolinópolis, in den ... wie heißt der Clube? Mais Que Nada –, war es wieder sofort da von den beiden. Ja –, befahl der Conde, – in den Mais Que Nada-Club. Wird gemacht –, bestätigte Manolo.

Eine halbe Stunde später waren wir am Einstieg. Die Condes nahmen den kleineren Hubschrauber, die Mädchen nahmen uns mit in den größeren. Ich saß vorne mit Minki, Isabelita und Miguel hinten. Die Stadt zeigte wieder ihre Illuminierung. Die Scheinwerfer der Autos glitten langsam die Uferavenidas entlang. Dann näherten wir uns dem Torre de Belém. Er war jetzt auf seiner ganzen Oberfläche erleuchtet. Ein einziges leuchtendes Prisma aus Millionen von Leuchtflächen, die jede Farbe annehmen konnten. Die unteren zwei Drittel zeigten, in leuchtendem Grün, Urwaldriesen, und darunter in diversen Abstufungen die jeweils niedrigere Vegetation. Alles bewegte sich leicht im Wind. Die Riesen zeigten sich dabei langsam hin- und herschwingend. Darüber war strahlend blauer Tropenhimmel zu sehen. Das Ganze sah aus wie ein quadratisches Stück Regenwald, das von riesiger Hand aus dem Amazonasbecken ausgestochen und dann hierher versetzt worden war. Die Mädchen waren fasziniert, und Minki sagte, – Que coisa mais linda! Als wir schon vorbeigeflogen waren, blickten wir lange noch zurück. Dieser Anblick hatte eine seltsam beruhigende Wirkung auf uns alle.

Wir passierten die Enge zwischen Morro Pedra Alta und Morro Caxabeira. Wenige Minuten später näherten wir uns Carolinópolis. Die Hubschrauber gingen tiefer. Rund um den

Landeplatz auf dem Dach des Clubs stand in riesigen Lettern aufgemalt: Mais Que Nada. Beim Aussteigen kamen wir genau auf dem "M" zu stehen. Der Conde sagte, – Also, es wird Mehr werden und nicht Nichts.

Der Club war voll mit Leuten. Die Gruppe spielte gerade eine von den alten Melodien, die bei uns mit dem Namen Bossa Velha bezeichnet werden. Die Tanzfläche war voll. Isabelita nahm Miguel an die Hand und zog ihn unter die Tanzenden. Nach ein paar Bewegungen verschwanden sie im Gewühl und waren nicht mehr zu sehen. Minki sagte, – Jetzt musst Du auch mit mir tanzen –, und strahlte mich an. Ich nahm sie in den Arm, und wir tauchten ein. Es waren hier ja nicht die formalen Tänze, kein Rubamba, keine Poreska. Wir kamen ganz gut zurecht. Die Paare glitten an uns vorbei, drehten sich, vor und zurück. Obwohl es eng war, stieß kaum ein Paar an das andere. Die Musik war jetzt etwas schneller geworden, wir drehten uns schon sehr sicher und in gutem Einverständnis. Minki konnte tanzen, offensichtlich war das in Buenas Aguas zu lernen. Nachdem wir einige Musikstücke getanzt hatten, gingen wir an den Rand der Tanzfläche.

Minki fühlte sich bestätigt, – Siehst Du, es geht doch. Wir werden jetzt zu den Eltern gehen. Dann gibt es sicher einen Guaraná-Prosecco. An der Bar standen die Condes und waren im Gespräch mit einigen Freunden, die offensichtlich auch diesen Club frequentierten. Wir bekamen zu trinken, und Minki begrüßte die Freunde ihrer Eltern. An der Bar fand sie dann Freundinnen aus der Zeit, als sie noch in Flúmina in die Schule gegangen war. Offensichtlich war dies hier der anerkannte Ort, um die letzten Neuigkeiten auszutauschen. Wer in der Stadt schon angekommen war, wer wohin auf Urlaub gefahren war, welche neue Musik in welchen Lokalen zu hören war, welches Shopping-Center welche neuen Sommersandalen anbot. Es dürfte viele Neuigkeiten in Flúmina gegeben haben. Ich lehnte dann an der Theke, schaute den Tanzenden zu. Die große Masse schob sich wie ein Schwarm von Fischen dahin, einmal vor, einmal zurück, mal mehr nach

links, dann wieder mehr nach rechts. Durch die wechselnden Lichtzonen, durch den Raum, durch die Musik. Paare verließen den Schwarm, andere tauchten in ihn ein, wurden von ihm verschluckt. Miguel und Isabelita tauchten nicht auf. Sie blieben verschluckt.

Die Condessa hatte sich an einen Tisch gesetzt, wo sie offenbar Freunde entdeckt hat. Der Conde kam bei mir vorbei und fragte, wie es gewesen sei, auf dem Tanzparkett. Ich sagte, Minki tanze schon sehr gut, und wir hätten Spaß gehabt dabei. Er erkundigte sich dann, wie ich denn dazu käme Koptisch zu beherrschen. Ich sagte, die Väter vom Berge in Paulisto hätten mir angeboten, das zu lernen, nachdem sie dort in ihrem Kloster einen Spezialisten auf dem Gebiet hätten. Pai Antónios eben, er hätte mich in die Sprache und Kultur eingeführt. Der Conde wollte wissen, ob ich es interessant fände und ob es schwierig sei. Ich antwortete, dass es nicht so einfach sei, da hierfür ein mit den mir bisher bekannten Sprachen nicht vernetzbares Vokabular erforderlich sei. Außerdem sei Koptisch irgendwie unklar, was seine innere Ordnungsstruktur betreffe. Diese sei mir nämlich noch nicht recht ersichtlich geworden. Es sei sicher eine interessante Sprache, aber es blieben hier für mich noch einige Fragen offen. Dann fragte er, ob ich noch einen Drink wollte. Ich verneinte, ich wollte nicht unsicher im Gleichgewicht werden. Nun erschienen Miguel und Isabelita. Sie lachten über irgendetwas. Wir fragten sie, was sie erheitere, und sie sagten, sie hätten soeben João und José, die fliegenden Fische, mit zwei Mädchen auf der Tanzfläche getroffen. Sie hätten so verrückt getanzt. Es schien, dass sie den Mädchen durch den Tanz zeigen wollten, wie es ihnen in ihren Flugtauchern erginge, am Uraricoéra. Es sei äußerst komisch gewesen, sie so zu sehen.

Die Gêmeos frequentierten diesen Club also auch. Die jungen Meninas de Guimarães wussten offenbar tatsächlich, wohin man gehen musste. Es war mittlerweile zwei Uhr dreißig geworden. Minki brachte zwei Freundinnen vorbei, die den

Conde und mich begrüßten. Sie waren Sportkolleginnen im Tennis und Surfen. Jetzt planten sie, vielleicht ein paar Tage nach Búzeiros zu fahren, weil es dort guten Wind gebe, und es überhaupt so schön dort sei. Sie tanken noch einen Goiába-Prosecco und waren bester Laune.

Als die Condessa zurückkam, war es drei Uhr. Sie meinte, nun müssten wir aber heimfliegen, sonst ginge morgen gar nichts mehr. Sie holte Isabelita und Minki von der Bar ab, und wir gingen auf das Dach des Clubs, zu den Helikoptern. Auf dem Rückweg kamen wir wieder am Torre de Belém vorbei. Die Urwaldmasse stand nun still, der Wind hatte sich im Bild also gelegt. Dafür wechselte das Blattgrün der verschiedenen Bäume seine Farben, wurde heller und dunkler, ging einmal mehr ins Blau oder ins Gelb, dann auch in leichtes Rot, so wie die darüber hinwegziehenden Wolken das Sonnenlicht eben filterten. Wir bestaunten stumm dieses Kunstwerk an Natur.

Als wir in Boa Vista ankamen, meldete uns Manolo, dass die junge Marquesa de Albuquerque, Leila eben, abends angerufen hatte, um den großen Eröffnungstermin des Adelsbiénniums bei den Duques de Monçalves auf dem Quirichiquí durchzugeben. Das Treffen war für übermorgen Abend festgesetzt. Wir sollten uns vorbereiten. Isabelita und Minki wurden nervös und riefen, dann müssten sie morgen sofort die Kleider fertigmachen lassen. Die Condes sahen sich an. Ja –, sagte denn der Conde, – ruft die Schneiderin an. Aber wir alle gehen nur zur Eröffnung des Biénniums. Für die weiteren Treffen im Rahmen des Adelsturnus kann nur Isabelita Einladungen annehmen. Minki muss darauf noch ein Jahr warten –, schränkte er streng ein. Die beiden waren nun gedämpft, freuten sich aber doch, dass sie jedenfalls übermorgen gemeinsam bei der Eröffnung teilnehmen durften. Wir verabschiedeten uns für die Nacht und gingen auf unsere Zimmer.

Als ich schon die erste Halbtreppe hinaufgegangen war, rief mich der Conde und kam mir noch nach. Er sagte, – Lapis,

übermorgen bei den Monçalves werden auch die Condes de Montesalvo sein, sie kommen aus Paulisto angereist. Du kennst sie doch, oder? Ich musste verneinen. Sie waren mir unbekannt. Nun –, sagte er, – ich denke, du könntest dort mit dem Conde de Montesalvo sprechen. Er wird dir vielleicht einiges mehr über Koptisch erklären können. Ich fragte, – Ist er denn ein Spezialist darin? Sozusagen –, antwortete der Conde, – aber du wirst schon sehen. Dann wünschte er mir nochmals gute Nacht und ging. Ich verstand nicht, was das bedeutete. Aber es war zu spät, und ich wollte schlafen. Bald hatte ich das dann auch erreicht.

Am nächsten Morgen gab es den Morgencafé erst um zehn Uhr. Dabei stand alles bereits unter dem Zeichen der Eröffnung des Adelsturnusbiénniums, die am folgenden Tag stattfinden würde. Isabelita und Minki waren außer sich. Vizekönig Pedro XVII. und Vizekönigin Ana Maria würden anwesend sein. Die Mädchen hatten große Sorge, ob wohl alles mit der Garderobe funktionieren würde. Die Maße waren schon vor Monaten aus Buenas Aguas durchgegeben worden, und die beiden Kleider sollten eigentlich fertig sein. Aber sie waren noch anzuprobieren und vermutlich da und dort zu adaptieren. Auch die Frisuren machten ihnen Kopfzerbrechen. Morgen würden sie noch zum Friseur nach Lebaloma gehen. Dort würden auch die Nägel gemacht. Heute musste aber die Garderobe geklärt und, falls nötig, angepasst werden. Dann wurden die Details des Parfums und des Make-ups intensiv diskutiert. Der Conde sagte uns, wir sollten unsere Smokings zum Aufbügeln bringen. Das sollten wir besser heute machen, man wisse nie, was inzwischen noch passiert. Das Haus war in Aufruhr. Nach dem Frühstück holten wir die Smokings, übergaben sie Manolo und beschlossen dann, lieber einmal an den Strand zu gehen. Mit den Mädchen war heute und morgen sowieso nichts mehr anzufangen. Unten am Strand war es dann vergleichsweise ruhig. Wir legten unsere Badetücher ab und gingen ins Meer. Nach einer Runde Schwimmen legten wir uns an den Strand. Dort dösten wir zwischen Halbschlaf und

Traumbildern dahin. Die letzte Nacht war entschieden zu kurz gewesen.

Der Palazzo der Duques de Monçalves auf dem Morro Quirichiquí, den ich also an diesem Abend kennenlernen sollte, ist einer der schönsten und größten Paläste in Flúmina. Er liegt in Sichtweite der Residenzinsel des Vizekönigs und breitet sich über den Rücken des Morros aus. An den Flanken Richtung Stadt und Richtung Strand dehnt er sich aus zu weiten Terrassenanlagen, mit halboffenen und offenen Arkaden, welche auf begrünte Balkone und dann in die verschiedenen Ebenen der Gärten übergehen. Die Anlage ist ideal für Feste, da es zentral drei große Ballsäle gibt. Herum besteht genügend Raum für Buffets oder Bankette, dazu dann die ganzen Terrassenanlagen, wo kleinere Musik spielen kann, es diverse Sitzgelegenheiten gibt, und die Gäste sich zwischen Haus und Garten die besten Plätze aussuchen können. Die Aussicht von den Terrassen ist großartig, auf die Residenz, die Altstadt, die Kurven einiger Strände. Der Felsen, auf dem der Palast gebaut worden ist, ist langgestreckt und hat eine leichte Einsenkung in der Mitte. Sein Name, Quirichiquí, ist eine Ableitung von der ursprünglichen Tupí Bezeichnung und kann mit "kauernder Jaguar" übersetzt werden.

Zu der Zeit als die Adelspalazzi auf den Morros angelegt worden waren, waren diese weithin noch unbesiedelt gewesen. Für Wohnbauten hatten die Morros ursprünglich als minderwertig gegolten. Das hat sich seit damals geändert. Sobald das Bewässerungsproblem gelöst war, stellten sich die Morros als wunderbare Orte heraus, um auf ihnen schöne, ja zum Teil extravagante Villen und Paläste anzulegen. Das entsalzte Meerwasser wird mit Sonnenenergie hochgepumpt und bewässert oben auf den Morros die prächtigsten Gärten. Alle Morros haben in irgendeiner Form schöne Aussichten auf Stadt und Meer. Und natürlich kommt es dem Selbstverständnis des Adels durchaus entgegen, dass seine Wohnsitze von den verschiedensten Punkten der Stadt aus bestens gesehen werden können. Das entspricht

dem grundlegenden Konzept, dass das Leben, welches sich an Qualität und Hervorbringung höherer Lebensformen orientiert, auch sichtbar sein soll. Man wollte, eben auch architektonisch, definitiv wegkommen von jenen Machtkomplexen, die sich in Zwielicht und mit fragwürdigen und mehr als fragwürdigen Mitteln aus dubiosen und eben nicht einsehbaren Zwischenzonen der menschlichen Gesellschaft aufbauten. Aufrichtige, man könnte auch sagen tugendhafte, Regierungsformen gehen ans Licht und besetzen Höhen; die meuchelnden und aussaugenden Herrschaftssysteme möchten hingegen stets soweit als möglich ungesehen bleiben.

Die Duques de Monçalves sind ein altes Adelsgeschlecht in Brasilien. Sie haben schon die ersten Sebastoí entschieden unterstützt und wurden daher mit Rang und Land belohnt. Wie gesagt, der Quirichiquí liegt in Sichtweite der Residenzinsel, und es ist kein Zufall, dass er der Familie Monçalves attribuiert wurde. Die Familie der Sebastogénnetoi wollte ihre Getreuen in Sicht- und Reichweite haben. Die Beziehungen der beiden Familien sind weiterhin eng, es wurde immer wieder auch untereinander geheiratet. Eine Tochter von Vizekönig Pedro ist mit dem ältesten Sohn der Duques de Monçalves, Carlos, verheiratet. Carlos hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Situation der ärmeren Bevölkerungsanteile in Flúmina zu verbessern. Armut ist leider immer noch eine Realität in der Stadt, wenn auch die Situation bei weitem nicht so ist, wie wir sie aus den antiken Dokumentationen der sogenannten Favelas kennen. Die heutige Armut konzentriert sich vor allem an den Stadträndern, wo es unter ungünstigeren sozialen Bedingungen und höheren Arbeitslosenanteilen schwieriger ist, ein geordnetes Leben zu realisieren.

Carlos' Konzept besteht hier vor allem in der Verbesserung der Bildung. Es werden Schulen für alle Altersklassen gebaut, auch Bildungseinrichtungen für Erwachsene. In den Industriekomplexen wird neben der Verbesserung der Arbeitsbedingungen auch darauf geachtet, dass die fatale

Entwertungskaskade der Maschinenwelt nicht zum Ausbruch kommt. Wer eine Arbeit antritt, hat Gelegenheit und wird dazu aufgefordert, zeitgleich das zu beginnen, was "Curso" genannt wird. Das ist ein individuell wählbares Programm, das dann noch weiter persönlich angepasst und realisiert wird. Der "Curso" dient der Weiterentwicklung einer möglichen Bildungsfacette des jeweiligen Arbeitnehmers. Der Inhalt soll deutlich mit dem Arbeitsgebiet kontrastieren, denn es geht nicht um Optimierung der technischen Prozesse, sondern Stärkung und Entwicklung der Persönlichkeit. Da gibt es eben "Cursos" handwerklicher Natur unter Ausbau der dazugehörigen theoretischen Grundlagen, Sporttrainings mit individuell gewählten Zielvorgaben in den Einzel- oder Gruppenwettkämpfen, künstlerische Ausbildungen, mathematisch-technische Trainings, etc. Wie gesagt, positive Effekte auf die Arbeitsleistung sind durchaus erwünscht, jedoch hauptsächlich in einer Art Umwegrentabilität. Wer zufrieden ist mit seiner Alternativaktivität und dort seine Persönlichkeit weiterentwickelt, wird auch besser im Beruf arbeiten. Carlos drückt das bei seinen verschiedenen Vorträgen und den Begegnungen mit der Bevölkerung durch sein bekanntes Lêmma aus: "Niemand soll sich selbst aufgeben". Das Wichtigste ist seiner Ansicht nach, dass alle Fluminenses, aber dann auch alle Brasilianer, die nötigen Mittel und genügend Überzeugung von sich selbst haben, dass sie ihre Leben aktiv und betrugsfrei in die Hand nehmen wollen. Vizekönig Pedro ist begeistert von diesen Programmen und unterstützt diese und Carlos vielfältig.

Auf dem Quirichiquí gibt es auch eine touristische Sehenswürdigkeit. Es ist das die Kapelle São Sebastião da Glória, eine alte Kapelle, die auf dem Morro schon errichtet worden war, bevor er den Duques de Moçalves zugesprochen wurde. Diese alte, kleine Kapelle wurde dann von den neuen Herren vergrößert und ausgebaut. Sie stellt heute einen weiteren Blickpunkt im Panorama des Stadtzentrums von Flúmina dar, und sie ist ein beliebtes Ziel der Touristen. Zum einen kommen sie, um die

künstlerisch hochwertige Ausstattung des Gotteshauses zu besichtigen; zum anderen, um die unvergleichliche Aussicht auf die Altstadt, die Residenz und den Yachthafen zu genießen. Der Zugang ist nicht permanent gestattet, aber sonntags zur Morgenmesse und mittwochs ganztags sind Besucher willkommen. Die Architektur ist aufwändig und durchaus auf Sicht entworfen. Ganz in weiß gekalkt, leuchten die beiden Türme vom Quirichiquí auf die Stadt hinunter. Für die Fassade wurden Anklänge an römische Themen gewählt, die an Vorlagen von Vignola erinnern. Auch zwei schlanke Obelisken erheben sich am Giebel und greifen damit Aspekte von Sansovino auf. In einem vertieften Feld über dem Eingang steht das Siegel des Sebastós, Binse und Biene. Darüber befindet sich, in bunter Majolika und von einem lodernden Feuerkranz umgeben, Nossa Senhora dos Bons Olhos. Das Werk stammt von Evaristo Tupí Lisboa, einem hochbegabten Plastiker der Gründungszeit der Palastanlagen auf dem Quirichiquí. Er war indigener Abstammung.

Den Hauptanziehungspunkt bildet jedoch die Innenausstattung der Kapelle. Das Hauptgewölbe, aber auch alle Seitenwände und der Chorraum sind mit Fresken von Sidi Maarouf ausgeschmückt. Maarouf war ein genialer Maler libanesischer Abstammung, der, nach vielen Reisen und vielleicht auch dank der Aufträge aus den verschiedensten Winkeln der Erde, seinen Stil entwickelte, der als die Gräkoafrikanische Schule bezeichnet wird. Er arbeitete großformatig, hier in der Kapelle São Sebastião da Glória eben in Freskotechnik. Hier und andernorts erreichte er eine Synthese aus der klassischen Statik der hellenischen Personendarstellung und der bewegungs- und expressionsorientierten Auffassung afrikanischer Bildnisse. Die linke Seite ist dem Christusvolk vor der endgültigen Offenbarung gewidmet, die rechte Seite der Zeit in dieser. Es beginnt mit der Creatio des Kosmos aus dem Nichts. Es folgen Szenen aus dem Parádeisos, die Vertreibung der ersten Menschen daraus, die Berufung Abrahams und seine Flucht aus Mesopotamía. Auf der

gegenüberliegenden Seite korrespondiert mit der Flucht Abrahams die Flucht des Kindes nach Ägypten. Es folgen Darstellungen aus Érgon, Páthos und Níke des Sotérs, Ausgießung des Pneumas und Wirken der Gesendeten. Im Chorraum finden sich Szenen der zwölftorigen Gottesstadt im Licht von Gegenwart und Éschaton. Alles das vor einem großartigen Panorama des Libanongebirges. Die Darstellungen waren bei Kindern stets genauso beliebt wie bei den gebildetsten Theologenmönchen. Sie wurden sogar in vielen Schulbüchern reproduziert.

Wir verbrachten also jenen Tag weithin am Strand. Beim Abendessen erfuhren wir näheres zu den Abendkleidern. Isabelita und Minki würden farbgleich in dunkelzyklam erscheinen, in identen bodenlangen Kleidern mit klassischem Schnitt. Alles war anprobiert worden und saß nun perfekt. Beim Friseur waren sie für morgen Vormittag angemeldet. Der Conde hatte seine Orden herausgeholt und sie zu neuem Hochglanz poliert. Die Robe der Condessa war noch ein Geheimnis.

Am Tag der großen Eröffnung nahm Miguel vormittags nochmals Flugstunden. Ich ging in das Archiv, um zu lesen und zu memorieren. Am frühen Nachmittag waren wir wieder zurück. In der Halle trafen wir auf Isabelita und Minki. Sie hatten die Frisuren nun hochaufgesteckt, etwas Glitzer war offensichtlich auch aufgesprüht worden. Sie waren in bester Stimmung. Vor dem Abflug zum Treffen auf dem Quirichiquí war bei den Guimarães noch ein Cocktail angesetzt. Die Barões de Bernega, vom Palazzo nebenan auf dem Morro da Boa Vista, waren angesagt. Vom Salon der Guimarães aus sah man, dass die Bernegas auf ihrem Aussichtsturm neben der Fahne des Sebastós bereits auch diejenige von Vizekönig Pedro gehisst hatten. Offensichtlich herrschte auch dort schon Feststimmung. Die Smokings waren auf unsere Zimmer gebracht worden, frisch aufgebügelt, ebenso die Hemden. Gegen sechs Uhr begannen wir uns anzuziehen. Zuerst klemmten die Manschettenknöpfe. Dann

bekam Miguel einen nervösen Anfall, weil er meinte, seine Lackschuhe hätten nicht den nötigen Glanz. Er rief um das Putzzeug an und beruhigte sich erst, als mit Spray und Poliertuch der nötige Grad an Reflexen erreicht war. Dann banden wir uns gegenseitig die Halstücher in die korrekten Schleifen, wobei ja auch vieles schiefgehen kann. Wir schafften es aber und gingen dann gegen sieben Uhr in korrekter Adjustierung hinunter.

In der Sala de Estár trafen wir auf den Conde, der gerade die Gläser kontrollierte. Am Hals zeigte er den Orden des Großen Sterns des Südens mit Kreuz. Mit dem langen Gehfrack, den er trug, ganz in schwarz und weiß, sah er nun um sicher zehn Jahre jünger aus. Vermutlich hatten die Vorbereitungen Erinnerungen an sein eigenes Praktikum geweckt. Das Eintreffen der Barões de Bernega war nach neunzehn Uhr vorgesehen, würde aber der Höflichkeit halber wohl noch eine halbe Stunde auf sich warten lassen. Der Conde hatte Musik aufgelegt. Zur Einstimmung auf den Abend hatte er Tanzmusik gewählt, einige der klassischen und gut bekannten Rubambas. Zwischendurch kamen auch kürzere Mengas und Zapagos. Nach etwa fünfzehn Minuten erschien die Condessa. Sie zeigte sich in smaragdgrüner Seide mit eingewebten Goldfäden, schulterfrei. Der Conde stand auf und begrüßte seine Frau mit einem Kompliment, – Wirst Du auch am Praktikum teilnehmen? Sie lachte, – Ja, das wäre vielleicht nicht schlecht –, meinte sie.

Bald danach kamen auch die beiden Mädchen. Sie waren, wie angekündigt, unicolor in zyklam, hochgeschlossen bis zum Hals und den Handgelenken, und machten so zunächst einen strengen Eindruck. Als sie sich umdrehten, zeigte sich dann allerdings ihr halber Rücken, bis auf zarte, schräglaufende Spangen, gänzlich frei. Als sie hereinkamen applaudierte der Conde. Wie stimmten ein. Bald darauf wurden auch die Bernegas gemeldet. Sie kamen mit den beiden Söhnen, Guilherme und Fernando, sowie Tochter Charíta. Guilherme, der ältere, hatte den Adelsturnus bereits absolviert, er war dazu in Syrákusai gewesen. Das ist eine sehr

beliebte Möglichkeit, den Turnus zu machen, denn Sizilien liegt am Schnittpunkt so vieler alter Kulturen, dass es ein für Begegnungen aus aller Welt idealer Ort ist. Fernando war Kandidat für den aktuellen Turnus, und alle Anwesenden gratulierten ihm dazu. Charíta war im Alter der beiden Guimarãestöchter und verstand sich bestens mit ihnen. Es wurde auf den Sebastós angestoßen und auf die Turnuskandidaten. Dann gab es Pão de queijo und Petiscos.

Die offizielle Eröffnung mit Hymne, Ansprache des Vizekönigs und dann Großem Rubamba war für zehn Uhr angesetzt. Die Gäste mussten aber deutlich früher anreisen, denn es waren Helikopterstaus zu erwarten. Auch mussten dann die Plätze im Ballsaal aufgesucht werden, alles das würde seine Zeit benötigen. Gegen acht Uhr dreißig bereitete sich die Gesellschaft daher für den Aufbruch vor. Drei Helikopter waren bestellt, die drei Mädchen und Miguel in einem, Bernegas mit Söhnen in dem ihren und ich bei den Condes. Wir gingen vor das Haus. Die Condessa hatte jetzt noch einen, farbgleich mit dem Kleid, smaragdgrünen und goldbestickten Poncho übergeworfen. Die Condes mit mir flogen zuerst, die anderen beiden Hubschrauber folgten. Der Torre de Belém leuchtete. Heute, zu Ehren der Turnuseröffnung, hatte er lediglich eine riesige, leuchtende Schärpe umgelegt, in den Farben des Sebastós: der Purpur der Sebastogénnetoi, Gold und Mitternachtsblau.

Beim Anflug auf den Quirichiquí sah man den Palast in voller Illuminierung erstrahlen. Auf der Anhöhe war der Zentralkomplex mit den Festsälen ebenso in den Farben des Sebastós angestrahlt. In den Terrassengärten waren Fackeln angesteckt. Der Landeplatz lag auf der Rückseite des Morros und war bereits voll mit mehreren Hubschraubern. Dahinter schwebten drei oder vier in der Luft, weil es keinen Landeplatz mehr gab. Wir reihten uns hinten an, wobei uns unser Pilot stehend in der Luft hielt. Nachdem einige Helikopter abgeflogen waren, konnten auch wir landen. Wir mussten rasch aussteigen

und den Landeplatz räumen, damit die nächsten Gäste kommen konnten.

Vom Landeplatz ging man in einer Kurve um den Morro, nach vorne an die Stadtseite. Dabei passierten wird die Kapelle. Sie war geöffnet, und einige Gäste betraten sie für einen kurzen Besuch. Die Fassade und Außenseiten der Kapelle waren auch in den Farben des Sebastós bestrahlt. Auf der Haupttreppe hinauf zum Palast gab es jetzt schon viele Leute. An die fünfhundert Gäste seien geladen, meinte der Barão de Bernega, das habe er jedenfalls gehört. Auch hier auf dem Quirichiquí gab es entlang der Treppenanlagen die typischen Wasserkaskaden und Fontänen, die eine angenehme Kühle verbreiteten.

Als wir da so standen und langsam die Treppen hinaufstiegen, hörte ich von weiter unten meinen Namen rufen. Ich drehte mich um und sah Seu Fabiano und Sinhá Cecilia. Sie winkten mir zu. Ich war nicht wenig überrascht, sie hier zu sehen. Ich ging hinunter zu ihnen, um sie zu begrüßen. Als ich bei ihnen ankam, sah ich auch Baronesa Lucimár. Die beiden Barões umarmten mich, Lucimár war etwas distanziert, küsste mich aber doch auf beide Wagen. Die Enttäuschung des früheren Sommers hatte sie also noch nicht ganz vergessen. Dom Fabiano sagte, – Wir waren nicht sicher, ob Du hier sein würdest. Wir sind heute von Penha gekommen, um bei der großen Eröffnung dabei zu sein, wir sind schon so aufgeregt. Wie schön, dass Du da bist. Geht es gut mit der Familie Guimarães? Ich sagte, wir hätten sehr viel Spaß, gerade wo jetzt auch die Töchter auf Sommerferien gekommen waren. Hier bemerkte ich, dass Lucimár besonders aufmerksam wurde. Dona Cecilia meinte, ich müsse jetzt unbedingt auch anfangen zu tanzen, denn ohne ein Tänzer zu sein, wäre jede noch so gute Ausbildung letztlich wirkungslos. Ich musste lachen, ja ohne Tanzen wurde es immer schwieriger hier in Flúmina. Dom Fabiano meinte dann, ich solle nun wieder gemeinsam mit den Guimarães gehen und mich um meine Gastgeber kümmern, wir würden uns dann sicherlich noch später

bei Tisch oder sonst irgendwo sehen. Er wolle die Condes ja auch noch persönlich begrüßen.

Ich ging also wieder hinauf. Unsere Gruppe war jetzt schon fast am Haupttor, wo sich die Gäste richtig stauten. Als wir dann bereits im Durchgang waren, sah ich Leila Albuquerque. Sie stand hier am Eingang und begrüßte die Gäste, insbesondere natürlich die Kandidaten. Sie war in bordeauxrot gekleidet, gerade noch nicht purpur. Das Kleid war mittel dekolletiert vorne, und tief hinten, was aber von den Lockenwellen weithin abgedeckt war. Jedenfalls solange sie sich nicht bewegte. Der Rockteil bildete eine kleine Schleppe und war oben durch einen Cul de Paris beschwingt. Ja, man sah, dass sie eine bedeutende Rolle übernommen hatte. Besonders die Kandidaten und Kandidatinnen wurden noch extra instruiert, so auch Fernando Bernega. Er bekam von ihr, so wie alle Kandidaten, eine Kokarde in Purpur–Gold–Blau an das Revers gesteckt. Damit musste er sich beim Zeremonienmeister melden und unter den Kandidaten Aufstellung nehmen. Leila begrüßte dann Miguel und meinte, – Nun, das hat sich doch ausgezahlt, dass ihr meine Telefonnummer am Ausgang mitgenommen habt, oder? Miguel lächelte und küsste ihr die Hand. Zu mir sagte sie, – Es kann sein, dass ich Dich heute noch brauche. Ich war erstaunt und brachte nur ein, – Wofür? –, heraus. Das siehst Du dann schon –, antwortete sie rasch, und war schon bei den nächsten Gästen.

Nun sahen wir die Räumlichkeiten in vollster Beleuchtung glänzen. Zunächst ging es durch zwei Vorräume, mit großen Spiegeln an den Wänden und diversen, runden Sitzinseln in der Mitte, Richtung großer Festsaal. Die Lüster waren aus vielfarbigem Glas, welches das starke, ausgesendete Licht in tausende bunte Lichtsplitter auflöste. Dann trat man in den Festsaal ein. Er war noch heller erleuchtet, als die Räume bisher. Es war ein langrechteckiger, hoher Saal, mit Fensterreihen an beiden Seiten, unter denen sich je ein Ausgang auf die beidseits angegliederten Terrassen befand. Vorne im Saal gab es eine

Tribüne. Über dieser hing ein großes Gemälde, auf dem in relativ dunklen Farben die Schlacht von Guararápes dargestellt war, ein Moment großer historischer Bedeutung für die Identitätsbildung aller Brasilianer. Schließlich war es damals, als zum ersten Mal Amerikaner, Europäer und Afrikaner gemeinsam gegen die fremden Eindringlinge kämpften und über sie siegten.

Über dem Raum wölbte sich ein flaches Gewölbe, welches mit einem enormen Mosaik ausgefüllt war. Es handelte sich um ein weiteres Meisterwerk von Sidi Maarouf. Es zeigte, unter der Verwendung von Goldplättchen aus Brasilianischem Gold sowie unzähligen Edel- und Halbedelsteinen des Landes, eine Allegorie, welche die Begegnung der Kulturen zum Thema hatte. An den Rändern des Saales begann es mit den verschiedensten Landschaften und deren typischer Flora und Fauna. Da gab es verschneite Cordillierenanblicke mit kreisenden Cóndores, Ausschnitte der Taiga mit Bären und Bisons, Wüstenlandschaften mit durchziehenden Kamelen. An der Stirnseite, über dem Gemälde der Schlacht von Guararápes, war Brasilien repräsentiert, mit Urwaldlandschaften, in denen Jaguare, Capivaras und Jacarés zu sehen waren. In der nächst inneren Zone folgten nun Gesichter und Gesamtkörperportraits der jeweiligen typischen Bewohner jener Gegenden. Je näher die Mosaikkomposition dem Zentrum kam, umso dichter wurde die Anordnung der Portraitierten. Im Zentrum des Mosaikes befand sich eine längsovale Ausnehmung, welche die Proportionen des Saales aufnahm und von einem riesigen Spiegel bedeckt wurde. Wenn man unter diesen Spiegel trat und hinaufblickte, konnte man darin sich selbst sehen. Allerdings in schon recht großer Entfernung und daher dementsprechend klein. So wurde der Betrachter in das Geschehen an der Deckenwölbung hineingenommen und zu einem Mitakteur in der hier dargestellten Begegnung der Kulturen. Ich vermute, dass die relative Kleinheit, mit der sich die Betrachter im Spiegel wiederfinden, einer programmatischen Absicht Maaroufs entspricht. Denn das hier

von seiner Selbstentdeckung vielleicht berauschte Individuum findet sich umgeben von einem weiten Kranz an Persönlichkeiten des gesamten Erdkreises, die jedenfalls in dieser Darstellung weit größer sind als der sich selbst Betrachtende.

Es waren schon viele Gäste im Saal anwesend. Wir gingen etwas vor, auf die rechte Seite, und versuchten eine Position einzunehmen, wo wir dann Pedro bei seiner Eröffnungsrede gut sehen könnten. Hinten oben, auf einer Loggia mit Balkon, war das Orchester platziert. Man hörte Töne einzelner Instrumente. Die Musiker wärmten sich auf. Der Saal füllte sich immer mehr. Von Ferne sahen wir nun Marques und Marquesa de Albuquerque. Sie standen auf der anderen Seite des Mittelganges, der freigehalten wurde. Der Marques war mit einer ganzen Reihe von Orden dekoriert. Nicht weit von ihnen standen auch die Duques de Lima-Oemvérgos, die extra aus Paulisto angereist waren, obwohl es in diesem Biénnium keinen Kandidaten oder Kandidatin aus ihrer Familie gab. Hinter uns waren nun die Gêmeos aufgetaucht und grüßten lautstark die Bekannten in ihrer Umgebung. In den Smokings waren sie wieder so gut wie nicht unterscheidbar.

Die Musik begann mit einem kurzen Vorspiel. Die Gäste kamen aus den Seitenräumen nun in den Festsaal, und die Erwartung stieg spürbar. Nach einer kurzen Pause begann die Musik wieder mit einem langsamen Marsch. Der Zeremonier trat durch den Haupteingang in den Saal ein und führte dabei die Kandidatinnen und Kandidaten an, welche in Viererreihen gegliedert, nun langsam den Schauplatz betraten. Es waren hundertvierundvierzig Teilnehmer. Als sie ihr Ziel im Zentrum des Saales erreicht hatten, öffneten sie zwischen den beiden mittleren Reihen einen Mittelgang, wandten sich einander zu und gingen jeweils drei Schritte zurück, um so ein Spalier zu bilden. Nun überblickte der Zeremonier die Aufstellung, welche aber keinerlei Korrekturbedarf zeigte. Dann kam die große Fanfare. Nach deren Verklingen betrat der Herold des Sebastogénnetos Prinz Jaime den Saal, klopfte dreimal lautstark mit seinem

Heroldsstab auf das Parkett und kündigte den Prinzen an. Unter Zurufen und Klatschen der Gäste ging Prinz Jaime durch das Spalier der Kandidaten und betrat vorne die Tribuna, auf welcher drei Thronsessel platziert waren. Er trat zum rechten der dreien und nahm dort, vorläufig stehend, seinen Platz ein.

Nach einer weiteren Fanfare kündigte der Herold des Vizekönigreiches nun die Vizekönige an, Pedro und Ana Maria, welche unter den Klängen der Hymne des Sebastós in den Festsaal einzogen. Sobald sie den Saal betraten, gingen die beiden Reihen der Kandidaten links und rechts des Mittelganges tief bis zum Boden in die Knie. Im Vorbeiziehen grüßten die Vizekönige lächelnd und nickten aufmunternd. Vorne angekommen, begrüßten sie Jaime und nahmen dann gemeinsam Platz auf den Thronsesseln.

Es folgte eine szenische Einlage, geführt von Eugenio Bastos, einem gefeierten Tenor der Fluminenser Oper. Es war eine Szene aus Carmettis Opera "Gli Amanti Liberati", und zwar das Rezitativ aus dem zweiten Akt, nämlich der innere Dialog Don Emilianos angesichts seiner Einsamkeit am Syrtenstrand. Danach folgte die Arie zwischen ihm und Donna Luisa, interpretiert von der Sopranistin Amalia Peretti, mit der wechselseitigen Liebeserklärung und dem Beschluss, die gemeinsame Flucht aus dem Hafen der sie gefangenhaltenden Korsaren zu wagen. Der Auftritt der beiden war glänzend. Ihre Stimmen überboten sich wechselseitig. Die Bereitschaft und dann die Entscheidung zum Äußersten, wie sie Carmetti in diese Partien hineinkomponiert hatte, wurden von ihnen überzeugend und glaubhaft verkörpert. Das Publikum lauschte gebannt dem Schicksal der aus ihrer Gefangenschaft ausbrechenden Liebenden. Als die beiden geendet hatten, gab es Bravo-Rufe und tosenden Beifall.

Nun erhob sich der Vizekönig Pedro. Im Saal wurde es still. Der Vizekönig begrüßte die Gäste. Er begann bei Prinz Jaime und nannte dann viele der Anwesenden mit persönlichem Namen und

Titel. Dann wandte er sich an die Kandidaten und sagte, – Meine lieben und hoch geschätzten Kandidatinnen und Kandidaten des nunmaligen Adelsturnusbiénniums! Es ist mir eine große Freude Ihnen persönlich Gruß und Glückwünsche des Sebastós autós übermitteln zu können. Ich habe heute noch mit Ihm telefoniert, und Er hat mir versichert, wie sehr Ihm die heute offiziell beginnende Ausbildung der besten Hoffnung unserer Autokratoría am Herzen liegt. Er möchte alle Teilnehmer dazu einladen, die so vielfältigen Gelegenheiten des freundschaftlichen Kontaktes, genauso wie diejenigen der persönlichen Selbstbildung, in diesen zwei Jahren voll zu genießen und zu nutzen. Aus seiner eigenen Erinnerung kann Er Ihnen bestätigen, dass es kaum eine Zeit im Leben gibt, die ergiebiger und glücklicher sein wird, als diese beiden Jahre. Der Sebastós fügte auch noch an, dass Er, obwohl Er damals gemäß seinen Verpflichtungen den Turnus in Sebastópol absolviert hatte, bei nochmaliger freier persönlicher Wahl wohl Flúmina wählen würde, als den Ort, der vermutlich die gelungensten Turnusse abhält. Hier unterbrachen die Gäste den Vizekönig mit heftigem Klatschen.

Pedro fuhr dann mit eigenen Anmerkungen und Betrachtungen zum Biénnium fort. Er kam auch auf die ADAT zu sprechen, sein bevorzugtes Förderungsprojekt der Tropischen Architektur. Er nahm dies zum Anlass, den Kandidaten zu empfehlen, neben dem Aufbau persönlicher Kontakte genauso zielstrebig an der Entwicklung des eigenen Betätigungsfeldes zu arbeiten und dafür gleichermaßen die Kontakte unter den Anwesenden wie aber auch zu den diversesten Körperschaften und Einzelpersonen in Flúmina zu nutzen. In Flúmina gibt es nichts, was es nicht gibt, und Sie können an seiner Vervollkommnung arbeiten –, schloss der Vizekönig. Es folgte langer Beifall. Dann nahm Pedro Platz.

Es folgte eine kürzere Ansprache von Prinz Jaime, der sich direkt an die Teilnehmer des Turnus wandte. Er kündigte an, dass

er, zur weiteren Vertiefung der persönlichen Kontakte, neben den obligatorischen rotierenden Einladungen auf den Morros, der Tanzausbildung, den Reit- und Flugwettkämpfen, den Kursen der Einführung in die diplomatischen Grundbegriffe, und den Konzertabenden auch literarische Treffen veranstalten werde, an denen aktuelle und ältere Literatur vorgestellt und diskutiert werden würde. Dazu wäre jeweils eine Persönlichkeit aus der Welt der Dichtung oder der Literaturrezeption eingeladen. Darüber hinaus würden auch Möglichkeiten bestehen, am Projekt des jungen Duque de Monçalves, Carlos, teilzunehmen, was er sehr empfehlen wolle. Es sei nämlich von entscheidender Wichtigkeit, dass sich alle Kandidaten klar vor Augen hielten, dass alle Aktivitäten hier auf dem Quirichiquí und anderswo unbedingt dem Wohl der gesamten Bevölkerung der Autokratoría dienten.

Nach Jaimes Rede übernahm wieder der Vizekönig das Wort. Er trat einen Schritt vor, an die Brüstung der Tribüne und wandte sich nun an zwei besonders ausgezeichnete Teilnehmer des Adelsturnus, den jungen Fürst Grigorij Sergejewitsch Mornov und seine Schwester Elizaveta Sergejewna. Die Fürsten Mornov stammen aus der Óblast Níschnij Nóvgorod an der Wolga. Ihre Vorfahren, aber ebenso die heutigen Vertreter der Familie, standen und stehen immer in enger Beziehung und Zusammenarbeit mit den Sebastogénnetoi. Zur Zeit der mesopotamischen Wirren waren ihre Beiträge in der Diplomatie wie auch in der noetischen Neudefinition des Menschen im Allgemeinen von herausragender Bedeutung. Unter anderem waren sie wesentlich beteiligt gewesen an der Sichtbarmachung der Verbindung zwischen der südlichen Sand- und der nördlichen Schnee-Thebaḯs. Der Vizekönig begrüßte also die beiden nochmals gesondert und bat dann die Fürstin Mornova, ihm selbst, Sebastogénnetos Jaime und der ganzen Gesellschaft die Ehre zu erweisen, den nun folgenden Großen Rubamba mit Prinz Jaime eröffnen zu wollen. Wenn sie bereit wäre, möge sie mit Bruder Grigorij Sergejewitsch auf das Podium treten.

Die beiden folgten natürlich der Einladung, betraten das Podium und machten die Proskýnesis. Dann standen die Vizekönige auf, Pedro gab Elizaveta Sergejewna den Handkuss und beide, Pedro und Ana, umarmten die jungen Fürsten. Nun führte Grigorij Sergejewitsch seine Schwester zu Prinz Jaime, der ihr seinen Arm reichte. Tänzer und Tänzerin stiegen das Podium hinunter. Das Spalier der wartenden Kandidaten öffnete sich für sie noch weiter, und sie gingen in die Mitte des Saales. Dort nahmen sie einander gegenüber Aufstellung. Hierauf verkündete Pedro mit sonorer Stimme: Der Große Rubamba. Das Orchester setzte ein, anfangs noch leise. Jaime machte die tiefe Eröffnungsverbeugung vor Elizaveta. Sie dankte ihm mit einem nicht weniger tiefen Kniefall. Wenn der Rubamba als Großer Rubamba getanzt wird, wie an jenem Eröffnungsempfang der Kandidaten, erfolgt die Eröffnung durch ein Einzelpaar, das die sogenannte Ouvertüre absolviert. Dabei werden grundsätzliche Relationen und Figuren durch das Ouvertürenpaar vorgetanzt, die später von allen Tanzenden in Paarfiguren, dann aber auch in den verschiedensten Gruppenformationen übernommen werden.

Prinz Jaime und Fürstin Elizaveta Sergejewna setzten also nun ihre ersten Schritte. Dabei handelt es sich um wirkliche Schritte, es wird noch nicht im engeren Sinn getanzt, obwohl es sich natürlich um hochformalisierte Bewegungsfiguren handelt. Der Herr schreitet zunächst in einer großen, kreisförmigen Figur um die Dame, welche in Zurückhaltung und mit gesenktem Blick eine sitzende Position einnimmt. Dabei breitet sich das Kleid der Dame in einem großen Rad auf dem Parkett aus. Elizaveta trug ein schulterfreies Tanzkleid mit langem, weit ausschwingendem Rockteil. Ihre Farben waren Tiefpurpur und Türkis. Diese Szene konnte man im Deckenspiegel auch von oben beobachten. Dort gab die Fürstin mit ihrem ausladenden Kleid und dem zweifarbig ausgebreiteten Rad einen klaren Eindruck und war sogar noch besser zu sehen, als wenn man sie direkt auf dem Parkett beobachtete. Der werbende Kavalier hingegen war im Spiegelbild,

wegen der Entfernung und wegen seiner Bewegungen, nur wenig auszunehmen. Die Dame bildete nun eindeutig das Zentrum des Geschehens.

Dann trat Jaime vor Elizaveta Sergejewna hin, verbeugte sich nochmals und bot ihr seine Hand an. Sie blickte auf, ergriff dann die angebotene Hand und erhob sich. Nun taten sie die ersten richtigen, dem Rhythmus der Musik folgenden Tanzschritte. Es waren zunächst einige Drehungen, die dann von einer Längsfolge von Bewegungen abgelöst wurde, welche entlang des geöffneten Spaliers erfolgten. Dies gilt als Gruß an die anwesenden Gäste und als Einladung, den Tanz mitaufzunehmen. Die Kandidaten und die meisten der übrigen Gäste formierten sich nun, indem sie Gruppen von jeweils fünf Doppelpaaren bildeten und sich in Kreisen aufstellen. Auch Elizaveta Sergejewna und Jaime reihten sich in eine solche Gruppe ein, womit das Zeichen gegeben war, den allgemeinen Rubamba zu eröffnen. Es folgte das ganze Programm der verschiedenen Zweier-, Dreier- und Gruppenfiguren, wie es beim Rubamba vorgeschrieben ist. Wie gesagt, das muss man können, und es erfordert auch nach Erlernung der Schrittfolgen stets Konzentration und hohe Aufmerksamkeit den anderen Teilnehmern gegenüber. Auch die Vizekönige tanzten, und man sah ihnen das Vergnügen dabei durchaus an. Ich konnte nämlich das alles sehr gut beobachten, da ich mich an den Rand der Tanzfläche zurückgezogen hatte.

Beim Beobachten der Tanzenden fiel mir auch eine junge Dame auf. Sie trug ein cremeweißes, sehr elegantes Kleid, das offensichtlich zweischichtig entworfen war. Es bestand aus einem weißen, eng anliegenden Seidenkleid, über das ein zweites Kleid übergeworfen war, das lediglich aus gestickten Rosetten bestand, welche von einem sehr festen Körper und einer eben leicht cremeweißen Farbgebung waren. Durch die unzähligen Öffnungen der Rosetten blitze die weiße Seide hindurch. An einem Collier trug sie einen auffällig funkelnden und ziemlich großen Diamanten. Besonders fiel die Tänzerin aber dadurch auf,

dass jenes weiße Kleid stark mit ihrem Teint kontrastierte, der nämlich von tiefstem Schwarz war. Auch die hoch aufgesteckte, voluminöse Frisur war tiefschwarz, zeigte dann aber, je nach den Lichtreflexen, sogar einen Schimmer ins bläuliche. Der Anblick war beeindruckend. Sie nahm am Rubamba teil, wenn auch, wie selbst ich bemerkte, mit noch etwas Mühen, denn die komplexen Schrittfolgen schienen ihr doch noch nicht ganz leicht ins Bein zu gehen. Jedoch, sie ließ sich davon nicht entmutigen, und wurde von ihrem Tanzpartner sicher durch die Figuren geführt. Wenn sie sich drehte, konnte man zwischen den blendend weißen, hochabsätzigen Lackschuhen und dem Saum der cremefarbigen Rosetten gelegentlich einen nachtschwarzen Knöchel aufblitzen sehen.

Der Große Rubamba kam ins Finale, wo sich die Gruppen nochmals in einem Kreis anordnen und ein letzter Durchgang mit wechselseitiger Komplimentierung der Paare getanzt wird. Insgesamt waren für die Eröffnung drei Tänze vorgesehen, bevor es dann zum Dîner gehen sollte. Es folgte eine Poreska, die schneller und ausgelassener getanzt wird als der Rubamba. Die Musik setzte entsprechend ein, und nun kam Bewegung in den Saal. Stimmung und Lautstärke stiegen, und es war sehr erheiternd, auch die älteren Gäste zu sehen, die nun zeigten, wie sie sich offenbar in einst jüngeren Tagen in das Tanzgeschehen gestürzt hatten. Danach folgte noch einmal ein Rubamba, diesmal ohne Ouvertüre. Die fliegenden Fische zeigten behände Tanzfähigkeiten. Guilherme Bernega machte ein schönes Paar mit einer mir unbekannten Dame. Und Leila Albuquerque bewegte sich formvollendet in den Armen eines jüngeren, nichtsdestoweniger eleganten, polnischen Offizierskadetten namens Jan Ostrowski, welcher in großer Galauniform gekommen war.

Nach Verklingen der Musik erschien der Zeremonier der Monçalves und bat die Gäste zur Tafel. Diese war gesetzt und wartete in der großen Galerie. Zuerst gab es aber noch

Champagner zur Abkühlung nach dem Tanz und zur Eröffnung der Konversation. Miguel und ich mussten ihn probieren und fanden, dass er fast noch besser war als zuletzt im Hause Albuquerque. Wir schworen uns, es diesmal aber bei einem Glas zu belassen, da der Abend noch lange war, und wir in keine Schwierigkeiten kommen wollten. Die Gastgeber, die Vizekönige, Prinz Jaime und die Fürstengeschwister Grigorij und Elizaveta waren am Haupt der Tafel platziert, welche ein großes T bildete. Auch eine indische Prinzessin und Kandidatin war bei ihnen, Lakshmi Amanda, die mit ihrer Mutter aus Múnderabad in Orisséra, Bhárat, gekommen war. Das große T war in den übrigen Plätzen für die Kandidatinnen und Kandidaten reserviert. An einer zweiten, noch größeren U-förmigen Tafel, welche das T einfasste, waren die Plätze der übrigen Gäste vorgesehen. Dort fanden wir, also die Familie Guimarães mit Töchtern, sowie Miguel und ich, unsere handbeschrifteten Tischkarten aufgestellt. Die Bernegas saßen nicht weit von uns. Fernando Bernega war natürlich bei den Kandidaten platziert. Bevor wir uns noch setzten, rief mich der Conde de Guimarães zu sich und sagte, – Komm, ich werde dich den Montesalvos vorstellen, sie sind extra aus Paulisto zur heutigen Eröffnung gekommen.

Wir gingen zu ihnen und begrüßten sie. Dabei benutzen sie untereinander, der Conde de Guimarães und Conde und Condessa de Montesalvo, eine Sprache, die ich nicht beherrschte. Dennoch, aus Ähnlichkeiten mit dem Koptischen wurde mir klar, dass sie soeben Mittelägyptisch sprachen, die lingua franca bei Hof. Es klang sehr gut. Offensichtlich waren sie darin geübt. Man hörte es und sah es ihnen an, dass sie in diesem Idiom ihre Heimat hatten. Dann wechselte der Conde de Guimarães in das Brasilianische und stellte mich als Sommergast aus Paulisto, Kenner der Helleniké und Studierenden des Koptischen vor. Darauf blickte mich der Conde de Montesalvo ruhig an, er war damals über Siebzig und trug reiches weißes Haar mit einem ebensolchen Bart, und meinte, das sei aber doch eine besonders

schöne Kombination. Wie ich denn dazu gekommen sei. Ich erwiderte, ich würde bei Pai Antónios an der Schule der Väter vom Berge in Paulisto lernen. Zu meinem Erstaunen kannte er ihn gut und meinte, da hätte ich aber Glück, dass ich bei ihm instruiert würde. Denn Pai Antónios sei ja auch ein Kenner der kulturellen Hintergründe Ägyptens. Dann fragte er, ob ich einmal zu den Klöstern der Kopten reisen wolle. Ich meinte, das sei sicher interessant, aber vorläufig hätte ich keine Zeit und auch nicht die Mittel, um in die Levante zu reisen. Der Conde de Montesalvo lächelte und meinte, soweit müsste man gar nicht reisen, um diese Klöster kennenzulernen. Es war mir nicht recht klar, worauf er damit hinauswollte. Dann wurden wir aufgefordert uns zu setzen, und wir nahmen daraufhin unsere Plätze ein.

Die Tafel war sehr schön vorbereitet worden, mit diversen Tafelaufsätzen, viel Blumenschmuck und edelstem Glas. Das Menü war hervorragend, sechs- oder siebengängig, alles war auf das Vorzüglichste zubereitet und schmeckte dann auch, wie man eben sagt, köstlich. Zur Eröffnung hob der Vizekönig das Glas zu Ehren des Sebastós und der Kandidaten, es wurde angestoßen, dann wurde serviert. Ich erinnere mich an ganz frische Lagostas, die wir aus ihren roten Schalen herausbrachen. Rechts neben mir, ich weiß nicht wieso das so geplant worden war, saß der Duque de Lima-Oemvérgos. Er erzählte die ganze Zeit Witze und Anekdoten aus seinem Leben, die sich unter anderem auf den Vizekönig, die Familie Monçalves und auch auf die Guimarães bezogen. Besonders angetan hatte es ihm die junge Leila Albuquerque, deren blonde Wellenpracht er mehrmals kommentierte, insbesondere da man sie von unseren Plätzen in einiger Entfernung, aber immer noch deutlich leuchtend, sehen konnte. Sie sei ja noch blonder als es seine Töchter seinerzeit gewesen waren. Die Duquesa schien seine Kommentare gewohnt zu sein und war dadurch im Genuss des Menüs wie des Abends offensichtlich nicht beeinträchtigt.

Die Weine flossen, und ich musste sehen, dass ich nicht zu viel davon bekam. Immerhin würde ich nachher wohl auch noch tanzen. Natürlich nicht die komplizierten Gesellschaftstänze, sondern bei den Bands, die später auf den Terrassen spielen würden. Inzwischen gab das Orchester dezente Tafelmusik in Hintergrundlautstärke. Der Duque de Lima-Oemvérgos erkundigte sich ausgiebig über meine Relationen zur Familie Guimarães. Er kannte auch Dom Fabiano und Dona Cecilia, bei denen er oft zur Jagd gewesen war. Der Sertão, fand er, sei immer noch eine originale Gegend, sowohl was die Landschaft als auch was ihre Bewohner betreffe. Besonders der spontane Sprechgesang, den man immer wieder in den Dörfern antreffen kann, bei den Fiestas, in irgendeiner kleinen Lanchonete beim Bier oder auch spontan bei jemandem, der gerade an einer staubigen Bushaltestelle wartet, dieser Gesang war ihm ein Zeichen für die Originalität des dortigen Lebens.

Vor dem Dessert gab es eine längere Pause, und die Gäste begannen sich etwas umzuplazieren, um sich noch besser unterhalten zu können. Nun kam der Conde de Montesalvo vorbei und nahm links von mir Platz. Er erkundigte sich nochmals, wie lange ich denn schon Koptisch studierte und was ich gedächte, später damit zu tun. Ich erzählte erneut, was ich bei diesen Gelegenheiten üblicherweise antwortete. Dass ich mich für Sprachen im Allgemeinen interessierte, und dass man damit gute Möglichkeiten im Staatsdient hätte. Er bestätigte das. Vielleicht könnte aber gerade Koptisch noch mehr eröffnen als dies, meinte er. Er hätte jedenfalls originale koptische Manuskripte bei sich im Hochhauspalazzo der Familie in Paulisto. Dieser Palazzo sei als Ganzes der Benutzung durch die eigene Familie gewidmet, die entsprechend groß sei. Ich solle doch einmal vorbeikommen, an einem Wochenende. Mir war der Bairro de Montesalvo durchaus bekannt. Er lag neben Quintas, in Richtung Zentrum. Jedoch hatte ich den Palast selbst nie wirklich bewusst gesehen. Ich dankte für die Einladung und sagte, im kommenden Herbst würde

es sicher dazu Gelegenheit geben. Ich würde mich dann melden. Irgendwie zufrieden mit dem Verlauf des Gespräches ging der Conde wieder an seinen angestammten Platz zurück. Jetzt wurde das Dessert aufgetragen, danach Café. Schließlich hob der Duque de Monçalves als Hausherr die Tafel auf und lud zu weiterem Tanz im großen Saal ein, wo das Orchester weiterspielen würde, oder auch zum Aufenthalt auf den Terrassen, wo es Bands gab und Buffets mit Getränken und weiteren köstlichen Kleinigkeiten. Alle sollten sich gut amüsieren und nun den inoffiziellen Teil des Abends beginnen.

Die meisten der Kandidaten strömten jetzt wieder in den großen Saal und begannen zu tanzen. Es fing nochmals mit einem Rubamba an. Danach folgten verschiedene Zapagos und Mengas, dann auch ein Stalz. Ich beobachtete wieder die Tanzenden. Einen bestechenden Anblick bot nun das Paar Prinz Jaime und Marquesa Leila. Sie bewegten sich in scheinbar vollkommener Harmonie über das Parkett, man sah ihnen nicht die geringste Anstrengung an. Leilas Bordeaux wirbelte. Auch andere Gäste sahen ihnen nun zu. Ich glaubte zu sehen, wie sie einen sehr zufriedenen Gesichtsausdruck hatte. Auch er genoss die Bewegungen offensichtlich. Grigorij Sergejewitsch hatte Prinzessin Lakshmi zum Tanz aufgefordert. Sie bewegten sich etwas ruhiger als der Prinz und Leila, aber doch nicht weniger gekonnt. Besonders die Prinzessin zeigte sehr geschmeidige Bewegungen der Arme und des Nackens, wie man sie bei den anderen Tanzenden so nicht zu sehen bekam. Ich beobachtete noch eine Weile das Tanzgeschehen; auch den schönen Festsaal. Es war interessant, das sich bewegende Mosaik der Tänzer im großen Deckenspiegel vorbeiziehen zu lassen. Dieses bewegliche Spiegelbild an tanzenden Farbpunkten verschmolz nun richtiggehend mit dem Edelsteinmosaik des Gewölbes. Das muss wohl die ursprüngliche Vision Sidi Maaroufs für dieses sein Werk gewesen sein.

Miguel und ich verließen den Hauptsaal und gingen hinaus auf die Terrassen. Wir suchten uns eine Bar und setzten uns erst einmal. Hier konnte man weiter gute Beobachtungen machen. Die leicht oder auch stärker erhitzten Tänzer kamen heraus, nahmen von den Getränken. Dann erholten sie sich auf den Sofas und Sitzrondells, die hier zum Ausruhen bereitstanden. Wir überlegten uns gerade, ob unser Gleichgewichtssinn es erlauben würde, noch ein Glas Champagner zu nehmen. Da sah ich, über Miguels Schulter hinweg, wie Leila Albuquerque in ihrer bordeauxroten Robe aus dem Saal auf die Terrasse trat. Sie war nicht alleine. Ich muss die Szene offensichtlich sehr genau beobachtet haben. Vermutlich habe ich regelrecht hingestarrt, denn plötzlich sagte Miguel zu mir, – Was ist los, Lapis? Bist du noch da? Ich blickte ihn an. Offensichtlich war ich weiter nicht wirklich bei ihm, sodass er sich umdrehte, um zu sehen, was mich so absorbierte.

Leila hatte sich eingehängt bei ihrer Begleitung. Es war jene hochgewachsene junge Dame, Schwarz in Weiß, die ich zuvor schon beobachtet hatte. Die beiden kamen direkt auf uns zu. Wir standen von unseren Hockern auf. Leila ging zu Miguel und sagte, – Nun meine Herren, wie gefällt Euch der Abend? Miguel bestätigte, wie großartig alles sei, die Eröffnung, der Rubamba, das Dîner, und jetzt eben die wunderschöne Nacht mit Ausblick auf Altstadt und Residenz von Flúmina. Sie antwortete, das freue sie sehr, denn solche Gelegenheiten dürfe man einfach nicht verpassen. Dann wandte sie sich ihrer Begleiterin zu und präsentierte uns, – Das ist Miguel. Das ist Lapis. Zwei junge Herren, die erst seit kurzem hier in Flúmina auf Sommerurlaub sind.

Dann drehte sie sich zu uns, – Ich möchte Euch meiner Freundin Babálu vorstellen. Sie ist auch erst vor kurzem nach Flúmina gekommen, weil sie hier mit ihrem Vater einige Geschäfte zu erledigen hat. Solange sie in der Stadt ist, wird sie an verschiedenen Aktivitäten des Turnus teilnehmen. Und sie hat schon mit dem Tanzen begonnen. Dann sah sie mich an und

setzte fort, – Da habe ich an Dich gedacht, Lapis. Babálu sucht nämlich noch einen Partner für den gemeinsamen Tanzunterricht. Nun, vielleicht wäre das etwas für Euch beide. Miguel, Du kannst auch zu den Tanzstunden kommen. Ich habe gehört, dass Du schon gut mit Isabelita getanzt hast. Dabei lächelte sie. Miguel sagte, – Wer hat denn das erzählt? Sie lächelt weiter. Das wüssten man schon über und unter Wasser, meinte sie. Demnach hatten also die Gêmeos, die fliegenden Fische, von ihren Beobachtungen im Mais Que Nada-Club ausgeplaudert. Also, überlegt Euch das, meine Telefonnummer habt Ihr ja schon –, setzte Leila fort. Nun übergebe ich Euch meine liebe Freundin und bitte, dass Ihr Euch heute Nacht als die besten Kavaliere zeigt. Dann gab sie wieder die berühmte blonde Lockenansicht von rückwärts und war bereits fort.

Wir waren noch etwas sprachlos. Babálu lächelte. Wir boten ihr einen Barhocker zwischen uns beiden an. Dann bestellten wir Guaraná statt des zuvor geplanten Champagners, denn vermutlich würden wir bald tanzen, wenn auch nur zur hier spielenden Barmusik. Babálu fragte, wie wir denn hierhergekommen seien. Wir erklärten die Vorgeschichte, von der Schule in Paulisto, von der Bekanntschaft mit den Guimarães und der Einladung, den Sommer bei ihnen in Flúmina zu verbringen, von der Party bei Leila auf Bela Aurora und schließlich ihrer Aufforderung, wir sollten doch zur Eröffnung des Adelsturnus hierher auf den Quirichiquí kommen. Da meinte Babálu, oh ja, Leila kümmere sich sehr um die Leute. Auch sie selbst wäre nicht hier, wenn nicht Leila die Kontakte hergestellt hätte. Sie sei nur mit ihrem Vater nach Flúmina gekommen, weil er hier Geschäftskontakte pflege. Und außerdem, weil er ein Problem mit seinen Gallensteinen habe, die nun endlich einmal operiert werden müssten. Wir fragten, ob der Vater auch hier auf der Eröffnung sei. Sie bestätigte, ja, ja, aber er dürfe nichts essen und trinken, außer Wasser und trockene Brötchen, sonst bekomme er wieder eine Kolik, und das sei gar nicht schön.

Der Diamant am Collier funkelte ganz enorm. Ich bemerkte, wie auch Miguel immer wieder einen kurzen Seitenblick auf sein Feuer warf. Wie ich jetzt erst sah, trug Babálu zu dem Rosettenkleid, farblich abgestimmt und ebenso in Creme, Handschuhe, die bis zum Oberarm reichten, die Finger selbst aber freiließen. Dies erlaubte den Blick auf die gepflegten Fingernägel, die tatsächlich tiefblau lackiert waren. Tiefblau. Der Eindruck, den sie hier, an der Bar sitzend und von Zeit zu Zeit von ihrem Guaraná trinkend, machte, war von einer besonderen Andersartigkeit. Gleichzeitig war sie aber sehr geschickt in der Konversation, und man hatte gar kein Gefühl einer Distanz zu diesem ihrem Anderssein.

Miguel hatte ausgetrunken. Er stand auf, verbeugte sich vor Babálu und sagte, – Wenn es also alle schon zu wissen glauben, dann werde ich einmal Isabelita suchen gehen und zum Tanzen auffordern. Vielleicht tanzt sie dann tatsächlich mit mir. Wir blieben nun zu zweit zurück. Jetzt war es also an mir, die Konversation zu bestreiten. Ich sagte, dass ich die formalen Tänze eben nicht beherrschte, dass ich sie, Babálu, aber schon tanzen gesehen hätte. Sie meinte, ja, sie hätte im großen Saal mitgemacht, aber es fehle ihr noch sehr viel, und sie sei froh, dass sie dort nicht gestolpert war. Das wäre zu peinlich gewesen. Aber wir könnten es doch einmal mit der Barmusik hier auf der Terrasse versuchen. Ich bestätigte, dass das schon möglich wäre, und wir gingen die wenigen Schritte bis zum Parkett neben der Band. Sie spielten typische Stücke, allseits bestens bekannte brasilianische Musik. Dazu wusste ich mich zu bewegen. Babálu machte gut mit, ließ sich leicht führen. Ich bemerkte schon bei diesen ersten Tanzversuchen, dass sie – so gewagt das klingt – gut im Arm lag. Der schlanke Körper bewegte sich sehr leicht. Hier, auf dem Tanzparkett, musste man nicht sprechen. Von Zeit zu Zeit spürte ich ihr Knie. Bei der einen oder anderen Drehung blitze wieder ein schwarzer Knöchel zwischen Kleid und Schuhen durch. Irgendwie war sie anders. Und sehr elegant.

Von der Tanzfläche konnte man den Duque de Lima-Oemvérgos sehen beziehungsweise auch hören. Neben ihm saß seine Frau, daneben weitere Gäste, die ich nicht kannte. Er erzählte weiter Witze, und von Zeit zu Zeit hörte man ihn und die Zuhörer laut lachen. Auch die fliegenden Fische waren hier auf der Tanzfläche und bewegten sich wieder in der ihnen eigenen Art. Beim Tanzen war es endgültig unmöglich zu unterscheiden, welcher João und welcher José war.

Nach einigen Tänzen gingen wir wieder zurück an die Bar. Ich schlug vor, nun einen Champagner zu nehmen. Babálu meinte, ja, er sei wirklich ausgezeichnet, und sie hätte gerne noch einen. Aber da die Nacht noch länger sei und wir vielleicht noch tanzen würden, wolle sie nicht so viel davon zu sich nehmen. Sie schlug vor, wir könnten doch ein Glas gemeinsam trinken. Ich fand das charmant, und wir teilten uns das Glas. Ich fragte dann, wie sie zu ihrem Namen Babálu gekommen sei. Sie lachte. Sie heiße eigentlich gar nicht Babálu. Das sei nur die Abkürzung aus den Anfangsbuchstaben ihres Namens: Benedicta Anastasia Bereníke Antonia Leopoldina Ulissa. Weil sich das niemand merken könne, hätten ihre Eltern daraus Babálu gemacht.

Jetzt wollte sie ihrerseits erfahren, weshalb ich Lapis heiße. Ich erzählte die Geschichte von Lapis, Lapis, komm heraus, sonst kratz ich dir die Augen aus. Sie fand das grausam, fragte aber nach, wie es denn dann mit meiner Schreibfreudigkeit weitergegangen sei. Ich sagte, ich würde nun eben verschiedene Sprachen studieren, was mir viel Freude mache. Dabei bräuchte ich sehr verschiedene Schriftzeichen, je nach Sprache. Für unser Brasilianisch und den *Mund* die normalen lateinischen Lettern. Aber für Griechisch gibt es ja ein eigenes Alfabet, ein etwas anderes für Koptisch, ein ganz anderes für Sanskrit, und für Farsi dann die arabischen Buchstaben. Also du kannst wirklich Griechisch? –, meinte Babálu. Ich bestätigte. Weißt Du –, sagte sie, – mein Vater hat, ich weiß nicht wie viele Hauslehrer engagiert, damit ich Griechisch lerne. Aber das hat bisher nicht so

richtig funktioniert. Ich weiß nicht, die ganze Grammatik, es gibt da so viele Endungen, auf die man aufpassen muss. Aber ich finde es toll, dass Du das kannst. Da musst Du ja wirklich intelligent sein; und dann noch alle diese anderen Sprachen. Ich würde das gerne können. Naja, aber jedenfalls habe ich unseren Tsonga gerne. – Tsonga, was ist das? Tsonga –, antwortete sie, – das ist unsere Sprache, die kennst Du nicht. Zuhause, in Moçambique, sprechen wir fast nur Tsonga.

Ich konnte es nicht glauben. Ja, sie war irgendwie besonders. Aber ich war sicher gewesen, dass sie Brasilianerin wäre. Ihre Sprache hatte einfach keinen Akzent. Und wieso kannst Du dann so gut Brasilianisch? –, wollte ich nun wissen. Naja –, meinte sie, – ich bin immer mit meinem Vater hierher gereist, er hat Geschäftsbeziehungen hier in Brasilien. Nun wollte ich es endgültig wissen. Woher sie kam, und wie das alles funktionierte, was sie erzählte. Also fragte ich, – Was macht denn Dein Vater beruflich? Da kam es, – Weißt Du, mein Vater verkauft Diamanten. Wir haben eine große Diamantenmine im Süden von Moçambique, die Kazundé-Membúto-Mine. Und er muss sehen, wo er die Steine verkaufen kann. Jetzt dürfte mir der Mund offengeblieben sein, denn sie begann zu lachen und sagte, – Ja, da sind die meisten immer erstaunt. Diamantmine, das klingt so gefährlich. Aber mein Vater hat sie eben geerbt, und jetzt muss er diese Arbeit machen. Nun dürfte ich auf den Diamanten an ihrem Collier gestarrt haben, denn sie begann, – Dieser ist einer der schönsten, der bei uns gefunden worden ist. Du siehst, er ist ein wenig rosa.

Ich war geschockt. Sie war also eine Diamantenprinzessin. Das irritierte mich. Ich ging hinüber zu den Sitzgelegenheiten und ließ mich in einen tiefen Fauteuil fallen. Sie kam nach, setzte sich neben mich und sagte, – Das ist alles nicht so schlimm, das braucht Dich nicht zu erschrecken. Ich bin auch nicht in Ohnmacht gefallen, weil Du all diese Sprachen kannst und ich nicht. Ich sagte, das sei etwas anderes. Sie gab zurück, – Natürlich

ist das etwas anderes. Aber das hast Du, und ich werde es nie haben. Komm, gehen wir noch einmal tanzen, da müssen wir nicht über solche Dinge reden.

Wir gingen tanzen und sprachen wirklich kein Wort. Es war seltsam jetzt, anders als zuvor. Ich sah jetzt den rosa Diamanten, wie er sich auf ihr und mit ihr drehte. Sie sah sehr elegant aus, das Kleid, die hohe Frisur, ihre Bewegungen. In meiner linken Hand sah ich ihre tiefblauen Fingernägel auf fast schwarzem Grund. Man konnte mit ihr tanzen. Und auch recht gut sprechen. Aber die Diamanten machten alles kompliziert. Wir tanzten lange. Dann beschlossen wir, in den großen Saal zu gehen, um zu sehen, wer welchen der formalen Tänze tanzen würde.

Als wir in den Saal kamen, war gerade Pause. Die Gäste standen auf der Tanzfläche oder in deren Umgebung und erholten sich vor dem nächsten Tanz. Dann begann die Musik neu, es war wieder ein Rubamba. Rasch bildeten sich die Gruppen aus den Paaren. Einer Gruppe fehlte das fünfte Paar und sie suchten, wer ihnen aushelfen könnte. Als sie uns am Rand stehen sahen, winkten sie uns zu. Wir schauten uns an und mussten lachen. Ein Herr aus jener Gruppe kam herüber zu uns und forderte uns auf, mitzumachen. Er hatte Babálu zuvor schon tanzen gesehen und meinte, wir würden jetzt kommen. Ich sagte, dass ich es nicht könne, aber Babálu schon. Da winkte jener Tänzer hinüber zu dem polnischen Kadetten, Jan Ostrowski. Er war gerade frei. So bekamen sie die Fünferpaargruppe voll, und Babálu begann mit ihnen zu tanzen.

Mit ihrem Partner machte sie jetzt einen sehr schönen Eindruck in der Gruppe. Er führte sie offensichtlich klar und bestimmt, was ihr bei der Unsicherheit in dem einen oder anderen Schritt half. Die Gruppe schien zufrieden mit dem neuen Paar. Nun kamen Minki und Charíta Bernega vorbei. Sie wollten sehen, was Charítas Bruder Fernando gerade machte. Er tanzte mit einer mir Unbekannten in einer Gruppe, die offensichtlich nur aus Kandidaten bestand. Die beiden Mädchen bedauerten sich

gegenseitig, dass sie an den weiteren Einladungen des Adelsturnus nicht teilnehmen durften. Sie hätten am liebsten morgen mit der Tanzschule begonnen. Dann kam Condessa Melinda zu uns und meinte, noch zwei Rubambas, dann müssten wir nach Hause gehen. Die Mädchen begannen zu protestieren. Sie wollten doch jedenfalls bis Sonnenaufgang bleiben. Aber es half nicht viel, der Plan war mitgeteilt. Die Condessa fragte mich dann, ob ich schon mehr getanzt hätte. Ich sagte, ja, aber eben nur informell. Sie sagte darauf, und das mit Émfase, – Lapis, Du musst in die Tanzschule gehen. Du musst. Sonst verpasst Du hier alles.

Dann tauchten Isabelita und Miguel wieder auf. Sie hatten tatsächlich die ganze Zeit miteinander getanzt. Offensichtlich fühlten sie sich nun, nach diesem Abend, in der Rolle eines deklarierten Tanzpaares wohl. Die Condessa teilte auch ihnen den baldigen Heimflug mit. Babálu war inzwischen bereits von jemandem anderen, den ich nicht kannte, aufgefordert worden und tanzte jetzt in dieser Gruppe mit. Sie wurde immer geschickter und fand sich besser und besser in den Figuren zurecht. Zwischendurch kam noch eine Poreska, was die Mädchen erfreute, denn das hieß noch einen Tanz länger bleiben können. Als der zweite Rubamba schließlich vorbei war, war auch der Conde hier und der Aufbruch stand bevor. Er meinte, er wolle noch Duque und Duquesa de Monçalves aufsuchen, um sich in unser aller Namen für die Einladung zu bedanken. Das würde noch einige Minuten dauern. Wir warteten inzwischen gemeinsam mit den Bernegas. Als der Conde de Montesalvo unsere Aufbruchsstimmung sah, kam er nochmals vorbei und sagte zu mir, – Lapis, melde Dich unbedingt bei mir, sobald Du wieder in Paulisto bist. Im Herbst können wir ein Treffen ausmachen. Ich versprach, mich zu melden. Dann kam der Conde zurück, und wir gingen durch die Nebenräume Richtung Ausgang.

Knapp bevor wir hinauskamen, war plötzlich Babálu hier. Sie lächelte. Ich ging zu ihr hin, gab ihr die beiden Küsse und danke für die schönen Tänze, die wir gemeinsam hatten. Sie sagte, –

Wenn Du magst, können wir den Tanzkurs gemeinsam machen. Es würde mich freuen. Aber es macht nichts, wenn Du nicht magst. Dann ging sie zurück Richtung großer Saal.

Als wir durch den Haupteingang hinaustraten, sah man im Osten hinter der Kapelle einen schwachen Lichtstreifen am Horizont. Bald würde die Sonne aufgehen. Unsere drei Hubschrauber warteten schon. Wir waren jetzt alle schweigsam geworden. Als wir abhoben, sah ich nochmals den Torre de Belém. Er zeigte immer noch die Schärpe in Purpur–Gold–Blau. Es war schön, das zu sehen. Wir hatten wirklich eine Nacht in diesen Farben verbracht.

Der Schlaf nach dieser Nacht war kurz. Gegen ein Uhr nachmittags kam ich hinunter in die Sala, um einen Café zu nehmen. Minki und der Conde waren da. Man sah beiden die ungenügende Dauer des Schlafes an. Minki begrüßte mich mit der Information, dass Isabelita und Miguel beschlossen hätten, den Tanzkurs gemeinsam zu machen. Minki war untröstlich, dass sie noch nicht teilnehmen durfte. Der Conde bestätigte sein Verbot nochmals, sie sei einfach zu jung. Und nächstes Jahr? –, wollte Minki wissen. Da müssten sie neu sehen, hielt sich der Conde bedeckt, das sei noch lange und man wisse nicht, was alles von der Schule in Buenas Aguas geplant werde. Schließlich würde Charíta Bernega ja auch noch nicht in den Tanzunterricht gehen. Minki bestätigte das. Sie, die beiden Mädchen, würden dann eben gemeinsam den Sommer am Strand verbringen, meinte sie. Außerdem wollten sie in das Kino in Einkaufscenter Boa Lagoa gehen. Dort gebe es nämlich neben den neuesten Filmen auch das beste Jabuticaba-Sorvete dieses Sommers. Das wüssten die fliegenden Fische.

Dann kam die Condessa herein. Auch sie trug noch Spuren des Festes um die Augen. Ich brauche einen Cafezão –, meinte sie. Zur servierenden Menina sagte sie, – Doppeltes Volumen, doppelte Stärke, bitte. Nach der ersten derartigen Tasse wurde sie schon munterer. Nun, Lapis, wie war's –, fragte sie. Ich erzählte,

dass es mir sehr gefallen hätte und ich nun wüsste, wie es so zugehe auf dem berühmten Quirichiquí, wo ich doch bisher nur die umlaufenden Gerüchte von der Größe und dem Luxus des Palastes gehört hatte. Sowohl die Eröffnung wie auch die Tafel hätten mich besonders beindruckt. Und wie geht es mit dem Tanzen? –, wollte sie wieder wissen. Ich sagte, dass die informellen Tänze ja ganz gut gingen, nur eben der Rubamba, die Poreska und die anderen formellen Tänze müsse man erst einmal lernen. Darauf käme es eben an, gab die Condessa zurück. Ohne Tanzschule kein Tanzen, ohne Tanzen keine Teilnahme an der Gesellschaft. Hier fiel Minki ein und berichtete ihre Beobachtungen, – Aber du hast doch mit einer Menina preta getanzt, das ging doch ganz gut. Offensichtlich hatte sie Babálu und mich auf dem Parkett gesehen. Ach so –, interessierte sich die Condessa, – ein dunkles Mädchen bringt Dir das Tanzen bei? Das ist ja die beste Tanzschule.

Ich musste nun erklären, dass es Babálu war, wen Minki beobachtet hatte. Und dass sie schon einiges von den formalen Tänzen beherrschte, und das gar nicht schlecht. Die Condessa fühlte sich sofort bestätigt, – Siehst Du, Lapis, alles hängt vom Tanzen ab. Wenn Du es aber nicht lernst, tanzen die Damen eben mit anderen Männern. Minki war nun knapp am Explodieren, denn sie musste jetzt auch noch berichten, dass offenbar Lucimár sich bei ihr noch eingehend erkundigt hatte, wer denn diese Preta sei, mir der Lapis die ganze Zeit tanze. Minki war sehr erstaunt gewesen, weshalb sich Lucimár so sehr dafür interessierte. Wie ich nun hörte, hatte Lucimár Minki ihr gesteigertes Interesse damit erklärte, dass ihr Vater, Seu Fabiano eben, mein Stipendium finanziere. Wie Minki aber messerscharf kombinierte, war das eine schwache Erklärung für dieses, wie sie es nannte, ziemlich akzentuierte Interesse seitens Lucimárs. Ich sagte, da könnte ich auch nicht mehr dazu erklären, Lucimár sei eben so. Die Condessa lächelte daraufhin wieder tiefgründig zu mir hinüber.

Der Conde warf nun ein, er habe sich sehr gefreut, dass Seu Fabiano und seine Familie ihn und die Condessa begrüßt hatten. Die Barões de Penha hätten sie auf die Jagd an den São Francisco eingeladen. Heute müssten Seu Fabiano und Sinhá Cecilia aber schon wieder zurück, denn nächste Woche sei ja der große Viehmarkt in Xique-Xique, und Dom Fabiano müsse noch vieles vorbereiten. Außerdem habe sich der Conde de Montesalvo noch bei ihm, dem Conde, über mich erkundigt. Ob ich denn wirklich so begabt in Sprachen sei, und ob mein Koptisch wirklich fortgeschritten sei. Der Conde hatte dies bestätigt und meinte nun, der Kontakt mit den Montesalvos würde für mich sicher sehr interessant werden. Und der Palazzo Montesalvo in Paulisto sei natürlich einen Besuch wert.

Ich war allmählich neugierig geworden, was denn nun der Conde de Montesalvo wirklich über Koptisch wusste, und was der Montesalvo Palazzo Besonders zu bieten hatte. Dass die Condes, de Guimarães und de Montesalvo, untereinander Mittelägyptisch gesprochen hatten, war an sich nichts Besonderes. Das ist das sprachliche Zuhause der Nobreza. Koptisch hingegen benutzen nur wenige Adelige. Bei gesteigertem kulturellen Interesse kann aber auch das vorkommen, wie es eben bei dem Conde de Montesalvo offensichtlich der Fall war. Irgendwie war das Interesse aus dieser Richtung aber doch auffällig. Ich war gespannt auf die weitere Entwicklung.

Die Nacht nach dem großen Fest war für mich etwas unruhig gewesen. Ich hatte zwar schon geschlafen. Irgendwie hatten sich aber Formen angedrängt, die dann die ganze Nacht lang doch keine klaren Bilder wurden. Kräfte hatten sich gemeldet, ohne Form anzunehmen. Es war unruhig gewesen. Am Morgen war ich nicht ausgeschlafen und voller Ungeklärtheiten. Das Einzige, was sich mir geklärt hatte, war, dass ich das Problem des Tanzens lösen musste. Das hieß genauer gesagt, das Problem der Tanzstunden. Durch das Eröffnungsfest des Adelsturnus war es für mich ganz offensichtlich und sehr anschaulich geworden, wie

sehr das Gesellschaftsleben auf der Grundkommunikationsfähigkeit in den formellen Tänzen beruht. Wer diese nicht mittanzt, ist einfach nicht dabei, auch wenn er fysisch anwesend ist.

Und außerdem stand natürlich die Frage nach Babálu im Raum. Ich konnte ja auf ihre Einladung, den Tanzkurs gemeinsam zu machen, nicht einfach nichts sagen. Ich fand sie auch sehr interessant. Wie schon gesagt, sie lag gut im Arm und bewegte sich umsichtig und feinfühlig. Und ihre Erscheinung war ja beeindruckend genug. Das hatte nicht zuletzt besonders Lucimár bemerkt. Das einzige, was mich störte, waren die Diamanten. Ein solches Geschäft brachte Interessen und Leute ins Spiel, die nicht gerade mein Horizont waren. Weder war ich besitzend, noch interessierte es mich, es zu sein. Ich wollte auch nicht konkurrieren müssen in einem solchen Ambiente. Wozu auch? Ich würde kein Minenbesitzer und kein Diamantenhändler werden. Was sollte ich da? Wer weiß, wie ihr Vater sein würde. Ein verschlagener Kaufmann, der mit einem Sack voller Edelsteine durch die Metropolen reist, auf der Suche nach Kunden? Irgendwie so würde er wohl sein. Nun ja. Es half aber nichts. Ich musste sie kontaktieren bezüglich der offenen Frage der Tanzstunden. Ich beschloss, das besser früher als später hinter mich zu bringen.

Ich ging auf mein Zimmer, nahm das Telefon und ließ mich mit dem Hotel Quinta da Praia verbinden. Sie hatte gesagt, dass sie mit ihrem Vater dort logierte. Als sich die Rezeption meldete, bat ich, mich mit dem Zimmer der Senhores Kazundé-Membúto zu verbinden. Dabei erfuhr ich, dass kein Zimmer unter diesem Namen belegt sei. Die Senhores Kazundé-Membúto hätten einen Stock gemietet, und man könne mich nur mit ihrem eignen Sicherheitspersonal verbinden.

Nach einigen Zwischengeräuschen hörte ich ein “Alô“ in der Leitung. Offenbar war das bereits einer der privaten Fýlakes. Ich stellte mich als Nilson Lapis vor und bat, mich mit Babálu zu

verbinden. Worum es denn ginge, wollte der Fýlax nun wissen. Ob ich Diamanten kaufen wolle, oder ob ich ein Despachante mit irgendeinem kleinen Auftrag sei. Ich sagte, ich sei eigentlich beides nicht. Dann wisse er nicht, was ich wolle. Ich hätte mich offensichtlich in der Nummer geirrt. Dann erklärte ich, dass ich von den Condes de Guimarães anriefe und letzte Nacht auf dem Adelsturnuseröffnungsfest Babálu kennengelernt hatte. Nun wurde die Leitung auf stumm geschaltet. Nach einer Weile Stille wurde die Leitung wieder lebendig, und ich hörte nochmals "Alô". Nun war es aber bereits Babálu. Hier ist Lapis –, sagte ich. Oi, tudo bem? –, rief sie. Wie geht es? Du hast es geschafft, durch die Kontrolle zu kommen. Dabei lachte sie. Ich sagte, ich wollte nochmals über das Tanzen sprechen, genauer über den Tanzkurs. Ob wir uns persönlich sehen könnten. Sie meinte, jetzt ginge es nicht, sie sei mit ihrem Vater beschäftigt. Aber am späteren Nachmittag, gegen sechs Uhr, wäre es schon möglich. Ich schlug vor, dass wir uns im Boquinha treffen würden, in dem Café im Zentrum. Sie kannte das Lokal schon. Ótimo –, sagte sie, – um sechs im Boquinha. Bis dann.

An jenem Tag schaffte ich es nicht in die Bibliothek, zum Archiv des frühen Minho und Douro. Die Nacht war zu anstrengend gewesen und der Schlaf danach zu unruhig. Ich ging hinunter an den Strand, kaufte mir einen Eis-Coco und sonnte mich. Im Halbschlaf zogen dann die Bilder des Festes an mir vorbei. Der große Deckenspiegel im Festsaal zeigte das wogende Mosaik der Tanzenden, das sich zwischendurch mit dem blonden Lockenmeer Leilas vermischte. Die Rede des Vizekönigs unter dem Gemälde der Schlacht von Guararápes. Die so besonderen, indischen Tanzbewegungen von Prinzessin Lakshmi Amanda beim Tanz mit Fürst Grigorij Sergejewitsch Mornov. Der weiße Bart des Conde de Montesalvo, aus dem immer wieder irgendwelche Anmerkungen zu Koptisch erklangen. Die schwarzen Knöchel und die blauen Fingernägel Babálus. Aus diesen Tagträumen holte mich das Schlagen der Rotorblätter eines

Helikopters heraus, der sich dem Morro da Boa Vista näherte. Es war bereits knapp vor fünf Uhr. Ich musste mich beeilen.

Den Morro mit der Gondel hinauf, duschen, anziehen. Ich hatte einigen Stress dabei. Wegen der Zeitknappheit musste ich um ein Flugtaxi bitten. Knapp vor sechs war ich aber doch im Boquinha. Ich suchte einen Tisch am Fenster aus, dort war man etwas ungestörter und konnte die Straße beobachten. Nach etwa fünf Minuten sah ich sie die Straße herunterkommen. Sie trug ein dunkelblaues Kleid, breite Schulterträger, Arme frei, mit einem weiten Rock bis eine Handbreit oberhalb des Knies, wobei dieser bei jedem Schritt deutlich ausschwang. Dazu Ledermappe und hohe Schuhe in ebendiesem Blau. Die Haare waren jetzt offen, nicht hochgesteckt wie letzten Abend. Als sie das Lokal betrat, sah ich, dass sie etwas nervös war. Ich stand auf, winkte und ging ihr entgegen. Als sie mich sah, lächelte sie. Es gab die beiden Küsse. Dann gingen wir zu dem Tisch am Fenster.

Ich fragte, was sie nehmen wolle. Eine Média. Ich bestellte zwei Café Média. Jetzt sah ich wieder ihre tiefblauen Fingernägel. Ich fragte, ob sie schon ausgeschlafen sei, nach der letzten Nacht. Sie sei mit ihrem Vater noch länger geblieben, sie hätten den Sonnenaufgang auf dem Quirichiquí genießen wollen. Und es sei tatsächlich großartig gewesen, wie die Sonne aus dem Meer aufgestiegen sei. Dann seien sie aber schnell nach Hause geflogen, in das Quinta da Praia Hotel eben. Nein, richtig ausgeschlafen sei sie nicht, das sei einfach unmöglich gewesen. Am Nachmittag hätte sie mit ihrem Vater Diamanten sortieren müssen. Er wolle immer, dass sie ihm dabei helfe, denn sie hätte einen guten Farbsinn. Er müsse immer wieder die Kollektionen für die Kunden zusammenstellen, und diese müssten farblich abgestimmt sein. Ich fragte dann, ob das ihrer Beschäftigung hier in Flúmina sei. Sie antwortete, dass es das nur zum Teil sei. Sie müsse ihren Vater auch zu den medizinischen Untersuchungen begleiten. Und außerdem wolle er, dass sie die französische Sprache erlerne. Sie zog zwei Bücher aus ihrer Tasche hervor, ein

Lehrbuch und eine Grammatik. Französisch sei immerhin einfacher als Griechisch. Der Vater habe auch ihren Französischlehrer aus Moçambique mitgenommen, er wohne bei ihnen im Quinta da Praia und gebe ihr täglich Unterricht. Trotzdem, es sei für sie anstrengend, diese Sprache zu lernen.

Ich sagte, es sei gar nicht so schwer Französisch zu lernen. Wenn man die Verwandtschaft über das Altportugiesische beachte. Ach so –, fragte Babálu –, was ist denn Altportugiesisch? Nun, ich erklärte, dass der Ursprung des Brasilianischen eben nicht einfach Portugiesisch sei, sondern dass es auch davon Vorstufen gebe, die eben besonders im Minho- und Dourogebiet entwickelt worden seien. Diese Gegend sei entscheidend gewesen für die Entwicklung von Altportugiesisch zu Portugiesisch. Dort, in Nordportugal, sei aber auch viel Französisches in die Sprache aufgenommen worden, denn die Beziehungen zum Reich der Franken waren intensiv gewesen. Heinrich, Sohn des Burgunderherzogs, war als Ritter aus dem fränkischen Dijon in das iberische Königreich León gekommen. Der König von León hatte nämlich für seine Kriegszüge gegen die Sarazenen im Süden Hilfe von nördlich der Pyrenäen angefordert. Der Burgunder Heinrich heiratete dann Teresa, die Tochter des Königs von León. Und der König belehnte Heinrich, seinen nunmehrigen Schwiegersohn, mit der Grafschaft Portucale, dem Ursprung des späteren Portugals eben. Der Sohn von Heinrich und Teresa, Dom Afonso Henriques, machte aus der Grafschaft Portucale ein Königreich und wurde so der erste König von Portugal. Vater Heinrich war aber nicht der einzige burgundische Ritter gewesen, der in das südwestliche Entwicklungsland gekommen war. Gemeinsam brachten diese burgundischen Ritter Sprache und Lebensstil des verfeinerten Burgund hier in die Gebiete der iberischen Expansion.

Du meinst also –, warf Babálu ein, – Du meinst tatsächlich, dass es leichter wäre, Französisch zu lernen, wenn man Altportugiesisch kann? Ich bejahte diese Frage. Schön –, meinte

sie –, aber dann muss man eben zuerst Altportugiesisch lernen und danach Französisch. Das ist dann schließlich noch komplizierter als wenn man einfach nur Französisch lernt. Habe ich Recht? Ich musste zugeben, diese Argumentation war von bestechender Logik. Aber es fehlte einfach ein gutes Stück Realität in ihr. Die ganze Sache liegt aber anders –, konterte ich. Du glaubst, dass Du kein Französisch in Dir hast und Du es irgendwo aus dem nichts heraus lernen sollst. Das stimmt so aber einfach nicht. Sowohl im Brasilianischen wie auch in Eurem Moçambicáno steckt viel Französisch. Und vor allem hast Du in Dir eine Schicht Altportugiesisch. Ob Du das weißt oder nicht. Ob Du das wissen willst oder nicht. Das ist ganz egal. Entscheiden kannst Du aber, ob Du diese Schichten aus dir herausholen möchtest oder eben nicht. Du kannst so tun, also ob es diese Schichten gar nicht gebe. Viele Menschen tun das ein Leben lang. Dann können sie auch mühelos behaupten, dass sie diesen alten Dingen gegenüber keinerlei Verpflichtung hätten. Denn sie fühlen ja überhaupt nichts davon. In Wirklichkeit aber haben sie sich nur, – ja man kann diesen Vergleich benutzen –, in Wirklichkeit haben sie sich nur Ohren und Augen herausgeschnitten, um nichts zu hören und nichts zu sehen. Und das haben sie nur getan, um so, artifiziell getrennt von Erinnerung und Verpflichtung, ihre dumme und gierige Willkür in platter Vordergründigkeit völlig ungehindert ausleben zu können.

Babálu hatte große Augen bekommen. Ich musste wohl etwas emotional geworden sein, denn irgendetwas in ihr leuchtete mich nun an. Das heißt, ich hätte etwas von Altportugiesisch schon in mir –, meinte sie nun etwas vorsichtiger. Ich bestätigte dies. Ja, das kann gar nicht anders ein, jeder der in einem Zweig der portugiesischen Sprache aufgewachsen ist, hat dieses Erbe in sich. Babálu sah nun beim Fenster hinaus. Nach einer Weile sagte sie, – Ich habe aber noch nichts davon bemerkt, dass ich Altportugiesisch und Französisch schon in mir habe. Wo soll das sein?

Ja, das ist das Problem, dachte ich. So viele Menschen können tatsächlich glauben, dass sie einfach nur im Jahr ihrer fysischen Zeugung entstanden sind. Alles davor ist und bleibt ihnen fremd. Wenn es ihnen überhaupt jemals bewusst wird, dann meinen sie, sie hätten es gelernt. Mühsam in der Schule gepaukt, oder in irgendwelchen Eliteeinrichtungen erstudiert, erworben oder vielleicht sogar eingekauft für das viele Geld, das sie besitzen und dafür ausgeben. Wie wenige schaffen es, die Fußböden unter ihren Füßen aufzugraben und die Kellergeschosse zu durchbrechen, die die Geschichte notwendigerweise unter ihnen aufgebaut hat. Wie allgemein ist diese Fehlüberzeugung, dass der individuelle Lebensraum abgegrenzt ist. Dass die Welt oder dass das Leben früher, vor dem Beginn des individuellen Lebens im Jahr so und so, "wesentlich anders" gewesen sei. Wer einmal entdeckt, dass der Boden auf dem er steht, dass das Jahr in dem er geboren ist, dass die Sprache die er seit der Wiege spricht, nur kurzfristige Verdichtungen eines nahezu endlosen Stromes sind, wird sich von der Überzeugung einer solchen Isolation endgültig befreien. Und er wird unendlich einfacher und rascher lernen. Das, was "die Anderen", "die Früheren", "die Fremden" immer schon gelebt hatten, das wird er als sein eigenes Leben entdecken. Irgendwo haben wir alles das andere auch in uns. Das heißt nicht, dass wir alle gleich sind. Und es heißt auch nicht, dass alle Dinge, die es gibt, per se gut sind. Es heißt aber doch ganz entschieden, dass es nichts im Kosmos und nichts in der Geschichte gibt, was zu uns ohne Relation wäre. Und diese Relationen sind nicht vage, sondern letztlich klar. Freilich erreichen wir diese Klarheit oft erst nach langen Zeiten des Arbeitens und des Kontemplierens an diesen ausgedehnten und komplexen Relationen.

Wie soll das gehen? Wo soll Altportugiesisch und Französisch in mir sein? –, fragte Babálu nochmals. Jetzt war ich es, der beim Fenster hinaussah. Es begann zu Dunkeln. Die Menschen verließen ihre Arbeitsstätten, eilten nach Hause. Andere kamen, um den Abend zu genießen, betraten das Café

oder standen auf der Straße, um die Schönheit oder das Chaos des Lebens zu beobachten. Und um sich mit irgendjemandem darüber auszutauschen.

Ja, wie geht das, dass die einen die große Heimat des Kosmos und der Geschichte haben, und die anderen die lebenslange Aussperrung ins eigene Ego. Wer von den Anwesenden, hier im Café und draußen auf der Straße, wer würde sich solche Gedanken überhaupt machen? Erscheint nicht so vielen so vieles davon einfach überflüssig? Wozu das alles? Das in sich selbst ausgesperrte Ego hat keinen Bedarf an echter Begegnung. Nur einen Bedarf an vielen Missbrauchsoptionen.

Ich hoffte nämlich nicht nur, dass Babálu das Richtige leben würde, sondern ich wollte, dass sie es auch bewusst kennen und wählen könnte. Ich sagte dann zu ihr, – Vielleicht könnten wir uns doch darüber verständigen. Altportugiesisch ist nicht schwer. Mir hat es mein Vater beigebracht. Ich habe es nicht wirklich gelernt. Er hat mir einfach vorgesungen. Am Abend, nach der Hitze des Tages, wenn die Tiere schon am Einschlafen waren und die Dunkelheit über die Landschaft des Sertão einzog. Wenn es dunkel wurde, so wie jetzt draußen auf der Straße. Da hat mein Vater es mich auffinden gemacht. Das Altportugiesische, in mir selbst.

Wir sahen uns jetzt an. Würden wir einander verstehen können? Die Antwort war offen. Ich sah auf die Uhr. Es war acht Uhr vorbei. Wir hatten mehr als zwei Stunden gesprochen. Jetzt fiel mir ein, dass wir eigentlich die Sache mit dem Tanzkurs klären sollten. Ich sagte daher, – Gestern haben wir schön tanzen können, auf dem Fest am Quirichiquí. Es hat mir gefallen. Sie nickte unmerklich. Es war fast nur ein Zittern der Haare. Ich fuhr fort, – Wenn Du noch immer möchtest, dass wir gemeinsam den Tanzkurs machen, würde mir das gut gefallen. Ich denke, wir könnten für diesen Sommer eine gute Zeit gemeinsam haben. Sie blickte nochmals hinaus in die Dämmerung. Dann sagte sie, – Ja.

Ja, vielleicht können wir gemeinsam tanzen. Dann werden wir schon sehen, ob wir einander auch verstehen können.

Wir verblieben, dass wir uns für den Kurs bei Leila anmelden würden. Dann zahlte ich, und wir nahmen ein Bodentaxi zum Hotel Quinta da Praia. Inzwischen war es finster geworden. Die Straßen waren voll mit Autos und mit Fußgängern. Die Beleuchtungen waren überall an, und die dichten Bewegungen von Menschen und Technik gaben irgendwie den Eindruck einer riesigen, tanzenden Menschenmenge. Jeder hatte sein eigenes Ziel. Der besondere Anlass der gesamten Veranstaltung blieb unbekannt. Es war jedenfalls das Fest des Lebens, durch das auch wir nun fuhren, in Vorbereitung auf unser Tanzen. Als wir an die Avenida Praia Mar gelangten und das Quinta da Praia in Sicht kam, zeigte Babálu hinauf und sagte: Siehst du den neunten Stock? Es ist alles beleuchtet. Da wohnen wir. Du musst einmal kommen und meinen Vater kennenlernen. Ich werde das arrangieren. Man sah wirklich alles in dieser Etage beleuchtet. Nach vorne gab es einen langen Balkon mit Aussicht auf Strand und Meer. Es musste ein Vermögen kosten, sich hier derart einzumieten. Beim Aussteigen verabschiedete sie mich mit den beiden Küssen und sagte, – Melde dich, wenn du weißt, wie es weitergeht. Ich bestätigte, dies tun zu wollen. Dann fuhr ich zum Morro da Boa Vista.

An diesem Abend rief ich noch Leila Albuquerque an. Sie fragte, – Nun Lapis, wie hast Du Dich entschieden? Ich informierte sie, dass der Festabend mit Babálu gut verlaufen war, dass sie schon gut tanzen konnte, und dass wir beschlossen hatten, uns gemeinsam für den Tanzkurs anzumelden. Sie rief, – Bravo! Da kannst Du aber zufrieden sein –, ergänzte sie. Babálu ist wirklich ein besonderes Mädchen. Nochmal Bravo! Also, der Kurs startet übermorgen. Ihr seid in der Gruppe eingeteilt, die bei uns auf dem Morro da Bela Aurora lernt. Beginn ist um sechs Uhr Abend, dreimal jede Woche, und es dauert immer zwei Stunden. Du kommst mit Anzug und Halstuch. Die weißen

Zwirnhandschuhe musst Du Dir noch besorgen; die sind Standard bei uns. Bitte informiere Babálu über diese Details.

Ich war erschöpft für diesen Tag und fiel ins Bett. Beim Morgencafé berichtete ich, dass Babálu und ich gestern im Boquinha beschlossen hatten, den Tanzkurs gemeinsam zu machen. Und dass Leila uns bereits auf die Liste genommen hatte. Morgen würde es losgehen. Die Condessa meinte, – Na, das ist aber jetzt schnell gegangen. Du lernst offensichtlich wirklich rasch, Lapis. Schade, dass ich Deine Babálu auf dem Fest gar nicht gesehen habe. Du musst sie uns einmal vorstellen. Hier fiel Minki ein, und rief, – Sie ist ganz schwarz und hat ein tolles Kleid getragen. Ich möchte so etwas auch haben, nächstes Jahr. Das ganze Kleid war aus cremefarbenen, gestickten Rosetten und darunter war ein zweites Kleid aus weißer Seide. Der Conde antwortete, dass sie nächstes Jahr noch gar nicht in das Adelsbiénnium eintreten würde, und vorher bräuchte sie ein solches Kleid überhaupt nicht. Es war aber doch so schön, meinte sie. Eben –, gab der Conde zurück, – eben deswegen ist es noch zu früh für Dich. Minki nahm sich etwas zurück, musste aber noch feststellen, dass sie die Tatsache des neuen Paares, Lapis und Babálu, sofort an Lucimár berichten werde. Lucimár werde das sicher interessieren. Meinte sie. Die Condessa blickte schräg zu mir herüber und lächelte.

Ich musste mir also die Zwirnhandschuhe besorgen. Miguel hatte dasselbe Problem. Er war auch auf der Liste für den Tanzkurs bei den Albuquerques und würde mit Isabelita teilnehmen. Wir beschlossen, gemeinsam ins Zentrum zu gehen, um dort die Handschuhe zu suchen. Die musste es dort irgendwo ja geben. Miguel würde danach wieder seine Flugstunden nehmen. Ich hielt mich mit meinen Plänen bedeckt, hatte aber bereits beschlossen, heute endlich wieder in das Archiv zu gehen. Bevor wir aufbrachen, rief ich noch Babálu an und informierte sie, dass wir auf der Liste bei den Albuquerques standen und dass es nächsten Tag um sechs Uhr Abend losgehen würde. Sie sagte, –

Wunderbar. Kannst du mich heute Abend nochmals anrufen? Ich muss hier noch einiges klären.

Miguel und ich brachen also in das Zentrum auf. Wir gingen durch die Straßen, wo die diversen Geschäfte gerade öffneten. Ich zeigte ihm das Boquinha, wo Babálu und ich tags zuvor beschlossen hatten, dass wir uns gemeinsam anmelden würden. Miguel meinte, – Weißt Du, Lapis, Babálu ist wirklich außerordentlich hübsch. Ich denke, sie könnte sich mit jedem der Gäste, die auf dem Fest waren, für den Kurs anmelden. Ganz abgesehen einmal von den Diamanten, die das Interesse natürlich noch mehr steigern. Weißt Du, wie man sie allgemein nennt? Die fliegenden Fische haben mir das gesagt: Diamantina.

Ich war nicht gerade begeistert von diesen Informationen. Es war einerseits klar, dass sie auffiel. Aber wie gesagt, es interessierte mich gar nicht, in solche Konkurrenzen zu treten. Wir gingen dann weiter durch die Straßen auf der Suche nach einem Herrenbekleidungsgeschäft. Schon gar nicht mehr weit von der Bibliothek entfernt fanden wir etwas. Die Auslagen zeigten alle möglichen Anzüge, auch die Ausstattungen für die Feste, vom Smoking aufwärts. Wir gingen hinein und blickten etwas herum. Kaum hatten wir das Geschäft betreten, hatte uns eine ältere Dame bereits entdeckt und offensichtlich auch durchschaut. Sie griff unter den Ladentisch und zog einen großen Pappkarton hervor. Bevor sie den Deckel hob sagte sie, – Die jungen Herren suchen sicher Handschuhe. Für den Tanzkurs? Wir mussten lachen. Das sah man uns also sofort an. Ja, – bestätigten wir. Die weißen Zwirnhandschuhe lagen wirklich in allen Größen in diesem Karton. Wir probierten und kauften dann jeder zwei Paar Handschuhe. Die Verkäuferin erkundigte sich, ob wir schon unsere Tanzpartnerinnen hätten und ob wir beim Adelspraktikum dabei wären. Das erstere konnten wir bestätigen, letzteres hingegen nicht, da wir ja nur für zwei Monate in Flúmina sein würden. Wir ließen das offen, bedankten uns aber für die gute und rasche Bedienung. Als wir wieder auf der Straße waren, meinte

Miguel, er müsse sich nun beeilen, um in die Flugschule zu kommen. Leider könne er nicht mit mir auf eine Média ins Boquinha gehen, und er hoffe, es würde mir nicht langweilig werden. Ich beruhigte ihn, dass mir schon etwas einfallen würde, was ich machen könnte. Dann verabschiedeten wir uns.

Ich war froh, dass ich hinüber in die Bibliothek eilen konnte. Dort gab ich meine Dinge ins Safe und stieg in die Tiefe zum Archiv. Dabei zog ich mein anderes Paar an weißen Handschuhen an. Es machte schon einen seltsamen Eindruck auf mich, dass ich nun diesen beiden doch sehr verschiedenen Tätigkeiten, Tanzkurs und Archivforschung, nachgehen würde, beide jedoch dasselbe Handwerkszeug erforderten. Vielleicht war das ein Hinweis darauf, dass diese beiden Beschäftigungen eben doch in einer tieferen Verwandtschaft standen. In beiden war mit großer Vorsicht vorzugehen, mit Fingerspitzengefühl. Und vielleicht war es eben der Minnedienst, der in Wirklichkeit die gemeinsame Grundlage für diese beiden Betätigungen darstellte.

Ich holte wieder jene Kassette Littera Fi hervor, in der ich schon Briefe von Mumadona und Hermenegildo gefunden hatte. Ich las nun in weiteren Briefen, welche immer wieder auf irgendwelche Ereignisse Bezug nahmen und Namen und Orte erwähnten, die ich nicht kannte. Auch in den Lexika und den alten Karten konnte ich kaum etwas dazu finden. Irgendwie kam immer wieder ein Brunnen vor. Dieser musste eine besondere Bedeutung für die beiden haben. Die Briefe waren nur zum Teil mit Datumsangaben versehen. Viele waren ohne solche, und es war unklar, welche die genaue Reihenfolge der Briefe war. Auch ein Ort namens São Mamede kam immer wieder vor. Dies erklärte ich mir mit dem bekannten, gleichnamigen Kloster, das Mumadona in der Nähe ihrer Burg in Guimarães gegründet hatte. Allerdings muss das deutlich später gewesen sein. In der Zeit, als die beiden als Jungverliebte Liebesbriefe austauschten, gab es dieses Kloster noch lange nicht. Es blieb mir also unklar, weshalb dieser Ort immer wieder Erwähnung fand in den Briefen. Es

schien, dass jener Brunnen in oder bei irgendeinem Ort São Mamede lag und dass dort irgendetwas Bedeutsames stattgefunden hatte. Was es mit diesem Ort auf sich hatte, und was die eigentlichen Ereignisse dort gewesen waren, das war aus den Erwähnungen in den Briefen nicht recht zu verstehen.

Ich lernte weiter die Briefe auswendig, was angesichts der Direktheit der Sprache und der Notwendigkeit der beiden, sich die für sie offensichtlich wichtigsten Dinge ihres Lebens mitzuteilen, relativ einfach war. Alle Worte hier hatten ihre innere, existentielle Notwendigkeit und waren daher gut einprägsam. Parallel dazu machte ich mir einige Notizen über die Namen, Orte, Wege und Zeitangaben, um, wenn möglich, eine Chronologie entwickeln zu können. Eine solche Chronologie war den Briefeschreibenden jedoch ganz offensichtlich kein Anliegen. Nicht nur, dass die Datierungen auf den Pergamenten oft fehlten, sondern es gab überhaupt keine Erzählabfolge. Das wäre bei Liebesbriefen ja auch eher verwunderlich. Vielmehr sprangen die beiden von einem Ereignis zum nächsten. Und oft waren es gar keine äußeren Ereignisse, sondern eben ihre inneren Zustände, Beobachtungen, Befürchtungen und Hoffnungen, welche sie einander austauschten. Das Condado Portucalense kam immer wieder vor, auch die Presúrias, die mehr oder weniger erfolgreichen Kriegszüge nach Süden. Aber es war schwierig, diese Angaben mit den bekannten Geschichtsdaten zu korrelieren, oder zumindest innere Zusammenhänge der Informationen aus den Briefen heraus herzustellen.

Am Abend traf ich Isabelita und Miguel in der Sala der Guimarães an, als er ihr gerade seine weißen Handschuhe präsentierte. Sie war begeistert, dass sie sich ab nächsten Abend in solche weißen Hände begeben würde können. Als die Condessa unser beider Hände in zarter weißer Bedeckung sah, nickte sie anerkennend und beruhigt. Offensichtlich hatten wir den richtigen Weg eingeschlagen.

Ich ging dann hinauf auf mein Zimmer und rief Babálu an, wie sie es mir am Morgen aufgetragen hatte. Diesmal ging es schneller durch die Sicherheitskontrolle. Mein Name war in die Überprüfungslisten offenbar eingetragen worden. Alô –, sagte sie wieder, – gut, dass du anrufst. Ich habe mit meinem Vater gesprochen. Grundsätzlich hat er nichts dagegen, dass wir den Tanzkurs besuchen. Er möchte dich aber vorher kennenlernen. Das heißt, du musst morgen um vier Uhr hierherkommen, in das Quinta da Praia, damit wir dann rechtzeitig um sechs Uhr auf Bela Aurora sein können. Wirst Du das machen? Ich sagte, – Gut, wenn das notwendig ist, komme ich. Was muss ich tun? Nichts musst du tun –, sagte sie, – nur da sein. Zieh dir an, was du für den Tanzkurs brauchst, das passt dann schon.

In der Nacht war ich dann doch etwas aufgeregt, was der nächste Tag bringen würde. Also, ich musste mich in der neunten Etage des Luxushotels Quinta da Praia vorstellen, bei Senhor Kazundé-Membúto, Diamantminenbesitzer aus Südmoçambique. Sicherheitsüberprüfung und Testung des sozialen Status waren zu erwarten. Ich war ja wahrscheinlich eher nicht der Umgang, den er sonst hatte und den er auch hier in Flúmina pflegte. Was würde er von mir wissen wollen? Derartige Gedanken zogen sich durch meinen Schlaf. Oder war es doch eher Wachheit? Ich war in jenem Reich, wo man nicht weiß, ob man die ganze Nacht geträumt hat oder ob man die ganze Zeit wach gewesen war. Wiederholt war ich durch Vorgänge des Aufwachens gegangen, um dann zu bemerken, dass ich offensichtlich doch noch immer träumte. Endlich wachte ich in den Tag hinein auf und sah das Zimmer von der Morgensonne bereits hell erleuchtet. Dieses Mal war die erlebte Wachheit diejenige der Tagesrealität geworden.

Beim Morgencafé waren Isabelita und Minki schon sehr aufgeregt. Heute also sollte der Tanzkurs beginnen. Minki berichtete, dass sie mit Lucimár telefoniert hatte. Diesmal hatte sie von Minki wissen wollen, warum Babálu von allen Diamantina genannt wurde. Die Antwort Minkis, dass sie eben die Tochter

eines sagenhaft reichen Diamantenminenbesitzes sei, hatte Lucimár nur noch neugieriger gemacht. Jetzt wollte Minki wissen, ob ich Babálus Vater schon kennen würde. Es blieb mir nichts anderes übrig, als zu erzählen, dass es heute um vier Uhr Nachmittag soweit sein würde und ich mich im Hotel Quinta da Praia vorstellen sollte. Was? Im Quinta da Praia? –, platzte Minki heraus. Ja –, sagte ich. Jetzt fand ich, dass es genug war, und gab noch darauf, – Senhor Kazundé-Membúto hat im Quinta da Praia den gesamten neunten Stock gemietet. Daraufhin blieb es still bei Minki. Kein weiterer Kommentar mehr.

Das ist interessant. Einen Palazzo auf dem Morro da Boa Vista zu haben und mit dem Namen Guimarães aufgewachsen sein, das sind ja auch keine Kleinigkeiten. Aber die Liquidität eines Diamantenproduzenten kann eben doch einen gewaltigen Eindruck hinterlassen. Die Pause wurde etwas drückend. Nach einer Weile füllte die Condessa das Vakuum mit, – Dann musst Du Dich heute eben anstrengen, Lapis. Und übrigens, Du wirst uns ja dann Babálu auch einmal vorstellen –, ergänzte sie abschließend noch.

Ich machte einen schnellen Besuch in der Bibliothek. An diesem Tag kam ich aber schlecht vorwärts. Die Ablenkung war zu groß. Bald nach Mittag verließ ich das Archiv wieder und fuhr auf den Morro da Boa Vista zurück. Ich zog mir, wie vorgeschrieben, einen Anzug mit Halstuch an. Dann nahm ich ein Taxi Richtung Avenida Praia Mar. Fünf Minuten vor vier kam ich dort an. Ich setze mich zuerst einmal in die Lobby, um das Ambiente etwas vorzufühlen.

Hier kam nur das Schönste und Reichste vorbei. Die Leute gingen zum Strand oder kamen von ihm. Es war gerade Zeit für den Nachmittagscafé, den man die Kellner servieren sah. Etwas nach vier Uhr meldete ich mich an der Rezeption und bat, man möge mich bei Senhor Kazundé-Membúto anmelden. Was ich beabsichtigte, war die Rückfrage der Rezeptionistin. Ich sei eingeladen, war meine Antwort. Da wurde ich höflich

aufgefordert, einen Ausweis meiner Identität vorzulegen. Glücklicherweise hatte ich auch daran gedacht. Die Rezeptionistin ging damit in ein hinteres Büro. Nach einigen Minuten kam sie zurück, gab mir den Ausweis wieder und forderte mich auf, in der Lobby Platz zu nehmen. Man würde mich abholen. Ich nahm Platz.

Nach ein paar Minuten sah ich aus dem Lift zwei sehr athletische Männer in Anzügen aussteigen, beide mit tiefschwarzem Teint. Der eine blieb beim Aufzug stehen. Der andere kam direkt auf mich zu. Er fragte, – Senhor Lapis? Ich bejahte. Kommen Sie bitte mit uns mit. Ich folgte ihm zum Aufzug, und beide stiegen mit mir ein. Im neunten Stock hielt der Lift, wir stiegen aus und standen vor einer Personenschleuse. Nach Eingabe von Codes öffnete sich die Türe, wir traten ein, und die schwere Stahltüre schloss sich hinter mir. Jetzt kam die Körperkontrolle. Ich musste die Jacke ausziehen. Ich wurde gescannt und rundherum auch händisch abgeklopft. Nachdem ich offensichtlich keine Waffen an mir trug, entspannten sich die beiden. In eine Sprechanlage meldeten sie nun, – Senhor Lapis ist angekommen. Die hintere Türe öffnete sich, und ich durfte in ein Wartezimmer eintreten, wo es wieder Tageslicht gab und einen Tisch mit Sitzgarnitur. Kurz darauf kam Babálu herein. Du hast es geschafft –, meinte sie lächelnd. Die Kontrollen lassen sich leider nicht vermeiden, wir haben diese Standards, da kommt niemand ohne Überprüfung durch. Jedenfalls nicht beim ersten Besuch. Schön, dass du da bist, ich werde dich meinem Vater vorstellen. Nachdem auch ich mich ein wenig entspannt hatte, sah ich nun, dass sie heute ein Kleid ganz in Schwarz trug, um nur weniges schwärzer als ihr tiefdunkelleuchtendes Gesicht, das mich schon bei der ersten Begegnung so absorbiert hatte. Dazu, in subtil kontrastvoller Harmonie, Mitternachtsblau an den Fingernägeln. Du siehst schön aus, sagte ich. Danke, danke –, meinte sie, – aber jetzt müssen wir die Vorstellung machen, sonst wird es zu spät.

Wir gingen durch einige Empfangsräume mit dunkelgrün bezogenen Tischen und starken Lampen daneben, wo offensichtlich Kunden und Händler empfangen und bedient werden konnten. Es gab auch Mikroskope da. Überall stand Personal in verschiedenen Uniformen, alle waren von einer ähnlich dunklen Farbe wie Babálu. Dann wurde eine Doppelschiebetüre geöffnet und der Blick wurde frei auf einen eleganten Salon mit Kristalllüstern, mit schweren Teppichen und Vorhängen sowie einer großen Sitzgarnitur vor dem Fenster. Von dort gab es eine großartige Aussicht in blendendes Licht, das von Meer und Himmel hereinstrahlte.

Jetzt kam der Vater herein. Senhor Kazundé-Membúto war nicht sehr groß und ziemlich übergewichtig, sein Alter war damals sechzig vorbei. Er trug ein Baumwollhemd und kurze Hosen. Er kam direkt auf mich zu und sagte, – Du bist also Lapis. Babálu hat mir schon erzählt, dass ihr gemeinsam den Tanzkurs machen wollt. Ich wollte eben sehen, wen sie dazu eingeladen hat. Dabei lächelte er mich offen an. Nimm Platz, wir werden etwas trinken. Es wurden Fruchtsäfte serviert, Abacaxí und anderes. Also, Du lebst in Paulisto? Gehst dort in die Schule? Ich bestätigte das und erzählte nun einiges von der Schule der Väter vom Berge. Auch dass ich von den Condes de Guimarães eingeladen worden war, gemeinsam mit Miguel de Xique-Xique den Sommer hier in Flúmina zu verbringen. Und dass ich eben inzwischen bemerkt hätte, dass ohne Tanzen kein Stand in der Gesellschaft zu erreichen sei. Deshalb sei ich froh, dass Babálu sich bereiterklärt hatte, mit mir den Tanzkurs zu machen.

Mmh, mmh, die Condes de Guimarães und der junge Miguel de Xique-Xique sind also deine Freunde. Schön, schön –, meinte der Vater. Und was sind Deine Pläne für die nächste Zeit? Ich meine, in zwei Jahren bist Du mit der Schule fertig, und dann? Darauf antwortete ich wie immer meine Standardantwort, dass ich eben ganz gut in Sprachen sei und daher dächte, ich würde vielleicht irgendwo im Staatsdienst genug verdienen können, um

mir ein Studium zu finanzieren. Aber das sei alles noch nicht so sicher im Moment. Dann fragte er, – Babálu hat mir gesagt, Du könntest auch Griechisch? Stimmt das? Ich nickte. Jetzt kam ein gewisses Leuchten in seine Augen. Und Französisch kannst Du auch? Ich nickte nochmals. Das ist ja sehr schön –, meinte er und blickte nun zu Babálu, die bisher schweigend zugehört hatte. Babálu hat ja verschiedene Hauslehrer, wir nehmen sie auf unsere Reisen mit. Drei sind jetzt auch mit uns hier in Flúmina. Im Moment macht sie gerade einen Intensivkurs in Französisch. Nachdem sie viel mit mir reist, müssen wir schauen, dass der Unterricht nicht zu kurz kommt. Wie machst denn Du das, dass Du alle diese Sprachen kannst? Ich sagte, das fiele mir nicht so schwer. Ich hätte eben eine Begabung dafür. Irgendwie aber seien die Sprachen ja alle miteinander verwandt, und da sei es dann, wenn man die ersten schon gelernt hat, leichter, noch weitere zu lernen. Da meinte er, – Naja, dann sehen wir einmal, und fing in etwas zu sprechen an, was offensichtlich seine Muttersprache war. Ich verstand kein Wort. Nach einigen Sätzen, die dem Tonfall nach zu schließen vermutlich auch Fragen beinhaltet hatten, begann er laut zu lachen. Siehst Du, diese Sprache kannst Du noch nicht. Das ist unser Tsonga. Babálu warf jetzt irgendetwas ein, was ich natürlich auch nicht verstehen konnte. Das ist eben Tsonga –, betonte er. Das muss man auch können. Auf jeden Fall in Moçambique. In den Minen kommst Du nur damit weiter –, präzisierte er.

Weißt Du, Lapis, ich brauche ja auch die Sprachen, denn im Geschäft ist es sehr wichtig, dass Du die Geschäftspartner und die Kunden wenigstens korrekt in ihrer Sprache begrüßen kannst. Besser ist es natürlich, wenn Du auch noch etwas richtige Konversation machen kannst. Das bringt die Beziehung mit den Kunden gleich auf eine andere Ebene. Damit versteht man auch besser, wo die Leute selbst stehen, was ihnen wichtig ist, und was sie wirklich sehen und dann vielleicht kaufen wollen. Also Sprachen sind da sehr nützlich. Deswegen kann ich verstehen,

dass Dich die Sprachen faszinieren. Obwohl das bei Dir ja scheinbar noch weiter geht, weil Du ja auch Sprachen lernst, die man nicht alle Tage auf der Straße spricht. Schön, schön. Also wenn ihr beim Tanzen zwischendurch auch ein wenig Französisch sprecht, hat sich der Tanzkurs schon ausgezahlt. Ich habe nichts gegen das Tanzen, aber das werdet ihr schon lernen. Die Sprachen sind halt komplizierter.

Aber jetzt sieh einmal her, Lapis. Dabei griff er unter einen der Nebentische und zog einen Beutel hervor. Er machte ihn auf und lehrte den Inhalt auf den Tisch. Es waren hunderte Diamanten, verschiedenster Größen. Das ist es, was wir im Moçambique aus der Erde holen. Das sind aber nur die kleinen Steine. Ich habe noch größere, wertvollere, im Safe. Wir sind hierhergekommen, weil der Vizekönig, Du hast ihn ja schon auf dem Fest bei den Duques de Monçalves kennengelernt, will, dass ich ihm eine Kollektion von Diamanten zusammenstelle. Es möchte sie dann verarbeiten lassen. Wir machen natürlich auch noch andere Geschäfte, hier in dieser schönen Stadt, wo die Menschen einen Sinn für Edelsteine haben. Aber der wichtigste Auftrag ist eben der des Vizekönigs. Wir haben demnächst eine Audienz. Babálu wird mitgehen. Dann werden wir sehen, ob wir etwas haben, das Dom Pedro gefällt.

Babálu warf nun ein, dass es schon spät würde und wir bald aufbrechen müssten, wenn wir nicht zu spät auf dem Morro da Bela Aurora ankommen wollten. Ja, ja –, sagte der Vater, Ihr müsst bald aufbrechen. Ich lasse Euch mit meinem Helikopter hinüberbringen, oben auf dem Hotel steht er. Das klappt schon noch. Und dann geht doch einmal gemeinsam in die Confeitaria Colombina. Kennst Du die schon, Lapis? Ich kannte sie nicht. Oh, die Confeitaria Colombina ist etwas ganz Besonderes. Die musst Du kennenlernen. Sie liegt im Zentrum, in der Nähe des Torre de Belém. Babálu warf ein, sie wisse schon, wo das liege, und sie könne es mir sicher zeigen, aber jetzt müssten wir gehen, es sei schon spät. Ja, ja –, meinte er, es sei nämlich so, dass er

dorthin, in die Confeitaria, leider nicht mehr gehen könne. Trotz des unglaublich guten Essens. Denn er hätte ein Problem mit der Galle, und sobald er nur irgendetwas esse, was ein wenig Fett enthalte, bekäme er gleich Koliken. Er machte ein entsprechendes Gesicht dazu. Offensichtlich war das ziemlich schmerzhaft, und er wollte das nicht nochmals erleben. Schade um die guten Sachen in der Colombina. Früher waren wir immer dort, stimmt das, Babálu? Es war doch schön, oder? Sie nickte und schaute auf die Uhr. Da müsst Ihr hingehen –, betonte er nochmals. Das ist ja der andere Grund, weshalb wir hier in Flúmina sind. Ich bin bei den Ärzten hier in Behandlung. Wahrscheinlich muss ich mich operieren lassen, die Gallensteine müssen irgendwann heraus. Aber ich mag nicht. Und außerdem müssen die Geschäfte vorher getätigt sein. Sonst kann ich mich nicht ins Spital legen. Also geht einmal in die Colombina; ich bin dabei. Jetzt stand er auf und brachte uns zur Türe. Pass gut auf Babálu auf, ihr darf nichts passieren. Und habt eine gute Zeit mit dem Tanzen. An der Türe gab er mir die Hand und sagte, – Ich heiße Zolile. Du kannst wieder einmal bei uns vorbeischauen. Dann umarmte er Babálu, die mich ihrerseits durch die Türe schob. Es war wirklich schon knapp.

Wir nahmen den Lift hinauf auf das Dach des Hotels. Als wir oben ins Freie traten, sahen wir den Rotor des Hubschraubers schon laufen und stiegen rasch ein. In ein paar Minuten waren wir auf dem Morro da Bela Aurora. Es war zehn vor sechs. Am Landeplatz wurden wir empfangen und in den Palazzo geführt. Wir betraten einen Saal mit schönem Parkettfußboden. Einige Personen waren schon anwesend. Leila sah uns eintreten und kam zu uns. Schön dass Ihr da seid –, begrüßte sie uns, – und Gratulation zur Entscheidung, tanzen zu lernen. Hast Du die weißen Handschuhe mitgebracht? –, fragte sie mich. Ich zog sie hervor. Miguel und Isabelita waren auch schon da. Wir winkten zu ihnen hinüber. Leila stellte uns den anderen Anwesenden vor. Unter anderem war Prinz Jaime hier. Auch Jan Ostrowski, der

polnische Kadett, war da. Und Fürst Grigorij Sergejewitsch Mornov, der offensichtlich Prinzessin Lakshmi Amanda als Tanzpartnerin gewinnen hatte können. Inzwischen waren noch weitere Tanzbegeisterte angekommen, sodass wir mehr als zwanzig Paare waren. Leila betätigte nun eine Handklingel, und die lauten Unterhaltungen verstummten. Sie begrüßte nochmals alle gemeinsam und sagte, sie freue sich sehr, dass so viele gekommen seien, um die so schönen Tänze mit allen notwendigen Details auch richtig zu lernen. Wir alle würden das hier Gelernte sicherlich ein Leben lang bestens verwenden können. Hier auf Bela Aurora würden wir uns dienstags, donnerstags und samstags treffen. Die jeweilige Doppelstunde werde folgendermaßen absolviert: In der ersten Stunde würden wir mit dem offiziellen Partner tanzen, danach gebe es eine Pause mit Getränken und Erfrischungen. Die zweite Stunde begänne mit einer kurzen Etiketteinstruktion und werde dann gefolgt von einer jeweiligen Damen- oder Herrenwahl eines wechselnden Partners. So würden wir besser lernen, alle unsere Tanzkünste auch konkret anzuwenden.

Die Paare stellten sich nun in zwei Reihen auf, einander zugewandt, rechts die Damen, links die Herren. Dazwischen gab es den Freiraum für die Demonstrationen, die Leila leiten würde. Wie sich jetzt herausstellte, war es nicht, wie ich zunächst gedacht hatte, Jan Ostrowski, der ihr Partner sein sollte, sondern es war ihr offensichtlich gelungen, Prinz Jaime dafür in Dienst zu nehmen. Es schien, dass ihr das gar nicht unangenehm war. Sie forderte ihn nun auf, mit ihr die ersten Grundschritte für den Rubamba vorzuzeigen. Er trat vor, mit weißen Handschuhen und purpurnem Halstuch, verneigte sich vor ihr, gab ihr den Handkuss, und dann bezogen sie die Tanzposition. Aus dieser heraus gab Leila ihre Erklärungen und Anweisungen, was die beiden gerade taten und was die anderen dann kopieren sollten. Wir, Babálu und ich, machten also alle Schritte und sonstigen Bewegungen der Grundlagen des Rubamba schön nach, so gut

wir das konnten. Babálu war aber in diesen Anfängerschritten schon durchaus erfahren, sodass ich die Bewegungen nicht nur von Leila, sondern eben auch direkt von Babálu übernehmen konnte. So verging die erste Stunde. In der Pause gab es wieder Abacaxí, Guaraná und die anderen Getränke.

Danach begann die Etikette. Leila und Jaime erklärten nun, wie der Handkuss korrekt und hoffähig zu geben ist. Zum einen betonte Jaime, dass sich der Herr korrekt zu verneigen habe, nicht zu wenig und nicht zu viel. Absolut nicht passend wäre ein Hochheben des Armes der Dame bis in Gesichtshöhe, um dann über den Handrücken hinweg der Damen tief in die Augen zu blicken. Das mag für manchen Geschmack eine geeignete Form eines Heiratsantrages sein, sicherlich ist es aber keine adäquate Form des Grußes bei Hof. Zu tief dürfe die Verbeugung auch nicht sein, denn dann bekäme der Handkuss eine lächerliche Note. Wahre Reverenz bestehe eben genau darin, dass sie gleichermaßen eindeutig sei, wie ebenso nur angedeutet. Stets vollkommen eindeutig müsse eine Ehrerbietung sein, damit nicht der kleinste Raum eines möglichen Zweifels über die Aufrichtigkeit der Absicht entstehen könne. Was beim Geben des Handkusses eben eine klare Verbeugung erfordere. Nur angedeutet müsse eine Reverenz sein, damit kein Iota mehr als lediglich der Gruß übermittelt werde. Dies, damit die gegrüßte Dame in keinerlei Verpflichtung gedrängt würde, zum Beispiel in eine Beantwortungsnotwendigkeit der eben nur angedeuteten Verehrung. Der Gruß müsse so gestaltet sein, dass die Dame ihn einfach nur geschehen lassen kann, ohne weiter an irgendetwas gebunden zu sein.

Hier übernahm Leila und erklärte, dass es an der Dame sei, den Handkuss weder einzufordern noch zu behindern. Ihr rechter Arm müsse jederzeit bereit sein zu dem, was der Kavalier ihr erweisen möchte, dürfe aber auch keinerlei Erwartung auf irgendwelche zu leistenden Dienste ausstrahlen. Die Dame muss es geschehen lassen, das Ereignis. Oder auch das Nicht-Ereignis,

wenn der Kavalier keinen Handkuss zu geben gedenke. Hier das Steuer in die eine oder die andere Richtung zu übernehmen, gelte als gar nicht elegant. Genauso müsse die Dame, während ihre Hand angehoben werde, ihr Anheben des Armes ohne eigene Ziele mitvollziehen, genau mit derselben Bewegung und Rhythmik, wie sie der Kavalier vorgibt. Hier dürfe sie weder in Widerstand noch in Beschleunigung verfallen. Sie müsse im Stande sein, den Impuls des Kavaliers korrekt zu übernehmen. Sie dürfe ihn und sich selbst zu nichts drängen als eben lediglich den ehrenvollen Gruß. Deshalb gehöre diese Etiketteinstruktion auch unbedingt in die erste Tanzstunde. Denn es sei diese höhere, wechselseitige Rhythmik, die es hier zu lernen gelte, um dieselbe dann im Leben korrekt und gelungen umzusetzen. Sie wünsche den Herren, wie ebenso auch gerade den Damen, das ausgewogenste Maß hierin.

Dann gab es Damenwahl. Die Herren mussten sich gedulden, bis eine Dame sie als ihren Partner aufforderte. Mich forderte nun Prinzessin Lakshmi auf, den Rest der zweiten Stunde mit ihr zu tanzen. Sie trug ein oranges, knöchellanges Kleid. Als wir so nebeneinanderstanden, bemerkte ich, dass sie einen ganz besonderen Parfumduft aus ihrer Heimat mitgebracht hatte. Gemeinsam mit den ihr so eigenen, weichen Bewegungen erreichte sie es wirklich, ein Gesamtkunstwerk zu sein. Wir waren jetzt bei Theorie und Praxis der ersten Drehungen des Rubamba angelangt. Ihre Arme bewegten sich dabei wie eine Kombination aus Palmen, Lianen und Schlangen. Sie versetzte einen augenblicklich in den Fernen Osten. Mit ihr zu tanzen hatte etwas Hypnotisierendes. Zum Abschluss war vor den beiden Wangenküssen noch der korrekte Handkuss vorgesehen, den ich Prinzessin Lakshmi nun nach weit profunderen Kriterien gab, als irgendeiner Dame jemals zuvor.

Beim Hinausgehen neigte sich Babálu zu mir und fragte leise, – Nun, wie war es mit Lakshmi? Ich gab zurück, das würde ich ihr erklären, wenn sie mir erzählte, wie es mit Jan Ostrowski gewesen

war. Babálu hatte nämlich ihn für die zweite Stunde aufgefordert. Ganz nett –, meinte sie. Mehr wollte sie aber auch nicht sagen, und so blieb es dabei. Wir gingen zu den Hubschraubern, Babálus Pilot half ihr einzusteigen, und dann hoben wir von Bela Aurora ab. Sie sagte dem Piloten, er solle mich zuerst nach Boa Vista bringen, sie würde erst danach ins Hotel fliegen. Also, wir sehen uns am Donnerstag wieder? –, fragte sie. Ja –, bestätigte ich. Wenn sie wollte, würde ich sie abholen. Sie fand das nett. Charmant wäre das, sagte sie sogar. Ich kündigte mich also für Donnerstag, fünf Uhr, an der Rezeption des Quinta da Praia an und stieg aus. Dann sah ich sie abheben und winkte ihr noch nach, bis der Hubschrauber hinter dem Palazzo verschwunden war.

Am Donnerstag war ich rechtzeitig um fünf Uhr an der Rezeption des Quinta da Praia und bat, man solle mich bei Kazundé-Membúto melden. Wenig später kam Babálu herunter. Wir fuhren hinüber nach Bela Aurora und trafen ohne Stress ein. Diesmal gingen die Grundschritte des Rubamba schon sicherer, und wir drehten uns schon wesentlich rhythmischer zur Musik als noch zwei Tage zuvor. Die diesmalige Etikette hatte die korrekten Grußformen zum Thema, insbesondere die richtige Abfolge des Grüßens. Wer beginnt, wer wartet, wer ist aktiv, wer nimmt den Gruß an. Das ist ein weites Gebiet und natürlich nicht adäquat, und schon gar nicht erschöpfend, in einer Viertelstunde zu unterrichten. Aber Jaime und Leila gaben ihr Bestes, und das war sowohl instruktiv wie auch unterhaltsam.

Der Succus war in etwa, dass der niedere Rang den höheren zu grüßen habe und dass er dazu stets bereit sein müsse. Das bedeute hier in den Regeln der Courtoisie eben auch, dass der Jüngere den Älteren und dass der Herr die Dame zuerst grüßt. Jedoch muss der Grüßende abwarten, bis das Gegenüber bereit wäre, einen Gruß anzunehmen. Beziehungsweise bis er oder sie überhaupt in der Situation wäre, einen Gruß empfangen zu können. Wenn die oder der zu Grüßende in einer Konversation ist oder in sonst einer Beschäftigung, ist darauf selbstverständlich

Rücksicht zu nehmen, damit es nicht zu einer Inkommodierung komme, was letztlich stets nur ungünstig verlaufen kann.

Gleichzeitig müsse der höhere Rang immer achtsam sein, einen von irgendwo kommenden oder auch nur möglicherweise kommenden Gruß wahrzunehmen und mit dem Gegengruß gebührend zu bedanken. Einen empfangenen Gruß zu übersehen, wenn auch ohne ignorierende Absicht, gilt als Etikettefehler, der einfach nicht passieren darf. Ich kann aus meiner heutigen Erfahrung aus Sebastópol anfügen: Wer Grüße nicht beantwortet, kann mit der sanften, aber alsbaldigen Distanzierung aus der Gesellschaft rechnen. Wie groß die sonstige Macht desjenigen auch sein mag. Das ist, was ich hier schon an einigen Personen beobachtet habe, die dann über kurz oder lang in den Gesellschaften nicht mehr auftauchten. Solches ist aber selten, denn im Allgemeinen sind sich alle der Folgen der Missachtung der gebührenden Ehrerbietung den anderen gegenüber bewusst.

Nach jener Doppelstunde fragte ich Babálu, ob sie mir die Confeitaria Colombina zeigen wolle, die ihr Vater ja so lobend empfohlen hatte. Sie meinte, das sei eine gute Idee, denn dort könnten wir jetzt einen Chá completo nehmen. Was das ist, sah ich kurze Zeit später. Wir kamen also dort an, und ich verstand nun, weshalb Vater Zolile von der Confeitaria so begeistert gewesen war. Es war vermutlich das eleganteste Etablissement Flúminas, jedenfalls damals. An den Wänden gab es unzählige Spiegel, von ich weiß nicht wie viel Quadratmetern, und an den Decken überall Stucco-Ornamente. Es gab den Großen Saal, darüber die Empore und am Eingang die Verkaufszone mit den unglaublichsten Torten, Kuchen, Sanduíches, Salgados, Petiscos und so weiter und so fort. Auch der Café war vorzüglich dort. Stark und gar nicht bitter, was ich aber erst später kennenlernte. An jenem Abend gab es nämlich Chá completo, einen Nachmittags- oder Abendtee, nach Wahl indisch oder brasilianisch, und dazu eben eine reiche Selektion aus der süßen und pikanten Angebotspalette des Hauses. Als das alles serviert

wurde, passte es kaum auf den eigentlich gar nicht kleinen Tisch, den wir unter einem der riesigen Spiegel besetzt hatten. Tja, das kann mein Vater nicht mehr genießen –, kommentierte Babálu. Dabei kannst du dir nicht vorstellen, wie sehr ihm das alles hier immer gefallen hat. Ich glaube fast, er hat so gute Geschäftsbeziehungen hier in dieser Stadt, weil er letztlich immer wieder in die Confeitaria Colombina kommen wollte.

Ich fragte nun Babálu, ob sie Geschwister hätte. Ja, sie seien insgesamt neun Kinder, sie sei die vorletzte, es gebe noch eine kleinere Schwester, Malela. Die ältesten beiden Brüder, Ekene und Lekan, würden inzwischen die Kazundé-Membúto-Mine vor Ort leiten, in Malandéde, wie der Ort in Südmoçambique heiße. Mindestens einer von beiden müsse immer am Ort sein, denn es gab stets irgendwelche Dinge zu entscheiden, und die persönliche Aufsicht wäre unverzichtbar. Die Mutter würde sich um den Haushalt kümmern, der entsprechend groß sei. Deswegen verreise dann meist sie, Babálu, mit dem Vater, der nicht alleine reisen wolle und, wie schon gesagt, ihren Farbsinn schätze. Außerdem trage sie bei Kundenbesuchen immer auch irgendwelche der eigenen Diamanten, sozusagen als Schaufenster. Das störe sie aber nicht, schließlich seien die Diamanten ja wirklich schön. Ich fragte, ob sie schon wisse, dass man sie hier in Flúmina mit dem Scherznamen Diamantina bezeichne. Sie sagte, das habe sie schon gehört, die fliegenden Fische könnten über so etwas ja nicht schweigen. Aber neu sei das keineswegs. Wo immer sie hinkomme, würde dieser Name jeweils neu erfunden werden, wobei sich dabei alle jedes Mal außerordentlich originell vorkämen. Aber auch das störe sie nicht, denn es gebe fraglos schlimmere Namen und, wie gesagt, Diamanten seien eben schön. Das einzige, was sie störe, sei, wenn man sie Diamantenprinzessin nenne. Denn das berühre eine heikle Stelle des Vaters und der Familie. Während sie natürlich hier in Flúmina, aber auch sonst wo, immer wieder adelige Kunden hätten, wären sie selbst, die Familie Kazundé-Membúto, nicht nobilitiert. Das sei nun einmal

so, aber leider eben nicht ganz einfach. Denn so reduziere sich ihr Status auf den der Diamantenbesitzer ohne sonstige Ranganerkennung in der Gesellschaft. Der Vater leide darunter. Dagegen helfe der Besitz der Familie nicht viel. Der Vater hoffe immer noch, dass die Familie in dieser Generation die Nobilitierung erhalte. Aber so etwas sei, wie ich wisse, ziemlich selten.

Offensichtlich wollte Babálu dann dieses Thema nicht mehr weiter behandeln und fragte mich unvermittelt, – Aber was machst du den ganzen Tag, wenn es gerade keine Tanzstunden gibt? Bist du mit Miguel unterwegs? Und wie sind den die beiden Condessas de Guimarães zuhause, in ihrem Palazzo? Ich sagte, die Condessas seien mächtig aufgeregt mit dem Adelspraktikum, an dem sie ja gar nicht teilnehmen dürften, weil sie noch zu jung sind. Und Minki, die Jüngere, leide furchtbar daran, dass sie nicht in die Tanzstunden gehen darf. Aber sonst sei es ganz lustig mit ihnen. Sie wüssten eben immer den neuesten Tratsch. So zum Beispiel alles Mögliche aus dem Mais Que Nada-Club. Babálu lachte. Ja, sie bauen eben schon ihr Gesellschaftsnetz auf –, meinte sie. Mit Miguel hingegen würde ich verschiedene Unternehmungen machen, aber er sei doch sehr mit den Helikopterflugstunden belegt. Zwischendurch würden wir an den Strand gehen, was mit der Gondel vom Morro hinunter sehr einfach wäre. Und sonst? –, fragte sie nochmals. Musst du auch für die Schule lernen? Französisch vielleicht? Sie lachte, – Aber das kannst du ja schon.

Ich blickte in den riesigen Spiegel rechts neben unserem Tisch. Man sah darin die wunderschöne Ausstattung des Raumes, endlose Spiegelbilder in den gegenüber liegenden Spiegelwänden, die Einrichtungen aus Tropenhölzern und die Verzierungen aus geschwungenem Stucco. Ich überlegte, was ich nun sagen würde. Sollte ich ihr wirklich verraten, was ich eigentlich machte, wenn es keinen Tanzkurs und keine sonstige Gesellschaftsveranstaltung gab? Vorläufig waren die Entdeckungen im Archiv des frühen Minho und Douro ein Geheimnis zwischen dem Custos der

Bibliothek und mir. Wobei er ja gar nichts wusste von den vielen Details, die ich inzwischen in den Pergamenten entdeckt hatte.

Ich beschloss ein wenig von diesem Geheimnis zu lüften. Allerdings nicht das wirklich Heikle. Ich sagte, ich sei nach wie vor mit dem Altportugiesischen beschäftigt. Ob sie wissen wolle, wie diese Sprache klinge und worum es in den Texten ging, die mein Vater meinem Bruder Manoel und mir als Kind rezitiert hatte. Babálu zeigte sich interessiert. Ich erklärte nun, wie mein Vater die Manuskripte in der Capela de fora gefunden hatte, und wie sie seither einen mehr oder weniger geheimen Familienschatz darstellten. Wie ich einfach durch das Zuhören und die Intonation seiner Stimme irgendwann bemerkt hatte, dass das alles etwas heißt und dass ich es verstehen konnte. Und wie ich so alle diese Gedichte automatisch auswendig gelernt hatte, was mir letztlich das Stipendium von Dom Fabiano eingebracht hatte. Ohne die Kenntnis dieser Texte und die Wirkung, die das auf Seu Fabiano gehabt hatte, wäre ich heute nicht in Flúmina, schloss ich.

Das wäre traurig –, meinte sie. Aber glücklicherweise hat Dom Fabiano dich mit den Gedichten und mit Euclides da Cunha gehört. Und jetzt sitzt du hier mit mir in der Colombina. Aber kannst du mir auch etwas von dem aufsagen, was du damals Dom Fabiano vorgesungen hast? Ich sagte, das würde prinzipiell schon möglich sein, aber die Texte verlangten einen gewissen Sprechgesang, der auch einmal lauter würde, und ich wüsste nicht, ob das hier in der Confeitaria nicht für die anderen Gäste störend werden könnte. Da sie unbedingt etwas hören wollte, begann ich dennoch mit einem der alten Gedichte meines Vaters, das eine Art Selbstgespräch eines einsamen Ritters zum Inhalt hat, der sich an seine früheren Kriegszüge und an die schönen Frauen auf den Burgen, die er früher besucht hat, erinnert. Gegen Ende wurde ich etwas lauter und die benachbarten Gäste begannen schon an unseren Tisch zu blicken. Nachdem ich geendet hatte, sagte Babálu, – Das hat toll geklungen. Aber ich habe nichts verstanden, außer dass der Ritter irgendwie traurig ist und sich an früher

erinnert. Ich übersetzte nun den Inhalt, und Babálu war dann zufriedener. Sie wollte noch ein Gedicht hören. Nach einem weiteren, welches ich dann wieder übersetzt hatte, fragte sie, – Und was machst du jetzt mit diesen Texten? Die Gedichte kannst du ja schon auswendig. Aber was machst du in Flúmina den ganzen Tag?

Nun wurde es also eng für mich. Ich beschloss sie doch in meine jüngsten Entdeckungen einzuweihen. Ich sagte, – Nun, ich forsche eben weiter auf diesem Gebiet. Es gibt nämlich noch mehr Literatur aus jener Zeit und aus jener Gegend zwischen Minho und Douro. Aber diese Texte sind unbekannt. Was heißt unbekannt? –, warf sie ein. Wenn sie unbekannt sind, warum weißt Du etwas davon? Ich sagte, dass diese Texte vor kurzem erst entdeckt worden seien. Und wo sind sie entdeckt worden? –, wollte sie wissen. In Flúmina –, sagte ich. Und du bist bei diesen Entdeckungen dabei? –, ließ sie nicht locker. Sozusagen –, wich ich zurück. Jetzt schaute sie mir direkt in die Augen. Irgendwie hatte sie bemerkt, dass es hier heiß wurde. Was ist da los, Lapis? Du versteckst irgendetwas. Irgendetwas beschäftigt dich da sehr. Magst du es mir nicht erzählen?

Ich atmete tief durch und sagte dann, – Kennst Du Mumadona? Sie dachte kurz nach, – Mumadona? Ich weiß nicht. War sie auf der Biénniumseröffnung, auf dem Quirichiquí? Ich sagte, – Nein, nicht direkt. Ich erklärte nun, wer Mumadona war, wer ihr Mann Hermenegildo war, dass im Gebiet zwischen Minho und Douro eben der Beginn der Grafschaft von Portucale und letztlich von Portugal lag, dass Mumadona ein Kloster gegründet und in der Nähe davon eine Burg gebaut hatte, und dass sich das alles an einem Ort abgespielt hatte, der Guimarães heißt. Als sie Guimarães hörte, merkte sie auf und warf ein, – Guimarães? – aber so heißt doch die Familie bei der du wohnst. Genau –, sagte ich, – so heißen sie. Sind sie demnach miteinander verwandt? –, fragte sie erstaunt. Ich bestätigte dies. Also hast du entdeckt, dass die Guimarães mit Mumadona verwandt sind? Nein –, sagte ich,

– das wissen sie schon lange, das habe ich nicht entdeckt. Gut, und was ist jetzt dann mit diesen Entdeckungen? Was war es, was diese Leute in Flúmina nun entdeckt haben? Welche Leute in Flúmina? –, fragte ich zurück? Naja, du hast doch gesagt, dass vor kurzem in Flúmina Texte aus dieser Gegend, wie heißt das noch einmal, aus Portucale, entdeckt worden sind. Irgendjemand muss die ja entdeckt haben, oder?

Jetzt schaute ich sie an und sagte, – Kannst Du mir versprechen, dass Du über das, was ich jetzt sage, mit niemandem sprechen wirst? Sie antwortete – Ja, wenn das für dich wichtig ist. Auch nicht mit Deinem Vater? –, fragte ich nach. Ich hoffe, es ist nichts Schlimmes –, sagte sie, – aber gut, ich werde auch nicht mit meinem Vater darüber sprechen. Ich schaute sie nochmals an. Dann sagte ich, – Diese Entdeckung habe ich gemacht, sonst weiß niemand etwas davon. Jetzt blieb es still zwischen uns. Wir schauten uns an. Der Große Saal der Confeitaria surrte von den lauten Gesprächen der Gäste, dem Klirren des Geschirrs und dem Klimpern des Besteckes. Nun griff sich Babálu an ihr linkes Ohr, beugt sich dann über den Tisch vor, stützte ihre geschlossene Hand möglichst unauffällig seitlich an ihren Mund und flüsterte zu mir, – Du hast Texte von Mumadona entdeckt, die bisher niemand kennt? Wo? Ich beugte mich jetzt auch vor und sagte, – Es sind Manuskripte, die hier im sechsten Untergeschoß der Handschriftenbibliothek von Flúmina liegen. Zum einen gibt es da eine ausgedehnte Sammlung von Minnebriefen der Hofdienstritter, die Mumadona erfolglos verehrt hatten. Zum anderen, und das ist noch weit brisanter, gibt es den Briefwechsel zwischen der jungen Mumadona und dem um sie werbenden Hermenegildo, der später ihr Mann wurde. Die Existenz dieser Briefe ist in der Literatur unbekannt. Vermutlich sind diese Briefe seit der Flucht des portugiesischen Königshofes nach Brasilien nie mehr gelesen worden.

Babálu lehnte sich nun zurück. Ich hatte den Eindruck, sie würde nun blass werden, was aber an ihr unmöglicherweise zu

erkennen war. Sie fragte, – Ist das kriminell, was Du da machst? Ich sagte, – Überhaupt nicht. Es war einfach niemand da, der sich wirklich für diese Texte interessiert hätte. Sie sind aber alles andere als langweilig. Nur eben in Altportugiesisch. Was steht da drinnen? –, stieg ihr Interesse weiter. Nun –, sagte ich, – es sind hauptsächlich Liebesbriefe, geschrieben von vielen erfolglosen und manchen unglücklichen Verehrern. Und von einem erfolgreichen und glücklichen Verehrer, Hermenegildo nämlich. Und dann gibt es noch Mumadonas Antwortbriefe an Hermenegildo. Was steht da drinnen? –, ließ sie nicht locker. Ich sagte, ich könne jetzt nicht alles erzählen, das sei viel zu umfangreich. Aber eine Sammlung von dreizehn Briefen hatte mich besonders beeindruckt, und das könnte ich ihr zunächst einmal darlegen. Fang an, – hauchte sie atemlos.

Ich erzählte jetzt von den Briefen des submissesten Ritters Herzeboldéro und seinen fruchtlosen Versuchen, das Interesse Mumadonas für ihn zu wecken. Ich beschrieb, wie er sie "Minha do Minho" und "Moça coraçada" nannte, wie er Mumadona Treue bis in seine letzte Stunde geschworen und Eroberungen jenseits des Rio Mondego versprochen hatte, und dass er offensichtlich nie eine Antwort von ihr bekommen hatte. Auch wie es ihm den Schlaf geraubt hatte, als er sie tanzen gesehen hatte und als dabei sein Blick auf ihren Fußknöchel getroffen war, als dieser kurz aus den bodenbedeckenden Röcken hervorgeblitzt war. Hier unterbrach mich Babálu mit einem, – Aber das kann man bei meinem Ballkleid ja auch sehen. Ich antwortete, ich wüsste das durchaus schon. Und wie ging es weiter mit Herzeboldéro? –, drängte sie vorwärts. Nun, er hatte dann in seinem letzten Brief angekündigt, er würde tags darauf mit seinem schwarz gesattelten Almúrduz gegen Osten aufbrechen, um dort zu ihren Ehren den Heldentod zu finden und um dabei mit seinem Blut ein letztes Mal ihren Namen in den fremden Sand und Staub zu schreiben.

Wenn es möglich gewesen wäre, es zu sehen, Babálus Gesichtsfarbe wäre nun sicherlich leichenblass gewesen. Sie saß aber nur da, mit leicht geöffnetem Mund, und starrte mich an. Ist er wirklich umgekommen? –, stieß sie hervor. Ich sagte, das wüsste ich nicht. Das sei einfach, was im letzten, dreizehnten Brief gestanden habe. Was folgte, war von Hand abgerissen worden. Aber in jedem Fall können wir nicht wissen, was er danach getan hat, ob er nun wirklich in den Kampf gezogen war und tatsächlich gefallen war. Es gab kein Dokument darüber. Und was ist, wenn er eine andere Frau in jenem fernen Land im Osten gefunden hätte? –, hoffte Babálu. Eine wie Prinzessin Lakshmi, oder so ähnlich, dann hätte er doch nicht sterben müssen. Ich sagte, das sei schon möglich, aber wir könnten es unmöglich wissen. Die Daten erlaubten uns die Rekonstruktion nur bis zu jenem Abschied von Mumadona. Was danach geschah, wissen wir einfach nicht. Aber er kann doch nicht sterben, nur weil sie ihn nicht haben will –, konnte sich Babálu einfach nicht beruhigen. Ich sah, wie sich ihre Augen mit zunehmender Tränenflüssigkeit füllten. Das ist unmöglich, Herzeboldéro kann nicht wegen Liebeskummer umkommen, das ist zu schrecklich. Ich sagte, ja, wir könnten hoffen, dass er einen Ausweg gefunden hat, und dass sich sein fado glücklicher erfüllt haben möge, als es dieser letzte Brief andeutete.

Babálu war erschöpft. Sie sagte, sie wolle jetzt nach Hause. Sie müsse über das schlafen. Ob ich sicher sei, dass ich hier in keine kriminellen Machenschaften hineingezogen würde. Es sei doch seltsam, dass solche Dinge unbekannt seien. Dass niemand diese Texte kenne, wo sie doch offensichtlich von höchster Brisanz seien und alles andere als belanglos. Ich sagte, dass ich das auch so sähe, aber es sei nun einmal so. Für das Wichtigste interessierten sich stets die Wenigsten. Wir riefen ein Taxi, und schweigend fuhren wir durch die dunkle Stadt, die sich auch heute vielfältig und heftig bewegte. Aber der Tanz war heute ein anderer. Es schien, als ob die Menschen von etwas ihnen selbst

Unbekanntem getrieben waren. Sie eilten, oder sie standen ruhig herum. Aber was immer sie taten, es war, als ob sie hauptsächlich nicht wüssten, warum sie das alles taten. Die wahren Motive schienen ihnen unbekannt, und ein Wissen darüber auch durchaus unerwünscht. Wir schauten schweigend aus den Fenstern des Wagens auf diese vorbeiziehenden Szenen.

Als wir vor dem Quinta da Praia vorfuhren, sagte sie, – Ich muss einmal schlafen. Ruf mich noch an vor Samstag, wir besprechen dann die Details. Beim Aussteigen gab es keinen Kuss. Sie eilte in das Hotel davon.

Am nächsten Tag dachte ich, es wäre besser, Babálu nicht sofort anzurufen. Das Gespräch am Tag zuvor war doch etwas schwierig gewesen, und ich wollte, dass sich das einmal beruhigte. Ich rief sie daher erst am Samstagvormittag an und erfuhr, dass ich sie wie immer um fünf Uhr abholen sollte. Das tat ich auch so. Bei der Begrüßung und auf dem Weg zu den Albuquerques gab es dann keine Missstimmung. Offensichtlich war die Krise ausgestanden. Ich erwähnte nichts mehr von Altportugiesisch und von Mumadona.

Die Instruktionen und der Etiketteunterricht von Leila und Jaime wurden immer souveräner. Diesmal gab es die ersten Figuren der Gruppenformationen im Rubamba. In der Etikette ging es um die Proskýnesis. Auch hier konnten nur einige, grundlegendste Hinweise vermittelt werden, das gesamte Thema ist einfach zu umfassend und zu komplex. Jaime wiederholte de facto nur Dinge, die allen Anwesenden bestens bekannt waren. Aber er gab dieses Repetitorium mit solcher Klarheit, dass wir alle dennoch neue Einsichten mitnehmen konnten. Die Proskýnesis ist allgemein die Form der Ehrerbietung, die einem höhergestellten Mitglied des Adels gebührt. Verpflichtend ist sie bei der Erstvorstellung. Gegebenenfalls wird sie aber auch bei späteren Gelegenheiten gerne geübt. Die formale Definition ist: Berührung des Bodens mit dem rechten Knie. Nicht mehr, nicht weniger. Es gibt natürlich verschiedene Formen, diese Vorschrift

zu erfüllen. Jaime betonte auch diesmal wieder, dass wahre Reverenz genau darin besteht, dass sie gleichermaßen eindeutig sei wie ebenso nur angedeutet. Im Fall der Proskýnesis heißt das, wirkliche Berührung des Bodens und gleichzeitig kein übermäßiges Verweilen in dieser Position. Es sei denn, es gebe dafür andere, explizite Gründe, wie ein besonderes Naheverhältnis oder die Notwendigkeit, die Position der Proskýnesis für eine Aussprache zu benutzen. Wie auch immer, bei den Ehrerbietungen ist alles Vage zurückzuweisen. Genau das nämlich nimmt alle Ehre sofort wieder hinweg und kehrt sie ins Gegenteil, die Herabsetzung. Während diese Dinge, wie gesagt, im Vollzug allen bestens bekannt waren, ging doch Staunen durch die Gruppe, mit welcher Klarheit Prinz Jaime das alles auch auszusprechen wusste.

In der zweiten Stunde jenes Kursabends wurde Babálu von Fürst Grigorij Sergejewitsch aufgefordert, was sich in späteren Stunden noch wiederholte. Babálu war tief beeindruckt von seinem Handkuss. Außerdem sprach er ein elegantestes Französisch, was ihr Interesse an dieser Sprache merklich steigerte. Nach jenem Kurs gingen wir wieder in die Confeitaria Colombina. Babálu war in guter Stimmung, nicht zuletzt wegen der angenehmen Aufforderung durch Fürst Grigorij Sergejewitsch. Kaum hatten wir in der Confeitaria unsere Bestellung gemacht, diesmal war es der ausgezeichnete Café, für den die Colombina bekannt ist, als sie sich zu mir wandte und sagte, – So, Lapis, und was steht nun eigentlich in den Briefen von Hermenegildo und Mumadona?

Ich war baff. Sie hatte die Geschichte von Herzeboldéro von vor zwei Tagen also verdaut. Willst Du das wirklich hören? –, fragte ich, – Du warst ja zuletzt etwas schockiert von den Briefen Herzeboldéros. Ja –, meinte sie, – ich hatte noch nie so etwas gehört. Und ich hoffe wirklich, dass er noch eine andere Frau gefunden hat, mit der er seine ursprüngliche Liebe zu Mumadona vergessen konnte. Diese Geschichte ist traurig. Aber ich denke,

wir müssen den Tatsachen ins Auge blicken. Das Leben kann knallhart sein, findest du nicht auch, Lapis? Ich bestätigte das und fand, dass sie in diesen zwei Tagen doch ein tieferes Verständnis für die schwierigen Dinge des Minnedienstes entwickeln hatte können. Vorsichtig fragte ich nochmals nach, ob sie sich wirklich im Stande fühlte, mehr über die Dokumente aus Portucale zu hören. Immerhin seien die Briefe von Mumadona und Hermenegildo weit erfreulicher, da sie einander dann ja gefunden hatten, und ihrer beider Leben schließlich eine richtige Erfolgsgeschichte geworden ist. Eben –, sagte sie, – genau das habe ich mir auch gedacht. Sie haben ja geheiratet und damit letztlich die Geschichte Portugals begründet.

Diese Worte Babálus erleichterten mich sehr. Ich begann also zu erzählen, wie ich im unterirdischen Archiv die mehr als dreißig Briefe Hermenegildos gefunden hatte, die von Mumadona unbeantwortet geblieben waren. Glücklicherweise war ich zuletzt noch vorwärts gekommen mit den Unklarheiten über jene Lokalität namens São Mamede und den Brunnen, der sich auch dort irgendwo befunden haben musste. Babálu wollte wissen, weshalb Mumadona sogar noch so viel mehr Briefe Hermenegildos unbeantwortet gelassen hatte, wo doch Herzeboldéro schon nach dem dreizehnten vollkommen verzweifelt gewesen war und den Tod einem weiteren Leben vorgezogen hatte. Ich bestätigte, dass auch ich dieses Zuwarten Mumadonas als höchst gefährlich erachtete. Aber, versuchte ich zu erklären, es dürfte wohl so gewesen sein, dass in der damaligen Zeit und Gesellschaft die Liebe sehr ernst genommen worden war. Es scheint, dass sich damals ein Mann einfach festlegte, wen er verehrte. Das war eben nicht auf Probe und Vielleicht. Da gab es kein Zurück und keinen Plan B.

Ich begann nun, aus den entscheidenden Passagen in Hermenegildos Briefen zu deklamieren, die seine zunehmende Verzweiflung deutlich erkennen ließen. Und dann berichtete ich von dem ersten Antwortbrief, den wenigen Zeilen, die

Mumadona mit ihrer eigenen Hand notiert hatte, und deren Wirkung auf Hermenegildo ich nur allzu gerne mit eigenen Augen beobachtet hätte. Auch legte ich Babálu dar, wie beeindruckend es für mich gewesen war, in diesen Manuskripten Zeuge zu werden, wie sie, Mumadona, seine Klagen mit jenen ersten Antwortzeilen erhört hatte. Wie sie ihm ihr "Ouvi" gesandt hatte, ihr "Ich habe Dich gehört". Dass sie ihn damit zwar überglücklich gemacht hatte, er aber darin keineswegs inneren Frieden hatte finden können. Sofort nämlich wurde ihm bewusst, dass sie ihn zwar erhört, jedoch noch nicht des vollen Blickes gewürdigt hatte. Dass er nämlich noch vor ihrem Auge bestehen müsste.

Hier fiel Babálu mir ins Wort und sagte, – Aber sie werden sich doch schon gesehen haben, wenn er schon mehr als dreißig Briefe geschrieben und sein Werben noch immer nicht aufgegeben hatte. Das macht man doch nicht für jemanden, den man noch nie gesehen hat. Ich konnte Babálu hier sogar bestätigen, dass diese ihre Kombination vollkommen zutreffend war. Denn aus meinen weiteren Studien in den Briefen hatte ich inzwischen klären können, was es mit jenem Ort São Mamede und dem Brunnen dort auf sich hatte. Und es war tatsächlich so gewesen, dass sie einander schon begegnet waren. Genau so war es nämlich gekommen, dass Hermenegildo sich in sie verliebt hatte. Aber –, sagte ich zu Babálu, – das war nicht genug. Nach der Erhörung durch Mumadona in ihrem "Ouvi" war einfach ihr Blick notwendig, um Hermenegildo zu bestätigen, dass sie ihn wirklich annehmen wollte. Babálu sagte, – Das verstehe ich nicht. Sie haben sich doch schon gesehen, an dem Brunnen, sagst Du. Was ist da jetzt noch mit dem Blick los?

Ich war daran, weiter aus Hermenegildos Brief zu rezitieren, als ich bemerkte, dass es nun genug für unsere Umgebung war. Die anderen Gäste drehten sich schon dauernd zu uns her, da ich einfach zu laut wurde. Und das noch dazu in einer Sprache, die sie nicht verstanden, aus der aber durch meine Émfase und durch den Sprechgesang einzelne Worte und Stimmungen eben doch auf die

Zuhörenden übersprangen. Diese Texte bewirkten eine unterschwellige Neugier an den Nebentischen. Ich wollte es Babálu und mir ersparen, dass sie kommen und nachfragen würden, was ich denn hier für Gedichte hätte und ob dies Texte aus einer Oper seien. Ich sagte daher zu Babálu, dass ich das jetzt hier nicht weiter erklären könne, die Umgebung sei schon zu neugierig. Ob es ihr recht wäre, wenn wir uns einen geeigneteren Ort suchen würden. Sie fand das eine gute Idee und fügte an, – Ja, gehen wir, aber ich verstehe wirklich nicht, wie das mit dem Sehen funktionieren soll.

Wir zahlten und verließen die Colombina. Draußen dann auf der Straße wusste ich nicht so recht, wo wir jetzt hingehen könnten. Daher ließen wir uns einfach in den Abend hineintreiben und schlenderten die Straßen entlang. Nach wenigen hundert Metern standen wir plötzlich auf dem Platz vor dem Morro de Santo Antônio. Ich schlug vor hinaufzugehen. Oben beim Convento de Santo Antônio würden wir schon einen ruhigeren Platz zum Sprechen finden. Tatsächlich war es dort oben ruhiger. Der Platz unter uns lag schon im Dunkel. Man sah die Menschen über ihn hinwegeilen. Es gab Verkäufer an kleinen Ständen, und im Hintergrund leuchteten Fassaden von Wolkenkratzern. Wir konnten nun, auf den Treppen sitzend, mit den Details zwischen Mumadona und Hermenegildo fortfahren.

Also Du wolltest mir erklären, warum Hermenegildo nicht zur Ruhe kam, obwohl Mumadona ihn irgendwie erhört hatte. Und dass er einen Blick von ihr brauchte, obwohl sie sich doch schon gesehen hatten. Stimmt das so? –, fragte Babálu. Ich antwortete, dass es in etwa so sei, dass aber noch ein wenig zur ganzen Wahrheit fehlte.

Es war nämlich so, und damit begann ich nun auf den Stufen zu Santo Antônio sitzend, dass die beiden, Hermenegildo und Mumadona, einander an diesem besagten Ort, São Mamede, das erste Mal begegnet waren. Es muss das eine Art Weiler mit ein paar Gehöften gewesen sein. Jedenfalls gab es dort, wie es den

Briefen zu entnehmen war, einen Brunnen, an dem Hermenegildo eine Rast eingelegt hatte. Er war, wie wohl immer, bewaffnet, hatte aber sein Schwert neben den Brunnen abgelegt, um Wasser zu schöpfen und zu trinken. Während er am Brunnenrand saß, hörte er das Klappern von Pferdehufen näherkommen und griff sofort zu seinem Schwert. Da ritt ein Knappe forsch an Hermenegildo heran und forderte ihn auf, sofort die Waffe niederzulegen. Hermenegildo antwortete nur, dass er das noch nie getan hätte, und wer er, der Knappe, denn überhaupt sei. Hinter diesem war inzwischen ein Pferdewagen angekommen. Wer seid Ihr? –, forderte Hermenegildo den Knappen erneut heraus. Wirf Deine Waffe augenblicklich weg! –, rief dieser, – hier kommt die Tochter des Edlen Conde Diogo Fernandes, gemeinsam mit ihrem Gefolge. Hermenegildo antwortete, das könne wohl jeder behaupten. Wahrscheinlich seien er und seine Gefährten im Wagen nur ganz gewöhnliche Straßenräuber. Solche nämlich, wie sie der Conde Diogo regelmäßig aufzuhängen pflege.

Hermenegildo hatte den Knappen inzwischen schon direkt attackiert und ihm sein Schwert aus der Hand geschlagen. Da öffnete sich der Wagenverschlag, und eine verschleierte Dame wurde sichtbar. Lasst ihm das Leben, Ritter! –, rief sie, – er ist kein Räuber, er dient wirklich Conde Diogo. Als Hermenegildo die Worte der Dame hörte, ließ er sofort sein Schwert fallen. Er trat näher an den Wagen heran und fragte, – Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen? Die Dame hob ihren Schleier halb an und antwortete, – Ich bin Diogos Tochter, Condessa Mumadona. Und wer seid Ihr, Ritter? –, fragte Mumadona in leicht milderer Tonlage. Hermenegildo stellte sich mit Namen und Titel vor und erwies der Condessa nun die geschuldete Proskýnesis.

Hier unterbrach mich Babálu, – Also du sagst, er hat sie zuerst sprechen gehört und dann erst ihr Gesicht gesehen. Ist es das, was du meinst? Ich sagte, das sei eine gute Beobachtung von ihr. Aber ich hätte einfach nur wiedergegeben, was die Briefe berichteten. Wenngleich es sicher kein Zufall sein könne, dass

auch hier diese Abfolge von Hören und danach Sehen zu Tage träte. Hier folgte das Geschehen offensichtlich den Gesetzen der Optolinguistik. Wie hätte es auch anders sein können. Jedenfalls, nachdem Hermenegildo, vor Mumadona in der Proskýnesis kniend, ihren Blick auf sich gerichtet gefühlt hatte, bot er ihr und ihrer Begleitung von dem an, was er bei sich hatte. Von dem Wasser, das er aus dem Brunnen geschöpft hatte und von der Broa aus Weizen und Roggen, die er noch in der Satteltasche seines Pferdes mitgeführt hatte. Er brach die Broa und reichte davon ihr selbst und ihrer Begleitung, einer Dama de Companhia und dem mitreisenden Hauskaplan. Mumadona dankte für sich und die Begleiter und zeigte sich, so nannte es einer ihrer Briefe, geehrt durch den Schutz eines edlen Ritters. Dann ließ sie ihren Schleier wieder herabgleiten, bestieg den Reisewagen und befahl dem Knappen weiterzuziehen.

War das alles? –, fragte Babálu besorgt. Ich sagte, – Ja, aber nur vorläufig. Ganz offensichtlich war es diese erstmalige Begegnung, die Hermenegildo nicht mehr vergessen konnte. Aber eigentlich ist doch nicht viel passiert, – meinte Babálu. Das hat genügt, dass er ihr mehr als dreißig Briefe geschrieben hat, obwohl sie ihm gar nicht darauf antwortete? Nun, hier war es wieder, das Problem der Historiografie. Babálu fand also meine Beschreibung flach. Meine Worte machten ihr offensichtlich nicht hinlänglich anschaulich, was hier wirklich das Geschehen war. Dazu muss ich natürlich zugeben, dass mein Vortrag, trotz aller Zitate, die ich vorbringen konnte, letztlich einen enormen Verlust an Detailreichtum und Tiefe bedeutete, im Vergleich zu den Originalmanuskripten der beiden Verliebten. Daran besteht kein Zweifel. Aber dennoch, sogar solche Originalbriefe der Protagonisten selbst können niemals eine derartige Situation vollständig wiedergeben. Die beiden hatten das erste Mal miteinander gesprochen. Und dann hatten sie einander erblickt. Wir können uns das gar nicht plastisch genug vorstellen, was sich hier wirklich ereignet hat. Als Historiograf gehe ich eigentlich

davon aus, dass es genau dieser Augenblick war, und genau dieses Augenblicken, was die Geschichte der beiden und die von Portucale entscheiden sollte. Als sie nämlich in seinen Augen entdeckte, dass er kein Raufbold, sondern ein edler Ritter mit Ehr- und Rechtsgefühl war. Und als er in den ihrigen Augen sehen durfte, dass sie die heikle Situation zu meistern und ihn zu erkennen wusste.

Ich sagte daher zu Babálu, – Weißt Du, Du musst dir das vorstellen, ganz plastisch vorstellen, wie er ihr die Proskýnesis erweist. Wie er vor ihr kniet, nachdem er auf ihre Aufforderung hin sein Schwert fallen gelassen hat. Er blickt auf zu ihr. Es sieht sie. Sie sieht ihn. Sie erkennt, dass er edel ist. Er sieht, dass sie die Führung in dieser gefährlichen Auseinandersetzung übernehmen kann. In dieser Augenbegegnung erkennen sie einander blitzartig.

Babálu blickte nun die Treppen vor der Kirche Santo Antônio hinunter in der Ferne. Einzelne Lichter blinkten von unten zu uns herauf. Flúmina war, wie immer, tief mit sich selbst beschäftigt. Nach einer Weile meinte sie, – Ja, das wird wohl so gewesen sein. Jedenfalls bin ich froh, dass das Schicksal von Hermenegildo und Mumadona weit glücklicher ist, als das Herzeboldéros. Das hat mich zuletzt doch recht hergenommen. Ich kann immer noch nicht verstehen, dass die Menschen damals wirklich so ausweglos in eine Krise gegangen sind. Erleichtert bestätigte ich ihr, dass das Schicksal von Mumadona und Hermenegildo wirklich glücklich war. Darüber wissen wir ja auch aus der allgemeinen Geschichtsschreibung genügend Details. Herzeboldéros Ende wollte ich nicht mehr ansprechen, das war zu gefährlich. Ich neige aber bis heute zur Ansicht, dass seine Entscheidung eben die des fado war. Er scheint ein Mensch gewesen zu sein, der in der wesentlichen Lebenslinie keine Korrekturen vornehmen wollte, nur weil sich das von ihm gewählte Ziel als zu hoch erwiesen hatte. Er dürfte den Wunsch gehabt haben, seine Hingabe zu vollenden; so oder so.

Ich benutzte den günstigen Augenblick, den uns der Abend an diesem Punkt erreichen hatte lassen, und sagte zu Babálu, – Vielleicht ist es gut, wenn wir hier die Geschichte von Mumadona und Hermenegildo für heute auf sich beruhen lassen. Es gibt noch mehr zu erzählen, aber das können wir ja ein anderes Mal fortsetzen. Sie meinte, ja, das sei gut so. Sie habe viel aus jenem Portucale nun mitgenommen und werde sicherlich irgendwann davon zu träumen anfangen, vielleicht schon diese Nacht. Jetzt wäre es aber gut, wenn wir nach Hause gingen. Da sie jedoch weder über Knappen noch über Reisebegleiter verfüge, würde sie sich freuen, wenn ich sie noch zum Quinta da Praia begleiten wollte. Das war natürlich eine Selbstverständlichkeit für mich. Auf dem Weg sprachen wir nur noch auf Französisch und über die zuletzt gelernten Figuren des Rubamba. Sie erwähnte nochmals, wie sehr elegant der heutige Handkuss des Fürsten Grigorij Sergejewitsch gewesen war und dass es doch beachtlich sei, was wir alles in diesem Sommer in Flúmina erfahren und lernen dürften. Dann, vor dem Hotel, verabschiedete ich mich meinerseits ebenfalls mit einem Handkuss. Und ich hoffte insgeheim dabei, dass der meine dem Vergleich mit demjenigen Grigorij Sergejewitschs standhalten könnte.

Wir besuchten weiterhin regelmäßig dreimal pro Woche die Tanzkurse. Nach dem Rubamba folgte Unterricht in den anderen Tänzen, Poreska, Stalz und auch in den weniger häufig getanzten. Die Wochen vergingen im Flug. Dies im wahrsten Sinn des Wortes. Denn Miguel bereitete sich bereits für die Abschlussprüfung im Helikopterflug vor, während die fliegenden Fische diese bereits ohne weitere Anstrengung absolviert hatten. Minki und Charíta Bernega waren regelmäßig am Strand und inzwischen schon sehr stolz auf ihre ausgeglichene Bräune. Isabelita und Miguel galten inzwischen als ideales Tanzpaar; wenn nicht vielleicht sogar als mehr. Conde und Condessa de Guimarães waren an einem Wochenende auf Jagdbesuch bei Dom Fabiano und Dona Cecilia gewesen, wo sie am São

Francisco vor allem Raubvögel gejagt hatten. Aus Paulisto war eine Ansichtskarte an mich adressiert gekommen. Zu sehen war darauf der Palazzo Montesalvo. Damit lud mich der Conde de Montesalvo handschriftlich noch einmal zu ihnen ein. Ich war noch einmal im neunten Stock des Quinta da Praia gewesen. Vater Zolile war sichtlich zufrieden mit Babálus Fortschritten in Französisch, wobei ich nicht erwähnte, dass das wohl zum Teil der Erfolg Grigorij Sergejewitschs war. Auch war er froh, dass uns die Colombina genauso gut gefiel wie ihm. Die Audienz bei den Vizekönigen Pedro und Ana Maria auf der Residenzinsel war ebenso ein Erfolg gewesen. Babálu hatte mir schon von den unglaublichen Einrichtungen dort berichtet. Der Vater hatte tatsächlich einen Auftrag bekommen, ein neues Collier für die Vizekönigin zusammenzustellen. Dessen Zentrum sollte ein tiefblauer Diamant bilden, der schon ausgesucht worden war. Nun ging es noch um die Zusammenstellung des weißen Hofes herum und des übrigen Colliers. Vater und Tochter arbeiteten noch daran. Auch die übrigen Geschäfte waren positiv verlaufen, sodass der Vater nun auch bereits einen Termin für die Gallensteinoperation vorgemerkt hatte.

Leila Albuquerque und Prinz Jaime führten weiter den Tanzkurs in souveräner Weise. Dabei waren sie als Tanzpaar, aber auch darüber hinaus bei den verschiedenen Gesellschaftsanlässen, doch ziemlich aufgefallen, sodass in den Gesellschaftsgerüchten bereits die Frage kursierte, ob Leila denn nach dem Biénnium wohl auch nach Umbanto in den Kongo gehen würde. Dies hatte Jaime jedenfalls für sich selbst ursprünglich angekündigt. Zu einem der von Jaime initiierten literarischen Treffen hatte er Plumaginho eingeladen, einen weltbekannten Schreiber unserer Historiografenzunft, der damals an der Fluminenser Academia den Sehr Distinkten Luís de Camões Lehrstuhl bekleidete. Plumaginho war ein ungemein produktiver Autor, was im letztlich ja auch seinen Namen eingebracht hatte. Ausgezeichnet hatte er sich unter anderem in Lusitanohistorik. An diesem Abend sprach

er über den siebenten Gesang aus Os Lusíadas, dem so berühmten Weltepos des Camões. Er bezeichnete dieses Kapitel als profetisch, denn eigentlich hatte darin Camões das beschrieben, was dann Jahrhunderte später zum universellen Vernichtungskrieg in den mesopotamischen Wirren führen sollte. Und er hatte sogar die Linien der verfeindeten Protagonisten korrekt vorhergesehen. Ich war damals von Plumaginho enorm beeindruckt. Auch Babálu erkannte sofort, von welchem hohen Rang sein Vortrag war. In der Pause danach sagte sie zu mir, – Lapisinho, würdest du nicht auch gerne über solche Dinge arbeiten wie Plumaginho? Ich sagte, mit solchen Größen könne man sich einfach nicht vergleichen. Aber ohne Zweifel fände ich seine Themen und Positionen hochinteressant.

Mit Miguel ging ich immer wieder an den Strand, sofern er nicht in den Flugstunden war oder dafür lernen musste. Einmal, als wir unten an der Praia Roxa in der Sonne lagen, sagte er zu mir, – Weißt du Lapis, es ist schon sehr seltsam, was wir hier in diesem Sommer in Flúmina erleben. Wir sind ja hier eigentlich nur auf Urlaub, besuchen den Strand, ein paar Kurse, ich fliege immer wieder mit dem Helikopter, wir beide gehen in den Tanzkurs. Das sind ja alles recht normale Tätigkeiten für unser Alter. Aber irgendwie, ich weiß nicht wieso, fühle ich mich so wie ein ... –, er dachte etwas nach und präzisierte dann, – sagen wir, wie ein Ritter. Ich weiß nicht, woher das kommt. Ich trage ja keine Rüstung und keinen Helm. Aber das Tanzen, das Fliegen über dieser Stadt, ich weiß nicht. Und dann Isabelita. Weißt Du, ich denke fast, ich bin in sie verliebt. Aber es ist ganz komisch, ich komme nicht von diesem Gedanken des Rittertums los. Woher habe ich das? Hast du so etwas auch schon einmal erlebt? Es ist ja tatsächlich wie in den altportugiesischen Gedichten, die wir im Sertão gehört haben, erinnerst du dich? Ich verstehe gar nicht, dass diese alte Literatur mir jetzt auf einmal vorkommt, als ob genau sie unsere Erlebnisse hier in Flúmina beschreiben würde. Kannst du dir so etwas vorstellen?

Ich musste mir hier regelrecht das Lachen verbeißen. Miguel hatte also bemerkt, dass unsere alten Gedichte und Oden in der Tat uns selbst beschrieben. Das war ihm offensichtlich hier in Flúmina und an der Seite von Isabelita aufgefallen. Offensichtlich erst jetzt; und nicht schon Jahre früher. Wie auch immer. Jedenfalls konnte ich ihm sogar jetzt nicht einfach bestätigen, dass seine ihm irgendwie befremdlich erscheinenden Einsichten in Wirklichkeit die pure Realität waren. Ich konnte ihm nicht meine Entdeckungen im sechsten Untergeschoß der Bibliothek eröffnen. Das hatte ich bis dahin nur Babálu geoffenbart. Es war einfach nicht an der Zeit, ihn da einzuweihen. Außerdem zeigten diese seine Äußerungen, dass er den wahren Kern seiner Beobachtungen noch nicht erreicht hatte, eben weil er dafür noch nicht reif war. Diese Dinge erschienen ihm nah und fremd gleichzeitig, weil er noch nicht bereit war, sich mit sich selbst zu konfrontieren. Das alles war ihm lediglich widerfahren; er wollte es eben noch nicht aktiv erfahren.

Ich sagte daher, siehst du das wirklich so? Er bestätigte, so seltsam er alles das fände, er hätte tatsächlich das ihn nun nicht mehr verlassende Gefühl, sich hier in Flúmina plötzlich in einer aktualisierten Version der altportugiesischen Ritterdokumente wiederzufinden. Dann solltest du diesen Beobachtungen vielleicht noch weiter nachgehen –, versuchte ich ihm weiterzuhelfen. Aber was soll ich denn da machen? –, fragte er verzweifelt ratlos. Ich sagte, – Du musst einfach sehen, was ist. Einfach sehen, was ist? Was soll das bitte heißen? –, gab er etwas indigniert zurück.

Hier war sie wieder. Die Pause des Verstehens. Oder besser: das Ausbleiben einer Einsicht, die nicht kommen will, weil man eben in Wirklichkeit nicht will, dass sie kommt. Erkenntnis verpflichtet. Wahre Erkenntnis verpflichtet zu großen Wahrheiten. Das kann letztlich sehr fordernd werden. Nicht jeder möchte diesem Anruf antworten. Ich blickte auf das Meer hinaus. Es glitzerte heftig in der Nachmittagssonne. Am Himmel gab es einige Möwen. In der Nachbarschaft lachten Mädchen. Man hörte

das Anschlagen der Wellen. Ja, in den letzten Dingen, kann sich jeder nur selbst helfen. Entweder springt er ins Wasser, oder nicht. Hineingestoßen werden zählt nicht. Das ist keine Entscheidung und führt auch nur zu Strampeln statt zum Schwimmen. Das hatte übrigens Herzeboldéro sehr klar verstanden. Nämlich, dass nur die Ganzhingabe zählt. Nach einer Weile fragte Miguel etwas ruhiger, – Was soll ich tun? Ich sagte, – Geh weiter tanzen mit Isabelita. Aber von Zeit zu Zeit solltest Du ihr wirklich in die Augen blicken. Wirklich in die Augen blicken? – sinnierte er nun. Okay, ich werde es versuchen.

Es war inzwischen schon Mitte Februar geworden. In etwa vierzehn Tagen müssten wir, die Jüngeren, Miguel, Isabelita, Minki und ich, an unsere Schulorte abreisen. Babálu würde auch bald mit ihrem Vater zurück nach Malandéde reisen. Das Adelsbiénnium würde ohne uns weitergehen. Eines Abends waren wir wieder in der Colombina, Babálu und ich. Ich hatte ihr inzwischen weitere Details aus der Liebesentwicklung zwischen Mumadona und Hermenegildo eröffnet. Babálu hatte sich immer interessierter gezeigt an den Inhalten der Dokumente im Archiv des frühen Minho und Duro. Zuletzt hatte ich Briefe gefunden, die bereits aus einem fortgeschritteneren Stadium ihrer immer noch jungen Beziehung stammten. Sie hatten einander bereits ihre Liebe definitiv und rückhaltlos gestanden. Auch kam es nun in den Briefen in aller Deutlichkeit zum Ausdruck, dass es eben jener Augenblick und jenes Augenblicken während der allerersten Proskýnesis Hermenegildos zu Füßen der jungen Mumadona gewesen war, was letztlich die Kaskade der Anziehung zwischen den beiden entfesselt hatte. Zuletzt hatte ich dann noch äußerst interessante Angaben über ihr Wiedersehen nach jener Erstbegegnung am Brunnen von São Mamede aufgefunden.

Ich fragte nun also Babálu, ob sie bereit wäre, in den Dokumenten fortzuschreiten. Aber diese Frage war schon überflüssig. Babálu war längst begeistert von den Entwicklungen

im Condado Portucale und sagte nur, – Fang schon an. Was hast Du noch entdeckt?

Ich sagte, dass sich das Wiedersehen, nach jener ersten Begegnung am Brunnen und dann nach ihrer ersten Antwort auf seine vielen Briefe, offensichtlich recht schwierig gestaltet haben musste. Denn es gab wieder eine Unzahl von Briefen, in denen sie nun einander hochpoetisch alle Details ihrer Gefühls- und Vorstellungswelt austauschten. Aber alles das musste per Distanz geschehen. Mumadona lebte offenbar am Hof ihres Vaters, Diogo Fernandes. Hermenegildo konnte dort nicht einfach vorstellig werden, nur weil er ihr begegnen wollte. Offene Tête-à-Têtes zwischen Unverheirateten waren in jener Zeit nicht möglich. So entwickelten die beiden einen geheimen Plan, wie sie ein Wiedersehen organisieren könnten. War das so schwierig? –, wunderte sich Babálu nun. Ich sagte, dass hier ganz klar große Hindernisse zu überwinden waren, denn die Ehre der jungen Mumadona war schwer bewacht, und anderes als Liebesbriefe war einfach nicht erlaubt. Die Szene am Brunnen hatte ja gezeigt, dass sie stets unter Bewachung reiste und Begegnungen mit Fremden in jedem Fall einer strengen Kontrolle unterlagen. Was haben sie also gemacht? –, stieg die Spannung bei Babálu weiter. Nun ja, Hermenegildo hatte dann folgende Idee. Er schlug Mumadona vor, das kommende Hochfest zu Ehren São Tiagos in Braga zu benutzen, um dort unauffällig ein Wiedersehen zu ermöglichen. Die Idee war insofern schlau, als natürlich das halbe Condado zum Festtag São Tiagos in die alte Catedrale von Braga kommen würde. Wenn Mumadona den Wunsch äußerte, daran teilnehmen zu wollen, so würde niemand irgendeinen Verdacht schöpfen. Sie konnte das alles durchaus mit der Absicht begründen, ihre Verwandten sehen zu wollen.

So kam es dann auch. Mit dem üblichen Begleitschutz traf sie wirklich am Vorabend des Festes in Braga ein. Es gelang Hermenegildo sogar bereits am Tag ihrer Ankunft, nach der Vesper, im Vorhof der Catedrale, mit Mumadona einige Blicke zu

wechseln. Endgültig erfolgreich ging ihr Plan aber am nächsten Tag auf. Nach der großen Festmesse gab es am Vorplatz eine rege Féria, an der die lokalen Bauern, aber auch Händler aus der Ferne ihre Waren verkauften und natürlich auch reichlich Wein und Speisen angeboten wurden. In jenem fröhlichen Durcheinander lockerte sich die Bewachung, und die beiden konnten sich ungestört hinter eines der großen Zelte zurückziehen. Was dort genau und im Detail geschah, ließen die Briefe aus. Jedoch wurde aus den Schreiben klar, dass Hermenegildo, nun wieder in Proskýnesis, Mumadona lebenslange Treue schwor und sie bat, ihn als ihren Mann für ewig nehmen zu wollen. Sie dürfte dies nicht sofort beantwortet haben. Denn es folgte danach wieder eine Unzahl von Briefen, in denen Hermenegildo sich auf jenes Fest in Braga bezog, und in denen Mumadona ihn mit diesen und jenen Hoffnungslichtern ermunterte.

Jedenfalls –, so schloss ich, – kann es alles in allem nicht allzu lange gedauert haben, bis die beiden heirateten, denn wir wissen, dass Mumadona dabei immer noch recht jung gewesen war. Was ich natürlich tatsächlich nicht wiedergeben konnte, und dafür entschuldigte ich mich nun bei Babálu nochmals, war die unglaubliche Direktheit der Handschriften, die man einfach selbst gesehen haben musste, um einigermaßen einen Eindruck davon zu gewinnen, in welchen existentiellen Nöten und Hoffnungen, Wagnissen und Erfolgen die Schreibenden und Liebenden ursprünglich gestanden haben mussten. Nichtsdestotrotz, Babálu zeigte sich an jenem Abend sehr beeindruckt von der List Hermenegildos und Mumadonas und war bester Stimmung, denn die beiden hatten ihr Ziel erreicht. Von nun an würden sie die Geschichte leben, die die anderen seither schreiben; in Portugal, in Brasilien, in Moçambique und sonst wo, wo Ritterlichkeit und Minnedienst nach wie vor gepflegt und gelitten werden.

Aber –, sagte Babálu nun, – wie ist das jetzt mit den Guimarães? Ich meine, mit deinen Freunden auf dem Morro da Boa Vista. Sie wissen wirklich nichts von allen diesen Briefen,

nichts vom Brunnen in São Mamede und von den Listen der beiden in Braga? Ich sagte, – Überhaupt nichts. Ja aber, das kannst Du doch nicht einfach mit Dir nach Paulisto mitnehmen und hier nichts sagen! –, rief sie beinahe entsetzt. Du musst ihnen das erzählen, sie sind doch die Nachfahren Mumadonas. Ich musste sie beruhigen, damit nicht die Nachbartische wieder allzu neugierig würden. Ich sagte, dass das bisher ja auch niemanden interessiert hatte. Diese Briefe lagen seit zig Jahrhunderten im Archiv im sechsten Untergeschoss der Handschriftenbibliothek von Flúmina. Aber nie war dorthin jemand vorgedrungen. Kein Interesse eben –, schloss ich.

Das mag sein –, gab Babálu zurück. Aber jetzt, wo Du das gefunden hast, gehört es Dir nicht mehr alleine. Ich bin sicher, dass sich die Guimarães dafür interessieren werden, das kann gar nicht anders sein. Ich musste zugeben, dass das wahrscheinlich der Fall sein würde, da der Bruder des Condes die Ruinen der Burg von Guimarães ja bereits entdeckt hatte, und er, der Conde selbst, sogar überlegt hatte, eine Grabungskampagne dort vor Ort zu starten. Meinst Du, ich sollte doch noch etwas sagen –, lenkte ich nun ein. Babálu argumentierte noch den ganzen Abend auf mich ein, dass ich unbedingt alles den Guimarães erzählen müsste, es gebe einfach gar keine andere Möglichkeit.

Letztlich hatte sie mich davon überzeugt, und ich dachte, schließlich sind sie ja wirklich diejenigen, die als erstes von der Existenz und den Inhalten jener Briefe erfahren sollten. Sie waren die tatsächlichen Nachfahren Mumadonas und Hermenegildos und trugen bis heute den Namen Guimarães. Am nächsten Morgen, nach dem Morgencafé, sprach ich daher den Conde an, dass ich der Familie eine für sie vermutlich doch wichtige Mitteilung zu machen hätte, dass es aber gut wäre, wenn alle dabei anwesend sein könnten und wir ein wenig Zeit hätten, um über einige Dinge zu sprechen. Der Conde meinte, ob irgendetwas passiert sei. Ich beruhigte ihn, dass es nichts Gefährliches sei. Er

schlug vor, wir könnten das doch kommenden Sonntag nach dem Mittagessen besprechen. Ich fand das einen guten Zeitpunkt.

Am Sonntag dann, nach dem Essen und nachdem der abschließende Cafezinho serviert worden war, waren alle schon sehr gespannt, was ich denn nun zu sagen hätte. Minki konnte nicht an sich halten und fragte, ob es wohl etwas mit Babálu zu tun hätte. Ich sagte, das sei nicht direkt der Fall. Es handle sich vielmehr um eine Familienangelegenheit, welche sie, die Condes de Guimarães, betreffe. Die Spannung stieg nun nur noch weiter. Ich erklärte dann, wie ich mehr oder weniger zufällig in der Handschriftenbibliothek hier in Flúmina, im Archiv des frühen Minho und Douro, jene Kassetten mit Briefen vom Hof Mumadonas in Guimarães entdeckt hatte. Nun konnte ich erstmals das ganze Dokumentationsmaterial in der chronologisch richtigen Reihenfolge darlegen.

Ich begann daher damit, wie sich die beiden, Hermenegildo und Mumadona, beim Brunnen von São Mamede erstmals zufällig begegnet waren, wie es dort zu einem kurzen Duell mit dem Knappen und danach der Blickbegegnung zwischen Hermenegildo und Mumadona gekommen war, wie Hermenegildo dann mehr als dreißig Briefe geschrieben hatte, auf die er keine Antwort von ihr bekam, wie sie dann doch erstmalig kurz antwortete, zuerst mit ihrem "Ouvi", und in ihrem folgenden Brief mit dem "Olhei", wie danach eine Kaskade von nun wechselseitigen Liebesgeständnissen losbrach, und sie beide schließlich zu einer List greifen mussten, um einander in Braga wiedersehen zu können, wo er sie dann bat, ihn als ihren Mann zu nehmen. Und wie es dann wieder viele Briefe hindurch dauerte, bis sie einer Heirat zustimmte. Das weitere Geschehen der Hochzeit und der Entwicklung des Condado Portucale war ja innerhalb der Familie der Guimarães durch Familientradition und allgemeine Geschichtsschreibung bekannt.

Als ich hier endete, brach Applaus und Jubel unter den Anwesenden aus. Ich wurde als wahrer Held gefeiert. Minki rief,

– Wie ist das möglich, dass bisher niemand Unsere Briefe entdeckt hat? Das kann doch gar nicht sein –, meinte sie. Ich antwortete, dass Missachtung der Geschichte leider eher der Normalzustand als die Ausnahme sei. Die einzigen, die von den Briefen wüssten, wären der Custos, der aber den Inhalt der Manuskripte nicht kenne, und Babálu. Sie hatte mich nämlich bei der ganzen Recherche mit Geduld und Aufmunterung unterstützt. Sonst waren sie, die Familie Guimarães, nun die einzigen, die auch davon wüssten. Ob sie nun die Manuskripte bekämen, um sie hier auf dem Boa Vista lesen zu können, wollte Minki wissen. Ich sagte, dass ich das für unwahrscheinlich hielte. Sie lägen nicht zufällig in der Tiefe des sechsten Untergeschosses der Bibliothek von Flúmina, eben weil sie, ohne dass man ihren Wert wirklich erkannt hatte, dort aber doch in Sicherheit gebracht worden waren. Letztlich befänden sie sich im Besitz der Krone, eine solche Entscheidung könne daher nur der Vizekönig treffen. Außerdem sei alles in Altportugiesisch geschrieben, sodass es nicht so einfach zu verstehen sei.

Nun wollte Minki, lautstark von allen Anwesenden unterstützt, einen Originaltext hören. Irgendetwas von Mumadona selbst. Ich begann daher mit dem Brief, in dem sie Hermenegildo informiert, dass sie dem Plan nach Braga zu kommen zustimmt, und dabei nicht wenige Worte der Sehnsucht zu Pergament bringt, ja man könnte sogar sagen, Ausdrücke einer eigentlichen Begierde, wieder in seine Augen blicken zu können. Allerdings verstanden die Anwesenden kaum ein Wort des Textes, was doch zu einer gewissen Abkühlung der Begeisterung führte. Die Condessa meinte nun, es sei aber sehr schade, dass ich ihnen nie Babálu vorgestellt hatte, denn sie sei ja sozusagen Mitzeugin gewesen jener Ausgrabungen aus dem verborgenen Archiv. Der Conde wiederum fragte sich, ob es nicht möglich wäre, auch einmal das Grab der beiden aufzufinden. Es müsse ja auch dort irgendwo in São Mamede oder in Guimarães liegen. Eine Grabungskampagne dort sollte sich auch dies zum Ziel setzen. Ich

musste leider gestehen, dass die Dokumente im Archiv, so umfangreich sie waren, zur möglichen Grabstätte keine neuen Aufschlüsse boten. In der allgemeinen Freude meinte Minki nun, wir müssten die Entdeckung doch auch feiern, und das könnten wir mit dem vorzüglichen Sorvete de Jabuticaba machen, mit dem Eis, das sie erst kürzlich vom Einkaufszentrum Boa Lagoa mitgebracht hatte. Dies geschah dann auch so. Ich muss zugeben, mit dieser Empfehlung hatten Os Gêmeos, die fliegenden Fische, wirklich Recht behalten. Es war tatsächlich das beste Sorvete de Jabuticaba dieses Sommers.

Dienstag nach jenem Wochenende waren Babálu und ich wieder im Tanzkurs bei Leila und Jaime und danach in der Confeitaria Colombina. Ich berichtete, wie ich den Guimarães die ganze Geschichte meiner Entdeckung der Briefe erzählt hatte, wie sie geradezu maßlos erstaunt gewesen waren, aber eben auch stolz, dass sie nun so viel mehr über den Ursprung ihrer Familie wussten als zuvor. Babálu zeigte sich sehr erleichtert und meinte, es wäre einfach unmöglich gewesen, dies nicht zu berichten, irgendwie eigentlich ein Diebstahl, denn es ist nun einmal die Familie de Guimarães, die dieses Wissen zuerst bekommen sollte.

Tags zuvor war Vater Zolile operiert worden. Babálu war währenddessen anwesend gewesen und hatte ihn gleich nach dem Aufwachen sprechen können. Alles war gut verlaufen, und er war bereits wieder bei bester Stimmung. Er plante sogar ein Abschiedsfest in der Colombina zu veranstalten. Er meinte, nun könne er ja wieder essen. Ich fragte Babálu wie es denn nun weitergehen würde. Für gut eine Woche später hatten Miguel und ich den Flug nach Paulisto bereits gebucht. Wir mussten wieder in die Schule zurück. Babálu sagte, dass ihre Abreise noch nicht fixiert sei, aber doch allmählich in Sichtweite komme. Das Abschiedsfest, das der Vater in der Colombina geben wollte, würde wohl nach unserem Abflug stattfinden. Leider.

Als wir so dasaßen und sich das weitere Geschehen eher unklar und irgendwie traurig darstellte, sah ich am Eingang zur

Colombina plötzlich eine Dame eintreten, die mir von den Bewegungen her bekannt vorkam. Nach ein paar Schritten erkannte ich, dass es die Condessa de Guimarães war. Sie blickte sich in der Großen Sala etwas um, suchte offensichtlich jemanden. Als sie mich erblickt hatte, kam sie rasch und direkt an unseren Tisch. Ich konnte Babálu noch kurz zuflüstern, dass soeben die Condessa de Guimarães eingetroffen war. Da stand sie schon neben uns. Ich war inzwischen aufgestanden, aber sie bemerkte mich schon gar nicht mehr. Sie wandte sich direkt an Babálu, umarmte sie und sagte, – Du bist also Babálu, wie schön, dass ich Dich endlich kennenlerne. Ich wollte ja immer schon wissen, wer das Mädchen denn nun ist, die es geschafft hat, Lapis zum Tanzen zu bringen. Babálu bekam von der Umarmung kaum Luft und sagte nur, – Ja, ich bin Babálu. Oh, entschuldige bitte, sagte die Condessa, ich bin Melinda, Condessa de Róvere-Guimarães e de Portucale. Mir blieb der Mund offen. Ich wusste gar nicht, dass sie auch "de Portucale" waren. Es wäre also wirklich eine Schande gewesen, die Familie nicht über meine Entdeckungen zu informieren. Die Condessa fuhr fort, – Weißt Du Babálu, ich war ja nur zufällig gerade hier in der Nähe des Morro de Santo Antônio. Und wie ich so an der Confeitaria vorbeigegangen bin, ist mir eingefallen, dass ihr vielleicht gerade hier sein könntet. Und so war es wirklich. Was für ein Zufall, nicht?

Jetzt wandte sie sich an mich, ohne mich allerdings anzusehen. Was für eine Schande, Lapis! –, rief sie, so laut, dass sich die Nachbartische schon wieder umdrehten. Was für eine Schande, dass du uns Babálu nicht vorgestellt hast. Ich murmelte etwas von, es sei noch nicht an der Zeit gewesen und die Forschungen im Archiv wären nicht abgeschlossen gewesen. Ja, ja –, meinte die Condessa, – so sind sie, die Männer. Da macht er die aufwändigsten Forschungen in diesem Archiv und findet hunderte Liebesbriefe, aber auf das Wichtigste vergisst er. Schande, Lapis, Schande! Ich muss sagen, ich fühlte mich in

diesem Moment wie in einer Schule der Mütter vom Wertvollen Rat.

Ich hoffe, Du hast eine gute Zeit hier bei uns in Flúmina –, fuhr die Condessa zu Babálu fort. Ich habe von der Vizekönigin gehört, dass Dein Vater ihr ein neues Collier zusammenstellt. Ich bin ja schon so neugierig, dann das endgültige Ergebnis zu sehen. Stimmt es, dass das Zentrum von einem blauen Diamanten gebildet werden soll? Babálu bestätigte das. Wie wunderbar –, seufzte die Condessa. Es ist ganz wichtig, solche begabten Leute wie Euch hier bei uns in der Stadt zu haben. Nun, habt noch eine gute Zeit heute in der Colombina und dann in Flúmina. Jedenfalls geht es mir jetzt besser, wo ich Dich endlich gesehen habe. Du bist ja wirklich ein außerordentlich hübsches Mädchen. Und ich hoffe, dass sich Lapis ab heute besser mit Dir benimmt. Nun gab es nochmals eine große Umarmung für Babálu. Dann blickte sie mich das erste Mal an in dieser ganzen Konversation. Ich nahm ihre Hand zum Handkuss, was sie geschehen ließ, bemerkte dabei aber einen unwilligen Widerstand in ihrem Arm. Es war offensichtlich, dass sie einigermaßen unzufrieden war mit mir. Dann war sie nur noch von hinten zu sehen.

Das war die Condessa? –, hauchte Babálu, nachdem sie unseren Tisch verlassen hatte. Sie ist aber nicht glücklich mit dir gewesen –, ergänzte sie. Ich konnte nur antworten, dass sie jedenfalls mit meinen Ergebnissen aus dem Archiv und der neuen Information über die Vorfahren der Familie vergangenen Sonntag eben schon sehr zufrieden gewesen war. Und dass es mir leidtäte, dass ich sie, Babálu, auf Boa Vista nicht vorgestellt hatte. Babálu meinte, das sei nicht so schlimm, nun sei es ja dennoch passiert. Ich solle mir nichts daraus machen. Sie hätte in diesem Sommer in Flúmina derartig viele Leute kennengelernt und so viele Paläste besucht, dass es auf einen mehr nicht ankomme. Nachdem wir uns etwas von jener Begegnung entspannt hatten, bestellten wir noch zwei Brigadeiros und trösteten uns so mit Schokolade.

Als wir dann die Confeitaria verließen, war es draußen ein besonders angenehmer Abend. Die Temperatur war mild, nicht zu heiß, und das Leben war rege auf den Straßen. Tische standen auf den Gehsteigen. Man begrüßte einander laut und stieß an, mit Bier und Cachaça. Die Sonne war jetzt untergegangen. Babálus Haar glänzte wieder wie beim ersten Mal, als ich sie auf dem Quirichiquí kennengelernt hatte. War das noch ein Reflex der blauen Stunde oder schon die Nacht selbst? Die Farbe ihres Haares war wieder jenes beinahe Blau, das mir damals aufgefallen war. Sie war wirklich außerordentlich hübsch, wie auch die Condessa bemerkt hatte. Ich griff nun vorsichtig nach Babálus Hand. Zu meinem Erstaunen ließ sie das ohne jeden Widerstand geschehen. Kurz danach beantwortete sie meinen Vorstoß sogar mit einem leichten Händedruck. Wir kamen wieder an den Platz vor Santo Antônio. Ich schlug vor, die Treppen hinaufzugehen, wo wir schon einmal gesessen hatten, um ungestört zu sprechen. Oben setzten wir uns auf die Stufen und blickten auf den großen Platz zu unseren Füßen. Irgendwie war es klar, dass jetzt etwas passieren würde. Das Tanzen und alle die Geschichten von Mumadona und Hermenegildo hatten uns einander doch sehr nahegebracht. Ich sagte, – Was wirst du machen, nach meiner Abreise von Flúmina? Wirst du weiter in den Tanzkurs gehen? Vielleicht –, meinte sie, – aber nicht lange, denn mein Vater wird dann ja auch abreisen wollen.

Nach einer Weile sprach Babálu, – Lapis, siehst Du meine Fingernägel? Weißt Du, welche Farbe sie haben? Ich sah die Fingernägel, die wie immer blau gefärbt waren. Ich antwortete, – Sie sind blau gefärbt. Sie fragte, – Wirklich? Du findest, sie sind blau? Ich sagte, ja, das wären sie. Nach einer längeren Pause begann sie wieder, – Weißt Du, Lapis, meine Fingernägel, die sind nicht blau. Sie blickte dabei auf ihre Hände. Sie sind nicht blau. Die Farbe meiner Fingernägel ist Lapis-lazuli. Dabei hob sie langsam ihren Kopf, dann ihre Lider, und blickte mir direkt in die Augen.

Ich sah nun aus diesem dunklen Gesicht, während es mit der ebenso fast nachtschwarzen Hausmauer hinter ihm verschmolz, nur die weiß leuchtenden Augen auf mich gerichtet. In diesem Moment war plötzlich wieder jener Traum der ersten Nacht, nach der Entdeckung der Briefe, da. Darin hatte ich an eine hochgestellte Dame geschrieben, wobei meine eigene Handschrift derjeniger Mumadonas zum Verwechseln ähnelte. Zuerst hatte ich mit schwarzer Schrift auf weißes Pergament geschrieben, was aber danach unverständlicher Weise zu einem schwarzen Pergament mit weißer Schrift wurde. Zuletzt war das Wort "abgewiesen" sichtbar geworden. Dann war ich aufgewacht. Nun flimmerte vor mir nur noch das Weiß von Babálus großen Augen auf einem endlosen schwarzen Pergament. Babálu saß ganz aufrecht auf den Stufen. Sie bewegte sich nicht. Wie ich erst jetzt bemerkte, waren inzwischen weitere weiße Zeichen sichtbar geworden. Sie tauchten zwischen ihren Lippen auf, die sie nun leicht geöffnet hielt.

Unser Kuss muss minutenlang gedauert haben. Ich kann es nicht abschätzen. Die Zeit verschwand hier. Ich spürte nun zum ersten Mal, wie ihr Haar durch meine Finger glitt. Auch ihr Rücken hatte weite Regionen, die mir trotz des Tanzens erst jetzt bekannt wurden. Nach langen, sehr langen Küssen sank sie erschöpft auf meine Schulter. Dann flüsterte sie mir ins Ohr, – Lapisinho, weißt Du jetzt, was die Farbe meiner Fingernägel ist? Ich antwortete, – Ja. Lapis-lazuli. Sie haben genau die gleiche Farbe wie Dein Haar.

Die Condessa hatte recht gehabt, als sie damals versucht hatte, jenen Traum zu erklären, ohne doch seinen Sinn finden zu können. Es war tatsächlich nur eine Frage der Zeit gewesen, bis klar werden würde, was jener Pergamenttraum, weiß auf schwarz, bedeuten sollte. Ich sagte, – Wie schade, dass unser Tanzen bald zu Ende kommt. Eigentlich könnte es doch so weitergehen. Ja Lapis-lazulinho –, seufzte sie. Am Nachhauseweg im Taxi lag Babálu in meinem Arm. Die vorbeiziehende Stadt interessierte

uns heute nicht. Ich sah nur Babálu, abwechselnd ihr Weiß und ihr Blau, zwischen vielen weiteren Küssen dieser dunklen Nacht in Flúmina. Vor dem Quinta da Praia gab es noch einen letzten Kuss. Dann sagte sie, – Wirst Du mich anrufen, Lapisinho? Ich versprach es. Von der Eingangstüre des Hotels winkte sie nochmals zu mir zurück.

Unsere Tage in Flúmina waren bereits gezählt. Wir hatten noch zwei Tanzkurse. Beim letzten verabschiedete Leila uns vier, Isabelita und Miguel, Babálu und mich. Jaime kam auch zu uns und gratulierte uns zu den guten Fortschritten, die wir in den Tänzen gemacht hatten. Er meinte, vielleicht würden wir einander wiedersehen, zum Beispiel nächsten Sommer hier in Flúmina. Dann würden die Teilnehmer des Biénniums ja noch immer hier sein. Bei dem Custos der Bibliothek verabschiedete ich mich ebenso und räumte mein Safe dort. Er fragte, ob meine Forschungen erfolgreich gewesen wären, was ich durchaus bestätigen konnte. Ich hatte die Dokumente vom Hof Mumadonas durchgearbeitet, die Korrespondenz von ihr und Hermenegildo auswendig gelernt, und von den übrigen Briefen ihrer zahlreichen Verehrer einiges ebenso memorieren können. Bei den Guimarães gab es ein großes Abschiedsessen, auch Isabelita und Minki würden demnächst wieder nach Buenas Aguas an die Schule gehen. Die Condessa hatte sich inzwischen über mich beruhigt. Dann war auch in der Colombina der letzte Abend gekommen. Babálu und ich hatten noch einmal Chá completo wie am Anfang. Sie fragte mich, ob ich ihr schreiben würde, was ich ihr versprach. Unsere Lage war nicht so klar wie zwischen Mumadona und Hermenegildo. Ich mochte sie sehr. Aber wir waren zu jung für irgendetwas Definitives. Ich verabschiedete mich nicht einmal persönlich von ihrem Vater, ließ sie nur meinen Gruß ausrichten. Ich hätte auch nicht recht gewusst, was ich ihm sagen hätte sollen, denn das Ende war schmerzlich, aber ohne Alternative. Wir verabschiedeten uns voneinander in einem

Seitentrakt der Halle des Quinta da Praia. Sie weinte. Ich war knapp daran, es auch zu tun.

Nächsten Morgen hatten Miguel und ich den Flug nach Paulisto. Wir bedankten uns bei den Guimarães. Die Töchter würden am Abend abfliegen. Der Conde brachte uns noch mit dem Helikopter zum Flughafen. Wir passierten nochmals den Torre de Belém, auch die Kuppel über der Bibliothek war zu sehen. Jener besondere Sommer in Flúmina war für uns zu Ende.

Gregor Brilt

Brasilianische Notizen

Zweites Buch

Intelligibler Roman

TOMOS B' – ZWEITES BUCH

῞Εν ἐστιν ἔγκλημα νῦν σφοδρῶς ἐκδικούμενον,
ἡ ἀκριβὴς τήρησις τῶν πατρικῶν παραδόσεων.

Ho mégas Basíleios, Epsitolé 243

Montag begann die Schule in Paulisto. Es ging wieder los mit dem üblichen Unterricht. Ich muss sagen, dass all die Begegnungen in Flúmina meinen Horizont geweitet hatten. Sie hatten auch einen positiven Einfluss auf mein Verständnis der Sprachen gehabt. Die Geschwister Mornov erlebt zu haben, und auch Prinzessin Lakshmi, gab wirklich neue Einblicke in diese Kulturen und Sprachen. Bald schrieb ich einen kurzen Brief an den Conde de Montesalvo und berichtete, dass ich nun in Paulisto zurück sei. Wenig später kam die Antwort mit einer Einladung für den übernächsten Samstag.

An besagtem Tag kam ich in das Bairro de Montesalvo, dessen Zentrum eben der Palazzo der Familie darstellt. Es ist ein typisches Familienhochhaus mit, ich glaube, mehr als zwanzig Stockwerken. Es dient nur als Wohnhaus der Familie, ist also frei von Firmenbüros oder sonst einer Fremdvermietung. Es ist, wie die meisten Familiensitze in Paulisto, architektonisch aufwendig gestaltet und zeigt eine hohe, lichte Eingangshalle zur Straße. Über dem Eingang steht das Familienwappen, ausgeführt in

einem buntglitzernden Mosaik aus Halbedelsteinen des Landes. An der Nordwestseite, also in Richtung des Nachmittagslichts, befinden sich die großen Salons, die in den oberen Stockwerken zweigeschossig ausgebaut sind. Wie ich schon früher erwähnte, gibt es in diesen Salas de Estár meist auch Gewächshausinstallationen, welche ein Stück Landschaft des Landsitzes der jeweiligen Familie hier in der Stadt verwirklichen. Auch bei den Montesalvos habe ich das dann gesehen, sie hatten hier beinahe einen Urwald mit hoher Luftfeuchtigkeit, in dem sie sogar tropische Schmetterlinge züchteten.

Nach Betreten der großen Eingangshalle wurde ich in den siebzehnten Stock begleitet. Dort befinden sich die Wohn- und Repräsentationsräume der alten Condes de Montesalvo. Er, Teodóro, und seine Frau empfingen mich dort. Ich war erstaunt, dass sonst niemand eingeladen war. Zunächst gab es etwas zu trinken. Der Conde wollte wissen, wie es noch in Flúmina gewesen war, in jenem vergangenen Sommer. Ich berichtete von den vielen guten und interessanten Kontakten, die ich dort gehabt hatte, natürlich auch vom Tanzkurs und den umfassenden Instruktionen durch Marquesa Leila und Prinz Jaime. Eine wesentliche Neuigkeit für mich in diesem Sommer war es eben gewesen, eine ganz andere und neue Art von Lernen erlebt zu haben, als wir es bisher in der Schule gewohnt waren.

Dann kam Conde Teodóro auf das Thema. Wie es denn mit Koptisch ginge, wollte er wissen. Ich bestätigte, dass der Unterricht soeben wieder begonnen hätte, bei Pai Antónios in der Schule der Väter vom Berge. Er sei ja ein Spezialist des Koptischen und der koptischen Kultur überhaupt, was den Unterricht bei ihm sehr interessant mache. Der Conde antwortete, dass wir bald zu Mittag essen würden und nur noch auf einen weiteren Gast warteten, der eben ein Freund von Pai Antónios sei. Ich wunderte mich nun doch, dass ein Freund von Pai Antónios eingeladen worden war. Aber vermutlich würde er ein weiterer Spezialist des Koptischen sein. Mir war noch immer

reichlich unklar, weswegen sich der Conde so sehr für Koptisch interessierte und engagierte. Mittelägyptisch ist die Heimat der Edlen. Und natürlich war diese Sprache und Kultur auch hier im Palazzo Montesalvo beheimatet. Aber das war offensichtlich nicht das Thema, das Conde Teodóro beschäftigte. Sondern es ging ihm um die deutlich spätere Sprachstufe in Ägypten, um die kritische Zeit, in der das pharaonische Erbe an Glanz verliert, Ägypten in einen Dialog mit Hellás eintritt, der von Seiten der Griechen eher als Monolog geführt wird, und in der die Ägypter eine neue Identität entwickeln, die den Rest der Welt erneut bis ins Tiefste prägen sollte. Davon sollte ich an jenem Samstagnachmittag mehr erfahren.

Wenig später kam dann jener Freund von Pai Antónios herein. Offensichtlich war er ein anderer Pai. Der Conde stellte ihn als Pai Arsénios vor. Er hatte einen großen weißen Bart, ähnlich wie der Conde. Er verneigte sich vor uns, auch vor mir. Dann können wir essen gehen –, forderte uns der Conde nun auf. Pai Arsénios sprach ein Segensgebet. Danach wurde serviert. Das Essen war eher einfach. Suppe und Brot. Kein Alkohol. Danach ein paar Früchte. Nun erklärte der Conde, dass Pai Arsénios bei ihnen im Palazzo der Familie wohne. Wie sich nun in seinen weiteren Erklärungen herausstellte, gab es offensichtlich in diesem Palazzo eine kleine Wohngemeinschaft von Mönchen, die von der Familie Montesalvo beherbergt wurde. Ich würde das, was sie Skéte nannten, nach dem Essen besichtigen können. Es handle sich um eine Gemeinschaft von fünf Mönchen, die in den obersten Stockwerken des Gebäudes ihre Lebensräume hätten, die sie praktisch nie verließen. Das Äußerste war ein Besuch des Vorstehers, Pai Arsénios, hier in den Räumen der Condes. Nur er, der Géron, als Ältester der Gemeinschaft, verließ die Skéte. Die anderen blieben stets dort verborgen.

Und Du studierst Koptisch? –, fragte mich Pai Arsénios. Ich sagte, dass ich die Grundbegriffe beherrschte. Nun –, meinte Pai Arsénios, – wir versuchen hier zu leben, so wie die ersten Mönche

in der ägyptischen Wüste lebten. Wir denken, die Wüste gibt es überall dort, wo es schwierig ist, sich als Mensch zu orientieren. Da sind wir in Paulisto genau richtig, oder? Ich musste lachen. Er fuhr fort, – Aber natürlich, es gibt Unterschiede, zwischen der Wüste in Ägypten und der in Paulisto. Zum Beispiel gibt es hier viel mehr Menschen. Aber der Conde ermöglicht es uns, hier dennoch in Abgeschiedenheit zu leben. Wie bewohnen den Hof in den obersten drei Stockwerken des Palazzos. Dort haben wir unsere Skéte. Ich fragte, welchen Hof es da gebe. Er erklärte, ja, das sähe man dem Hochhaus von außen nicht an, und deswegen sei es weithin auch unbekannt. Aber die obersten drei Stockwerke bildeten innen einen Hof. Dort hätten sie ihre Kapelle und die einzelnen Kellía, das wäre je ein kleiner Wohnraum für jeden der Mönche. Der Innenhof sei nur zum Himmel offen, und sie lebten nur mit dem Tageslicht, bei Bedarf auch mit Kerzen. Aber sie kämen ohne Elektrizität aus. Gekocht würde sowieso wenig, das dann eben auf offenem Feuer. Sie lebten die Gebetszeiten und würden die heiligen Texte auswendig lernen. Das sei die Struktur ihrer Tage. Dazwischen verdienten sie sich das Nötigste, indem sie Schuhreparaturen machten. Sie würden von Schustern beliefert werden. Ihre Reparaturen seien äußerst geschätzt bei den Kunden, die glaubten, die Schuster selbst würden das machen. Aber sie seien zufrieden, dass sie als die tatsächlichen Handwerker unbekannt blieben. Und im Übrigen kämpften sie mit den Dämonen. Das sei der wohl schwierigste Teil ihrer Arbeit.

Ich fragte, etwas naiv, – Wie sehen denn die aus, die Dämonen? Letztlich wie wir alle –, antwortete Pai Arsénios, – sie sehen uns zum Verwechseln ähnlich. Es käme darauf an, in sich selbst erkennen zu lernen, was die subtilen Unterschiede seien, zwischen der richtigen Haltung und ihrer fast genauso aussehenden, aber boshaften Kopie. Man müsse das letztlich sozusagen schmecken. Aber es gehe ihnen, den Mönchen, da genauso wie ihren großen Vorbildern aus Ägypten. Man komme zu keinem Ende in dieser Forschung. Was immer man lernt und

was immer man irgendwie als überwunden glaubt oder tatsächlich auch überwunden hat, wenig später kommt eine neue Herausforderung, und mit ihr eine neue Falle. Oft erkennt man die nächste Hürde lange Zeit gar nicht. Manchmal ist es sogar zu spät für die richtige Reaktion. Dann hat man sich an irgendetwas Seltsames bereits gewöhnt, findet es sogar positiv. In solchen Fällen sei es besonders schwierig, wieder rein zu werden. Das sei nämlich ihr Ziel. Aber sie wüssten, dass sie das kaum je erreichen könnten, bestenfalls in Ansätzen. Jedoch spürten sie, dass ihr Kämpfen unterstützt werde. Es sei nicht sinnlos, an dieser Unmöglichkeit zu arbeiten. Der Himmel, den sie täglich über dem Hof ihrer Skéte sähen, helfe ihnen immer wieder dabei.

Wir waren nun mit den Früchten fertig. Conde Teodóro meinte, wenn ich wollte, könnte ich mit Pai Arsénios hinauf in die Skéte gehen. Es wäre sicher für mich interessant zu sehen, wie die Mönche dort lebten. Der Pai führte mich also hinauf. Ich war tatsächlich neugierig zu erfahren, wie das alles wohl aussehen würde. Wir kamen zum Eingangstor, das, wie mir Pai Arsénios erklärte, der einzige Eintritt zur ganzen Skéte war. Dahinter gab es einen kleinen Vorraum, durch den man in den Innenhof gehen konnte. Es war tatsächlich, wie er es beschrieben hatte. Der Innenhof war drei Stockwerke hoch, nach oben hin sah man nur den Himmel. Zum Hof hin waren kleine Fenster der Kellía sichtbar, dort wohnten offensichtlich die Mönche. In einer Ecke des Hofes gab es eine Wendeltreppe, welche die drei Stockwerke verband. Auf dem Eingangsniveau gab es eine Kapelle. Auch sie war, wie alles hier, recht klein. Es war eher dunkel in ihr, vorne brannte ein Öllicht. Es gab Bilder der Protagonisten, der Vorbilder, die in Ägypten gekämpft und gesiegt hatten. Im obersten Stock gab es einen Schreibraum. Da würden sie die alten Manuskripte abschreiben. Das helfe, diese besser zu verstehen, sowohl sprachlich als auch inhaltlich. Außerdem könnten sie diese dann auch verkaufen.

Auf meine Frage, warum die ganze Einrichtung Skéte heiße, erklärte Pai Arsénios, das sei der alte Name für eine solche Gemeinschaft. Ursprünglich, in Ägypten, hätten sich die ersten Mönche zu so kleinen Gruppen zusammengetan. Es war schwierig, zum Teil auch gefährlich, ganz alleine zu leben. Eine strenge Gemeinschaft war auch nicht günstig für alle. So entwickelten sich lose Verbände derer, die alle das gleiche Ziel hatten: Vervollkommnung. Man half sich, soweit es nötig war, und hielt Abstand voneinander, soviel es möglich war. Sie, Arsénios und die anderen, hätten hier ihre Zuflucht gefunden. Der Conde de Montesalvo ermögliche ihnen das. Auch wenn sie rein wirtschaftlich autosuffizient seien, sei es doch nur möglich, hier zu leben, weil er und seine Familie das schätzten. Es gebe solche Skéten auch noch in anderen Familienpalazzi, immer als Innenhof in den obersten Stockwerken. Das sei von außen nicht erkennbar, und daher sei es den meisten Paulistos auch unbekannt. Aber diese Familien würden das schätzen. Und wer irgendwie ernsthaftes Interesse zeige, könne solch ein Skéte auch besuchen. Sie, die Mönche, hätten eigentlich nichts Besonderes zu bieten. Deswegen seien sie froh, dass ihre Anwesenheit weithin unbekannt sei. Das einzige, worin sie wirklich erfahren seien, wäre das Wissen über so ziemlich alle Katastrofen, die dem Menschen widerfahren könnten. Das lerne man alles kennen, wenn man nur ein kleines Kellíon zum Wohnen hat und ansonsten mit dem Himmel auskommen muss.

Ich wollte nun wissen, ob sie hier viel studierten und was sie über all die Meditationszustände dächten, die sonst wo geübt werden, im Himalaya oder in den verschiedenen Labors der Psychonauten. Pai Arsénios antwortete, – Wir sind hier sehr einfach in diesen Dingen. Es ist nicht, dass wir nichts darüber wissen. Aber wir sind keine Techniker. Wir machen das, was die ersten ägyptischen Mönche in den Wüsten getan haben; in der Gegend der Skétis, in der es viele solche Skéten wie die unsere hier gegeben hat, und in der Thebaḯs, bei der Stadt Theben weiter

im Süden Ägyptens. Die Griechen haben dieses Leben von uns gelernt und kopiert. Dann haben sie auch viel Technik, ihre berühmte téchne, hineingebracht. Ich sage nicht, dass das falsch ist oder auch nur irgendwie schlecht. Es hat sogar etwas Gutes. Denn mit zunehmendem Alter braucht der einzelne Mensch, genauso wie die Kulturen im Allgemeinen, immer mehr Technik. Das, was anfangs ganz einfach geht, ist später massiv bedroht. Gerade die guten Dinge. Dann muss man dieses wertvolle Erbe mit technischen Mitteln sichern, ausbauen, in sich selbst verdichten, denn sonst verschwindet es einfach. Das tiefe Wissen und Können des Anfangs würde sonst nämlich vom oberflächlichen Reichtum verdrängt, der seinerseits aber überhaupt nur durch dieses Wissen und Können des Anfangs möglich geworden war. So ist der Mensch. Solange er jung ist, interessiert ihn vor allem das Wesentliche. Wenn er das Wesentliche einigermaßen erlernt hat, kauft er sich damit eine Menge von tollen Dingen, die es ihm dann verunmöglichen, sein ursprüngliches Leben, das er in der Jugend gelernt hat, überhaupt noch zu leben. Wir nennen das das Gesetz der Selbstfesselung. Da ist es dann gut, wenn die Ursprünge wenigstens in einer Technik am Leben gehalten werden. Man geht dann sozusagen ins Fitnesscenter, statt auf die großen Bergtouren, die man als Siebzehnjähriger gemacht hat. Immerhin. Mais que nada.

Noch besser ist es aber, wenn man trotz all der Dinge, die man im Lauf des Lebens gemacht hat, immer noch weiß, wo und wie es auf eine richtige Bergtour geht. Wo es das echte Leben gibt. Das Leben der Kinder. Die Griechen, wie gesagt, haben viel geleistet, dass dieses Ursprungswissen wenigstens nicht ganz verschwunden ist, durch die lange Zeit der Menschheitsgeschichte. Und irgendwo hilft das auch uns, die wir hier versuchen, das koptische Wissen zu leben. Daher kommt auch der griechische Name für unsere Skéten hier in Paulisto, ta Metéora, die in der Luft Schwebenden. Also, wir anerkennen, was die Griechen in unserer Nachfolge geleistet haben.

Was die reine Technik in diesen Dingen anbelangt, haben die Inder diese sogar noch weiter entwickelt als die Griechen. Und es ist beeindruckend, was sie hervorgebracht haben. Wir hier und unsere Brüder auf dem gemeinsamen Weg, wir erwarten noch viel von Indien. Wir denken, dass sie noch einiges leisten werden, um den Menschen Wege und eben auch Techniken zu lehren, wie sie aus ihrer wunderbaren Selbstfesselung auch wieder herausfinden können. Je länger die Geschichte fortschreitet, desto wichtiger ist auch das. Du brauchst Dir nur Paulisto ansehen, wie sehr alle hier gefährdet sind, in dieser oder in jener Nebensächlichkeit ein ganzes Leben zu verbringen. Richtig eingesetzt, kann die indische Distanzierung von allem diesem Geglitzer des oberflächlichen Lebens sehr heilend sein. Die Inder verfügen über Entfremdungen, die Sinn machen können.

Trotzdem. Nichts ist besser als das Original. Ich sage nicht, dass wir hier das Original besitzen. Wir streben ihm nach. Ich denke aber, dass sich die Ägypter der Wüste wahrscheinlich am meisten für dieses Original interessiert haben. Und das haben sie mit der Direktheit und Unbeirrbarkeit von Kindern gemacht. Sie ließen sich nicht ablenken von der Möglichkeit, in all das auch Techniken hineinzubringen. Das gibt uns, in den Augen mancher, ein naives Aussehen. Damit muss man leben können. Und leider wurde unsere Tradition wirklich auch marginalisiert. Die Griechen haben da nicht ihre höchsten Charakterstärken ausgelebt. Dass sie den Kopten dann erklärt haben, dass sie irrgläubig seien, dass sie die wesentlichen Dinge zwischen Himmel und Erde nicht verstünden oder verdrehten, das war nicht nur nicht korrekt, sondern auch irgendwo dumm. Denn neben all ihren wunderbaren Techniken hätten die Griechen eben auch an der Einfachheit arbeiten müssen. Hier gibt es nämlich noch ein anderes Gesetz, das lautet so: Über die lange Zeit ist das Einfache wesentlich schwieriger als das Komplizierte. Das haben die Griechen nicht so recht erkannt. Und statt es zu erkennen und hart daran zu arbeiten, haben sie dieses Gesetz und die

Wirklichkeit, die es beschreibt, für unlogisch erklärt. In der Folge haben sie das Einfache weithin verloren. Das Einfache ist nicht das, was leicht zu tun ist. Das Einfache ist das, was wir als Kinder, und zwar als kluge Kinder, als richtig erkennen. Es ist einfach, weil es nicht irgendwelche anderen Erklärungen braucht, sondern direkt einsichtig ist. Das, was klugen Kindern als richtig einsichtig ist, ein Leben lang durchzuhalten, ist aber äußerst schwierig. Und auch die beste Technik hilft einem dabei überhaupt nicht.

Ich sah dann noch die Werkstatt für die Schuhreparatur. Sie hatten da auch einige Maschinen, aber alles ging nur mechanisch, ohne Strom. Sie mussten gute Handwerker sein, und wahrscheinlich war es das, was die Kunden an ihrer Reparatur schätzten. Dann sagte Pai Arsénios, dass er nun ein wenig in die Kapelle gehen würde. Wenn ich wollte, könnte ich noch dableiben, wie es mir eben gefiele. Ich setzte mich hinten in die Kapelle, die freilich nicht sehr groß war. Pai Arsénios begann mit Verbeugungen vor den Bildern und rezitierte dann murmelnd Texte, die ich nicht verstehen konnte. Nachdem er einiges gesprochen hatte, setzte er sich, und es wurde still. Nach einer Weile begann er tief zu atmen, sehr regelmäßig. Er saß ganz ruhig und machte sonst keine Bewegung. Ich bemerkte, dass er nun offensichtlich dasselbe tat oder in demselben Zustand war, wie damals Prótopai Anachoretés in der nächtlichen Kapelle der Schule in Petrolina. Er war genauso mit nichts Bestimmtem beschäftigt. Und genauso eben nicht einfach leer. Er saß lange so da. Es passierte einfach nichts. Schließlich beschloss ich, nun die Skéte zu verlassen. Ich ging aus der Kapelle hinaus und dann durch das Tor der einzigen Verbindung nach draußen. Im Salon traf ich nochmals auf Conde Teodóro. Er fragte, wie es gewesen sei. Ich sagte, sehr interessant und ich hätte eine Menge gelernt, wenn auch nicht alles verstanden. Der Conde meinte, ich könne gerne wiederkommen, ich bräuchte mich nur kurz davor zu melden.

Miguel und ich waren nun also wieder in Paulisto. Er erzählte mir, wie er jeden zweiten Tag nach Buenas Aguas telefonierte, um mit Isabelita zu sprechen. Sie hätten einander so viel zu sagen, und es sei wunderbar, dass es trotz der Entfernung wenigstens das Telefon gebe. In der Bildmaschine könne man ja alles fast ganz genauso erleben wie in Wirklichkeit. Isabelita hätte dieses Jahr auch mit einem Französischkurs begonnen. Der eigentliche Auslöser dazu sei Babálu gewesen, denn sie hatte immer ihre Lehrbücher des Französischen mit dabei. Und außerdem wäre Isabelita sehr davon beeindruckt gewesen, wie Babálu in den Tanzpausen mit Grigorij Sergejewitsch Mornov dann immer so elegante Konversation machen konnte. Das wolle sie auch lernen.

Ich rief Babálu auch einmal an. Sie waren bereits zurück in Malandéde, in Moçambique. Man sah und hörte alles, in der Bildmaschine. Aber es war eben doch keine persönliche Anwesenheit. Wir sprachen ein wenig. Dann winkten wir einander zu und sandten uns Küsse. Aber es war eigentlich ziemlich traurig. Ich verstand dabei, warum die Adeligen immer so endlos viel herumfliegen. Die persönliche Präsenz ist durch keine Technik zu ersetzen. Ich sagte dann, dass ich schreiben würde. Ich hoffte, das wäre besser. Eine Reduktion nur auf die Wortsprache, als Eingeständnis der Limitiertheit, aber gleichzeitig als Konzentration auf Wesentliches. Aber auch das Schreiben gestaltete sich schwierig. Auch darin waren wir nicht Hermenegildo und Mumadona. Selbst wenn sie es anfangs vielleicht noch nicht klar gewusst hatten, so waren sie doch dazu bestimmt gewesen, das Condado de Portucale zu führen. Unsere Bestimmung war da weit unklarer.

In der Schule der Väter vom Berge in Paulisto gab es eine ziemlich gute Bibliothek. Sie wurde vor allem von den Lehrenden genutzt, stand aber auch den Schülern offen. Ich ging nun wiederholt zu den Sanskrit-Regalen. Es gab viel Literatur da. Obwohl es natürlich nur ein winziger Bruchteil der gesamten, existierenden Literatur aus Bhárat war. Ich habe es schon gesagt,

die Fülle dieser Literatur kann erdrückend sein, niemand kann das alles lesen. Aber vielleicht ist das Teil der Lehre. Es wird alles geboten, und das in tausendfacher Wiederholung. Der Effekt ist, dass zunächst, und das heißt lange Zeit, alle Kräfte auf Hochtouren gebracht werden. Das alles muss einmal gelesen werden, dann verstanden, dann wiederholt, dann gelebt, dann vielleicht in variierter Form neu entdeckt und neu aufgeschrieben werden. Letztlich führt das alles, was hier durchlaufen wird, zu einer Gleichförmigkeit, vielleicht sogar Ermüdung in den endlosen Abläufen. Alle Kräfte des Menschen laufen dabei heiß. Und wenn Rückenmark und Gehirn dabei nicht abbrennen, was allerdings auch vorkommen kann, dann kommt irgendwann der Punkt, wo das Unendliche in ein Staubkorn implodiert. Das, was viel zu viel war, wird in einem Augenblick zum Nichts. Wenn man das gesehen und durchlaufen hat, hat man alles gesehen. Das Alles wurde zum Nichts, und aus dem Nichts wurde wieder alles. Dann gib es nichts mehr, worüber man sich aufregen müsste. Das ist auch ein Weg, um zum citta vritti nirodhah zu kommen, zur Ruhe in den Geistesbewegungen, die ja weithin als das Ziel in Bhárat gelehrt wird. Die Fülle der indischen Literatur macht es möglich, alleine in ihr diesen Zyklus zu durchlaufen.

Aber die Literatur ist nur ein Weg, um diesen Zyklus zu erleben. Er gibt unendlich viele andere; das Atmen, die Körperübungen, den Tanz, die ganzen Formen der übrigen Künste, letztlich jede menschliche Tätigkeit. Und tatsächlich kann ein Zustand erreicht werden, indem die Existenz des Menschen dem gesamten Kosmos gegenübertreten kann. Ich habe schon jene sinnvolle Entfremdung erwähnt, die Bhárat lehren kann. Im Allgemeinen ist Entfremdung ja nicht etwas, was als positiv angestrebt wird. Gleichzeitig erleben wir irgendwann mit dem Erwachsenwerden unvermeidlich Entfremdungen. Die Heimat, was immer das gewesen sein mag, ist nicht mehr da. Die Dinge sind nicht mehr so einfach, wie wir sie als Kinder erlebt haben. Und jedenfalls können wir sie nicht mit der Einfachheit leben und

verwirklichen, in der wir sie ursprünglich gesehen haben. In dieser weithin unvermeidlichen Entfremdung kann das eingeübte Training der indischen Tradition eine Meta-Entfremdung bieten; eine Entfremdung von der Entfremdung. Alles, was sowieso schon fremd geworden war, wird dadurch absolut fremd. Einfach alles wird fremd, auch der Rest, der einem noch nahe schien. Und dann kommt wieder dasselbe Ereignis, das ich schon beschrieben habe: das Zuviel implodiert, wird Nichts, aus dem Nichts wird wieder Alles, und die Aufregung hat keinen Platz mehr im Leben. Die Blicke nicht weniger der weisen Männer Bhárats zeigen diesen endlosen Augenblick. Eine Ruhe, die nicht mehr erschüttert werden kann. Eine Losgelöstheit von den endlos variierenden Ereignissen, die an alle dem nicht mehr haftet. Diese Blicke haben dann auch eine gewisse Glasigkeit in sich. Oft weiß man nicht so recht, ob in den beeindruckenden Körperpositionen und Kunststücken, die erreicht werden, auch wirklich noch jemand zuhause ist. Die Frage danach, wer hier noch anwesend ist, ist manchmal schwierig zu beantworten. Dem ganzen Kosmos die Hand zu geben, kann anstrengend sein.

Soll man alles studieren? All diese Regale hier in der Bibliothek der Schule? Und danach dann noch viel mehr? Ist das die Verwirklichung eines Studium Generale? Was man Bhárat wirklich lassen muss: es kann die Perversionen ad absurdum führen. Ich meine das nicht zynisch. Den Perversionen entkommen wir kaum, irgendwo und irgendwann beißen sie einen jeden von uns. Aber Indien weicht davor nicht zurück. Die Empfehlung ist, nicht aufgeben und durchgehen. Durch alles. Nichts wird ausgelassen. Es schien mir auch, dass das Indiens Antwort auf Mesopotamía wäre. Was auch immer an Perversion und Dependenz auftauchen würde, die Bosheit darin, die den Menschen süchtig zu machen sucht, könnte durch ausdauernde Zähigkeit und Wandern bis ans Äußerste überwunden werden. Am Ende kommt die Erlösung. Das ist es, was mir als sinnhafte Entfremdung erschien.

Die Frage aber, die sich mir danach noch stellte, war, ob es in alledem, was so oder so in endlosen Variationen und in unzähligen Wiederholungen bis zum äußersten durchlaufen wird, ob es darin nicht auch etwas Bestimmtes gebe. Dieses oder jenes, was es wert wäre, gewählt zu werden. Nicht aus subjektiver Sentimentalität oder individueller Begabung. Sondern als etwas, das universellen Wert hätte. Gibt es wirklich nichts im gesamten Kosmos, das letztgültig wäre? Bhárat schien das zu verneinen. Dort gab es nichts, das zuletzt nicht implodieren würde. Selbst Samadhi, die letzte Erleuchtung, der Gipfel allen Yogas und allen Vedas, alles das sollte letztlich vergehen, soll eigentlich verlöschen, wie der genaue Ausdruck dafür ist. Die Hoffnung stirbt zuletzt –, wird gerne behauptet. Nach der Hoffnung stirbt noch die Bosheit –, schien mir Indien zu sagen. Immerhin. Die Bosheit disziplinieren zu können wäre ein hohes Gut. Indien hatte zweifellos ein solches Potential. Nach alledem bliebe dann nur noch das subtile Rauschen des Kosmos, das mit milden und distanzierten Augen betrachtet würde. War das Móksha? War das das letzte Ziel der Erlösung?

Das vorletzte Schuljahr brachte zunehmend Diskussionen, wer was nach der Schule machen würde. Viele wollten ein Studium an einem der Hochschulinstitute machen. Einige dachten an eine Militärkarriere. Andere wollten Finanzkurse machen und möglichst schnell reich werden. Die meisten wollten in Brasilien bleiben, allenfalls eine Zeit im Ausland studieren, dann aber wieder zurück, um letztlich hier zu leben. Mein Plan war es, irgendwie ein Studium zu finanzieren, in dem ich den Sprachen weiter nachgehen könnte und gleichzeitig Geschichte studieren würde. Ich war nicht davon überzeugt, dass dafür Brasilien der beste Ort wäre. Meine bisherigen Interessen hatten den brasilianischen Rahmen ja schon deutlich überschritten.

Insofern kam mir eine Anfrage der Schulleitung der Väter vom Berge ziemlich recht, als mir vorgeschlagen wurde, ich könnte mich anmelden, um einen Stipendienplatz für das letzte

Schuljahr zu bekommen, und zwar nicht in Paulisto, sondern in Sebastópol. Die Väter boten dies wenigen Schülern an, die gute Erfolge gezeigt hatten, und bei denen zu erwarten war, dass sie ein Studium aufnehmen würden, für das Sebastópol aus diesem oder jenem Grund der geeignetere Ort wäre als Brasilien. Die Zusatzkosten dafür würden sogar von der Schule getragen werden. Das waren vor allem Reisekosten und die etwas höheren Lebenskosten in der Hauptstadt der Autokratoría. Ich meldete mich also. Mein Fall wurde analysiert, und ich kam auch zu einem Interview. Ausschlaggebend war dann, dass mein Plan, mithilfe meiner Sprachkenntnisse eine Anstellung zu suchen, präferentiell irgendwo im Staatsdienst, um damit ein Studium zu finanzieren, als realistisch und unterstützenswert eingestuft wurde. Mit profunden Kenntnissen des Griechischen als der Verwaltungssprache war ein guter Grundstein gelegt. Die anderen Sprachen würden aber ebenso von Bedeutung für eine Anstellung sein können, da in der Hauptstadt und insbesondere in der Verwaltung jede Menge von Übersetzern gesucht war, insbesondere aber Leute, die nicht einfach nur übersetzen konnten, sondern profunde Kenntnisse der kulturellen Hintergründe hatten und auch bereit waren, diese auszuweiten. Interessanterweise kam da auch wieder Koptisch in den Blickpunkt, denn die Väter meinten, das prädestiniere mich zu einer Tätigkeit in der Hofadministration. Die Logik dahinter war, dass, aus einer linguistischen Sicht, Koptisch als das Tor zur ägyptischen Sprache angesehen wird, welche ihrerseits wiederum die Sprache des Hofes ist. Nach einigen Abklärungen war es dann soweit, ich hatte die Zusage, dass ich nächstes Schuljahr nach Sebastópol gehen würde.

Das weitere Schuljahr war demnach den Vorbereitungen für die Übersiedelung gewidmet. Ich wurde in der Schule in Sebastópol offiziell angemeldet. Nachdem in der Hauptstadt kein oder jedenfalls im Allgemeinen kaum Brasilianisch gesprochen werden würde, verstärkte ich meine Lese- und Sprechaktivitäten

des dort allseits präsenten *Mundes*. Ich konnte ihn natürlich problemlos sprechen, wollte mich aber doch wendiger und aktueller darin machen, denn die letzten Jahre waren, jedenfalls in der Umgangssprache, vom Brasilianischen dominiert gewesen. Das hieß verstärkt Tagesinformationsmedien zu konsultieren und die neuesten Formen des Sprachausdrucks zu beobachten.

Das Jahr verging schnell. Wie sich inzwischen herausstellte, würde Miguel in Paulisto verbleiben. Ihm war das auch recht so, denn das hieß näher bei Isabelita bleiben. Den darauffolgenden Sommer verbrachte ich nicht in Flúmina, sondern in Campos Secos. Ich wollte nochmals im Sertão und am São Francisco sein. Und natürlich mit meiner Familie. Im Allgemeinen hatte sich in Campos Secos nicht viel verändert. Es gab nach wie vor die Kirche und die Lanchonete, wo es das köstliche Lamm zu essen gab. Und den kleinen Laden. Mein Vater ritt jetzt schon seltener mit dem Vieh aus, das machte nun vor allem Manoel. Die Großmutter blieb nur noch im Haus und kochte auch kaum mehr. Ich ritt wiederholt nach Penha, zum einen, um Seu Fabiano zu besuchen, und zum anderen, um Manoel ein wenig zu helfen. Der Barão war sehr zufrieden mit meinen Fortschritten in der Schule und besonders damit, dass ich das Stipendium nach Sebastópol bekommen hatte. Einmal war ich auch zum Essen eingeladen. Dona Cecilia wollte dabei wissen, wie mir das Adelsbiénnium gefallen hätte und ob ich Tanzen gelernt hätte. Ich bestätigte, dass alles sehr interessant gewesen war. Lucimár brach das Schweigen und fragte, ob meine dunkle Tanzpartnerin wirklich so gut tanzen könnte, wie sie gehört habe. Ich widersprach diesem Gerücht nicht.

Ende Januar flog ich nach Paulisto, um dort noch zwei Tage zu bleiben. Ich brauchte noch offizielle Empfehlungsschreiben der Schule, die nun erst ausgefertigt wurden. Am letzten Januartag, ich erinnere mich noch genau, bestieg ich eine Maschine nach Sebastópol. Es war mein erster Flug über das große Meer. Nächsten Morgen kam ich in der Großen Stadt an.

Diesmal musste ich den Weg alleine finden. Die Stadt ist riesig, noch größer als Paulisto. Vom Flughafen nahm ich eine Röhrenverbindung Richtung Zentrum. Die Schule liegt nicht im Zentrum von Sebastópol. Deswegen ist die Bebauung in diesem Bezirk, Démos heißen die Stadtteile in Sebastópol, schon etwas weniger dicht. Mit einigem Umsteigen und wenigen Irrwegen kam ich in der Schule an. Der Empfang dort war freundlich. Ich bekam sogar ein Einzelzimmer, was einer deutlichen Bevorzugung entsprach. Vermutlich galt ich als exotisch genug dafür. Die anderen Schüler meines Alters waren in Zweier- und Dreierzimmern untergebracht.

Sebastópol wurde ursprünglich auf sieben Hügeln gegründet. Das ist natürlich eine Anspielung auf die verschiedenen Roms, die das auch für sich behauptet hatten. In Wirklichkeit sind es heute unzählig mehr Hügel, und die Stadt dehnt sich nach wie vor weiter in das Umland aus. Im Zentrum befindet sich das, was die Agorá genannt wird. Sie liegt in einer Senke zwischen der Akrópolis und dem Pálatinhügel. Auf der Akrópolis befindet sich die Metropolitankirche Hágios Gregórios mit den umliegenden geistlichen Zentren, Kirchen, Klöstern etc. Auf der anderen Seite der Agorá erhebt sich der Pálatin mit dem Palastviertel der Teilverbotenen Stadt. Die Agorá ist das öffentliche Schaufenster der Stadt und damit der ganzen Autokratoría. Wer etwas werden will in Sebastópol, fängt hier damit an. Neben den großen Firmen und Finanzeinrichtungen befinden sich hier die berühmten Geschäfte und Warenhäuser. Und vor allem das Heptastádion mit den umliegenden Plätzen und Blöcken. Das Heptastádion ist, entgegen seinem Namen, den es trägt, insgesamt deutlich länger als sieben Stadien. Es ist die Ausgehmeile Sebastópols. Es dient einer Funktion, die wir in Brasilien vielleicht Corso nennen würden. Es geht um Sehen und Gesehenwerden, also eine gewisse Strandfunktion. Nur dass hier das Thema nicht Sport und Erholung, sondern der gesellschaftliche Kontakt ist, und man auch möglichst elegant erscheinen möchte. Am Heptastádion

selbst und in seiner Umgebung gibt es eine Unzahl von Lokalen. Die Stadt kommt hier rund um die Uhr nicht annähernd zur Ruhe.

Am einen Ende des Heptastádions befindet sich der Fáros, ein Bürowolkenkratzer, der ähnlich wie der Torre de Belém in Flúmina rundherum aufleuchten kann. Während der Geschäftszeiten laufen auf der Fassade zum Heptastádion hin Nachrichten in Text und Bild. Wer möchte, kann sich den Ton dazu jederzeit in seinen Kopfhörer einspielen lassen. Geschäftszeiten ist allerdings ein ausgedehnter Begriff in Sebastópol. Das heißt nämlich den ganzen Tag; außer vier Stunden der Nacht, die als Kernruhezeit anerkannt sind. In diesen Ruhestunden gibt es dann keine Nachrichten, sondern nur Bilder und außergewöhnliche Farbspiele auf der Oberfläche des Fáros, die sogenannten Pínakes. Diese sind wiederum bei der Boheme der Stadt besonders beliebt. Aber von der Boheme kann man sowieso keine Nachtruhe erwarten. Sämtliche Nachrichtenstationen, die es irgendwo in der Autokratoría gibt, senden also permanent ihre Nachrichten hierher an das Fenster des Fáros. Wer oder was es auf die Fassade des Fáros schafft, kann mit der schnellsten Publizität in Sebastópol und in der ganzen Autokratoría rechnen. Denn zu der elektronischen Nachrichtenübermittlung, die jeder auf seinem Privatgerät auch haben kann, kommt hier am Heptastádion und auf der Agorá der personale Multiplikationseffekt unter den Sebastopolíten hinzu. Die in wechselnder Zusammensetzung hier stets anwesende Elite unterzieht die eingehenden Nachrichten einer sofortigen persönlichen Diskussion. Dabei entstehen Effekte, die in den elektronischen Foren nicht möglich sind. Es sind diese Diskussionen in den kleinen Zirkeln der für dieses oder jenes Kompetenten, die hier am Heptastádion die entscheidenden Bewertungen vornehmen. Die lebendige Anwesenheit der Diskutanten und deren Diskussion unter Einschluss aller fysisch-organischen Ebenen des Humanen sind gewichtiger, realitätsnäher und letztlich realitätsformender als die distanten

Diskussionen in den elektronischen Kanälen. Wer wissen will, wie die entscheidenden Ereignisse in der Autokratoría aufgenommen und verarbeitet werden, muss sich hier am Heptastádion ansiedeln.

Die Stadt hat ein sehr dichtes und zur Freude aller Bewohner schnelles System an unterirdischen Röhrenverbindungen. Ohne dieses ginge gar nichts in der Stadt. Die Entfernungen sind zu weit und die Bewohneranzahl zu groß, um ohne ein solches Transportsystem auszukommen. Genaugenommen gibt es drei Systeme. Eines, das großmaschig die Hauptbezirke verbindet und daher auch entsprechend höhere Fahrtgeschwindigkeiten erzielt. Wenn man einen Hauptknotenpunkt erreicht hat, steigt man in ein lokales, kleineres und langsamer arbeitendes Netz um, bis man an den Zielort kommt. Diese beiden Systeme sind öffentlich. Dann gibt es noch ein drittes unterirdisches Transportsystem, das in sich geschlossen ist und das nur die Adelspaläste und die Teilverbotene Stadt miteinander verbindet. Es dient ausschließlich der Benutzung durch die Aristokratie. Ich werde noch darauf zurückkommen.

In ihrer Mitte wird die Stadt von Ost nach West vom Chrysómallos durchschnitten. In Dikastérienhochhellenisch heißt er genau Potamós tou Chrysómallou, der Fluss des goldenen Widderfells. Im *Mund* nennen ihn alle nur den Chryso. Das bezieht sich auf die goldgelbe Farbe, die seine Wellen bekommen, wenn die Sonne bei ihrem Untergang und auch bei ihrem Aufgang ein einziges flirrendes Goldband quer durch Sebastópol legt. Besonders abends, wenn die Sonne ins Meer versinkt, füllt sich der nach Westen gerichtete Hafen und die Trichtermündung des Chrysómallos mit einem kräuselnden Feld, das wirklich wie ein in Gold getauchtes und im Wind wogendes Tierfell aussieht. Der Name ist mit Bedacht gewählt. Denn dem Mythos nach ist Chrysómallos ein geflügelter Widder, dessen Fell aus goldener Wolle besteht. Als sein Vater gilt Poseidon, der Herrscher der Meere. So eilt unser Fluss Chrysómallos, der eine starke Strömung

hat, rasch seinem Meeresvater Poseidon zu, um in ihm seine Heimat zu finden. Dass die wunderschöne und von so vielen begehrte Theofáne, schließlich von Poseidon entführt, zur Mutter des Chrysómallos geworden war, hat schon manchen der sebastopolitaner Dichter inspiriert. Die Sebastúpolis ist also vom Eros des Meeres durchzogen, wobei die Akzente auf blendende Schönheit und gleichzeitige, treue Vaterliebe gelegt sind.

Dem Gründungsmythos von Sebastópol nach, wurde die Stadt nicht eigentlich gegründet, sondern, wie die Annalen sagen, aufgefunden. Das sei eines Abends gewesen, als Sebastós I. Metanoetés von einem Kriegszug heimkehrend, an der Küste des heutigen Sebastópol entlangfuhr und für die Nacht im Trichter jenes Flusses vor Anker ging. Damals gab es dort nichts außer dichten Urwald. Er und die ganze Mannschaft wurden Zeugen des Schauspiels des leuchtenden Sonnenuntergangs und des scheinbar glühenden Goldflusses, in dem die Schiffe der Armada lagen. Dabei habe der Sebastós dem Fluss den Namen Chrysómallos gegeben, Goldfell eben. Als man dann noch die hügelige Landschaft rechts und links des Flusses erkannte, insbesondere die zwei deutlich höheren Erhebungen am Südufer, auf denen sich heute die Akrópolis und der Pálatin ausdehnen, beschloss der Sebastós, das Terrain untersuchen zu lassen, ob es nicht als Sitz der neuen Hauptstadt geeignet wäre. Die Gutachten fielen sehr positiv aus. So kam es zur Besiedelung von Sebastópol. Dieser Geschichtsmythos enthält in der Tat die wesentlichen Eckdaten. Was man ergänzen muss, ist, dass Sebastós I. Metanoetés, damals in der Fase nach den großen Wirren, schon geraume Zeit einen Ort für die neue Hauptstadt gesucht hatte. Geostrategische Überlegungen hatten bereits genau den Nomós der heutigen Sebastúpolis, also die Provinz, in der heute die Hauptstadt liegt, als optimales Gebiet einer zukünftigen Stadtgründung ins Auge gefasst. Die Mündung des Chrysómallos gab dann endgültig den Ausschlag für die Ortswahl. Damit war die Sebastúpolis aufgefunden.

Die Schule der Väter vom Berge Tabor lag im sogenannten Lox, auf der Nordseite des Chrysómallos, wie gesagt in einem weiter außerhalb liegenden Bezirk. In das Zentrum, an die Agorá und das Heptastádion, fuhr man damals, selbst mit den Verbindungen der Schnellröhren, fast zwei Stunden. Das wurde inzwischen etwas beschleunigt, aber trotzdem, eine solche Reise überlegt man sich genau, bevor man sie antritt. Demnach hielten wir uns als Schüler vor allem draußen in jener Periferie auf, welche schon schöne Grünzonen bot und Möglichkeiten zu Ausflügen in das Umland, in die Chóra, wie es in Sebastópol heißt. Die Väter in Sebastópol waren mit den Empfehlungsschreiben, die ich aus Paulisto mitbrachte, sehr zufrieden. Dennoch wurde ich einigen Einstufungstests unterzogen, die allerdings durchaus bestätigten, was die Zeugnisse auswiesen. Ich wurde problemlos in die Abschlussklasse aufgenommen, musste mich aber auf eine Extrastudienzeit von einigen Monaten einstellen, da mein Kalender hemisfärenbedingt eine Verschiebung von einem halben Jahr aufwies. Mein Unterricht in Hochgriechisch und im *Mund* wurde gestrichen, da die Tests mein Reifeniveau darin nachgewiesen hatten. Russisch und Farsi wurden belassen, unter anderem, da in der Sebastúpolis, rein durch ihre geografische Lage, diese beiden Sprachen doch ein höheres Gewicht haben als in Brasilien, und ich darin also noch zulernen konnte. Meine Koptischkenntnisse wurden von der Schulleitung sehr geschätzt, und ich bekam darin weiter Einzelunterricht. Gleichzeitig wurde mir vorgeschlagen, einen Grundkurs in Mittelägyptisch und Hieratischer Schrift zu beginnen. Dies wollte man mir nicht an der Schule der Väter anbieten, sondern an der Schreiberschule der Hofdikastérien, direkt in der Teilverbotenen Stadt. Es mache keinen Sinn, mich das an der Schule zu unterrichten, denn der authentische Gebrauch des Mittelägyptischen sei eben an den Hängen des Pálatin beheimatet. Mit meinem Niveau an Koptisch brächte ich die Voraussetzungen mit, um dort die Aufnahmeprüfung bereits zu machen. Sofern man mich

aufnimmt, gebe es dort den bestmöglichen Unterricht. Und außerdem gelte ein solcher Kurs als Tor zu einer weiteren Beamtenausbildung am Hof.

Ich machte mich also auf die Reise in das Zentrum Sebastópols. Die Stadt besteht aus den zwei Hälften, die Lox und Pix heißen. Getrennt, oder wenn man so will verbunden, werden sie durch den Chrysómallos. Die Bezeichnung der Nordhälfte der Stadt, des Lox eben, kommt vom Wort Lógos. Lox ist eine Ableitung und Abschleifung davon, die eben alle so benutzen. Die Südhälfte Sebastópols nennt sich analog Pix, was von Pínax kommt. Offensichtlich gibt es in der Bevölkerung durchaus ein Bewusstsein über diese zwei Lebensbereiche oder Existenzzonen: Wort im Norden, Bild im Süden. Unter dem Chrysómallos gibt es unzählige Tunnelverbindungen für den Röhrentransport, aber auch für Individualverkehr. An der Oberfläche aber, über die Mündung des Chrysómallos hinweg, gibt es nur eine einzige Brücke, den Akmepylón, das sogenannte Hochtor. Es ist das eine in einem eleganten Bogen hochgespannte Brücke, mit sechs Fahrspuren in beiden Richtungen. Sie erlaubt unter sich die Durchfahrt der großen Ozeanschiffe. Der Akmepylón ist aus glänzendem Stahl gebaut. An diversen oberen Teilen ist der Stahl mit Élektron belegt, mit der Gold-Silber-Legierung, die ursprünglich schon die Obeliskenspitzen zum Leuchten gebracht hatte. Der Übergang von Lox nach Pix ist also sowohl ein hoher Weg als auch ein glänzender, je nach Sonnenstand bisweilen auch blendender Anblick.

Wie schon gesagt, die Teilverbotene Stadt liegt auf dem Pálatin, in Pix, in der Südhälfte der Sebastúpolis. Sie nimmt praktisch den ganzen Hügel, oder besser gesagt den ganzen Berg des Pálatin ein. Das Areal ist ausgedehnt und verbindet das Südufer des Chrysómallos mit der südlichen Meeresküste, liegt also weithin am Wasser. Das ganze Areal der Teilverbotenen Stadt ist von einer Mauer umgeben, die bei Bedarf wirklich eine Schließung erlauben würde. Das ist aber bisher nie notwendig

geworden. An den Hängen des Pálatin zur Agorá und zur östlich liegenden Akrópolis hin befinden sich die Dikastérien, die Hofgerichte, und die Verwaltung im Allgemeinen. Ich fuhr in der Schnellröhrenverbindung von meiner Schule in Lox auf die andere Seite, nach Pix, zur Station Áfixis. So heißt die Station am Platz vor der Teilverbotenen Stadt: Ankunft. Das bezieht sich auf die Paläste und die Bürokratie auf dem Pálatin; wer hier aussteigt, auf der Plateía tês Afíxeos, dem Platz der Ankunft, ist definitiv angekommen. Im Zentrum der Autokratoría und im Zentrum der Welt.

Bis zu meinem Termin war es noch eine halbe Stunde. Ich meldete mich am Registrierposten, am Eingang zum Verwaltungsbereich der Teilverbotenen Stadt. Ich hatte ein Originalschreiben der Väter vom Berge mit. Ich wurde fotografiert, Fingerabdrucke wurden genommen, und ich bekam einen Code in Ziffern und Bilddaten. Dann durfte ich passieren. Mein Ziel war die Hofschreiberschule, die sich auf etwa halber Höhe des Pálatinberges befindet. Man muss dazu schon ein Stück bergaufgehen, bis man dort wieder zu einem Kontrollposten kommt. Von hieraus sah ich, über die weiteren Stufen des Pálatin und die Verwaltungsdistrikte hinaufblickend, die eigentlichen Palastanlagen schon in relativer Nähe. Dort gibt es, außer für Hofangehörige und die zu verschiedenen Festen und Anlässen geladenen Gäste, keinen Eintritt.

Vom Informationsbeamten der Hofschreiberschule erfuhr ich, dass meine Papiere prinzipiell für eine Anmeldung genügten und dass ich Glück hätte, denn in zwei Wochen würde ein Anfängerkurs in Mittelägyptisch starten. Allerdings war eine Eignungsprüfung abzulegen, für die ich erst noch zugelassen werden müsste. Koptischvorkenntnisse seien prinzipiell günstig, aber nicht absolut erforderlich. Die Prüfung bestehe aus drei Teilen. Der erste Teil prüfe die allgemeinen Kapazitäten zum Erlernen einer Fremdsprache, der zweite die besonderen Eignungen für die Logik der ägyptischen Laut-, Wort- und

Satzbildung. Der dritte Teil prüfe schließlich Bilderkennungsfähigkeit und Bildgedächtnis. Man müsse in allen drei Bereichen mindestens achtzig Prozent Erfolg erreichen, um zugelassen zu werden. Mir wurden dann auch noch die Schulräume gezeigt, die mit neuester Technik ausgestattet waren. Unter anderem sah ich die Einlesemaschinen für Hieratisch und auch für die Hieroglyfenschrift, welche es erlauben, Texte in diesen Schriften automatisch einzulesen und zu übersetzen. Auch der umgekehrte Weg ist möglich, fast alle Sprachen können automatengesteuert auch in Hieratisch und Hieroglyfen übersetzt werden. Wie mich der Beamte sofort darauf hinwies, ersetzen diese Maschinen aber keineswegs das Erlernen und genauso wenig die tägliche, persönliche Arbeit derer, welche diese Sprachen und Schriften benutzen. Die individuellen Kenntnisse der Schreiber würden umso wichtiger, je mehr man all diese Hilfsmittel einsetze. Was die Maschinen nämlich nicht erreichten, sei der Wille zu diesem oder jenem Ausdruck, der eben die Motivation und letztliche Botschaft eines Textes ausmache. Die letzte Steuerung von Inhalten sei überall Entscheidungssache des Schreibenden. Noch brisanter werde die Notwendigkeit des humanen Entscheiders bei der Wahl der Hieroglyfen als Kommunikations- und Ausdrucksmittel. Die Maschinen leisteten hierin nur grobe Vorübersetzungen. Ein fertiger Text in Hieroglyfen erfordere daher weite Teile humaner Arbeitsleistung im konkreten Detailausdruck und Detailinhalt.

Der Besuch in der Hofschreiberschule war aufschlussreich und auch motivierend für mich gewesen. Ich erhielt dann tatsächlich die Nachricht, dass ich zur Prüfung zugelassen würde. Eine Vorbereitung auf diese Prüfung war wegen der Ausgedehntheit der möglichen Fragestellungen kaum möglich, und die Zeit dazu war sowieso bereits sehr knapp. Bei der Prüfung selbst waren die ersten beiden Bereiche, das heißt allgemeine Sprachkapazität und spezielle Bildungen der ägyptischen Sprache, wenig überraschend. Auf dem Hintergrund der anderen Sprachen,

inklusive Koptisch, kam für mich in diesen Prüfungsfragen nichts prinzipiell Neues vor. Anders war das mit dem dritten Prüfungsbereich, Bilderkennungsfähigkeit und Bildgedächtnis. Dabei wurden gar nicht Hieroglyfen vorgelegt, sondern irgendwelche abstrakten Formen und Muster, die memoriert und wiedererkannt werden mussten. Das sah zunächst alles sehr banal aus. Im Verlauf der Prüfung wurden es aber immer mehr Zeichen in immer mehr Kombinationen, schließlich sogar mit subtilen Farbunterschieden, sodass ich nach der Prüfung mit ordentlichen Kopfschmerzen und Flimmern vor den Augen den Prüfungsraum verließ. Drei Tage später erhielt ich dann dennoch die Information, dass ich die achtzig Prozent in allen Bereichen überschritten hatte und nächste Woche mit dem Kurs beginnen könnte.

Der Unterricht erfolgte an zwei Nachmittagen pro Woche, wobei ich jeweils die Hin- und Rückreisen antreten musste. Anfangs erschien mir das mühsam, aber nach den ersten Unterrichtseinheiten war ich mit der Mühe ausgesöhnt, denn die gelehrten Inhalte waren tatsächlich ausnehmend interessant. Wir wurden unterrichtet von Didáskalos Aigýptou Kýrillos. Er war ein altgedienter Schreiber des Hofes, der vor allem für ägyptische Dokumente zuständig war, was neben den klassischen ägyptischen Sprach- und Schriftstufen auch Koptisch beinhaltete. Als Hofbeamter war er natürlich auch extrem bewandert in Hochhellenisch. Darüber hinaus war er ebenso ein Kenner der kulturellen Hintergründe all dieser Kulturen und hatte wichtige Missionen am Hof bekleidet, wie zum Beispiel die Ausfertigung der Dekrete von Sebastós LVII. Patriasotér anlässlich seiner Thronbesteigung. Daher war sein Titel Didáskalos Aigýptou, Lehrer Ägyptens, wirklich berechtigt. Als Nebenbeschäftigung gab er diesen Kurs in Hieratisch und Hieroglyfen, da er der korrekten Ausbildung der Jugend eine enorme Bedeutung beimaß. In der ersten Unterrichtsstunde führte er uns in den Sinn dieser Vorlesungen ein.

Kýrillos unterschied dabei die Wortsprache Ägyptens einerseits von der reichen ägyptischen Bilderwelt andererseits. Erst beides zusammen würde das Verständnis Ägyptens, und überhaupt jeglicher menschlichen Realität, ermöglichen. Die ägyptische Wortsprache an sich stelle schon einen genialen Ausdruck menschlicher Wahrnehmung und Kommunikation dar, wobei sie eine Tendenz zur Verdichtung, zu gekürztem Ausdruck und zu vielen Metafern zeige. Die Ägypter seien ein Volk gewesen, das zu sprechen, zu erzählen und zu dichten gewusst habe. Jedoch sei dies bei weitem nicht alles, was Ägypten zu lehren habe. Die zweite Stufe des Unterrichts in Ägypten bestehe in der Korrelation dieser Wortsprache mit der Sehwelt. Und zwar nicht nur über bildhafte Worte und dichterische Allegorien, sondern auch direkt durch zweidimensionale und dreidimensionale Bilder und deren Anordnung. Wobei sich zeigen werde, dass der gesamte Bilderkosmos nicht ein endloses Geflimmer von unzusammenhängenden Sehfänomenen sei; eine Schüttelbox der Erscheinungen, ein Kaleidoskop des Zufalls, heute so und morgen so. Sondern es sei vielmehr so, dass die Bilder Ordnungen folgten. Und dass man diese Bildordnungen erlernen könne. Es gebe nicht nur die Gesetze der Wortkommunikation, wie eben diejenigen der Lautbildung, der Grammatik, der Syntax und der logischen Argumentation. Alles das sei in jeder Wortsprache lebendig, auch in der ägyptischen. Es gebe aber auch, so sagte Kýrillos, Gesetze der Bilderwelt. Die Hieroglyfen brächten beides in ein einziges Medium zusammen: die Logik der gesprochenen Sprache und die Logik der gesehenen Bilder.

Wohl sei hier anzumerken, dass die Hieroglyfen keine Bilderschrift seien. Sie seien keine Abfolge von Piktogrammen, wie wir sie ja aus dem Alltagsleben in Sebastópol und der Autokratoría bestens kennen. Unsere Piktogramme bezeichnen wirklich direkt das Objekt, das sie darstellen. Dazu wurde ein offizieller Kanon archetypischer, einfacher Bilder erstellt. Da gibt es, in wenigen Strichen skizziert, “Der Mann“, “Die Frau“, “Das

Schiff" und so fort. Diese Zeichen werden strikt nur in ihrer direkten Bildbedeutung verwendet. Man kann diese Zeichen in jeder Sprache verwenden, also in Brasilianisch, in Russisch, oder eben im *Mund*. Theoretisch könnte man sie auch – etwas ahistorisch – in Altportugiesisch verwenden, oder in Sanskrit. Die offiziellen Texte sind allerdings sehr zurückhaltend im Gebrauch der Piktogramme. Die Piktogramme beinhalten nämlich die Gefahr der Ungenauigkeit oder zumindest einer gewissen Oberflächlichkeit. Hingegen sind sie sehr stark im Gebrauch und auch wirklich praktisch in der raschen Alltagskommunikation von Inhalten, für die es keine gesteigerten Risiken bezüglich gewisser, unvermeidlicher Unschärfen des Ausdrucks gibt. So zum Beispiel in kurzen Mitteilungen unter Freunden und Bekannten, in Einkaufslisten und Bestellungen oder in informellen Kommentaren zu Ereignissen. Für das alles eignen sich die Piktogramme durchaus. Und außerdem sind sie sehr beliebt bei den teil- und aliteraten Schichten der Bevölkerung. Den Analfabetismus gibt es ja nicht nur am Rio São Francisco, sondern sogar in den suburbanen Zonen Sebastópols, so zum Beispiel in einem Démos wie Rhakótis. Diese Bevölkerungsteile sind begeistert von den Piktogrammen, denn sie ermöglichen eine zumindest basale, schriftlich fixierte Kommunikation auch für Leute, die nie das elaborierte Schreiben einer Sprache erlernt haben.

Demgegenüber führte Kýrillos aus, dass die Hieroglyfenschrift zunächst eine Schrift wie jede andere sei. Dabei seien die Hieroglyfen eben keine Piktogramme, sondern sie notierten gesprochene Laute und Worte mit Hilfe von Zeichen. Die Hieroglyfen brächten zunächst gesprochenes Wort zu Papier, zu Papyrus oder an den Stein. Darüber hinaus allerdings, und das sei ihre Besonderheit, erfüllten die Hieroglyfen auch Funktionen des Bildausdrucks. Die Schriftzeichen, welche in der Hieroglyfenschrift verwendet werden, seien eben voller Bilder. Der wichtigste Lehrinhalt, den es dabei zu erlernen gelte und der

offenbar ein Anliegen der gesamten ägyptischen Kultur gewesen sei, scheine darin zu liegen, dass es einfach nicht genüge, lediglich verbale Aussagen zu machen, ohne auch das Bild mit in die Aussage hineinzunehmen. Es gebe demnach, nach Kýrillos, keinerlei klaren Ausdruck, wenn das Bild am Ausdruck nicht voll beteiligt sei. Daher könne die Hieroglyfenschrift als hochgradige Leistung und klarste Manifestation des Antiikonoklasmus verstanden werden.

Niemand solle glauben, dass er oder sie Exaktheit im Ausdruck und der Kommunikation erreichen würde, wenn er oder sie die Bilder missachte. Ein lediglich verbaler Ausdruck in der Alltagskommunikation, aber gerade auch in der Kunst, der Wissenschaft und in der Religion sei entschieden zu wenig und letztlich unexakt. Völlig inakzeptabel sei schließlich die Position, dass Bilder überflüssig oder per se sogar schädlich seien. Freilich gebe es schlechte und falsche Bilder, die verwirrten statt zu erhellen. Diese seien einfach zurückzuweisen, weil sie einen Missbrauch des Bildes darstellten. Der korrekte Gebrauch der Bilder aber sei ein moralischer Imperativ. Dieser korrekte Gebrauch sei zu erlernen. Und dabei sei nichts instruktiver als die Hieroglyfenschrift. Was den systematischen Ikonoklasmus betreffe, lehrten uns die Hieroglyfen, so Kýrillos, dass dieser bestenfalls eine Form von Ignoranz gegenüber den Ordnungen der Bilder sei. Tatsächlich aber sei der Ikonoklasmus aller Richtungen meist von Bosheit getrieben und hätte das klare Ziel, Wahrheit zu unterdrücken. Dies tue er mit der Scheinkorrektheit einer Reduktion auf lediglich die Hör-/Sprechfunktionen. So eine Übersimplifikation sei kein Zufall, sondern Lügenprogramm. Der Ikonoklasmus als Unterdrückung jeglicher Bilddarstellung sei primär Ausdruck eines Unwillens zur Wahrheit, denn es sei gerade der Sehsinn, der uns die Wahrheit erschließe. Wer Bilder als prinzipiell schlecht verwerfe, tue dies, weil er die Wahrheit nicht sehen wolle. Und es sei historisch bekannt, dass, wer Bilder

systematisch zerstört, dies auch bald mit Menschen zu tun bereit ist.

Die Hieroglyfen hingegen, sowie der ganze bilderfreudige Kosmos Ägyptens, leiteten uns an, in die Sehgesetze einzutreten; in die Gesetze der ikonischen Grammatik und Syntax sowie in die Gesetze der Bildargumentation in allen ihren Dimensionen. Das sei ein langer Weg, und die Hieroglyfen seien nur der Anfang davon. Die Zurückweisung des visuellen Götzendienstes bestehe nicht in irgendeiner Form der äußeren oder innerlichen Bilderzertrümmerung. Sondern diese Zurückweisung bestehe vielmehr darin, das Nicht-Hängenbleiben an diesem oder jenem Bild zu erlernen, indem man damit beginnt, die Komplexität der Bildwelt demütig durchzuarbeiten. Es komme darauf an, den jeweiligen Ort und den jeweiligen Stellenwert eines Bildes im Gesamtkosmos aller möglichen Fänomene zu erlernen. Dazu seien die Hieroglyfen seit ihrer Erfindung das beste Lehr- und Lernmittel. Die Zerstörung von Bildern hingegen, oder auch nur ihre systematische Missachtung, lehre niemanden irgendetwas Gutes. Dies sei der deutlichste Ausdruck, die Wahrheit im Bild einfach nicht erkennen zu wollen. Wer jedoch Aufrichtigkeit und Arbeit nicht fliehe, werde in der nicht ganz mühelosen Auseinandersetzung mit den Hieroglyfen den Sinn der Bilderwelt erlernen. Das alles habe natürlich auch religiöse Implikationen. Für Ägypten, für die Revelation und für uns heute in Sebastópol. Aber das gehöre schon nicht mehr direkt auf den Pálatin, sondern viel eher auf die Akrópolis, auf den nebenbei liegenden Berg der geistlichen Lehren. Er, Kýrillos, hingegen beschränke sich hier im Hieratisch- und Hieroglyfenkurs auf den so notwendigen Unterricht dieser verbindenden Brücke zwischen Wort und Bild. Man könne das Optolinguistik nennen. Dieser Begriff sei der korrekte in diesem Zusammenhang. Aber er sei wieder nur ein Wort mit realitätsatomisierender Tendenz. Was die Brücke zwischen Wort und Bild wirklich bedeute, könne nicht alleine in der Wortsprache ausgehandelt werden. Sondern dies müsse eben

auch das Auge direkt erlernen. Wir würden uns dem nun durch den heute beginnenden Kurs langsam und mit Geduld annähern.

Diesen Einführungsvortrag von Kýrillos fand ich ziemlich aufschlussreich. Insbesondere was die Sonderstellung der Hieroglyfen in den Schriftsystemen betrifft, und natürlich auch was die Sonderposition Ägyptens unter allen Kulturen anbelangt. Es war also ein schöner Start für diesen neuen Unterricht. Meine Kollegen waren grob in einem ähnlichen Alter wie ich, zum Teil studierten sie bereits an einem der Institute der Sebastopolitaner Akadémeia. Es waren meist Söhne aus Beamtenfamilien, die zum Teil seit Generationen am Hof dienten. Es gab auch einige junge Damen dort, die den Beruf der Schreiberin anstrebten. Allerdings schreckt viele die Länge jener Ausbildungen ab, denn für einen Schreiberposten genügt die Beherrschung einer Sprache nicht. Es werden zumindest zwei oder drei Sprachen verschiedenen Ursprungs beziehungsweise verschiedenen Schriftsystems gefordert, samt deren kompletter kultureller Hintergründe. Für Frauen dauert der Erwerb all dieser Details oft etwas zu lange, um sich dafür leicht begeisterten zu können.

Der Adel braucht die Hofschreiberschule zur eigenen Spracherlernung wenig. Ich erwähnte es schon, der Adel lernt Mittelägyptisch unter den Tischen. Das heißt im Krabbelstadium, in dem sie es bereits in ihren Familien täglich hören. Lediglich die doch seltenere Kombination einer adeligen Herkunft mit dem Interesse für mehrere Sprachen führt dann auch Mitglieder des Hofes in die Hofschreiberschule. Wer sich in die Querverbindungen zwischen Ägyptisch, Koptisch, Griechisch, dem neometaindoeuropäischen *Mund* und zwischen noch anderem vertiefen möchte, Sanskrit, Mandarin, Russisch, was immer, der klopft irgendwann gerne bei der Hofschreiberschule an. Denn hier ist die Weltkompetenz in diesen komplizierten linguistischen Lagen definitiv beheimatet. Persönlichkeiten wie Kýrillos sind dabei absolut unverzichtbar. Und obwohl wirklich viele der Begabungen, die irgendwo in der Autokratoría

aufwachsen, letztlich hier in den Hofschulen ankommen, um Ausbildungen zu machen und dann in all ihrer Brillanz in dieser oder jener Weise vor allem zu dienen, so sind und bleiben Lehrer wie Kýrillos stets Raritäten. Sie beeinflussen Zeitalter. Wenn es einmal an solchen Wissensträgern ermangelt, spürt man das im ganzen Staat.

Wir begannen also mit Hieratisch. Geschrieben wurde mit Pinsel und Tusche auf etwas schwererem Papier. Zunächst ging es um das Erlernen der Hauptzeichen, dann der Zeichenklassen. Wie sich herausstellte, war wirklich ein gutes Gedächtnis für geometrische Formen in den verschiedensten Kombinationen erforderlich. Der Aufnahmetest hatte hier tatsächlich die Erfordernisse geprüft. Bei den Vokabeln zeigte sich, dass viele der koptischen Worte mit leichten Abwandlungen in der älteren ägyptischen Sprache präsent und erkennbar waren. Hier hatte ich mit meinen Vorkenntnissen einen deutlichen Vorsprung. Wir lernten zunächst einzelne Sätze aus den Papyri und den Tonscherben. Allmählich dann ganze Absätze. In der zweiten Jahreshälfte kamen die ersten Hieroglyfen dazu. Diese notieren ja genau die gleichen Inhalte wie die hieratischen Zeichen. Trotzdem, sie sind nicht nur die ästhetische Schönschrift in Ägypten. Sie fordern vom Betrachter eben nicht nur das Lesen ein, sondern auch das Sehen. Darin sollten wir ausgebildet werden. Wir waren in der Schule Ägyptens angekommen, und bei Kýrillos, dem Lehrer Ägyptens.

Einmal brachte Kýrillos im Kurs Abbildungen des berühmten Pyramídions von Imen-em-hat III. aus Dahschur. Er kommentierte das Objekt folgendermaßen: Es handelt sich um die oberste Spitze einer Pyramide, gehauen aus schwarzem Granit. Imen-em-hat III. war ein Pharao der 12. Dynastie, also zu der Zeit, als das von uns hier im Kurs studierte Mittelägyptisch die Alltagssprache in Ägypten war. Das Pyramídion hat eine quadratische Standfläche und vier dreieckige Flächen, welche die Pyramidenspitze bilden. Auf jeder der vier Seiten stehen je zwei

Zeilen von Hieroglyfen. Auf einer der vier Seiten gibt es außerdem noch eine große Sonnenscheibe, die beidseits von zwei ebenso großen Flügeln eingefasst ist. Darunter befinden sich zwei Augen, drei senkrechte Zeichen, die man mit "Schönheit" übersetzen kann, und nochmals eine große runde Sonnenscheibe. Rechts und links dieser zweiten Sonnenscheibe stehen zwei der vielen Namen des Pharao, der eine Name als "Sohn der Sonne" und der andere als "König von Ober- und Unterägypten". Wenn man diese besonders reich bearbeitete Seite anblickt und keine Ahnung von Hieroglyfen hätte, zum Beispiel als ein Kind, was würde man hier sehen? –, fragte Kýrillos in unsere Reihen. Die Antwort kam rasch und mehrfach aus dem Auditorium, – Ein Gesicht. Das war ganz offensichtlich. Man sah die beiden Augen, darunter Formen, die als Nase und Mund interpretiert werden könnten, darüber ein Kopftuch oder eine Perücke. Man kennt solche Zusammensetzungen von Gesichtern aus ganz anderen Objekten, etwa von Michelangelo oder von Arcimboldo. Ist das nun Zufall, dass wir hier ein Gesicht sehen? Ist es nur eine Spielerei, oder steht da ein gewollter Sinn dahinter? –, fragte Kýrillos nach. Nun blieb eine Antwort unsererseits aus. Er schlug dann vor, wir sollten doch die beiden Hieroglyfenzeilen darunter lesen. Dort stand in bestem Mittelägyptisch eine Art Gebet oder Wunsch, dass sich das Gesicht des Königs Imen-em-hat III. öffnen möge, damit er den Herrn des Horizontes sehe, wenn er über den Himmel fährt. Demnach sollte der Pharao wirklich mit seinem eigenen Gesicht den Lauf des Sonnengottes über den Himmel sehen können.

Der Eindruck eines Gesichtes, den wir alle gehabt hatten, war also korrekt. Der Hieroglyfentext bestätigte, dass es hier um die Sehfähigkeit eines Gesichtes ging. Dem verstorbenen König wurde gewünscht, er möge wieder die Sonne sehen können, und offensichtlich wurde ihm dafür auch das Bild eines Gesichtes an der obersten Pyramidenspitze bereitgestellt. Selbst wenn man die allgemeinen religiösen Vorstellungen der Ägypter kenne, nämlich die einer täglichen Fahrt des Sonnengottes Ra über den Himmel

und des Wunsches des Königs, sich mit diesem, seinem Vater Ra, zu vereinigen, selbst dann könne man diese Darstellung auf dem Pyramídion natürlich immer noch als ganz originelle Spielerei der Künstlersteinmetzen ansehen, führte Kýrillos aus. Aber auch unter einer solchen Annahme müsse man doch zugeben, dass diese Künstler jedenfalls den Erlebenshorizont von Kindern berücksichtigt hatten. Denn gerade der unverbildete Blick eines Kindes kann solche sichtbaren Botschaften sehr gut aufnehmen und verstehen.

Aber tatsächlich sei hier noch wesentlich mehr zu erkennen. In diesem Bespiel zeigten sich nämlich gleichermaßen die verbalen Funktionen der Hieroglyfen wie ihre Fähigkeit zur Transmission einer Bildbotschaft. Dass hier das Sehen als solches, und nicht nur die Lesefähigkeit, adressiert ist, zeige sich auch in der unglaublich hohen Feinheit der Zeichen auf dem Stein. Die visuelle Perfektion, die hier vorgeführt werde, sei ja kaum zu überbieten. Wie gesagt, Kinder könnten hier einiges und sehr Wesentliches direkt aus den Bildern erkennen. Natürlich komme mit dem Erwachsenwerden die ganze Komplexität der Wirklichkeit hinzu, endlose Details müssen gelernt werde und irgendwie in eine Ordnung gebracht werden. Dafür stehe dann die explizite Schriftfunktion der Hieroglyfen. Der Kosmos werde dabei verbalisiert und aufschreibbar, er werde kodifiziert in einer notierbaren Wortsprache.

Die wahre und krönende Herausforderung sei es aber, so Kýrillos, in all diesen komplexen Kapazitäten des Erwachsenseins gleichzeitig die direkte Wahrnehmung der Kinder zu haben, diese sich zu erhalten oder sie wiederzugewinnen. Die bewusste Erlernung dieser Sehgesetze sei der schwierigste Schritt in einer Ausbildung, wenn sie tatsächlich eine umfassende Ausbildung sein wolle. Letztlich drücke sich in der Lehre, die Ägypten uns gibt, aus, dass alle Fänomene, alle Bilder, die wir empfangen, eigentlich gelesen werden sollen. Der Kosmos wird dann als Abfolge von Bildern gesehen und verstanden, als Bilder, die vom

Lesekundigen, – als noetische Hieroglyfen erkannt –, auch gelesen werden können. Der ägyptische Begriff für Hieroglyfen lautet nicht zufällig: sesch n medu neter – Schrift der Gottesworte.

Das wesentliche Prinzip in alledem sei, dass das, was von den Kindern in der Bilderwelt unbewusst aufgenommen und verstanden wird, von den Erwachsenen bewusst gelebt werden solle. Das sei allerdings eher eine Rarität. Denn ganz häufig verlasse diese frühere Fähigkeit die Erwachsenen gänzlich. Das würde dann zu der leider oft zu beobachtenden großen Genauigkeit in vielen, vielen Details führen, wobei allerdings jeder Sinn für das reale Leben verloren gegangen sei. Das nannte Kýrillos das klassische Dilemma der humanen Adultform. Das sei auch die Form des Lehrers, die wir keinesfalls anstreben sollten und bei der wir auch nicht weiter studieren sollten. Das brächte kaum mehr als Verwirrung. Ich muss zugeben, dass ich dieser Problematik wieder und wieder im weiteren Studium begegnet bin. Und es waren weithin wirklich nur die Größten, die diese Aufgabe aktiv bewältigten, Lehrer wie Kálamos mégas und wie Kýrillos eben. Sonst musste man immer wieder achtgeben, ob die als bedeutsam vorgebrachten Lehrinhalte nicht eher doch nur der Reflex der mikroskopischen Lebenswelt des Vortragenden selbst waren und man danach erst noch selbst den Bezug zur Realität herstellen musste.

Die Teilverbotene Stadt, in die wir als Kursteilnehmer nun durchaus Zutritt hatten, hat ihren Namen von der Verbotenen Stadt der Protochinesen. Man hat für Sebastópol diese Bezeichnung übernommen. Allerdings eben mit dem kleinen und gewichtigen Unterschied, dass in Sebastópol der Eintritt in die innere Stadt des Sebastós und der Hofverwaltung nur teilweise verboten ist. Das absolute Sichverschließen in jenen alten Chinesischen Reichen war als Fehler erkannt worden. Demnach entschieden sich die Sebastoí und die Familie der Sebastogénnetoi für differenzierte Grenzziehungen um und auf dem Berg des Pálatin. Die Privatwohnräume des Sebastós und seiner Familie,

aber auch die inneren Empfangsräume des Palastes sind prinzipiell geschlossen, außer der Sebastós autós wünscht es, jemanden in dieses Innerste des Palastes einzuladen. Der Regierungsbezirk und die dort ansässige Bürokratie des Hofes und des Staates sind als zum Teil geöffnet definiert. Parkanlagen und die großen, äußeren Repräsentationsräume stehen den Sebastopolíten und allen Bürgern der Autokratoría an bestimmten Tagen offen. Was die Zonen der Bürokratie betrifft, heißt das, dass dorthin, mit umfassenden Personen- und Agendakontrollen, ein Zutritt voll möglich ist. Es ist schließlich hoch erwünscht, dass das Volk an den Vorhaben und dem Leben des Sebastós und des Hofes teilnimmt.

Demnach ist die differenzierte Zugangsregelung zu den bürokratischen Repräsentationen der Autokratoría auf dem Pálatin einfach das Spiegelbild der Verfasstheit der Autokratoría selbst. Ich musste mich eben jeweils ausweisen, durch Dokument und Biometrie, um die Kurse besuchen zu können. Unter Erfüllung dieser Bedingungen war das dann keinerlei Schwierigkeit. Das wird im Allgemeinen als geglückte Lösung der Nähe-Distanz-Relation betrachtet. Der differenziert kontrollierte Zugang zu den vielfältigen Funktionen der Administration bei absoluter Freiheit des Bezirks des Innersten entspricht einfach der Position der Sebastogénnetoi und des Hofes in der Autokratoría. Übrigens wurde dieses System in ähnlicher Weise von den Sémerochinesen, dem China unserer Epoche, übernommen. Eine Verbotene Stadt gibt es dort auch nicht mehr. Sémerochina ist eine Monarchie, gemeinsam mit den kleineren Tigerinseln, die es umgibt. Der chinesische Monarch und die ganze Monarchie gelten als gut befreundet mit der Autokratoría. Sémerochina genießt dabei vollkommene Unabhängigkeit. Und in Sebastópol und der Autokratoría ist man damit sehr zufrieden, denn die chinesische Monarchie gilt sozusagen als Bestätigung der eigenen Lebenswelt in einem kleineren Format.

Im Unterschied dazu wollten die nipponischen Inseln schon früh und aus eigenem Entschluss in die Autokratoría eintreten. Dies wurde dann auch gewährt und vollzogen. Die japanische Präsenz in Sebastópol ist entsprechend stark und geschätzt. Als Anerkennung wurden mehrere japanische Pavillons inklusive entsprechender Umgebungsvegetation in den Palastgärten eingerichtet. An den Tagen der Parköffnung auf dem Pálatin sieht man dort viele japanische Familien. Oft sind sie gekleidet in den bunten Gewändern ihrer Inseln, die Damen mit hochaufgestecktem, tiefschwarzem Haar. Sie fühlen sich offensichtlich wohl in ihren Pavillons und im Palast des Sebastós. Wenn man sie dort so offensichtlich angekommen sieht, fühlt man den offiziellen, griechischen Titel der Autokratoría als zutreffend und berechtigt: Rhomaïké Autokratoría pánton tõn Ethnõn, die Rhomäische Autokratoría aller Ethnien.

Einmal kam Kýrillos auf das Verhältnis von ägyptischer Sprache und Helleniké zu sprechen, beziehungsweise allgemein auf die Relation zwischen dem Nilland, der Kemet, und der griechischen Welt. Damals erhielt ich einige Antworten auf die Fragen, die im Koptischunterricht bei Pai Antónios in Paulisto und den Diskussionen mit ihm offengeblieben waren. Insbesondere war es damals in Paulisto nicht klar geworden, wohin die pharaonische Bildproduktion verschwunden war. Warum die Kopten in ihren Bildern so gut wie keinen Hinweis auf das alte Ägypten hinterließen, wohingegen die sonstige Kultur, die Sprache, aber auch zentrale Kulturkonzepte und sogar religiöse Inhalte und Formen eine Kontinuität zwischen der pharaonischen und der christlichen Kultur zeigten.

Hierzu holte Kýrillos weit aus. Er begann mit dem ptolemäischen Hof in Alexándreia. Diese Stadt war ja, ich habe es schon erwähnt, von Alexander dem Großen im Nildelta, an der Küste des Mittelmeeres gegründet worden. Nach dem frühen Tod Alexanders, zu seinem Unglück in Babylon, übernahm sein General Ptolemaîos die Stadt Alexándreia und dazu auch ganz

Ägypten. Damit begann die Dynastie und das Reich der Ptolemäer. Kýrillos nannte das einen Modellfall für Sebastópol, aus dessen Leistungen wie auch Fehlern man lernen müsse. Die Leistungen seien ja allgemein bekannt. Ein stabiles Königreich sei am Nil geschaffen worden, es sei zu einer gewissen Integration der ägyptischen und der griechischen Kultur gekommen, wobei de facto eine Bilinguität und eine Bikulturalität gelebt worden sei. Ägypten war wirtschaftlich und kulturell produktiv in den drei Jahrhunderten der Ptolemäerherrschaft. Die Ptolemäer hätten die ägyptische Königsidentität übernommen, sie hätten neben ihren makedonisch-griechischen Namen auch ägyptische Namen und Titulatur angenommen. Als Pharaonen waren sie in den Ritualen in den Tempeln präsent, was die verschiedenen Bild- und Schriftdokumente ja ausführlich belegten. Die alten Tempel wurden erhalten, viele wurden sogar neu gebaut. Die einheimische Priesterschaft war dort also weithin in ihrem Recht belassen worden. Nun, was war also neu?

Neu war, dass die letzte, oberste Macht nicht ägyptisch, sondern griechisch war. Der Pharao und seine Herrschaft wurden durch eine ausländische Dynastie und ihre Beamten in der neuen Hauptstadt ersetzt. Alles Ägyptische wurde als zweitrangig eingestuft, sein Ort war die Provinz, die Chóra eben. In der Hauptstadt Alexandria galt letztlich nur das Griechische etwas. Die Bikulturalität war ganz eindeutig ein Zweistufensystem, oben die Griechen, unten die Ägypter. So ist das nun einmal, wenn man besiegt ist –, sagte Kýrillos. Und die griechisch-hellenistische Kultur war ja der Höhepunkt jener Epoche. Man könne aber nicht einfach von einer Gewaltfremdherrschaft oder gar Usurpation Ägyptens durch die Ptolemäer sprechen. Die Ptolemäerkönige nahmen weithin Rücksicht auf die Privilegien und den Einfluss der indigenen Priesterschaften. Dennoch, die ägyptische Sprache und Kultur waren nur deswegen geachtet, weil die Ptolemäer das gesamte einheimische Kultursystem brauchten, um überhaupt regieren zu können. Die griechische Oberschicht brauchte die

einheimischen Priester und deren gesamte Kulturkompetenz, um das Land und die Bevölkerung überhaupt zu erreichen.

Fast für den gesamten Rest des Landes jenseits von Alexandria war also keine Verwaltung und keine Steuererhebung möglich ohne die Tempel. Als Verwaltungsorgan war die einheimische ägyptische Oberschicht unersetzlich. Diese einheimische Oberschicht war zweifelsohne weiterhin deutlich sichtbar. Zum Beispiel durch den Bau von Tempeln, wie dem großen in Edfu, der unter den Ptolemäern nach den alten Bau-, Dekorations- und Inschriftenprinzipien Ägyptens ausgeführt wurde. Wenn man an den Wänden dort nicht genau liest, könnte man meinen, in ganz Ägypten gab es damals nichts außer der herkömmlichen ägyptischen Welt. Nur die Inschriften nennen Personennamen der fremden, griechischen Welt. Man könnte demnach den Eindruck gewinnen, dass für die einheimischen, ägyptischen Eliten alles zum Besten gewesen sein muss. Außer dass sie nicht die Oberherrschaft innehatten, lenkten sie doch sonst so ziemlich alles im Land. Die Priester verfügten nach wie vor über ausreichend Einkünfte und Macht, um das Land mit den Bildern und Texten ihrer eigenen Identität weiter zu füllen. Die ptolemäische Epoche ist eine derjenigen mit der reichsten Bautätigkeit der gesamten ägyptischen Geschichte.

Was allerdings in der ptolemäischen Zeit noch gar nicht so recht sichtbar werde, jedoch umso mehr in der darauffolgenden Zeit, in der Ägypten eine Provinz Roms wird, sei, dass jene großartigen Kulturprodukte zwar in sich konsistent seien, jedoch offensichtlich nicht mehr ausreichend mit der Lebenswirklichkeit des gesamten ägyptischen Volkes korrelierten. Es scheine, so Kýrillos, dass die großen Bilder jener großen Tempel das Volk nicht mehr wirklich erreichten. Das Volk beginne sich an den effizienten Technologien der neuen Herren zu orientieren. Ins Land gekommen waren die Griechen ja als Söldner und Händler, als erfolgreiche Spezialisten in bestimmten Segmenten der Gesellschaft. Aber auch im direkten ägyptischen Kulturbereich

beginne sich ein erster, jedoch kräftiger Spalt aufzutun: die Entstehung der demotischen Schrift. Diese habe ihre Anfänge ja schon lange vor der Ptolemäerherrschaft, aber in der Ptolemäerzeit träte sie in den Vordergrund. Die demotische Schrift sei einfacher zu handhaben und schneller zu schreiben als die älteren hieratischen und hieroglyfischen Schriften. Auch dringen vermehrt griechische Worte in das ägyptische Vokabular ein. Zuletzt entwickle sich das koptische Alfabet aus der Verbindung von demotischer Schrift und griechischen Buchstaben. Damit war das Bild aus der Schrift der Ägypter verschwunden. Parallel dazu verschwindet auch der übrige, pharaonische Bildausdruck aus dem Leben der Kopten, hingegen nicht prinzipiell das Bild an sich. Das war übrigens schon in den Diskussionen mit Pai Antónios klar geworden; die ägyptische Kultur war keineswegs ikonoklastisch geworden, sondern sie bediente sich eines vergröberten, weithin griechischen Bildvokabulars unter praktisch komplettem Ausblenden der pharaonischen Bilderwelt.

Kýrillos war jedoch entschieden nicht der Meinung, dass die Bilderkompetenz des pharaonischen Ägyptens aus dem koptischen Ägypten verschwunden war, weil diese Bilder zu heidnisch gewesen wären. Seine Theorie war vielmehr, dass die ägyptische Elite, die Priester und der Adel, nicht mehr die Kapazität hatten, die Bilddimension der Wirklichkeit kompetent auszudeuten. Es sei dieser alten Elite nicht mehr möglich gewesen, den Kosmos so zu lesen wie ehedem, in den Jahrtausenden davor. Sie hätte es nicht mehr erreicht, die Bilder ihrer Lebenswelt als Bildbotschaften aufzunehmen und in der ihnen eigenen Bildsprache auszudeuten. Die Fähigkeit, den Kosmos existentiell zu entziffern, und zwar als Bildabfolge noetisch lesbarer Hieroglyfen, sei erlahmt. Die mehr oder weniger traditionell-ägyptischen Bilder der großen Tempel und die anwachsende Zahl sogar neuer Hieroglyfenzeichen in der Ptolemäerzeit seien eher Schwäche als Stärke gewesen. Der Adel

habe nicht mehr die Kapazität und die Ressourcen gehabt, die gesehenen Bilder interpretatorisch zu durchdringen. Ein Verlust von Sehfähigkeit habe eingesetzt. Und als Folge davon habe es niemanden mehr gegeben, der authentische Bilder hervorbringen hätte können, die das ganze Volk, vom Adel bis zu den Bauern, in der eigenen, ägyptischen Identität am Leben erhalten hätte. Kýrillos war der freilich recht hypothetischen Meinung, dass es durchaus möglich gewesen wäre, die pharaonische Bildsprache für die neue christliche Identität zu verwenden. Warum es nicht dazu gekommen war, erklärte sich für ihn mit dem Verlust der ästhetischen Autarkie und dem Verlust der, wie er es ausdrückte, ikonischen Fertilität der ägyptischen Welt, lange vor dem Kommen des Christentums.

Die griechische Herrschaft habe den ägyptischen Adel nicht gänzlich entmachtet. Nicht was die Finanzen betraf und nicht einmal, was die personalen Repräsentationsfunktionen betraf. Der Adel hatte weiterhin die Mittel, riesige Tempel zu bauen, und durfte in der Provinz die Administration weithin führen. Was aber unter der Fremdherrschaft endgültig zum Erliegen kam, sei die Intuition der ägyptischen Noblen gewesen. Der freie Fluss der Einsichten, Energien, Erkenntnisse und des daraus hervorgehenden Ausdrucks, der die ureigenste Funktion einer freien Adelsschicht darstelle, war mit der griechischen Hegemonie unterbunden. Etwas übersimplifiziert zusammengefasst könnte man sagen, die Désinvolture war dahin. Statt der äußersten Genialität im Sehen und Bilden, wie es das vornehmste Erbe der Elite Ägyptens stets gewesen war, breitete sich unter dem griechischen Einfluss ein Kopieren der eigenen Vergangenheit aus. Kýrillos sah eine Entfremdung des Adels von den anderen Bevölkerungsschichten als die wahre Neuerung in Ägypten. Das Land und das Volk, die beide vom Genie einer kleinen Adelsschicht erfolgreich durch Jahrtausende geführt worden waren, zerfielen. Lange vor den Ptolemäern habe dieses wenig inspirierte Kopieren der eigenen alten Hochkultur eingesetzt, mit

gleichzeitiger Entwicklung der demotischen Sprache und Schrift. Als Grundlage dieser Selbstentfremdung vermutete Kýrillos einen schon sehr frühen Einfluss der neuen, griechischen Kulturkonzepte, bereits vor der Eroberung Ägyptens durch Alexander.

Die technische Effizienz der Griechen machte diese ja zu den Gewinnern in jenem Zeitalter. Kýrillos kam hier auf die griechischen Söldnertruppen zu sprechen, die ähnlich wie Xenofón in Persien auch für die Pharaonen in Ägypten ihre Dienste anboten. Sie waren die ersten Griechen gewesen, die nach Ägypten gekommen waren. Griechische Händler folgten nach. Sie brachten eine einfachere Schrift mit, eine Sprache, die stärker vom Begriff geprägt war und weniger von den Polyvalenzen wie die ägyptische Sprache, und ein größeres Interesse am Augenblick als an der Ewigkeit.

In der späteren, hellenistischen Epoche zeige die griechische Selbstdarstellung dann aber ganz offensichtliche Verfettungserscheinungen. Ein typisches Beispiel für dieses Spätstadium seien die erschlaffenden Körpermassen, die sich am berühmten Pergamonaltar türmten. Auch die hellenistischen Portraitbüsten verschiedener Ptolemäerkönige seien doch sehr sentimental und voll des Selbstmitleids. Ein bewusster Wille zu einer kulturellen Führungsrolle sei darin nicht mehr zu erkennen; noch weniger die Fähigkeit dazu. Die Griechen konnten also die ganze mediterrane und vorderasiatische Welt und zum Teil auch Ägypten mit ihren Kulturkonzepten und dem griechischen Bildkanon überziehen. Aber in dieser Bildproduktion werde zunehmend klarer sichtbar, dass die Einsicht in den Sinn der Bilder bei den Griechen schon stark im Schwinden gewesen sei. Diese hellenistischen Bildwerke hätten alle etwas Hysterisch-Unwirkliches. Und sie zeigten letztlich eine Unfähigkeit, Bilder zu produzieren, welche den Betrachter in seiner Identität und Entwicklung weiterbringen könnten. Statt die alte ägyptische Elite als Zwischenhändler für ihre von oben gesteuerte Technokratie

zu missbrauchen, hätten die Griechen von und mit den Ägyptern lernen sollen. Wirklich notwendig gewesen wäre eine gemeinsame Anstrengung, aus der Fülle des Wissens und der technischen Möglichkeiten der Epoche nur das auszuwählen, was lebensnotwendig war. Die Fettleibigkeit also zu beschränken. Das hätte konkret geheißen, die imaginativ-kreativen Ressourcen darauf zu verwenden, Bilder und Kulturkonzepte zu schaffen, die den Menschen jener Zeit ihre Lebenssituation erklärt hätten und sie zu einem höheren Dasein geführt hätten, anstatt sie auf einen degoutanten Reichtum süchtig zu machen. Dies sei nämlich die mediterrane und transmediterrane Situation der letzten Jahrhunderte vor der Zeitwende gewesen.

In Ägypten hätte es die Chance einer Zusammenarbeit mit der alten Elite gegeben. Eine gemeinsame Anstrengung um das Verstehen der Bilderwelt, um das Lesen des Sinns im Kosmos, hätte eine Befreiung erreichen können. Das war die, wie gesagt sehr hypothetische, Ansicht von Kýrillos. Allerdings konnte er zur Untermauerung seiner Position sogar eine Stelle aus Platons zweitem Buch der Gesetze anführen, worin dieser die über die Jahrtausende gleichbleibende Ausrichtung des ägyptischen Kunstschaffens auf die Tugend hin, unter bewusster Zurückweisung der Perversion, rühmt und Ägypten als Vorbild vor allen anderen Völkern, die Athener inkludiert, hochhält. Offenbar war es also einzelnen Griechen möglich, die Höhe Ägyptens zu erkennen und anzuerkennen. Sicher ist jedoch, dass eine solche Zusammenarbeit zwischen Ägypten und Hellás und eine solche, gemeinsame Befreiung ausgeblieben ist. Die griechischen Mosaike und Ikonen der christlichen Zeit brächten zwar glücklicherweise das Ende jener hellenistischen Fettleibigkeit. Allerdings geschehe das ohne bleibenden Beitrag Ägyptens. Die griechische Welt habe es verpasst und unterdrückt, dass das edle Wissen und Können der alten ägyptischen Elite in die allgemeine Sehfähigkeit und die universelle Bildsprache der Epoche eingetreten wäre.

Kýrillos sah hier einen Irrtum und ein grobes Versagen des ptolemäischen Hofes. Missachtung und Ausgrenzung des alten ägyptischen Adels und der ägyptischen Sprache hätten letztlich mit einer zunehmenden Sterilisierung der griechischen Kultur bezahlt werden müssen. De facto hätten die Griechen hier einen spezifischen Ikonoklasmus gelebt, nämlich gegen die im Wissen um die Bilder höherstehende ägyptische Kultur. Dies klinge vielleicht gewagt, da die Griechen doch so bilderfreudig gewesen sind. Jedoch brauche man sich nur daran zu erinnern, dass es im Zentrum der christlich-griechischen Kultur für länger als ein Jahrhundert den wildesten und zerstörerischsten Ikonoklasmus gegeben hat, zu der Zeit nämlich, als der Ikonoklasmus im Orient so richtig in Mode gekommen war.

Und lange davor, grob gesprochen ein ganzes Jahrtausend früher, hatte Ptolemaîos I., der makedonisch-griechische Begründer der Dynastie in Ägypten, einen komplett neuen Kult eingeführt, den des Gottes Serapis nämlich. Natürlich stütze er sich dabei auf alte Traditionen Ägyptens, auf den seit der Vorzeit verehrten Apisstier und auf den König des Totenreiches, Osiris. Allerdings brauche man sich nur den Kultstatuentypus jenes damals neu kreierten Serapisgottes anzusehen, welcher in der Folge der Träger des gewichtigsten Kultes werden sollte, der von Ägypten aus in die ganze Welt exportiert wurde. Man sehe da ein müdes, teigiges Gesicht mit einem wild wuchernden Lockenwald. Die Figur ist übergewichtig und zeigt einen kaum zu überbietend stumpfen Blick, der den Eindruck gibt, als wolle dieser Gott sein Gegenüber in einen Dialog hineinziehen, der in etwa so klar ist, wie der musikalische Vortrag eines Didjeridus. Jener neue Serapistypus habe vielmehr Ähnlichkeit mit den ebenfalls von den Hellenisten inspirierten Kultbildern in Gräko-Baktrien, hergestellt für die dortigen Übergangszonen nach Indien. Alles an der Erscheinung des Serapis sei einfach komplett unägyptisch. Allein seine klebrig-fetten Locken und sein wallender Bart müssten bei den auf Sauberkeit und Kultiviertheit höchst bedachten Ägyptern

heftigen Ekel erregt haben. Kultische Reinheit sieht entschieden anders aus.

Wie konnte so etwas passieren? –, stellte Kýrillos die entscheidende Frage in den Raum. Wollten die Ptolemäer nicht ein Einvernehmen finden mit der alten ägyptischen Elite und ihrer Kultur? Nun, zuallererst wollten die Ptolemäer ihre Herrschaft konsolidieren. Und dabei sei es schon außergewöhnlich aufschlussreich zu sehen, dass sie zu diesem Zweck ein derartiges Kultbild aufbauten, dessen Hauptaussage darin bestehe, die ägyptische Bilderwelt zu negieren. Das sei es nämlich, was an Serapis tatsächlich zu sehen sei. Sofern man wirklich hinblicke. Der Rest, die erzählten, erklärenden Mythen, von Integration, von Annahme des alten Apis und des ehrwürdigen Osiris, vom Zusammenwachsen der Völker, das sei alles hohle Propaganda. Diese verbalen Rechtfertigungen stünden in keinem Zusammenhang mit dem tatsächlich sichtbaren Konstrukt der Kultfigur. Was man sehe, sei weder Apis, noch Osiris, noch überhaupt irgendetwas nur irgendwie Ägyptisches. Diese komplette Diskrepanz zwischen erzählten Erklärungen und gegebenem Bild sei allerdings sehr dienlich, wenn es darum gehe zu verschleiern, was hier wirklich Sache ist. Es gehe nämlich einfach um die Erstickung der edlen und, sofern man nur aufrichtige Argumentation zulässt, unwiderlegbaren Bilderwelt des ägyptischen Originalvolkes. Man könne diese hellenistische Entwicklung sogar mit der nüchternen Kritik der griechischen Klassik entlarven, meinte Kýrillos. Das Serapiskultbild sei nämlich nicht weniger als ein Sofismus im Bild. Die klassische Definition eines Sofismus, das hatte schon Platon formuliert, ist es, das schwächere Wort zum stärkeren zu machen. Hier, im Alexandria der ersten Ptolemäer und mit dem neuen Serapis, war es doch tatsächlich das schwächere Bild, das zum stärkeren gemacht worden war.

Auch die angeblich heilige Scheu der edlen Hellenisten vor den angeblich so abscheulichen Tierbildern Ägyptens sei politisch

wertvollste Selbstbeweihräucherung, so die Ansicht von Kýrillos. Praktisch jede ägyptische Gottheit, die in irgendeiner Tiergestalt vorgestellt werde, übermittle eine weit edlere, ja humanere Aussage, als jener Serapis, der in schlecht nachgeahmten menschlichen Formen viel eher das Portrait eines Zombies sei. Während die herrschenden Ptolemäer zwar der alten, einheimischen Provinzelite den Bau riesiger Tempel in weithin altägyptischen Formen erlaubten, stellten sie gleichzeitig sicher, dass im Innersten, in Alexandria und im Staatskult der neuen hellenistischen Elite, ein optolinguistisches Monstrum installiert wird, das klar mitteilt, dass die größten Errungenschaften der ägyptischen Geschichte und Gegenwart für diese neue Elite unerwünscht sind.

Nachdem also die Sehfähigkeit des ägyptischen Adels zuerst marginalisiert und dann verloren gewesen war und nichts unternommen worden war zur Rettung der innersten, edlen Bildidentität Ägyptens, sei dessen Sehkapazität für die Menschheit insgesamt verloren gewesen; insbesondere auch für die, freilich erst später erscheinende, Christenheit. Die nun koptisch genannte Bevölkerung Ägyptens musste sich alleine und gegen das technokratisch übermächtige, griechische Kulturkorsett organisieren. So sei es zur Erfindung der koptischen Schrift gekommen und zu einer koptischen Bilderwelt, welche die griechischen Bildproduktionen auf einer unelaborierten Stufe weithin einfach nur kopierte.

Kýrillos Position schien mir doch einiges in diesem komplexen Gebiet zu erklären. Dass die Griechen Ägypten nicht besonders rücksichtsvoll behandelt hatten, war nicht zu übersehen. Ich vermutete hier auch einen gewissen Neidfaktor, wie er ja beim Ikonoklasmus stets vorhanden ist. Und tatsächlich war seine Theorie irgendwie überzeugend, nämlich dass das Verschwinden der pharaonischen Bildkapazität erklärt werden könne mit der Entwertung der ägyptischen Adels- und

Priesterschicht durch eine technisch schnellere – und jedenfalls scheinbar effizientere – griechische Kultur.

Ich erwähnte es schon: das “Auge“ als Hieroglyfe geschrieben “𓁹“ ist das Schriftzeichen für “Handeln“. Es ist doch kaum eine Überschätzung dieses Zusammenhanges, wenn man hier ein Konzept in der ägyptischen Kultur erkennt, wonach die Ägypter den Sehakt als mit direkter Handlungsauswirkung erlebt und gelebt haben. Und wenn dieser Zusammenhang besteht, muss man folgern: Einerseits war das Bestehen eines solchen weitreichenden und direkten Zusammenhanges von Sehen und Handeln für die längste Zeit der ägyptischen Kultur sehr erfolgreich gewesen. Andererseits konnte er aber auch gestört werden und verloren gehen. Gemäß Kýrillos’ Theorie war diese Störung der ägyptischen, kontemplativen Seh-Handlungskultur durch die technische Effizienz und Geschwindigkeit der importierten griechischen Zivilisationstechnik eingetreten. Während dank der griechischen Kulturtechnik alle Geschäfte viel schneller liefen, dies sowohl im rein ökonomischen Sinn als auch im Allgemeinen, war das Verschwinden der ägyptischen Bildpräsenz der Indikator für das Verschwinden des Verstehens der Position des Menschen im Kosmos. Hier begann das, wofür viel später der Begriff der Entfremdung geprägt wurde. Kýrillos nannte es Verlust der ikonischen Fertilität.

Die Frage für mich war, konnte diese Kompetenz im Sehakt wiedererreicht werden? Wer würde dieses “Auge“ wiedereröffnen können, sodass es auch zu jenem Handeln, direkt aus dem Sehen heraus, kommen würde? Mich faszinierte es, dass das Pyramídion von Pharao Imen-em-hat III. genau das auszudrücken schien. Der Sehende war tot, lag begraben tief in seiner Pyramide und konnte nicht handeln. Das Segensgebet wünschte ihm, die Sehfähigkeit wiederzuerlangen. Dazu wurden ihm Mittel zur Verfügung gestellt: ein Gesicht an der obersten Pyramidenspitze eben. Würde

dies gelingen? Würde ein neues Leben gewährt werden? Neues Sehen und Handeln? Diese Frage war für mich offen.

Sebastópol ist nicht nur die Residenzstadt des Sebastós und der Sebastogénnetoi, sondern auch der Sitz vieler anderer Adelsfamilien. Diese siedelten sich zahlreich an in der Großen Stadt. Ähnlich wie auch in Flúmina, verteilen sich ihre Palazzi über das gesamte Stadtgebiet der Sebastúpolis, also gleichermaßen über Pix wie über Lox. Und genauso wie in Paulisto bilden die Adelspaläste jeweils das Zentrum eines Bezirkes, eines Démos. Auch hier in Sebastópol nennen sich die Bewohner des jeweiligen Démos gerne nach der Familie, die den Palazzo jenes Bezirkes besitzt. Zwei der ganz großen brasilianischen Familien haben auch hier in Sebastópol einen Palast, die Duques de Monçalves vom Quirichiquí in Flúmina und die Duques de Lima-Oemvérgos aus Paulisto. Die Monçalves haben ihren Palast in Lox, die Lima-Oemvérgos in Pix. Dann gibt es natürlich all die anderen Namen, die Parakatúzenoi, die Efigmérenoi, die Anagáthas, die Menéndros-Llantíz, die Flaviárii, Galudénski, Dermendirián, die Mahasarapúras, die Okómbas, die Takamátu und so weiter. Sie haben ihren jeweiligen Palast als Zentrum des umliegenden Démos, in dem sich die Bewohner dann zum Beispiel Monçalvesis oder Dermendiriánis nennen. Die Palazzi in Sebastópol sind jeweils von großen, schönen Parkanlagen umgeben. Während normalerweise kein öffentlicher Einlass in die Parks der Palazzi besteht, gilt auch hier das Prinzip der teilweisen Öffnung. Einmal im Jahr gibt es für jeden Démos ein lokales Fest des jeweiligen Bezirkes mit diversesten Veranstaltungen und Festereignissen, offenen Ständen mit Verkauf von Köstlichkeiten, von Bier und Wein, den berühmten Grillspezialitäten der Sebastúpolis und so fort. An diesen Festen ist auch jeweils der Park des zentralen Palazzos geöffnet, und auch dort werden Stände und andere Belustigungen errichtet. Diese Feste sind allgemein sehr beliebt. Sie fördern den Zusammenhalt in der Bevölkerung und natürlich auch die Begeisterung für den Adel.

Ich erwähnte es schon, die Teilverbotene Stadt und die Adelspaläste sind mit einem eigenen, geschlossenen Röhrentransportsystem verbunden, das im *Mund* die Bezeichnung “Die Blauen Adern“ trägt. Ein- und Ausstiege gibt es nur in den Palazzi und an mehreren Stationen am Pálatin. Dieses System ersetzt für die Edlen weithin die Helikopter, die in Sebastópol daher vor allem von Geschäftsleuten und Privatpersonen benutzt werden. Es ist mindestens so schnell wie die Helikopter, bei schlechter Witterung sogar schneller. Die Vorteile des Röhrensystems sind seine technische Stabilität, die Wettersicherheit, die Unsichtbarkeit und die Gewissheit der permanenten fysischen Verbundenheit unter den verschiedenen Familien. Besonders Letzteres wird von den Adeligen ungeheuer geschätzt, da so die persönliche Begegnung jederzeit und ohne Hindernis sichergestellt ist. Das System ist in sehr starker Nutzung, denn der Adel möchte nach Möglichkeit alles, was nur irgendwie von Bedeutung ist, persönlich und von Auge zu Auge besprechen. Das Selbstverständnis des Adels besteht in dem eines eigenen Somas, eines Körpers, im großen Soma der Autokratoría, dessen Lebensblut ungehindert in allen Teilen fließt, so eben auch in den verschiedenen Stadtteilen, in den Démoi, der Sebastúpolis. Die Blauen Adern sind ein symbolträchtiger Name für die Sonderaufgaben des Adels, zu deren Bewältigung er auch technische Sonderrealitäten benötigt.

Die Stellung der Familie der Sebastogénnetoi und des Adels wurde mir erst so richtig in Sebastópol bewusst. Natürlich hatte ich durch den Sommer in Flúmina wertvolle Einblicke in das Leben der Nobilität bekommen. Hier aber in Sebastópol wurde es noch klarere sichtbar, dass der Adel, nach dem Sebastós, die Leitungsfunktion der Autokratoría tatsächlich in persona ausübt. Das was Prinz Jaime in seiner damaligen Rede in Flúmina angedeutet hatte, dass jedes Mitglied des Adels sich dazu verpflichtet fühlt, einen aufbauenden Beitrag zum Leben und Funktionieren der Autokratoría zu bieten, wurde für mich hier

noch sichtbarer. Wer nur irgendwie kann, übernimmt eine Aufgabe, einen Posten, eine Mission. Viele arbeiten in der Administration am Pálatin, in Verwaltungstätigkeiten aller Arten, in den Ministerien, in der internationalen Korrespondenz, oder in der Verwaltung der Sebastúpolis. Andere widmen sich dem Bildungsbereich oder den sozialen Aufgaben. Auch der Finanzfluss geht maßgeblich durch aristokratische Hände. Man findet in allen Bereichen hochkompetente Mitglieder des Adels in verantwortlichen Positionen. Da geht es nicht einfach um das, was man Repräsentation nennen könnte, um einfache Anwesenheit ohne weitere Aufgaben. Sondern wer eine Herausforderung annimmt, tut das auf Basis seiner bisherigen Erfahrungen und Ausbildungen und mit der klaren Agenda einer sachkompetenten Führungsaufgabe. Daher sind die Mitglieder des Adels auch disponiert, ein Leben lang hinzuzulernen.

Mich als Schreiber hat gerade dieser Aspekt beeindruckt. Zum einen ist genau das die Haltung eines wahren Schreibers, der sich nicht einfach als Reproduzent von Texten in einem bürokratischen Rahmen versteht, sondern als Meister der Sprachaufgaben in einem weiten Sinn. Wer Kommunikation in einem umfassenden Horizont als seine Aufgabe gewählt hat, und dies dann noch unter Einschluss der ägyptischen Tradition, der muss bereit sein, niemals mit dem Lernen aufzuhören. Und zum anderen kann ich als Historiker sagen, dass sich die Nobilität der Autokratoría im Vergleich zu früherem Adel der diversesten Reiche eindeutig weiterentwickelt hat. Zwar erlangen die meisten Adeligen auch heute ihren Rang durch Geburt. Die Tatsache, die Besten zu sein, wird aber nicht als Automatismus verstanden und gelebt, sondern als permanente Herausforderung, gut zu sein und noch besser zu werden.

Die Bevölkerung sieht den Adel tatsächlich als ihr Vorbild. Der Neid hält sich im Allgemeinen gering. Dementsprechend ist die Geschichte der Aufstände in der Autokratoría vergleichsweise kurz. Ich denke, dass es nach der Zeit einer schlechterdings

Anbetung von Zerstörung und Bosheit zu einer Ermüdung und dann doch auch einer neuen Einsicht gekommen ist. Das mesopotamische System hatte ja allen eingeredet, der Menschheit die wunderbarste Zukunft zu bringen. Das hat über viele Abwärtsschritte schließlich im genauen Gegenteil geendet. Aber vor der großen Katastrofe gelang der Betrug lange, und weiteste Teile der Menschheit ließen sich süchtig machen auf die Reduktion auf materielle Ziele. Wobei die Operatoren des Systems dann natürlich auch noch artifizielle Knappheit an allen diesen materiellen Gütern produzierten. Als dann das wahre Ergebnis dieser Irreführung in der großen Katastrofe sichtbar geworden war, wurde es den meisten Überlebenden klar, dass nicht der größtmögliche Besitz für alle das Ziel der Politik sein kann, sondern vielmehr das größtmögliche Glück für alle. Glück umfasst vieles Immaterielle, wovon die Menschheit aber in der Zeit der großen Wirren systematisch entfremdet und beraubt worden war. Um die Freiheit zu beseitigen und den Menschen bereits zur Erkenntnis dieser Freiheit unfähig zu machen, waren alle nichtmateriellen Dimensionen des menschlichen Lebens zielstrebig entwertet worden. Das führte zu einer Sucht nach materiellem Besitz und einer Scheinhoffnung auf Glücksfindung in der Materiebeherrschung. Natürlich erhielt letztendlich nur ein kleiner Teil der Menschheit die versprochenen materiellen Güter und Möglichkeiten; aber nicht einmal diejenigen wurden glücklich. Denn in Wirklichkeit ist ein solches System nicht zur Glücksbringung konstruiert, sondern zur Etablierung einer insidiösen Herrschaft mittels Suchtabhängigkeit. Man kann in einem solchen System Herrscher werden, aber nicht glücklich. Die Menschheit dürfte es zuletzt gelernt haben, dass die Gier prinzipiell nicht befriedigt werden kann. Wer sich ihr ergibt, endet in der einen oder anderen Form der Selbstzerstörung. Wie gesagt, Reichtum ist gut erreichbar mittels Gier, Betrug und Abhängigmachung, jedenfalls für einige. Unmöglicherweise ist aber Glück mit solchen niedrigen Haltungen erreichbar.

Die ungleiche Ressourcenverteilung in der Autokratoría zwischen Adel und Bevölkerung und ihre Begründung gehen von zwei Grundprinzipien aus. Zum einen, dass Reichtum, materieller und sogar immaterieller, ein glückliches Leben nicht garantiert. Reichtum alleine macht Glück nicht einmal wahrscheinlich. Der Adel ist auf Basis der durch seine Geburtsrechte erlangten Möglichkeiten nicht glücklicher als die Bevölkerung. Jeder Adelige muss um sein Glück selbst genauso kämpfen wie alle anderen. Was natürlich sehr wohl festzuhalten ist, ist die Tatsache, dass Armut, wirkliche Armut, ein Hindernis zum Glück ist. Daher wird in der Autokratoría durch die verschiedensten Maßnahmen der Bildung und der Versorgung der Bevölkerung hart daran gearbeitet, dass Armut wirklich nur die Wenigsten betrifft. Echte Armut einmal außer Betracht gestellt, ist die Chance, ein tatsächlich glückliches Leben zu erreichen, für alle weithin gleich verteilt. Das zweite Prinzip bei der ungleichen Ressourcenverteilung besteht darin, dass das Mehr an Möglichkeiten, über das der Adel verfügt, ihm selbst, aber auch der gesamten Bevölkerung die Chance eröffnet, Besseres zu entwickeln. Das ist die Begründung für die Existenz und die Position der Edlen; besser zu sein, um Besseres weitergeben zu können. Und der Adel hat sein Versprechen zur Entwicklung und Leistung des Besseren in der Autokratoría auch wirklich realisiert.

Sowohl die sogenannten egalitären Gesellschaften, deren reale Existenz eigentlich nicht gegeben ist, als auch die Gesellschaften mit reichen Operatoren über einer entwerteten Masse brachten nichts namhaft Positives für das Glück der Menschheit hervor. Das Glück war eben gar kein Ziel in diesen Systemen. Die Operatoren etablierten nämlich als Herrschaftssystem die verschiedensten Formen von Suchtmechanismen. Deren Suchtpotential wurde von der übrigen Bevölkerung gar nicht erkannt. Diese Suchtmechanismen entwickelten daher in der vermassten Bevölkerung ihre volle Wirkung in immer abscheulicherer Dependenz. Natürlich waren

letztlich auch die Operatoren süchtig, und zwar auf ihre eigene Bosheit und Unterdrückungsbegierde. Aber sie waren schneller im Anfixen der anderen und befanden sich daher oben auf der Suchtdistributionspyramide.

Man beachte hier, dass es selbst in einem solchen System unweigerlich zur Ausbildung einer gesellschaftlichen Pyramide kommt. Das ist dem Kosmos eben inhärent. Die Entwicklung von Besserem und das Etablieren dieses Besseren an die Spitze der Pyramide war aber in diesen Systemen in der offensichtlichsten Weise keinerlei Ziel. Trotzdem war das nur den Operatoren bekannt. In der Masse sah das niemand klar. Die längste Zeit glaubten so viele, dass das Bessere tatsächlich auf dem Weg wäre. Allerdings muss man hier leider anmerken, dass der Selbstbetrug in jenen Massen enorm gewesen sein dürfte. Denn wie konnten diese Vielen an etwas als erstrebenswert glauben, wo man doch jeden Tag und jedes Jahr mehr sah, dass nur das Gegenteil einer Besserung eintrat? Es ist leider davon auszugehen, dass jene massenhaften Opfer der suchtetablierenden Operatoren insgeheim, in ihrem Unterbewussten, ihrem Halbbewussten oder sogar sehr bewusst, hofften und hart daran arbeiteten, dass sie doch auch einmal selbst an die Spitze der Entwerter und Abhängigmacher kämen. Sie wollten einmal auch so werden wie die bewunderten Operatoren. Das war natürlich der endgültige und sicherste Weg in die Sucht und in die vollkommene Dependenz. Ein sagenhaft erfolgreicher Circulus vitiosus war etabliert, mit einer nicht umkehrbaren, spiralförmigen Abwärtsbewegung.

Erst die nahezu totale Vernichtung in den großen Wirren zeigte, dass es keinen kleinen Ausweg aus dem großen Betrug gibt. Ein bisschen Betrügen, um damit Besseres zu etablieren, brachte nichts Besseres, dafür aber einen immer grösser werdenden und nicht aufhaltbaren Betrug. Schließlich, das heißt erst nach den großen Vernichtungen, wurde das System endlich von den wenigen Überlebenden erkannt. Man konnte nun endlich sehen,

dass das Gute nicht durch Betrug, sondern nur durch ehrliche Arbeit und Opfer erreichbar ist. Da waren viele dann froh, dass es doch Leute gab, die einen so ungeliebten Beruf, den ja weiteste Teile der Menschheit so lange Zeit komplett zurückgewiesen hatten, doch übernehmen wollten. Das war die Zeit, als die Familie der Sebastogénnetoi sichtbar wurde, indem sie bereit war, aus der ubiquitär stattgehabten Zerstörung heraus Entwicklungsarbeit und Leitungsverantwortung zu übernehmen. Verschiedene andere Familien halfen ihnen dabei. Das war der Grundstock des heutigen Adels der Autokratoría. Das wichtigste dabei war die Metánoia. Die vollkommene Umstellung des Nous; die Annahme eines komplett neuen, geistigen Konzeptes. Deswegen nahm der erste Sebastós dann auch seinen Namen in diesem Sinn an. Als Sebastós I. nannte er sich Metanoetés. Damit begründetet er die Metanoetendynastie.

Die Notwendigkeit besonderer Ressourcen für eine solche Arbeit war allen prima vista einsichtig. Diese Ressourcen wurden daher bereitwilligst attribuiert. So kam es zu dem spezifischen System einer ungleichen Ressourcenverteilung in der Autokratoría, welches diesmal aber, und im deutlichsten Gegensatz zum System der Operatoren, zu einer Besserung der Situation aller führte, der Bevölkerung genauso wie des Adels. Wie gesagt, dieser Fortschritt liegt darin begründet, das die Sebastogénnetoi und der Adel insgesamt ihre Vorrechte nicht als Unterdrückungsmechanismus benutzen, sondern sie als große Aufgabe und Verantwortung leben.

Das sind in etwa die Eckdaten, welche zur Begründung der Autokratoría geführt hatten. In den Vorlesungen bei Kálamos mégas hörten wir noch viele weiter Details dazu, ich werde noch darauf zurückkommen müssen. In diesem Zusammenhang gab und gibt es noch andere interessante Entwicklungen. Eine davon ist das Kafeneĩon Málko direkt am Heptastádion. Es ist eines der großen Kafeneĩa, die in Sebastópol bei allen äußerst beliebt sind. Sie haben den ganzen Tag offen, einige von ihnen schließen

überhaupt nicht, so auch das Málko. Man kann sicher sein, dort zu jeder Stunde des Tages und der Nacht seinen Hafen zu finden, in Gesellschaft oder auch alleine. Diese Lokale haben einen hohen emotionalen Wert für die Bevölkerung. Man weiß sozusagen, dass man nie in die Einsamkeit abstürzen kann. Irgendwo ist immer noch ein sauberes Kafeneĩon geöffnet, in dem man sich mit einem Kännchen Café und etwas dazu über praktisch alles hinwegtrösten kann. Im Málko zum Beispiel ist es eine nahezu endlose Palette der typischen, orientalischen Honigsüßspeisen mit Pistazien, Sesam und anderen Nüssen, bezeichnenderweise auch Coco, was mich als Brasilianer natürlich mit gewissen heimatlichen Gefühlen erfüllt. Ich erinnere mich, wie wir als Studenten dort nächtelang gesessen sind und über alles und nichts geredet haben. Draußen auf dem Fáros liefen nur noch die Bilder, die Stunde der Nachrichteneinspielungen war regelmäßig längst überschritten. Ich bestellte mir dann immer die Kokosvarianten der Süßigkeiten.

Nun, um das Málko zu verstehen, muss man einiges über die Armee des Sebastós und der Autokratoría anmerken. Die Streitkräfte rekrutieren sich aus allen Völkern der Autokratoría, sie sind also eine pars pro toto der gesamten Bevölkerung. Befehlssprache ist der *Mund*. Den beherrschen alle kämpfenden Einheiten. In den höheren Rängen werden auch Griechischkenntnisse gefordert, um die Verwaltungserfordernisse abdecken zu können. Die verschiedenen Sprachgruppen haben aber ihre Schwerpunkte. Zum Beispiel sind die Brasilianer überproportional in den fliegenden Einheiten vertreten. Auch Amfibien- und Pontoneinheiten sind bei uns beliebt. Ein Bespiel dafür sind João und José Altomorro, die fliegenden Fische. Die Armada ist ein El Dorado für den spanischsprachigen Nachwuchs. Der fühlt sich offensichtlich in der Ozeanweite der Südhemisfäre wohl. Die Infanterie- und Panzereinheiten wiederum werden besonders von den russischen und eben den

arabischsprachigen Männern bevorzugt. Überhaupt ist der Anteil dieser beiden Sprachen an den Einheiten überproportional hoch.

Alle Soldaten des Sebastós tragen das nswt-bjtj 𓇓𓏏𓆤𓏏 an der Kampfkappe und der linken Brust. Das kommt von den beiden alten Hieroglyfen Binse und Biene, welche die Herrschaft des Pharaos in Ober- und Unterägypten bezeichneten. Gemeint war damals die uneingeschränkte Herrschaft im gesamten Land bis an seine Grenzen. Und das ist auch die heutige Bedeutung des nswt-bjtj. Ab dem Rang eines Generals darf sogar der gesamte Königsnamen aufgestickt werden. Dieser deckt dann praktisch die gesamte Außenseite des rechten Oberarms ab. Die oberen Ränge der Generalität werden nach Völkern proportional verteilt. Hier herrscht die Idee der Repräsentanz, wobei eben die Bevölkerung repräsentiert werden soll. Damit wird vermieden, dass kampfesfreudige Völker und Sprachen, die in den Mannschaften stärker präsent sind, wie zum Beispiel aus den russischen- und arabischsprachigen Regionen, in der Führung überrepräsentiert würden. Die Generalität, die Strategía, wird demnach als ein repräsentatives Abbild der Autokratoría verstanden. Die arabischen Einheiten gehören zu den treuesten und ergebensten Truppen des Sebastós. Als in und nach den großen Wirren das System der Irreführung endlich erkannt war, flohen gerade Arabischsprachige in die Autokratoría. Sie konnten das mesopotamische System nun erkennen und in sich überwinden. Sie waren froh, einen wahren Herrn zu finden, und zwar in Sebastós I. Metanoetés und in seinen Nachfolgern. Folgerichtig nannten sie sich dann Málkis: Diejenigen des Königs. Sie wollten keine Operatoren mehr haben. Sondern einen wahren Herrn, der mit Gerechtigkeit herrschte, und nicht durch Betrug. Das Málko eben, das große Café auf dem Heptastádion, ist der bevorzugte Treffpunkt für alles Arabische. Man nennt es daher im *Mund* auch die Karawanserei. Direkt gegenüber dem Eingang steht im Málko auf einem weißen Marmorsockel ein lebensgroßes, vergoldetes Stehbildnis von Sebastós LVII. Patriasotér. Es ist ausgeführt im

Stil der reichen, klassischen, arabischen Portraitplastik. Vor der Plastik befindet sich ein langer, niedriger Tisch, der mit grünem Filz beschlagen ist. Alle Truppenangehörigen, die das Málko gerne und in großer Zahl frequentieren, legen auf diesem Tisch, sobald sie das Lokal betreten haben, ihre Kappen ab. Die Hüte der Zivilisten werden an seitlichen Ständern abgegeben. Aber die Kappen der Militärs liegen in der schönsten Weise aufgereiht auf dem Tisch, zu Füßen des Sebastós. Das ist natürlich eine schöne Ehrenbezeugung, die gerade auch von den Málkis, wie von allen anderen Soldaten, gerne geübt wird.

Im Ägyptischunterricht kam Kýrillos immer wieder auch auf Koptisch zu sprechen. Die meisten der Studierenden hatten hierin keine Vorkenntnisse. Umso mehr schätzte er es, dass ich einiges Wissen mitbrachte. Es meinte, es sei sehr lehrreich zu sehen, wie sich im Koptischen das ägyptische Erbe mit den griechischen Neuerungen durchsetze, es aber zu keiner wirklichen Verbindung dieser beiden Kulturen käme. Abgesehen von den griechischen Buchstaben, die für die koptische Schrift verwendet werden, gibt es auch einen hohen Anteil von griechischen Worten im Koptischen. Die Grammatik des Koptischen ist im Vergleich zum Griechischen wenig elaboriert. Kýrillos erklärte, dass kein Zweifel darüber bestehe, dass in Aussagen in griechischer Sprache die Klarheit der Relationen weit höher sei als in der koptischen Sprache. Dies gelte ebenso für die früheren ägyptischen Vorstufen. Griechisch habe eben große Klarheit im deskriptiven Ausdruck. Daher sei es auch nicht verwunderlich, dass es bis zum heutigen Tag die Verwaltungssprache in der Autokratoría sei. Wer auf Exaktheit des Ausdrucks in einem technischen Sinn Wert lege, wird Griechisch dafür sicher als enorm geeignet erkennen. Mit den drei Wichtigsten Corpora der griechischen Literatur alleine habe sich die Helleniké für alle Zeiten an die Spitze der menschlichen Ausdrucksfähigkeit positioniert. Mit den drei Corpora meinte er die Werke von Platon, von Aristoteles und diejenigen der Kainé Diathéke. Damit war auch der sprachliche

Rahmen ausgesteckt, vom Ionisch-Attischen bis zur Koiné-Sprache der Zeitenwende. Seither führte und führt an der griechischen Sprache kein Weg mehr vorbei. Das gelte alleine schon unter Auslassung all der anderen Leistungen, die von der griechischen Kultur sonst noch hervorgebracht worden sind; und noch viel mehr, wenn man die übrigen Leistungen mitberücksichtige.

Dennoch deckten griechische Kultur und Sprache nicht alles ab, was an wertvollen humanen Leistungen möglich sei. Und nicht einmal das, was an humanen Leistungen notwendig ist. Hier kam Kýrillos auf Aspekte zu sprechen, denen ich schon in Paulisto begegnet war. Zum Beispiel sei die Strukturierungskapazität des Sanskrits noch größer als die des Griechischen. Das spiegle sich auch in den logischen und filosofischen Leistungen Indiens wider. Ein anderes Beispiel für eine notwendige humane Leistung jenseits des griechischen Horizontes sei die russische mystische und poetische Literatur. Diese sei zwar wesentlich von den Griechen grundgelegt worden, allerdings sei in Russland eine neue Welt geschaffen worden, welche sich die Griechen nicht einmal erträumen hätten können.

Der bemerkenswerteste Fall sei aber Ägypten. Denn obwohl die Griechen Ägypten einer Entwertungskaskade von anfänglicher Bewunderung über Vereinnahmung bis zu Ausgrenzung unterzogen hätten, sei Ägypten nicht einfach verschwunden und durch Griechisches ersetzt worden. Denn nachdem vieles Ägyptische in seinem Heimatland zunehmend erschwerte Bedingungen vorgefunden habe, sei Ägypten in verschiedenen Formen auf die Reise gegangen, beziehungsweise hätte eine Art von Exildasein begonnen. Das vermutlich bedeutendste Beispiel dafür seien die Institutionen des Mönchstums und der verschiedenen Formen des mönchischen Zusammenlebens gewesen. Sowohl die Strukturen der Skéte als auch die des Koinóbions, der kleinen und der großen Klostergemeinschaften, seien von Ägypten aus exportiert worden,

in die griechische, in die lateinische und in die übrige Welt. Gerade in den großen Baukomplexen der Mönche sei dann immer wieder der Bedarf großer Architektur und großer Bildkunst aufgetreten. Ein Komplex wie der iberische El Escorial sei ohne das ägyptische Erbe kaum denkbar. Große Königspaläste hätte es freilich überall gegeben. Aber dass im Zentrum eines solchen Palastes ein ägyptisches Hut-neter, ein koptisches heneete, beziehungsweise eben ein domus Dei gemeinsam mit einem Kloster stehe und dass wesentliche Strukturen des Funktionierens dieses ganzen Regierungskomplexes von Mönchen getragen würden, das sei nur aus dem ägyptischen und koptischen Erbe heraus verständlich.

Ein anderer Aspekt Ägyptens auf Reisen seien die Obelisken. Viele Originale seien nach Europa gekommen, sogar nach Amerika. Und unendlich viele Kopien von ihnen, von megaloman bis ornamental, befänden sich auf allen Kontinenten. Dann die Plastiken der doppelten Löwen, die stets den Eingang zu Palazzi und sonstigen bedeutenden Häusern markieren. Das sind einerseits bescheidene Kopien der Sfingenalleen der alten ägyptischen Tempel. Aber die beiden Löwen stellen auch eine hieroglyfische Botschaft dar. “Zwei Löwen“, “ 𓃭𓃭 “, gelesen als Hieroglyfenmitteilung, heiße nämlich auch “Tor“. Nach den mehr als tausend Jahren, in denen das Lesen der ägyptischen Schriften vergessen war, seien dann mit der wiedergewonnenen Lesefähigkeit Wellen von verschiedensten Designs gekommen, die an das pharaonische Ägypten Anschluss gesucht hätten; in der Architektur, den bildenden Künsten, aber auch bei Möbeln und in der Mode.

Kýrillos ging davon aus, dass der verbale Diskurs und die argumentative Logik, das explizite Bewusstsein sozusagen, in allen Zeiten hochgradig griechisch geprägt gewesen seien, auch in vielen anderen Sprachen als der griechischen. Die verbalen Traktate seien stets und allerorten voll der Anleihen aus dem Griechischen gewesen. Demgegenüber beschrieb Kýrillos drei historische Fasen in der Bildentwicklung. Zuerst die Epoche der

mächtigen zwei- und dreidimensionalen Bilderwelt des Altertums. Danach eine lange Fase der Zurückweisung der Bilder, er verwendete dafür den Begriff des Fastens. In den verschiedensten Kulturen, in der koptischen, der griechischen, der lateinischen, der arabischen, der persischen, der russischen Kultur, sei es zu direktem Ikonoklasmus oder zumindest einer Distanzierung von dem vollen antiken Bilderbe gekommen. Überall dort sei die antike Größe des Bildes reduziert worden.

Danach aber sei es in einer dritten Fase zu einer Wiederbelebung der Bildwelt gekommen. Und diese neue Bildwelt hätte sich eben nicht mit den griechischen Formen alleine begnügt. Die Entwicklung dieser neuen Bilderwelt habe wieder und wieder besonders aus dem ägyptischen Erbe geschöpft. Kýrillos sprach hier von einem wortlosen, langeanhaltenden Halbbewusstsein in der Zwei- und Dreidimensionalität. Man habe kaum gewusst, woher das alles kam, was man zunehmend wieder benutzte. Aber weder die Strukturiertheit der Renaissanceanlagen noch die massiven Volumina der Barockschöpfungen seien ohne die Imaginationskraft aus Ägypten möglich gewesen.

In Analogie zu den beiden Stadtteilen von Sebastópol, dem Lox und dem Pix, brachte Kýrillos hier einen neuen Begriff ein, den er Diapíx nannte. Er ging davon aus, dass es neben dem Dialog, der unter Menschen mithilfe des Wortes geführt werde, auch einen parallelen und sogar noch viel umfassenderen und andauernderen Austausch an Bildern gebe. Dafür prägte er den Begriff Diápinax; parallel zum Hochhellenisch Diálogos. Im *Mund* entspricht dem die Abschleifung Diapíx. Er definierte diesen Diapíx als einen nahezu permanenten Fluss von Bildern, welche Menschen einander anbieten, die sie wechselseitig beurteilen, die sie kurzfristig oder dauerhaft in den Kosmos stellen oder die vom Menschen im Kosmos vorgefunden und beurteilt werden. Alle diese Bilder unterlägen einer unaufhörlichen, vollkommen wortfreien zwischenmenschlichen Diskussion. Mit dem Verb

diapináxesthai bezeichnete er diese permanente menschliche Tätigkeit.

Als Sonderform gebe es dann auch noch den Monopíx; die Parallele zum Monolog. Jedoch sei der Monopíx wesentlich sinnfindender als der Monolog, denn er sei eine der wesentlichsten Formen der Kontemplation. Monopináxomai: sich alleine mit dem konfrontieren, was zu sehen ist, um zu sehen, was ist. Das sei eine der herausforderndsten Aufgaben des Menschseins. Der Monolog, als einseitiger Wortschwall, sei hingegen eine Erscheinung der Entfremdung, denn er bestehe vor allem darin, dass man den anderen einfach nicht wahrnehmen und nicht gelten lassen wolle. Eine besondere Steigerung des Monopíx war nach Kýrillos der Traum. Darin stehe man gänzlich auf sich selbst gestellt vor den verdichtetsten Bildern. Wer hierin ernsthaft gelernt habe, könne viel für seinen Mono- und Diapíx des Tagesbewusstseins mitnehmen. Ich muss sagen, jener Hinweis von Kýrillos zur Bedeutung des Traumes für das Tagesbewusstsein war sicher nicht ohne Einfluss geblieben auf das schon erwähnte, wenig später von mir eingereichte Motivationsschreiben für das Propaideutikón für Geschichtswahrnehmung bei Kálamos mégas. Darin hatte ich eine Art zweiter Adoleszenz thematisiert, in der man durch das Erlernen von Bildprinzipien des Traums eine Steigerung der Wahrnehmungsfähigkeit geschichtlicher Zusammenhänge erreichen könne. Ich denke, Kýrillos hatte hier etwas in mir katalysiert, was ohne seinen profunden Unterricht über Ägypten wohl wesentlich länger bis zu seiner Formulierung gebraucht hätte.

Das Schuljahr in Sebastópol, mein letztes überhaupt, war also ganz deutlich vom Unterricht bei Kýrillos geprägt. In der Schule der Väter vom Berge lief alles weiterhin mehr oder weniger nach Plan. In den verschiedenen Fächern wurden die Abschlussarbeiten vorbereitet. Einige Prüfungen konnte ich mit den Schulkollegen ablegen, für andere brauchte ich noch die

Anschlussmonate wegen meines Hemisfärenwechsels aus Brasilien. Mit dieser Verzögerung schloss ich die Schule erfolgreich ab. Ich sandte die Nachricht nach Campos Secos und nach Penha. Alle gratulierten mir, Dom Fabiano antwortete mit einem Brief, der am Ende sogar kurze Grüße von Lucimár in eigener Handschrift enthielt.

Mit meinem schönen Abschlusszeugnis wurde ich im Metrografeĩon, im Hauptbüro des Pálatin, vorstellig. Dafür waren natürlich einige Vorbedingungen zu erfüllen. Ich bekam ein Empfehlungsschreiben der Schule der Väter vom Berge. Darin stand, dass ich bereits eine anerkennenswerte transkulturelle Ausbildung erfolgreich absolviert hatte, dass ich mich schon von Kindheit an in altportugiesischer Lyrik ausgezeichnet hatte und in den Schulen der Väter alle mir angebotenen Sprachausbildungen mit Auszeichnung durchlaufen hatte. Auch Kýrillos von der Hofschreiberschule hatte ich um eine Referenz gebeten. Er schrieb eine solche und erwähnte darin neben meinen Kenntnissen des Ägyptischen auch die des Koptischen. Mit all diesen Dokumenten fand ich mich zum Vorstellungstermin am Haupteingang des Metrografeĩon ein. Dort postierten zwei Soldaten in der Galauniform in Purpur–Gold–Blau. Einer von ihnen brachte mich zur Personenidentifikation, Fingerabdrücke und Foto wurden neu genommen, mein Code wurde erweitert. Trotz meiner Ausweise, die ich schon von der Schreiberschule hatte, wurden alle Daten neu aufgenommen. Das sind eben die notwendigen Sicherheitsmaßnahmen.

Danach kam ich zur Besprechung mit einem der Rekrutierungsbeauftragten. Er sah meine Papiere durch und fragte mich einiges über die Schule der Väter, über die Schreiberschule, wie mir Kýrillos gefallen habe usw. Auch wollte er wissen, wen und was ich anlässlich des Adelspraktikums in Flúmina kennengelernt hätte. Ich erwähnte das Eröffnungsfest auf dem Quirichiquí, dass ich dort die Rede von Prinz Jaime gehört hatte, dass Leila de Albuquerque mich eingeladen hatte, am

Tanzkurs der Biénniumsteilnehmer wenigstens zwei Monate mitzumachen. Auch, dass Conde Teodóro de Montesalvo mich in Paulisto Pai Arsénios vorgestellt hatte und dass dieser mir die Skéte oben im Familienpalazzo gezeigt hatte. Wir sprachen zunächst in Griechisch und es schien mir, dass er mit meinen Sprachkenntnissen und den von mir getätigten Angaben zufrieden war. Danach ging er kurz hinaus und kam mit einem zweiten Beamten zurück. Nun wurde das Gespräch auf Mittelägyptisch fortgesetzt. Ich kam, trotz des nur kurzen Unterrichts von einem Jahr, soweit ganz gut mit. Dann wechselten sie auf Koptisch. Das beherrschte ich fließend. Sie fragten mich, was ich bevorzuge, Griechisch oder die ägyptischen Sprachen. Ich sagte, das käme auf das Thema und das zu behandelnde Gebiet an. Wenn es sich um eine Strukturierungsaufgabe handle, sei es mentaler oder administrativer Art, so würde ich das Griechische bevorzugen. Wenn es aber um existentielle Benennungen, um das Umreißen von Bedeutungsfeldern, um symbolverankerte Realitäten ginge, dann wäre oft das Ägyptische aussagekräftiger. Ich hatte den Eindruck, dass die beiden Beamten auch hier eine positive Bewertung meiner Präsentation vornahmen. Dann sagten sie, ich würde noch einen schriftlichen Test machen müssen, bevor sie zu einer Entscheidung über eine etwaige Anstellung in einem der Büros kommen könnten. Mir wurde dann ein Bestätigungsschreiben jenes Gesprächs ausgehändigt und ein Termin für die weitere Prüfung mitgeteilt.

Nach ein paar Tagen kam ich wieder und machte den Test. Es ging diesmal um einige der anderen Sprachen, ich glaube es war Russisch, Sanskrit, Farsi, und auch Französisch. Es war ein unglaubliches Durcheinander von Aufgaben, wobei man von einer Sprache oder Schriftsystem zu einer andern springen musste, ohne den Inhalt zu verlieren und natürlich ohne Grammatik- und Syntaxfehler zu machen. Nach dem Test sollte ich mich noch weiter im Bereich des Metrografeĩon aufhalten. Nach einer Stunde wurde ich aufgerufen und erhielt die positive

Mitteilung, dass ich bestanden hatte. Man gratulierte mir und sagte, ich könne einen Posten im Metrografeĩon bekommen. Allerdings unter speziellen Bedingungen. Es bestehe ein Kontingent von Stipendien, die an besonders erfolgreiche Bewerber ausgegeben werden könnten, wenn die bisherigen Leistungen und diejenigen in den aktuellen Prüfungen ein weiteres Ausbildungspotential anzeigen würden. Nachdem dies bei mir der Fall gewesen sei, möchten sie mit anbieten, im Metrografeĩon eine Tätigkeit anzunehmen, die sich auf zwei Halbtage der Woche beschränke. Die übrige Zeit wäre für ein Studium – nach meiner Wahl – vorgesehen. Das Stipendium würde die Studien- und Lebenskosten in der Sebastúpolis abdecken. Ob mich das interessiere würde, war die abschließende Frage.

Nun ja, dafür bestand allerdings Interesse meinerseits. Ich fragte, ob das wirklich alles so gemeint sei, wie es sich für mich angehört hatte. Also zwanzig Prozent Arbeit und achtzig Prozent Studienzeit. Das wurde mir durchaus bestätigt. Man erwarte nur entsprechende Arbeits- und Studienleistung in angemessener Zeit, aber das hätte ich bisher ja auch gezeigt. Ich sagte zu. Wollte allerdings noch wissen, worin die Bürotätigkeit denn bestehen würde, die ich zu leisten hätte. Das würde mir bald mitgeteilt werden. Sie müssten noch sehen, wo gerade Bedarf an Arbeitskraft bestehe und wie sie meine durchaus vorhandenen Kapazitäten am günstigsten einsetzen könnten.

An diesem Abend, nach der Prüfung, fuhr ich ans Heptastádion und bestellte mir eine doppelte Portion der Coco-Süßigkeiten im Kafeneĩon Málko. Ich wohnte noch in der Schule der Väter. Aber mit diesen Aussichten eines Stipendiums würde ich bald in ein Studentenheim umziehen können. Was ich studieren wollte, wusste ich sowieso schon. Geschichte und Ausbau der Sprachen. Im Málko glänzte die Goldstatue der Sebastós in der Abendsonne. Auf dem Tisch davor lagen viele der schönen Militärkappen, Gäste kamen und gingen. Nach dem zweiten Kännchen Café dachte ich, ich müsste diese Information

nach Hause senden. Ich ging an eines der Endgeräte, die im Málko angeboten werden und sandte die Botschaft nach Penha, mit der Bitte, auch meine Familie zu benachrichtigen.

Kurze Zeit nachdem ich an meinen Tisch zurückgegangen war, kam einer der Kellner an den Tisch und sagte, ich werde soeben aus Brasilien angerufen. Ich solle doch mit ihm zu den Bildmaschinen gehen. Es war Dom Fabiano mit Familie. Sie konnten es kaum glauben, dass ich das geschafft hatte. Auf dem Wandbildschirm sah ich lebensgroß Dom Fabiano, Dona Cecilia und Lucimár, im Hintergrund die weite Ebene um Penha, dort war noch heller Tag. Dom Fabiano meinte, dass es ihm eine große Freude sei, dass das Stipendium, das er zur Verfügung gestellt hatte, nun sozusagen vom Metrografeĩon bestätigt worden sei. Das sei ihm eine Ehre. Dona Cecília erinnerte sich, wie ich damals als kaum Fünfjähriger, auf dem Pferd meines Vaters sitzend, aus Os Sertões rezitiert hatte. Ich begann nun nochmals damit und sagte: *O planalto central do Brazil desce, nos littoraes do Sul, em escarpas inteiriças, altas e abruptas. Assoberba os mares ...* . Nach einigen Sätzen musste ich aufhören, denn sonst hätte Dona Cecília wahrscheinlich zu weinen begonnen.

Aus dem Hintergrund rief nun Lucimár, – Siehst du Lapis, es hat sich doch alles ausgezahlt! Dabei sandte sie mir einen Kuss über das Bild. Ich dachte bei mir, das war also derjenige Kuss, den ich damals vor acht oder mehr Jahren von ihr beim Abschied nicht bekommen hatte. Jetzt schien sie damit abgeschlossen zu haben. Dom Fabiano sagte, er würde die gute Nachricht gleich an die Condes de Guimarães auf den Boa Vista weiterleiten. Die Guimarães seien inzwischen wieder einmal zur Jagd am São Francisco gewesen. Ob ich schon wüsste, dass Isabelita, die junge Condessa de Guimarães, Miguel de Xique-Xique heiraten würde. Ich wusste noch nichts davon, Miguel hatte mich nicht informiert. Die Hochzeit sei für den kommenden Sommer in Flúmina geplant. Ob ich nicht kommen könne, die Guimarães würden mich sicherlich einladen. Ich musste sagen, dass ich keine Ahnung

hatte, was meine erste Anstellung und natürlich auch was das Studium alles mit sich brächten. Ich müsste erst einmal die weitere Entwicklung dieser Dinge abwarten. Nach diesen Neuigkeiten gab es noch viele Beixos und Abraços über den Bildschirm, und wir verabschiedeten uns.

Die Schule hatte ich also abgeschlossen. Ich hatte ein freies Stipendium für ein Studium, das ich wählen konnte, unter der Bedingung der Gegenleistung eines Arbeitstages pro Woche im Zentrum der Verwaltung der Autokratoría. Selbst diese Arbeit würde meinem Studium sicherlich förderlich sein, in jedem Fall wegen der Einsichten, die ich in die Verwaltung und sicher auch in das Hofleben bekommen würde. Außerdem, wer weiß, vielleicht würde sich nach dem Studium die Möglichkeit einer weiteren Arbeitstätigkeit am oder um den Pálatin ergeben. Das waren beste Aussichten. Ich musste mir nun die Studienplätze suchen und dort aufgenommen werden. Außerdem benötigte ich einen Platz in einem Studentenheim.

Die Sebastopolitaner Akadémeia liegt in Lox, im Démos der Parakatúzenoi. Die Familie der Parakatúzenoi ist vielfach verwandt und verschwägert mit den Sebastogénnetoi. Sie hatten bereits Sebastós I. Metanoetés unterstützt, und sind demnach eine der Familien, die mit die Grundlagen für die Autokratoría gelegt haben. Ihr Palazzo steht auf dem Viminálhügel und ist weithin sichtbar. Die Hänge des Viminál sind mit weiten Gartenanlagen ausgestattet. Am Fuß des Viminál beginnt das Ásty epistémes, die Wissenschaftsstadt, das Gebiet der Sebastopolitaner Akadémeia. Die Anlagen sind ausgedehnt, es ist wirklich eine Stadt in der Stadt. Sie hat einen eigenen Röhrenanschluss, der Epistéme genannt wird. An den Rändern der Wissenschaftsstadt gibt es auch noch weitere Eintrittsstationen in das Transportsystem. Im Ásty selbst gibt es ausgedehnte Parkzonen mit vielfältigen Sportanlagen. Dazwischen befinden sich die verschiedenen Abteilungen der Akadémeia. Das Geschichtsinstitut und die Sprachabteilungen liegen im Westsektor der Wissenschaftsstadt,

Richtung Küste. Das ganze Gebiet der Akadémeia ist so groß, dass man zur Fortbewegung Hilfsmittel benötigt. Mehrere Buslinien zirkulieren, bei den Studierenden sind auch Fahrräder beliebt.

Das Institut für Historiografie befindet sich in einem eigenen Gebäude in einem kleinen Wald aus Zedern, Palmen, und Araukarien. Dort ist Kálamos mégas Prótos. Wer an der Akadémeia studieren will, muss erst einmal seine Papiere und Zeugnisse einreichen. Wer hierbei besteht, wird zu einem Gespräch eingeladen. Das erfolgt mit verschiedenen Lektoren der ersten Vorlesungsjahre. Dabei wird stark aussortiert. Wer dann noch im Rennen ist, muss sich an den meisten Instituten einem persönlichen Gespräch mit dem Prótos stellen. Kálamos mégas möchte jeden gesehen haben, bevor er oder sie Erlaubnis bekommt, am Institut für Historiografie zu studieren. Aber auch eine Zulassung zum Studium heißt noch lange nicht, dass dieses auch abgeschlossen wird. Solche Garantien gibt es nicht in Sebastópol, nicht auf Basis irgendwelcher Beziehungen und schon gar nicht wegen des Studiengeldes, das zu bezahlen ist. Trotz der starken Vorselektion ist es in praktisch allen Studienrichtungen so, dass von denen, die zum Studium zugelassen werden, etwa ein Drittel irgendwann vor dem Studienabschluss aussteigt. Bei den meisten tritt das in den ersten ein bis zwei Jahren ein. Kálamos mégas war da durchaus abschreckend für einige. Er wollte, dass diejenigen, die bei ihm einen Abschluss machen, dies nicht zufällig erreicht hätten.

Als es soweit war, dass ich zum persönlichen Erstgespräch mit Kálamos mégas kam, fragte er mich, was ich mir vom Studium am Institut für Historiografie erwartete und was ich mit einem Abschluss von dort zu tun gedenke. Ich antwortete auf die erste Frage, dass ich hoffte, dass ich das, was ich bisher durch das Erlernen der Sprachen und der jeweiligen Kulturen schon wüsste, besser in einen Gesamtrahmen stellen könnte. Ich dächte, dass die Historiografie dazu Wissen und Mittel hätte, um von subjektiven

Erfahrungen und Sichtweisen zu einem mehr objektiven Standpunkt gelangen zu können. Nach dem Studium wollte ich vielleicht selbsttätig forschen, wobei ich mir vorstellte, dass das Wissen, das aus der historischen Forschung kommt, auch für die Gegenwart interessant und hilfreich sein könnte.

Kálamos mégas antwortete, dass eine gewisse Objektivierung des individuellen Standpunktes mit der Historiografie durchaus möglich sei. Es bleibe aber stets der Anteil der persönlichen Entscheidung, wie man ein Ereignis beurteilen wolle. Um ein solches Urteil zu erreichen, sei eine Menge außerhistoriografischer Entscheidungen zu treffen. Insbesondere käme es darauf an, welchen noetischen Standpunkt man einnehmen könne, beziehungsweise welche Art von Menschsein man in sich entwickeln wolle. Daten könnten so und so interpretiert werden; es sei eben stets ein Mensch, der dies tue. Als solcher müsse man sich entscheiden; auch über historische Fakten.

Bezüglich meiner zweiten Äußerung, dass historisches Wissen für das Leben der Gegenwart hilfreich sein könne, meinte er, dass das prinzipiell denkbar sei. Jedoch würden das die wenigsten erreichen. Denn selbst das Leben aus den Realitäten der eigenen Gegenwart sei schon oft nicht von Einsicht gesteuert. Umso schwieriger und eben noch weniger wahrscheinlich sei es, dass jemand ein Wissen der Vergangenheit für das gegenwärtige Leben real nutzen könne. Aber er fand, dass mein Plan etwas Edles an sich hatte. Wer kein höheres Ziel habe als die nur technischen Mechanismen des Lebens, sei per se an einer humanen Wissenschaft bereits gar nicht interessiert, resümierte er. Er hoffte daher, dass ich mir dieses höhere Ziel, nämlich das einer profunderen Existenz, begründet in elaborierter historischer Einsicht, durch mein Studium und mein weiteres Leben erhalten und an seiner Verwirklichung bauen könnte.

Ich hatte den Studienplatz am Seminar für Historiografie erhalten. Bei den Sprachen liefen die Vorstellungsgespräche

ähnlich ab. Als man mich dort fragte, was ich mir vom Studium erwartete, sagte ich, ich wolle wissen, was man aus der Struktur einer Sprache schließen könne bezüglich des Realitätsinteresses der Kultur, die diese Sprache verwendet. Denn es schien mir, dass jede Sprache ihre eigenen, besonderen Schwerpunkte setzt, was den Umgang mit der von ihr bezeichneten Realität betrifft. Ebenso wollte ich verstehen lernen, welchen Einfluss die verschiedenen Schriftsysteme auf die Partitionierung einer erlebten Realität hätten. Ich bestand auch die dortigen Tests und bekam einen Studienplatz am Institut für Komparative Linguistik, mit den Schwerpunkten in Sprachtypologie und Optolinguistik.

Den Studentenheimplatz fand ich innerhalb des Ásty epistémes. Es war die Casa Colón, das Wohnheim für Studenten aus Iberoamérica. Mein Zimmerkollege war Pepe, ein Mexicaner, der seinen Studienplatz für Medizin hier in der Sebastúpolis bekommen hatte, weil er in seiner Heimat bereits irgendwelche Mausexperimente gemacht und erfolgreich publiziert hatte. Er begann gleichzeitig mit mir zu studieren. Bald hatte er von den Kollegen den Namen Speedy Gonzalez, der schnellste Doc von México, erhalten. Sein Akzent war auch im *Mund* nicht zu überhören. Im Zimmer sprachen wir meistens Spanisch, da er kein Wort von Brasilianisch verstand. Aber selbst mit den anderen Kollegen, mit denen er im *Mund* sprach, rutschte ihm immer wieder einmal, wenn er etwas schlecht gehört hatte oder gerade nicht verstand, worum es ging, ein “Mánde?“ heraus. Da wusste man sofort, dass er aus México kam. Und natürlich sein unverwüstliches ¡Arriba! Wir richteten uns also in unserem Zimmer ein und orientierten uns in den vielfältigen und unterhaltsamen Angeboten des Ásty epistémes, in der Mensa und den Kafeneĩa, in den Sporteinrichtungen und den großen Schwimmanlagen. Pepe war mächtig beeindruckt von meinen Griechischkenntnissen. Er brauchte ja auch einiges davon für sein Studium, tat sich damit aber einigermaßen schwer. Einmal fragte er mich, wie es möglich sei, dass ein Brasilianer derartig viele

Sprachen beherrsche. Er könne sich so etwas überhaupt nicht vorstellen. Ich musste zugeben, dass ich auch nicht wusste, warum ich das konnte.

Zu Beginn der Vorlesungen am Institut für Historiografie konfrontierte uns Kálamos nicht mit einem direkt historischen Thema, sondern mit der Frage, was Wissen überhaupt sein könnte. Worin könne Wissen bestehen? Welches Wissen würden wir erwerben wollen? Gibt es verschiedene Formen und Inhalte von Wissen, oder gibt es nur ein Wissen? Was sind Daten? Sind sie etwas anderes als Wissen? Dies in etwa waren die Fragen, die er anfangs mit uns herausarbeitete.

Später wurde er konkreter. Er nahm sich die Geschichte des großen Assur vor, des Reiches, welches das erste Großreich der Weltgeschichte werden sollte. Assur lebte vor allem vom Krieg. Das Prinzip sei expansionistische Kriegsführung gewesen, so Kálamos, wobei dann die Bevölkerung der jeweils eroberten Gebiete häufig deportiert worden sei. Damit habe man deren Entwurzelung und die Brechung jedes Widerstandes angestrebt. Und mittels eines solchen Identitätsraubs habe man die Eingliederung aller in das Reichssystem erzwungen. Feinde wurden gefoltert, vergewaltigt, getötet, gehäutet, gerne wurden ihnen auch die Zungen herausgerissen. Die Leichen der Feinde wurden dann genussvoll zur Schau gestellt. Wer nicht gehorchte, was vor allem hieß, wer nicht Tribut ablieferte, sei eliminiert worden. Das habe oft ganze Städte betroffen. Die Herrscher wurden mit diesen Methoden sehr reich und bauten riesige Paläste. Umgekehrt seien jedoch die kulturellen Leistungen Assurs schwach gewesen. Was an Produkten der bildenden Kunst auf uns gekommen ist, sei von herausragender Flachheit. Die Vollplastiken seien hilflos im Vergleich zu dem, was bereits in der näheren Umgebung Jahrhunderte früher geschaffen worden war. Dies gelte insbesondere, wenn man sie mit den sumerischen Plastiken vergleiche, die ein unvergleichlich höheres Niveau an Steinbeherrschung, an Raumauffassung und an individualisierter

Darstellung der Personen zeigten. Die riesigen Reliefs in den assyrischen Palästen in Ninive seien hochgradig repetitiv, also von wenig Ideenreichtum. Sie zeigten vor allem zwei Themen, den so hochgeschätzten Krieg und die Jagd. Die auf diesen Reliefs in einer Unzahl von verschiedensten Positionen sterbenden Löwen wiederholten in nahezu endlosen Quadratmetern das, was den Assyrern offensichtlich so gut gefiel: die Tötung des Lebens.

Dann beschrieb Kálamos mégas den letzten siegreichen Assyrerkönig, Assurbanipal. Er sei zum Meister der aggressiven Kriegsführung geworden, zum Massendeportator und zum Massentöter. Damit habe er das bis dahin größte Reich des alten Orients aufgebaut. Assurbanipal war der mächtigste König seiner Zeit. Er beherrschte so ziemlich alles zwischen Mittelmeer, Persischem Golf und Rotem Meer. Seine ersten Feldzüge führte er gegen Ägypten. Dabei plünderte er Theben aus, die Hauptstadt des südlichen Ägyptens, samt ihrem riesigen Tempel. In seinen in Ichform verfassten Tatenberichten beschreibt Assurbanipal ausführlich viele weitere Kriegszüge, voll von genussvoller Erniedrigung der Besiegten und mit ganz viel Lust am grausamen Töten. Gemäß dem Willen des Vaters sei Assurbanipal Herrscher in Assur geworden, sein Bruder sei als König von Babylon eingesetzt worden. Aber auch zwischen den Brüdern gab es keinen Frieden, bevor Assurbanipal nicht die Karikatur eines solchen Friedens durch die totale Vernichtung des Bruders hergestellt hatte. Zuletzt nämlich führten die beiden einen Vernichtungskrieg gegeneinander, wobei sein Bruder in Babylon schließlich tödlich unterlag. Assurbanipal war damit Alleinherrscher geworden.

In den autobiografischen Beschreibungen seiner Kampagnen stellt sich Assurbanipal als deren alleiniger Planer und deren alleiniger Durchführender dar. Alle Entscheidungen trifft er alleine, auch insbesondere was die perfekte Vernichtung, Zerstörung und Niederbrennung der eroberten Städte betrifft, was die stufenweise Verstümmelung und erfolgreiche Tötung von

deren gefangengenommenen Königen anbelangt und, nicht zu vergessen, die Anordnung der Deportation ganzer Völker. Gleichzeitig, und sehr untypisch im Vergleich zu seinen Vorfahren auf dem assyrischen Thron, rühmte er sich seiner Lesefähigkeit in den alten Sprachen und Texten. Sogar das uralte Sumerisch, sowie schwieriges Akkadisch der ältesten Texte will er lesen können. Er hätte alle Geheimnisse der Schreiberzunft erlernt, berichtet er über sich selbst. Demgegenüber dürfte kein anderer der assyrischen Könige jemals schreiben gelernt haben. Assurbanipal aber entwickelte eine große Begeisterung für alle Texte, die er von überall her sammeln ließ. Das machte ihn zum größten Kollektor jeglicher Literatur seiner Zeit. Das Ergebnis dieser Sammlerbegeisterung war die große Bibliothek des Assurbanipal, die schließlich im Staub von Ninive wiederaufgefunden worden war. Zigtausende Tontafeln waren dort gefunden worden, die minutiösen Aufschluss über die Geschäfte und Kriegszüge Assurs brachten, dazu Wortlisten, Wörterbücher, Texte zu Recht und Medizin. Den größten Anteil aber bilden Orakeltexte. Etwa ein Viertel nämlich dieser Tafeln befasst sich mit Divination, dem Deuten von Zeichen, besonders aus Tierleberbeobachtung, Astrologie und aus Träumen.

Was hielt das alles zusammen? Welcher Persönlichkeitstypus ist bei Assurbanipal zu vermuten? –, fragte Kálamos mégas in unsere Runde. Zunächst war es ruhig unter uns Studenten. Dann meinte jemand, Assurbanipal sei eben ein Militarist gewesen, ein großer Feldherr, vielleicht mit einem diktatorischen Anspruch und auch einem solchen Vorgehen. Kálamos meinte, diese Charakterisierung könne auf die Vorfahren Assurbanipals durchaus zutreffen. Denn für die früheren Zeiten Assurs sei wohl kaum zu übersehen, dass es sich um eines der erfolgreichsten Terrorregime der Geschichte handelte. Treffe das aber auch auf Assurbanipal zu? Er habe doch diese große Bibliothek gegründet, habe eine bis dahin und auch für viele Zeit danach unübertroffene Sammlung von Texten gegründet. Dies sei doch nicht einfach die

Art analfabetischer Kriegerführer, die gerne und erfolgreich töten und sich auf diesem Weg bereichern. Assurbanipal selbst habe seine literarische Identität dokumentiert, er habe selbst berichtet, wie stolz er gewesen war, die ältesten, schwer verständlichen Texte lesen zu können. Diese Behauptung Assurbanipals sei glaubwürdig, jedenfalls was seine Lesekundigkeit betreffe, wenn auch vielleicht nicht in jenem gesteigerten Ausmaß, das er etwas prahlerisch ausführte. Aber ohne Zweifel habe er jene enorme Bibliothek aufgebaut und sich als literofil in die Weltgeschichte eingeschrieben.

Darauf brachte einer der Kollegen die Interpretation eines Dichterkriegers vor. Bei Assurbanipal habe es sich vielleicht um die seltene Kombination aus einem erfolgreichen Soldaten und einer literarischen Begabung gehandelt. Ein kriegführender Ästhet sozusagen. Dafür sprächen ja auch die elaborierten Jagdreliefs im Palast von Ninive. In Antwort darauf präzisierte Kálamos weiter das reiche Datenmaterial, das die Bibliothek Assurbanipals geliefert hatte. Wie schon ausgeführt, sei dort insbesondere auch jene Unzahl von Orakelbefragungen aufgefunden worden. Solche Orakelanfragen seien erfolgt zwecks Bestimmung der günstigsten Tage für Kriegszüge und Angriffe, zur Einholung von Informationen über die Bewegungen der Feinde, oder über zu vollziehende oder nicht zu vollziehende rituelle oder politische Handlungen. Besonders viele Anfragen gab es zum Beispiel, als es um die Planung und Durchführung des Vernichtungskrieges gegen den eigenen Bruder in Babylon ging. Demgegenüber jedoch sei ein eigentliches literarisches Interesse Assurbanipals kaum erkennbar. Und eine authentische, eigene Schriftstellertätigkeit sei überhaupt nicht dokumentiert. Es seien zwar auch wirklich literarische Werke in der Bibliothek aufgefunden worden, unter anderem das berühmte Epos des Gilgamesch. Aber solche Texte einer erzählenden Literatur mit literarischem Anspruch machten einen verschwindend kleinen Anteil der Schriftdokumente der

Bibliothek Assurbanipals aus. Eine Dichterpersönlichkeit aber, ein Ästhet, sei in Assurbanipal einfach nicht zu entdecken.

Vielmehr sähe man sich einem Kollektor von Schriftdokumenten in einem irgendwie obsessiven Ausmaß gegenüber. Was war die Motivation für diesen minutiös ausgelebten Sammlertrieb? War das Wissenschaft? War Assurbanipal der eigentliche Erfinder wissenschaftlicher Dokumentation? War er der erste Begründer einer Gelehrtenbibliothek, wie sie erst deutlich später in der großen Bibliothek von Alexandria zu jener Weltberühmtheit gelangte? Wie wir sie heute in den großen Bibliotheken der Autokratoría haben? Auf diese Fragen von Kálamos blieb es unter den Studenten schweigsam. Was war das? Womit sind wir hier konfrontiert? –, fragte Kálamos mégas nochmals.

Hier kam er nun zu den unangenehmen Details, die auch aus dem Geschichtsstudium ersichtlich werden können. Er hatte dafür seine Methode, die er "close looking" nannte, den kritisch-imaginativen Ansatz. Kritisch, was die erfassbare Datenlage betrifft. Imaginativ, was die Erstellung eines intelligiblen Gesamtbildes auf Basis der verfügbaren Daten und unter Hinzunahme des übrigen, existentiellen Wissens der Menschheit betrifft. Dabei hatte Kálamos ein Axiom erstellt, das er das Axiom der finalen anthropologischen Gesamtsumme nannte. Dieses besagt, dass die enormen Unterschiede zwischen Menschen, zwischen Kulturen, zwischen Epochen, nicht dadurch entstehen, dass die Menschen per se komplett unterschiedlich wären, sondern dadurch, dass jeder Mensch oder jedes menschliche Sozialgebilde nur einzelne, wenige Möglichkeiten verwirklichen kann, von den unzählig vielen Möglichkeiten, die grundsätzlich im Menschen angelegt sind. Daher könnten Menschen und Kulturen nicht einfach direkt verglichen werden. Wenn man allerdings viele Menschen beobachten könne und viele verschiedene Kulturen studiert habe, dann werde man nach genügend umfassenden Forschungen erkennen können, worin alle diese verschiedenen

Möglichkeiten bestünden, die prinzipiell im Menschen angelegt seien. Das bezeichnete er als die anthropologische Gesamtsumme. Daher sei es unserer Zeit, nach so vielen Jahrhunderten der Gelegenheit zur Beobachtung, nun in einem ganz anderen Ausmaß möglich, zu verstehen, was in früheren Zeiten eigentlich vorgegangen ist. Wir hätten bereits unendlich mehr gesehen und erfahren, als es den Anfängern in der humanen Geschichte je möglich gewesen war. Wenn irgendwann einmal alle humanen Möglichkeiten ausgelebt sein werden, dann werde die finale anthropologische Gesamtsumme bekannt und sichtbar geworden sein.

Das erkläre auch, weshalb die an sich geniale Geschichtsschreibung des alten Hellás bei der Beschreibung anderer Völker so schwach und vage geblieben sei. Während die Aufzeichnungen von Thukydídes über den Krieg um die heimische Pelopónnesos nicht nur exakt in den historischen Tatsachen gewesen seien, sondern auch Treffsicherheit erlangt hätten in der Charakterisierung von Personen und politischen Strömungen, so seien hingegen die Angaben von Heródotos über Ägypten und Mesopotamía nur sehr anekdotisch geblieben. Freilich beherrschte Heródotos weder Ägyptisch, noch Akkadisch oder Aramäisch. Er hatte aber doch diese Länder ausführlich bereist, und seine Schriften zeigten zweifelsfrei, dass er dort vor Ort mit vielen Leuten gesprochen hatte. Dennoch referiere Heródotos kaum mehr als nebensächliche Touristenführeranekdoten. Er biete wenig genaue historische Daten und komme bei der Charakterisierung der besuchten Völker und Kulturen kaum zu klaren Schlüssen. Und das läge nicht so sehr am Mangel von Sprachkenntnissen bei Heródotos, sondern viel eher an der Schwierigkeit des damaligen Menschen, die jeweils völlig andere anthropologische Teilrealisation in diesen fremden Kulturen überhaupt wahrzunehmen. Die jeweiligen menschlichen Potentiale, die in diesen verschiedenen Kulturen realisiert worden waren, waren so verschieden, dass sich

Zeitgenossen verschiedener Kulturen kaum in die kulturelle Matrix der jeweils anderen Kulturträger versetzen konnten.

Wir hingegen, die wir nun Erben der Entwicklung so vieler verschiedener anthropologischer Facetten geworden sind, können das alles nicht nur historisch studieren, sondern tragen durch die Vermischung der Völker und Kulturen zunehmend auch die verschiedensten anthropologischen Schichten in uns selbst. Demnach sei es uns heute viel leichter zu verstehen, was in all diesen Kulturen eigentlich vorgegangen ist, sofern es uns gelinge, diese Schichten in uns selbst aufzufinden. Dies in etwa war der Hintergrund des kritisch-imaginativen Ansatzes von Kálamos und seines Axioms der finalen anthropologischen Gesamtsumme, welcher wir uns mit zunehmendem Fortschreiten der Geschichte allmählich annäherten. Demnach verwies er uns auch im konkreten Fall von Assurbanipal auf mögliche parallele Geschichtserscheinungen in anderen Völkern und in späteren Zeiten, deren Charakteristika und Folgen wir in uns selbst nachspüren könnten.

Hier nun kamen neue Vorschläge aus dem Auditorium. Einer meinte, es habe doch schreckliche Diktatorenkönige bei den Protochinesen gegeben. Andere verwiesen auf die Zerstörungen in der russischen Kultur, als nämlich für höchst dubiose, pseudofilosofische Konzepte ganze Völker versklavt worden waren, andere Völker systematisch zu Tode gehungert worden waren, und wo sogar die Besten und Begabtesten aus dem eigenen Volk in die Verbannung verdammt worden waren, nur um dort sinnloseste Zwangsarbeit zu verrichten. Und wie standen solche Regime der Literarität und der Bildung gegenüber? –, hakte Kálamos nach. Waren sie der Wissenschaft gegenüber aufgeschlossen? Hier kamen vage Bejahungen aus den Reihen der Studenten; ja schon, es hätte dort Bildungsinstitutionen gegeben, auch wissenschaftliche Erfolge, zum Beispiel wäre zur Zeit ebendieser russischen Regime der Mondflug erfolgreich begonnen worden.

Kálamos bestätigte dies. Er wollte aber noch weiter, tiefer in die Frage von Wissenschaft, Bildung und Kultur eindringen. Ob man davon ausgehen könne, dass Assurbanipals Bibliothek eine Frühform von wahrer Wissenschaft, Bildung und Kultur gewesen sei, fragte Kálamos. Er verwies nun darauf, dass Assurbanipal gut vierzig Jahre auf dem Thron verblieben war. Eine im Vergleich zu seinen Vorgängern ungewöhnlich lange Periode. Diese Überlebenszeitspanne spräche dafür, dass er sich nicht oft persönlich auf dem Schlachtfeld befunden hatte, beziehungsweise falls irgendwann doch, dann nicht in der Kampfreihe. Andernfalls hätte er nämlich kaum so lange überlebt. Er dürfte vielmehr im Hintergrund oder aus dem fernen Ninive das Geschehen gelenkt haben. Seine umfangreichen Kriegsberichte in Ichform berichteten von vielen herausragend grausamen, ja eigentlich perversen Taten, jedoch kaum etwas davon, dass er selbst in die Kampfhandlungen eingetreten wäre.

Für das Ausbleiben seiner Muskelkampfkraft auf den Schlachtfeldern dürfte Assurbanipal aber einen sehr erfolgreichen Ersatz gefunden haben. Und zwar: seine Intelligenzija. Ein seltsames, letztlich böses Gehirn nämlich. Minutiös seien die Aufzeichnungen über die Orakelbefragungen zu jedem politischen und kriegerischen Schachzug gewesen. In skrupulöser Nennung aller Namen des assyrischen Pantheons habe er sich stets des wohlwollenden Einflusses der Reichsgötter und –dämonen versichert. Er sammelte alle nur irgendwie zugänglichen Informationen und katalogisierte sie. Daraus habe er dann wohl seine Schlüsse gezogen, was aber stets nur der Ausweitung seiner Macht mit stets nur menschenverachtenden Mitteln gedient habe. Den Höhepunkt seiner autoerotischen Selbst- und Fremdentwürdigung habe er nach einem Kriegszug gegen das Königreich Elam erreicht. Anlässlich seines Triumfzuges nämlich spannte Assurbanipal vier gefangengenommene Könige in persona als Zugtiere vor seinen Wagen und ließ sich so von ihnen durch Ninive ziehen. Seine Planungen und seine Erfolge zeigten

eine außergewöhnliche Intelligenz. Allerdings eben eine bösartige. Assurbanipal sei wahrscheinlich der erste Schreibtischtäter der Geschichte gewesen. Der erste Massenmörder, der seine seltsame Intelligenzija, seine große Bildung, seine Sprachenkapazität, sein Gedächtnis, einfach alles, primär dazu benutzte, den alten Tötungskult seines Stammes per Intellektualität zu optimieren, das heißt die Tötungseffizienz zu vergrößern. Dies scheine der tatsächliche Antrieb seiner Sammlerleidenschaft für all jene minutiös aufgezeichneten Daten gewesen zu sein. Die Potenzierung eines bereits etablierten Staatsterrors durch Hinzufügung der Dimension des Informationskrieges. Intelligent und inhuman.

Festzuhalten sei jedenfalls, dass eine solche Informationsmassierung keineswegs mit Wissenschaft verwechselt werden könne. Die Wissensansammlung durch Assurbanipal habe alleine der Erniedrigung gedient. Keinerlei edles Ziel sei ersichtlich, nicht in der Kriegsführung, nicht in der Staatsbildung und schon gar nicht in jenem Sammeltrieb von Schriftdokumenten. Assurbanipal mache paradigmatisch sichtbar, dass die stets mühsame und arbeitsaufwändige Tätigkeit des Sammelns von verschriftetem Wissen noch lange nicht bedeute, dass dies ein Unternehmen der höheren Menschlichkeit sein müsse. Es gibt eben auch perverse Persönlichkeitsstrukturen, welche den prinzipiell sehr wertvollen Erwerb von Wissen und die bibliofile Sammlertätigkeit in ihre Perversion mithinabreißen. Dann wird Wissen und Wissensansammlung zu einem Mittel der Unterdrückung. Dies sei das klarste Indiz dafür, dass eine solche Herrschaft illegitim ist. Wer auf Entwertung des Menschen hinarbeite, könne selbst fleißigsten Wissenserwerb nicht als Entschuldigung vorbringen. Entwertung des Menschen sei ein Programm, das durch nichts entschuldbar sei. Werde Wissen in den Dienst der menschlichen Erniedrigung gestellt, potenziere dies lediglich das Ausmaß der Schuld all jener, die sich zur Mitarbeit in einem solchen Unternehmen hergeben.

Als Epilog erwähnte Kálamos noch, dass weniger als zwanzig Jahre nach dem Tod Assurbanipals das Reich restlos in sich zusammenstürzte. Ninive wurde von einer Allianz der solange unterdrückten Nachbarn erobert. Das ganze assyrische Reich fiel in die Hände der Babylonier. Die Geschichte des assyrischen Reiches war für immer beendet. Kálamos wollte dies nicht als Sieg der Gerechtigkeit interpretieren, denn das babylonische Großreich, das folgte, war dasjenige Nebukadnezars II. und es sei um nichts besser gewesen als das Reich Assurbanipals. Allerdings zeige das Ende des assyrischen Reiches, dass die Ungerechtigkeit nicht ewig siegt. Das solle uns als angehende Historiografen wenigstens einen gewissen Trost geben.

Parallel mit jenen Vorlesungen an der Akadémeia hatte auch mein Dienst im Metrografeĩon begonnen. Ich war einem Büro für internationale Korrespondenz zugeteilt worden. Die Arbeitssprache dort war, wie in allen Bereichen der Administration auf dem Pálatin, Griechisch. Man sprach es untereinander und in den offiziellen Besprechungen, und alle Dokumente wurden in ihrer Originalversion darin verfasst. Aber daneben gab es natürlich die verschiedensten Aufgaben der Übersetzung von Dokumenten und Korrespondenzen in die vielfältigen Sprachen der diversen Regionen der Autokratoría. Das Verwaltungssystem ist so verfasst, dass neben der jeweiligen griechischen Originalversion auch mindestens eine Version in der betreffenden lokalen Landessprache erstellt werden muss. Je nach Region kann es aber mehrere Landessprachen geben, sodass dann auch in diese oder aus all diesen Sprachen übersetzt werden muss. Ich sagte es schon, die Aufgabe bei diesen Übersetzungen ist nicht nur die eines Dolmetsch. Komplexer ist die Herausforderung der kulturkontextsensitiven Einpassung der Texte, was nicht selten Übersetzungen erfordert, die explizit nicht wörtlich sind, sondern eben den Sinn in ein anderes Kulturset zu übertragen vermögen.

Hier war ich mit meinen Kenntnissen gefragt und, ich kann sagen, auch passend eingesetzt worden.

Ein Morgenhalbtag jeweils montags und mittwochs waren meine Arbeitszeiten. Wegen dieser doch kurzen Arbeitszeit wurde ich zunächst nur an einfache Aufgaben herangeführt. Gegenlesen und Korrigieren von bereits erstellten Texten, Erstellen von Exzerpten aus eingehenden Berichten und Dokumenten, das waren die Einstiegsherausforderungen. Nichts also, worin ich Letztentscheidungen über Textform oder -inhalt haben würde. Während es in der Akadémeia eher entspannt zuging, was Verhaltens- und Kleidungsvorschriften anging, war das im Metrografeĩon anders. Hier galten klare Grußregelungen und klare Erwartungen an das Aussehen. Das Tragen eines Halstuches war Standard, dies mit einem weißen oder auch farbigen, aber stets hellen Hemd. Trotz der hohen Temperaturen, für die das Klima in Sebastópol jedenfalls in den Sommermonaten bekannt ist, kamen und kommen alle stets mit Jacke zur Arbeit. Diese kann am eigenen Arbeitsplatz auch abgelegt werden. Bei Besprechungen und Kontakten mit anderen Abteilungen ist sie aber stets zu tragen. Eingangs wurde ich über diese Details aufgeklärt. Aber es wurde mir wie wohl jedem, der dort arbeitet, rasch klar, dass Verstöße gegen diese Etikette sehr unangenehm werden können. Der Sinn dieses Usus ist allen verständlich; es geht um sauberes Arbeiten. Nachlässigkeiten sollen nicht in die Texte, nicht in die Abläufe, nicht in die Anordnungen kommen. Daher wird mit Klarheit und Sauberkeit bei Umgang und Kleidung begonnen. Jeder, der in der Verwaltungszentrale der Autokratoría arbeitet, muss sich stets im Klaren sein, dass alles was dort getan wird, seine direkten Auswirkungen auf viele, oft auf sehr viele Menschen hat. Im Fall meiner Tätigkeit und meiner Abteilung für internationale Kommunikation ging es arbeitstechnisch um saubere und korrekte Sprachanwendung. Ich muss sagen, dass mir die Parallelität zwischen äußeren Gegebenheiten des Umgangs und Ergebnis der eigentlichen

Arbeit erst im Metrografeĩon so richtig bewusst wurde. Mein Chef, Logothétes Andréas, sagte immer wieder zu mir, – Lapis, Du musst Dich hier für Deine Arbeit anders vorbereiten als die Studenten an der Akadémeia. Aber der Extraaufwand, den Du hier an Etikette aufbringen musst, wird Dir letztlich zum Vorteil. Denn im Unterschied zu allen, die die Etikette nicht erlernen, beginnst Du bereits jetzt damit, das Chaos einfach auszulassen. Er meinte damit, dass der Mehraufwand einer Beobachtung der Ordnung in Äußerlichkeiten einen daraufhin sensibilisiert, auch in allen anderen Dingen keine Unordnung aufkommen zu lassen. Damit erspart man sich tatsächlich viele Umwege im Leben. Ich kann das bis heute für mich bestätigen. Wo immer das Chaos auftaucht, an mich herangetragen wird, sich als unvermeidlich vorstellen möchte, da ziehe ich mich auf einfachste Grundregeln zurück und folge einfach nur diesen. Im Allgemeinen kann man so das Chaos tatsächlich auslassen.

Von unserem Büro, das sich im achten Stock befand, sah man über weitere Bürogebäude der Teilverbotenen Stadt und über die Ausläufer des Pálatins Richtung Norden. Der Chrysómallos war nicht zu sehen, dafür aber die Aufbauten des Akmepylóns. Im Winter gab es morgens immer wieder großartige Ausblicke auf die im Sonnenaufgang aufglänzende Stadt, wobei dann die Spitzen des Akmepylóns mit ihren Élektronauflagen in der Morgensonne glühten. Die Arbeitsstimmung im Büro war stets ruhig, der Lärmpegel wurde nach Möglichkeit niedrig gehalten. Auch hier wurde auf die Herstellung von Umgebungsbedingungen geachtet, die ein effizientes Arbeiten ermöglichen. Wo immer möglich, wird bei Tageslicht gearbeitet. Im Übrigen ist das Kunstlicht in den Büros hochgradig weißfarbig, denn für alle technischen Hilfsmittel gelten die Naturbedingungen als der absolute Maßstab. In unserem Büro waren jeweils etwa zehn bis zwölf Leute anwesend. Wer mit einem der Kollegen etwas zu besprechen hatte, ging hinaus in einen der anliegenden Besprechungsräume. Konversationen mitten unter

den Arbeitenden galten als störend. Da konnten sich Ablenkungen einschleichen und Wortwahl oder Ausdruck der Arbeitenden beeinflussen. In den Abteilungen, in denen ich später arbeitete, wurde das noch strenger gehandhabt. Besprechungen, Kommentare, akustische Ablenkungen waren oft so gut wie verboten. Nun, es geht um das Erreichen korrekter Ergebnisse in sehr komplexen Materien. Fehler sollen dabei vermieden werden.

Ich pendelte also zwischen den Anforderungen der Administration im Metrografeĩon und dem Studium an den Instituten der Akadémeia. Anderen Studenten hatten die Eltern alle ihre Studienkosten abgedeckt, und sie konnten sich mit ihrer ganzen Zeit nur auf das Studium konzentrieren. Anfangs schien mir deren Situation günstiger als die meine, denn sie hatten einfach mehr Zeit zu ihrer Verfügung. Im Lauf des Studiums aber änderte sich meine Sicht auf diese Dinge. Nachdem ich von Anfang an unter dem Druck gestanden hatte, beide Aufgaben, Arbeit und Studium, zu bewältigen, hatte ich mich von Anbeginn an entsprechend organisieren müssen. Es war mir klar, dass meine Zeitressourcen deutlich limitiert waren. Letztlich habe ich so gelernt, aus Wenigem mehr zu machen, denn – entsprechend den Kommentaren von Logothétes Andréas – ließ ich das Chaos aus, wo immer das nur möglich war. Und dazu gibt es nicht wenige Möglichkeiten.

Mit Pepe, meinem mexicanischen Zimmerkollegen in der Casa Colón, ging ich besonders zu Studienbeginn immer wieder einmal in die Lokale am Heptastádion. Es gab dort eine Unzahl davon, man konnte unmöglich alle überhaupt kennenlernen. Was bei uns zuhause Cervéja hieß, ober bei Pepe eben Cervéza, das hieß hier nun plötzlich Mpýra. Bier eben. Aber Mpýra war für Pepe schwer akzeptabel und ging seine Kehle einfach nicht so leicht hinunter wie eine Cervéza. So gingen wir am Heptastádion und Umgebung dann in die Lokale, die neben Mpýra auch Cervéza anboten. Da fühlt er sich eher zuhause, denn er war ein starker Bierkonsument. Solange er noch nicht zu viel Cervéza in

sich hatte, erzählte er von der Akadémeia und seinem dortigen Labor. Er machte Tierversuche, mit Mäusen und Ratten. Es ging um irgendwelche mehr oder weniger fysiologischen Vorgänge, ich glaube an der Bauchspeicheldrüse. Die Tiere wurden in ich weiß nicht wie vielen Parametern gemessen, während sie irgendwelchen Substanzen ausgesetzt wurden. Egal wie diese Messwerte verliefen, die Übung endete stets mit dem Tod des Versuchstieres. Das war unvermeidlich, erklärte Pepe. So waren eben die Prinzipien des Empirismus. Der Fortschritt seiner Forschung kostete Unmengen von solchen Tieren. Aber das wurde irgendwie bezahlt. Das war nicht sein Problem.

Wenn es schon spät geworden war und die Details der Forschung nicht mehr so leicht ihren Weg vom Gehirn bis zu der schon etwas schwereren Zunge fanden, dann wechselte er das Thema. Er erzählte dann von Zuhause, von México. Er liebte sein Land. Es war dort wärmer. Und das Essen war mehr nach seinem Geschmack als hier in der Sebastúpolis. Er hatte sich dort auch, wie er es ausdrückte, weniger kontrolliert gefühlt als hier in der Hauptstadt. Er war auch stolz auf die alte Kultur seines Herkunftslandes. Besonders alles vorkolumbianische faszinierte ihn. Einmal, als es schon ziemlich spät geworden war, oder vielmehr schon wieder frühmorgens, gingen wir dann durch das nächtliche, relativ ruhige Sebastópol zu Fuß nach Hause. Dabei erzählte er wieder von seiner Heimat. Was ihn besonders faszinierte, war die in jenen frühen Kulturen offensichtlich große Bereitschaft zu Kriegszügen und alljährlichen Kampagnen gegen alle möglichen Feinde der näheren und ferneren Umgebung, die regelmäßig in beachtlichen Blutbädern geendet haben dürften. Dies stellten jedenfalls die zahlreichen Reliefs und Gemälde dar, an den Wänden der Tempel und anderer Gebäude, eindeutig und grausam. Er fand das sehr interessant, eröffnete er mir nun. Denn alle diese Bilder erinnerten ihn irgendwie an die Tötungen, die er praktisch täglich in seinem Labor zu vollziehen hatte.

Das Erstaunliche war aber sein mehr oder weniger logischer Schluss aus alledem. Er meinte, dass diese alten Reliefs eine große Weisheit darstellten. Und die war für ihn, dass es ohne Tötungen in großer Zahl und ohne die dazu nötige Grausamkeit keinen echten Fortschritt für die Menschheit gäbe. Ich fand das etwas seltsam und fragte Pepe, worin den der Fortschritt jener Kulturen bestanden habe. Immerhin seien die meisten untergegangen, noch bevor die Spanier dort angekommen waren. Und die zur Zeit der Ankunft der Spanier fleißig tötenden Azteken waren bei den von ihnen unterworfenen Völkern so sehr verhasst, dass diese schließlich gemeinsame Sache mit den fremden Spaniern gegen die Azteken machten. Pepe, schon etwas verlangsamt durch die nicht wenige Cervéza in ihm, murmelte nun etwas von einer Notwendigkeit der Freiheit der Herrschenden, die eben nicht anders als durch grausame Machtausübung erreicht werden könne. Das erinnerte ihn an die Situation in den Labors, wo Tötung und Fortschritt ein geheimnisvolles und erfolgreiches Paar bilden würden. Ich muss sagen, dass ich eine derartige Herrschaftstheorie nie gehört hatte. Nicht in den Gesprächen in Flúmina, nicht am Metrografeĩon und auch später nicht. Es war auch gar nicht der Stil von Herrschen, den ich dort erlebt habe. Und dazu muss ich anmerken, auf dem Pálatin kennt man sich aus mit der Macht. Ich beschloss jedenfalls, die Diskussion mit Pepe nun in diesem Stadium zu belassen und beschränkte mich auf weniger abgründige Themen. Bis wir im Ásty epistémes und unserem Studentenheim ankamen. Später sollte ich noch genauer kennenlernen, was Pepe hier beschäftigte und wohin ihn das führte. Es dauerte aber eine gewisse Zeit, bis sich das im Vollbild zeigte.

Ich habe es schon angesprochen, die Vorlesung von Kálamos über das Assyrerreich gaben mir natürlich zu denken. Insbesondere beeindruckte mich der Kontrast des großen Erfolges durch gut dreihundert Jahre, mit dem abschließenden Machthöhepunkt unter Assurbanipal, und dann dem totalen

Zerfall in weniger als zwei Jahrzehnten. Das erinnerte mich an die Ereignisse, die man wohl nicht zufällig die Epoche der mesopotamischen Wirren nennt. Damals war der große Zusammenbruch ja auch nach einer Epoche der weltumspannenden Allmacht gekommen. Wer hätte damals gedacht, dass dieses System jemals zu Ende gehen würde? Es gab keine Konkurrenz, und die Kontrolle über alle Bereiche war perfekt. Niemand hatte überhaupt noch gewagt über ein Alternativmodell nachzudenken. Die Archive aus jener Epoche enthalten keine Dokumente, keinerlei Hinweise auf irgendeine dissidente Strömung. Die Intelligenz hatte sich komplett dem System verschrieben. Später, nach meinem Studium, habe ich diese Archive durchstöbert. Ich wollte wissen, ob es wirklich stimmte, was Kálamos uns darüber berichtet hatte. Er sagte nämlich immer, dass die kritische Intelligenz praktisch erloschen gewesen war in jener Epoche. Die Tatsache, dass es für diese Epoche so gut wie keine Dokumente eines alternativen Denkens gibt, sei nicht das Ergebnis einer Zensur der Bibliotheken oder der damaligen Textproduktion gewesen, sondern das Resultat der inneren Zustimmung der damaligen Geistesrepräsentanten. Ich fragte mich in diesen Vorlesungen von Kálamos, ob die Textproduzierenden jener Epoche überhaupt die Intelligenz repräsentierten, oder ob sie nicht vielmehr auch nur eine Intelligenzija waren. Offensichtlich waren sie mit den Machtzielen des Systems so sehr gleichgeschaltet, dass sie tatsächlich auch nicht im Entferntesten mehr einen widersprechenden Gedanken gefasst hätten. Als ich dann später durch die Archive ging, um dieser Frage nachzugehen, fand ich wirklich diese Situation vor, die Kálamos uns beschrieben hatte. Es war nichts an alternativem Denken vorzufinden. Alle schienen so synton mit dem System, dass sie es weder kritisierten noch irgendeine Alternatividee entwickelt hätten. Das Bild war komplett.

Oder fast komplett. Das Einzige, was ich fand, waren Aufzeichnungen eines karibischen Filosofen, der offensichtlich

am Griff des Systems, das alle gepackt hatte, litt. In opaken und obskuren Aforismen, die zur Entstehungszeit vermutlich bei weitem nicht allen verständlich gewesen waren, deren wahre Bedeutung aus heutiger Sicht allerdings nur zu klar ist, drückte er seine Distanz zur ubiquitär deklarierten Normalität aus. Er war der Meinung, dass Vulgarität alles Edle überwuchert und zum Absterben gebracht hatte. Er glaubte sogar an Gott in Übereinstimmung mit der ägyptischen Doktrin. Das galt in jener Epoche als ungeheuerliche Provokation und wurde gnadenlos verfolgt. In Ermangelung einer zeitgenössischen Zustimmung zu seiner literarischen Produktion hatte er sich sozusagen auf seine Insel zurückgezogen, wo er in seiner Bibliothek Sätze sammelte, die er offensichtlich in sich vorgefunden hatte. Kommentare zu seinem Werk erschienen erst lange nach seinem Tod, und dann nur zögerlich. Offenbar war es auch dann noch gut möglich, vorzugeben, dass man ihn einfach nicht verstand. Dass dem nicht einfach so der Fall war, zeigten einzelne, gehässigste Reaktionen aus den Regionen der publikatorischen Normalität. Da erhielt er Ehrentitel wie Gefahr für den Fortschritt, das düsterste Kapitel des Ewiggestrigen oder Totengräber der Freiheit. Aus heutiger Sicht sind das natürlich Auswüchse der Dependenz dem damaligen System gegenüber, wobei diese braven Schreiberlinge auf Lohngeschenke aus den höheren Ebenen der Dependenzpyramide hofften.

Im Übrigen erbrachte die Recherche über die Epoche der Wirren nichts, was irgendeine substantielle Distanz zu den damals herrschenden Prinzipien und Vorgängen ausgedrückt hätte. Bei vorgegebener Geistesaktivität, welche vielmehr in einem Hin und Her von weithin substanzlosem Geplänkel bestand, war nichts aufzufinden, das die Grundprinzipien dieser Epoche auch nur irgendwie hinterfragt hätte. In den Dokumenten fand ich sogar Sätze wie: “Die Normativität des Faktischen“. Damit war offensichtlich gemeint, dass der damalige Status quo einfach nicht zu hinterfragen gewesen war, dass das, was zum Faktum gemacht

worden war, sakrosankt war, so wie er war. Auch dürfte es für jene Epoche charakteristisch gewesen sein, dass jegliches Bewusstsein einer Legtimationsnotwendigkeit abhandengekommen war. Je weiter die Herrschaftsprinzipien absanken, desto weiter schwand auch jede Fähigkeit, die Niedrigkeit und Wertlosigkeit dieser Prinzipien und ihrer Realisationen überhaupt noch zu erkennen. Ein anderer dieser Sätze, die ich auffand, war: "Muss gut sein". Das dürfte geheißen haben, dass man sich tatsächlich in jede nur denkbare Erbärmlichkeit hineinkrümmte, eben weil man es nicht mehr wagte, ein Alternativmodel zu entwickeln.

Am Seienden selbst dürfte niemand interessiert gewesen sein. Denn Überlegungen, die über Stoffe und Quantitäten hinausgingen, waren nicht dokumentiert. Was allerdings auffiel, und hier gab es wieder eine frappante Parallele zu Assurbanipals Bibliothek, waren die endlosen Publikationen zu ebendiesen Stoffen und zu allen erdenkbaren Quantitäten. Was nur irgendwie materiell fassbar war, wurde katalogisiert. Was immer irgendwie gemessen werden konnte, wurde quantifiziert und den Archiven zugeführt. Alles wurde mit Stofflösungen verbessert. Jeder Stoff, der da entwickelt wurde, wurde nach Möglichkeit multipliziert und – wie es die entsprechenden Quellen nennen – "auf den Markt geworfen". Alles wurde größer, höher, schneller. Das wurde insbesondere auch auf die Gehirnfunktionen angewendet, dank komplexer, synthetischer Synapsentreibstoffe und subtiler elektromagnetischer Bestrahlung. Jedenfalls wurde das in den Dokumenten behauptet. Allerdings geben die Archive wenig Anhalt für besondere Erfolge in den authentischen geistigen Leistungen oder überhaupt in der Befähigung, ein Leben zu führen. Irgendetwas über Stoffoptimierung und Quantitätenvermehrung hinaus, zum Beispiel Fragen der existentiellen Identität, oder Abbilder der inneren Verfasstheit, Überlegungen zu Haltung und Selbstwert, und erst recht alles, was existentielle Evidenz im Sinn der primordialen Einsicht betrifft, das alles war komplett abwesend in den Dokumenten. Als ich

dann die Archive soweit durchgekämmt hatte, musste ich Kálamos mégas wirklich Recht geben. Der Bibliotheksbestand jener Epoche ähnelte zum Verwechseln demjenigen aus der Bibliothek Assurbanipals. Im Unterschied, oder wenn man so will in Entsprechung, zu dem dortigen massiven Bestand von Orakelbefragungen, fanden sich in der Wirrenepoche Unmengen von Efémera, in denen täglich über irgendwelche Belanglosigkeiten berichtet wurde und auf welche als Antwort nahezu endlose Kommentare von privaten Lesern erfolgten. Ich vermute, dass es sich dabei um analoge Geistes- und Seelenlagen handelte. In beiden Epochen wollte man offensichtlich das menschliche Halbbewusstsein, das sich den höheren Geistestätigkeiten verschlossen hatte, mit dem Wissen ab inferis bereichern. Das Leben wurde nicht mehr vom Menschen geführt, sondern der Mensch überließ das Handlungsfeld den kosmischen Anankasmen, um sich von ihnen vorwärts und abwärts schieben zu lassen.

Was danach kam, ist ja allgemein bekannt. Nachdem so lange und so hart daran gearbeitet worden war, wurde der Kataklysmós schließlich auch erreicht. Noch immer ist dort der Boden als Folge der Ereignisse nicht bebaubar, die Vegetation ist dort weithin ausgelöscht. Die Verantwortlichen hatten sich bei Ausbruch der Ereignisse in die Unterwelt der Bunker abgesetzt, die sie vorsorglich gebauten hatten. Diejenigen, die in diesen exklusiven Bunkern überlebt hatten und Monate nach den Vernichtungsschlägen aus ihnen wiederherauskamen, wohlgenährt und völlig unbetroffen von den stattgehabten Auslöschungen, wurden von denen, die an der Oberfläche zahlreicher als geplant überlebt hatten, sofort der Justiz übergeben. Von den Bunkerbewohnern überlebte keiner. Allen, die oben die Vernichtung überlebt hatten, war zu diesem Zeitpunkt klar geworden, dass die Vernichtung letztlich kalkuliert und im größten Ausmaß angestrebt gewesen war. Beim Auftauchen aus den Bunkern nach Monaten des kataklysmischen

Totalchaos an der Oberfläche gab es keine Gnade. Die sofortigen Hinrichtungen wurden als notwendiges und als adäquates Gegenübel erlebt. Sie erfolgten spontan und völlig dezentral. Der große Plan war eben auch auf einigen Rechenfehlern gebaut gewesen. Es folgte weiter eine Zeit des Chaos, des Mangels an allen Notwendigkeiten, trinkbares Wasser und Nahrungsmittel waren Mangelwaren, Seuchen traten auf, Gewalt griff um sich. Viele starben dann noch an diesen Übeln.

Als selbst der Wille zur gegenseitigen Gewalt ausgebrannt war, sah man allmählich die Notwendigkeit eines Neuanfangs. Abgesehen von den ganzen Zerstörungen und dem Mangel an praktisch allem, war das noch größere Problem die Hoffnungslosigkeit, einen solchen Neuanfang überhaupt beginnen zu können. Die Entwöhnung von jeder asketischen Tätigkeit und die Amnesie allem Edlen gegenüber machten es den allermeisten einfach unmöglich, eine solche Umbesinnung ins Auge zu fassen. Damals wurde die Familie der heutigen Sebastogénnetoi sichtbar. Es ist nicht bekannt, woher sie wirklich kamen. Gerüchte berichten, dass sie aus Armenien stammen sollen. Aber es gibt keine klaren Daten hierüber. Die schriftlichen Quellen aus dieser Anfangszeit sind sehr dürftig. Ich habe in den Archiven nichts Konkretes finden können. Wie auch immer. Heute spricht die Familie der Sebastogénnetoi jedenfalls nicht Armenisch, sondern für den internen Gebrauch der Familie und des Hofes das Mittelägyptische. Im Übrigen benutzen sie die sonst notwendigen Sprachen, primär das Griechische und das Neometaindoeuropäische, darüber hinaus diejenigen Sprachen, die Amt und Region verlangen.

Bei den Archivstudien zu der Wirrenepoche stieß ich auch immer wieder auf irgendwie theologisch gefärbtes Textmaterial. Dabei fielen gehäuft spezielle Formulierungen auf, die Steiflichter auf die damalige gesellschaftliche Situation erlauben. Eine dieser absonderlichen Formulierungen war: “In einer gewissen Weise ...“. Dies diente als eine Art Codewort und leitete in jenen Texten

Schlüsselpassagen ein, in denen dann besonders bedeutende Inhalte übermittelt wurden. Das Prinzip war eigentlich immer dasselbe, aber ich brauchte einige Zeit, bis ich es als solches erkennen konnte. “In einer gewissen Weise ...“ tauchte immer dann auf, wenn ein herkömmlich bekannter existentieller Inhalt mit seinem Gegenteil amalgamiert werden sollte, wenn eine Tatsache mit deren Karikatur identifiziert oder wenn offensichtlichste Evidenzen des Lebens entwertet werden sollten. “In einer gewissen Weise ...“ war dann Schwarz eigentlich auch Weiß, “In einer gewissen Weise ...“ war Fasten eigentlich eine Gesundheitsübung, “In einer gewissen Weise ...“ war der Mann eine Frau und die Frau ein besserer Mann. “In einer gewissen Weise ...“ waren alle Religionen ein und dieselbe und daher jede spezifische Lehre überflüssig, “In einer gewissen Weise ...“ war Gott Mensch und daher selbstverständlich jeder Mensch per naturam Gott. Und so fort. Äußerungen zur Religion, insbesondere auch solche, welche als offizielle Standpunkte promulgiert wurden, erfolgten nur noch in einer ausgeprägten Jargonsprache, die sich des damals gesprochenen *Mundes* bediente, und zwar in seiner unreflektiertesten und leistungsunwilligsten Variante. Das alles las sich wie Protokollmitschriften aus aliteraten Hafenkneipen, in denen analfabetische Bevölkerungsanteile über Themen herziehen, denen sie ganz einfach nicht gewachsen sind, deren Höhe aber ihren Neid erregt. Dort gab es keinerlei klare Terminologie mehr und keine nachvollziehbaren Argumentationslinien, außer eben der gemeinsamen Endstrecke des Hasses auf alles Höhere. In solchen angeblich offiziellen Verlautbarungen wurde weder die Hellenikė beherrscht noch das Latinum, was offensichtlich niemanden störte, dann so konnte man viel leichter permanent neue Sinnlosigkeiten emittieren und sich dann an den erreichten Zerstörungen erfreuen.

Nach dem Kataklysmós begann man auch hierin in einer Stunde Null. Man baute alles neu auf, und zwar auf der

ursprünglichen, griechischen Basis. Man besann sich der Koiné als der Sprache, in welcher das Euangélion ursprünglich aufgezeichnet worden war. Damals ergab sich auch ein eindeutiger Erklärungsbedarf, weshalb in der Wirrenepoche in offensichtlichster und eklatantester Weise nicht einmal die Grundprinzipien der klassischen Logik berücksichtigt worden waren. Wie schon angedeutet, stellte sich als der wahre Grund und das tiefere Movens jener abstrusen Pseudoargumentationen, jener wütenden und ausschließlichen Konzentration aller Aktivitäten auf Stoff- und Quantitätsoptimierung, und jener selbst- und fremdzerstörerischen Parareligion ein grenzenloser Hass auf das Original heraus. Und der definitive Wille zur Flucht vor dem Original um jeden Preis, eben auch um den Preis der Selbstzerstörung. Die Sucht bestand in der Verachtung des Originals des Lebens. Diese Sucht fand keine andere Chance auf ihre Beendigung als diejenige der Eigenzerstörung ihrer Träger.

Genau das war die Stunde der Mesopotamisierer, welche die längste Erfahrung im Entwerten des Erbes und in der pseudologischen Aushöhlung des Originals hatten. Es kam nämlich zu einem Identitätsdiebstahl durch Etablierung einer Parallelreligion, die dem Original so sehr zum Verwechseln ähnelte, dass viele ihr nur zu gerne folgten. In den Dokumenten konnte man beobachten, wie unter einer Art von Spiel, oder vielmehr einer Farce, dauernd auf Konzepte wie Lehre, Nachfolge, Gehorsam, Opfer etc. rekurriert wurde, wobei de facto aber ein System etabliert wurde, in dem man dem prinzipiell Verkehrten, das von oben ausgearbeitet worden war, willfährigst gehorchte. Damit brachte man es zustande, in wunderbar vor sich her getragenem, rechtgläubigem Gehorsam stets nur der perfiden Persiflage zu folgen. In Texten der offensichtlichsten Selbstverherrlichung der damaligen Machthaber wimmelte es nur so von sogenannten Mönchen und Nonnen, sogar Hohepriester und –innen kamen vor, die alle mit großartigen und heiligen Werken beschäftigt waren und diese in tiefstem Diensteifer und

reinster Demut verwirklichten, ja der Menschheit in absoluter Selbstlosigkeit einfach reihenweise schenkten. Gleichzeitig konnte ich exakt dieselben Persönlichkeiten dann in den Gesellschaftskolumnen der efemeren Tageszeitungen wiederfinden, wo ihre Managementdesaster, ihre kaputtgezockten Großbanken und ihre polymorf perversen Sexeskapaden bis ins letzte Detail dokumentiert waren. Einschließlich fleischfarbigster Fotos und Videos. Man rühmte sich hemmungslos all jener Tugenden, die man in keiner Weise besaß und in keiner Weise beherrschte. Und man tat ausschließlich nur das, was das Gegenteil zum Richtigen und Guten war, stets unter dem Anspruch und dem heftigst konstruierten Anschein, eben doch nichts als reinste Filanthropie zu verwirklichen. In luziden Intervallen jener Epoche dürfte aber doch gelegentlich auch die Wahrheit durch die Schlacken der Perversion durchgebrochen sein. Auf einer Fotoreproduktion einer der damals so beliebten Clubarenen fand ich nämlich, über der dortigen Tanzfläche in großen Lettern und von Scheinwerfern angestrahlt, ein Motto oder eine Art Trinkspruch angebracht, welcher tiefe Einblicke in dieses gewaltige Dunkel erlaubt. Dort hieß die erstaunlich passende Einladung: "Schwein sein – Bei'nander bleiben!"

In diesen Gesellschaftslagen erreichte die Kunst des Mockings ihren Höhepunkt. Der bewusst angestrebte Effekt war natürlich, das Original durch vollkommen enthemmtes Lügen unbekannt zu machen. Dieses Ziel wurde tatsächlich auch weithin erreicht. Denn die Einen verwendeten die etablierte Persiflage als Fremdbetrugsmittel und bauten damit ihre Herrschaft auf, während die Anderen dieses Regime gerne aufnahmen, in schönstem Gehorsam nämlich, und so mit dem effizientesten Selbstbetrug antworteten. Die Gesellschaft teilte sich offensichtlich in eine kleine Gruppe von Fremdbetrügern, die die Mechanismen bewusst ausarbeitete und repräsentierte, und in die ihr gegenüberstehende, große Masse, welche – soweit nur irgendwie aus den Dokumenten erhebbar – aus einer Mischung

von verängstigten Mitläufern und unterwerfungssüchtigen Selbstüberlistern bestand. Das von beiden Seiten erwünschte Ergebnis wurde offensichtlich erreicht, nämlich dass das Original kaum noch jemandem bekannt war. Man hatte sich nun wirklich von ihm freigemacht. Dieser für uns heute kaum nachvollziehbare, vollkommen paralogische Zustand muss als besondere Rauschqualität erlebt worden sein. Und dieser Rausch muss den Alltag in den schillerndsten Farben einer frei gewählten Todessehnsucht sozusagen belebt haben. Sonst hätte ein solches Paraleben nämlich niemals so viele Anhänger finden können.

Nun, wie auch immer. Das Leben in der heutigen Sebastúpolis und überhaupt in der Autokratoría ist ein weit glücklicheres. Vor allem gibt es bei uns keinen Widerspruch zwischen Gegenwart und Tradition. Der Hass auf das Original, so bezeichnend für all die Dokumente, die mir in den Archiven der Wirrenzeit untergekommen sind, ist hier unbekannt. Im Gegenteil. Wir orientieren uns an den Ursprüngen und am Original des Menschen. In ganz bewusstem Kontrast zur Wirrenzeit leben wir nicht jene verbissene, sackgassenverliebte Egobehauptung gegen ... ja, gegen letztlich alles. Es ist typisch für unsere Identität, dass uns die frühen Formen mehr überzeugen als die späteren. Das ist natürlich sehr brisant in einer Kultur, die Jahrtausende alt ist. Selbstverständlich möchte jeder von uns, wo es nur geht, Zugriff auf die neueste Technologie haben; das ist vollkommen klar. Da gibt es weder Berührungsängste noch überhaupt viel Zurückhaltung. Wenn irgendwo eine Optimierung der Abläufe durch irgendeine mondäne Idee möglich ist, wird das in kürzester Zeit umgesetzt.

Es ist nur so: wir haben die Erfahrung gemacht, dass Technik noch keinen Menschen ernährt hat; vielleicht sein Bankkonto und seinen Bauch. Aber alles was mit echter Identität zu tun hat, liegt weit jenseits technischer Lösungen. Mit Nostalgie, Atavismus oder Übersimplifikation, oder etwa mit Kitsch, hat das gar nichts zu tun. Wie ich es in sehr interessanter Weise von Pai

Arsénios, damals in der Skéte im Hochhauspalazzo der Montesalvos, formuliert hören konnte: Das, was klugen Kindern als richtig einsichtig ist, ein Leben lang durchzuhalten, das ist äußerst schwierig. Das gilt auch für die frühen und gelungenen Kulturformen. Es ist sehr schwer, hohe, frühe Kulturformen in späteren Geschichtsentwicklungen wiederzuerreichen. Deshalb faszinieren uns die Ägypter, die Griechen, die Inder, auch die nicht in die Autokratoría eingetretenen Chinesen und noch viele andere, sofern es ihnen nämlich gelungen ist, eine in sich gültige, umfassende Antwort auf die Herausforderung der Existenz zu finden. Diese Frühformen zeichnen sich dadurch aus, dass sie ohne Perversion auskommen, ohne den täglichen Selbstbetrug, ohne ein jahrzehntelanges Leben auf der Flucht vor sich selbst und der Wahrheit im Kosmos. In der Tat haben wir es hier schwieriger, denn in der Autokratoría lebt man nicht in einer abgeschlossenen Flussoase, auf einer Halbinsel oder hinter einer Achttausenderkette. Diese totale Durchmischung, in der wir uns befinden, macht es uns um vieles schwerer, eine authentische Existenz zu begründen. Aber wir haben den Ehrgeiz, es dennoch zu erreichen.

Unsere Antworten sind nicht und können nicht so monolithisch sein wie diejenigen früherer, homogener Kulturen. Die Einfachheit, die wir in unserer nahezu endlosen Kompliziertheit erreichen können, ist demnach auch keine technische Einfachheit, – hier in der Sebastúpolis ist wie schon gesagt alles technisch auf einem ungeheuer komplexen Niveau –, es ist auch keine ästhetische Einfachheit, denn wir müssen verschiedenste ästhetische Traditionen und Logiken integrieren, sondern unsere Einfachheit kann nur in der Klarheit des Willens zu einer aufrichtigen, selbst- und fremdbetrugsfreien Haltung bestehen; und in deren Verwirklichung in einer real gelebten Existenz. Darin sind uns diese frühen, gelungenen Kulturen dann wirklich ein leitendes Vorbild. Wir wetteifern mit ihnen um eine

möglichst umfassende Konsistenz in allen unseren Haltungen und Taten. Eine schöne und anspruchsvolle Herausforderung.

Dementsprechend haben Hinweise auf ursprüngliche und gleichzeitig hochstehende Lebensformen hohen Kredit in der Sebastúpolis. Wie gesagt, dazu zählt die Achtung vor jeder Hochkultur, die sich in ihrer Art selbst erreicht hat und so ihre Bevölkerung zu einem lebendigen Organismus zusammengeführt hat. Ähnlich gibt es auch bei uns Formen der Integration der gesamten Bevölkerung der Autokratoría. Zum Beispiel: Tanzen. Das gehört unbedingt zum Leben aller, nicht nur am Hof. Diese Kommunikationsnotwendigkeit besteht allerorten. Nicht nur der Hof hat seine Feste, sondern genauso die ganze Stadt. Im Winter, im Januar und Februar, kann es empfindlich kalt werden in Sebastópol. Das kommt von dem beständigen Nordostwind, der in diesen Monaten einsetzt und aus den Steppen des Nordens eine beachtliche Kälte heranweht. Auch die langen Nächte können einem dann zusetzen. Die Sebastopolíten habe dafür ihre Lösung gefunden. Das ist die Zeit des Jahres, in der die Tanzveranstaltungen eingeführt worden sind.

Wer es sich nur irgendwie einrichten kann, geht dann auf eines der Tanzfeste, die zum Teil durchaus auch die Nacht durchmachen können. Da kommt man dann in die großen, hell erleuchteten und gleichermaßen von den Anwesenden wie der dort herrschenden Stimmung aufgeheizten Säle, einfach nur um die Düsterkeit dieser Tage gemeinsam zu verdrängen. Ganz besonders beliebt sind diese Veranstaltungen bei der Jugend, für die sie die Bühne ihres Debüts bieten. Hier kommen die Sechzehnjährigen das erste Mal an das grelle Licht der Gesellschaft. Das tun sie mit großer Aufregung und stets aufwändigster Aufmachung. Dann erscheinen nicht nur die Damen in ihren leuchtendsten Roben, sondern auch die Herren greifen zu ins Auge springend bunten Ausstattungen. Es ist völlig normal, hier die sonst in gedämpften Anzugsfarben gekleideten oder auch nur im dunkelgrünen Overall zur Arbeit gehenden

Jungmänner plötzlich vom Scheitel bis zur Sohle in tomatenroten, pistaziengrünen oder zitronengelben Fracks vorzufinden. Unicolor oder auch in herausfordernden Farbkombinationen. Alles ist farblich perfekt abgestimmt, bis zu den aufpolierten Lackschuhen in genau demselben Ton wie die Stoffe. Wer darüber verfügt, findet hier auch die Gelegenheit, seine Orden ans Licht zu führen. Dazu kommen dann die Hals- und Stecktücher, Schmuck, Parfüm und die aufwändigsten Frisuren. Wer nicht über die Finanzkraft verfügt, einen solchen Aufzug zu erwerben, hat dennoch kein Problem, denn es gibt zahlreiche Unternehmen, die diese kompletten Ausstattungen verleihen. Und das hat noch den bei den Jungen sehr geschätzten Vorteil, dass man auf jedem Fest in einer neuen Aufmachung auftreten kann.

Getanzt werden dort genauso die großen Tänze, Rubamba, Poreska, Stalz; je nach Größe und Renommée des Ereignisses in den Vollversionen oder auch in vereinfachten Formen und Figuren. Dazu kommt der hier in der Sebastúpolis seit der Gründungzeit gepflegte Miratákis, der aus den nördlichen Steppen importiert worden ist, mit seinem Schwenken und Austauschen der Tücher. Und daneben, genauso wie in Brasilien, die informellen Tänze, in Paar- oder Gruppenkonstellationen. Die Tänze und die Veranstaltungen erfreuen sich einer ungebrochenen Begeisterung in der Bevölkerung und werden, wie schon gesagt, nicht nur am Hof oder am Heptastádion gepflegt, sondern auch in einem Problemviertel wie Rhakótis, mit einem hohen Bevölkerungsanteil an händisch und maschinell Werktätigen mit entsprechend niedrigerem Lohnaufkommen. Gerade dort wird umso intensiver gefeiert und eben auch getanzt. Das Choreĩon, das Tanz- und Veranstaltungszentrum von Rhakótis, das direkt an der Hauptachse des Viertels, an der Hodós Euergétou I., und gegenüber dem Basílissa-Park liegt, ist der Ort der dortigen winterlichen Tanzereignisse. Es ist ein Kristallisationspunkt der lokalen Identität der Bewohner von

Rhakótis und einfach nicht aus dem Leben dieses Démos wegzudenken.

Ein anderer Aspekt des kommunalen Lebens der Sebastopolíten zeigt sich in der Existenz und in der Gestaltung des Viertels Vinhas, das sich über die am Ostrand der Stadt befindliche Hügelkette erstreckt. Dort befindet sich eine Art Erholungsgebiet, das aus ausgedehnten Weinanbauzonen besteht, zwischen denen sich auch kleine Waldstücke, Wiesen, Gewässer und Felsformationen finden. Das Gebiet ist übersät mit kleinen Gastwirtschaften, Wirtshäusern, Raststationen und ähnlichem, die der Sebastopolitaner Bevölkerung ein willkommenes Ziel der Abend- und Wochenendgestaltung bieten. Im Prinzip handelt es sich um ein Vergnügungsviertel, wie es alle größeren Städte stets entwickeln. Allerdings gibt es hier in Vinhas einige Besonderheiten. Das ganze Gebiet von Vinhas ist nämlich dem sogenannten Leben nach dem Original gewidmet, was unter anderem sehr augenfällig dadurch erreicht wird, dass es dort draußen am Rande der Stadt keine artifizielle Beleuchtung gibt außer Kerzenlicht und offenem Feuer. Auch elektrische Geräte sind auf das absolute Minimum reduziert, auf nur das, was eben die Frischhaltung von Nahrungsmitteln und die Aufrechterhaltung der Hygienenotwendigkeiten erfordern. Die Musik wird prinzipiell nur lebendig bestritten, sodass es neben dem Gesang lediglich mechanische, vom Menschen ausgeübte Instrumentalisierung gibt. Davon aber reichlich, denn mindestens jede zweite Gastwirtschaft hat ihre hauseigenen Musiker, sodass an der musikalischen Kulisse nichts mangelt. Auch in allem übrigen wird hier das gute alte Landleben gefeiert. Die Architektur besteht primär aus den Materialen Holz, Stroh und Lehm, oft auch in gestampfter und ungebrannter Form, und erst in zweiter Linie aus Naturstein. Etliche dieser Stätten sind schon sehr alt und im Gebrauch gereift. Andere sind jüngeren Datums. Die üblichen Baumaterialen der Megalópolis sind hier verbannt. Keine großen Stahl-Glas-Flächen, keine Höhe über zwei Stockwerke. Ein

eindeutiges Kontrasterlebnis zur Stadt selbst also. Man kommt hierher, mit Familie und Freunden, mit den neuen Bekannten und der noch geheimen Freundin. Getrunken wird primär der auf den Süd- und Südwesthängen gezogene Wein. Aber es mangelt natürlich nicht an irgendeinem der sonstigen in Sebastópol geschätzten Genüsse. Die Speisekarte ist ebenfalls betont rural, animal und vegetarisch, mit unbedingter Einhaltung der Prinzipien von höchster Frische und naturnaher Verarbeitung. Es wird also dem Genuss und der Gemütlichkeit gefrönt.

Vinhas ist erreichbar über verschiedene Röhrenverbindungen und deren Endstationen am Fuß der Hügelkette, dort wo die ersten Weinberge beginnen. Somit ist Vinhas für alle und zu verträglichen Preisen erreichbar. An den Endstationen ist es allerdings Schluss mit dem motorisierten Transport. Wer nicht direkt zu Fuß durch die Weinberge und Wäldchen gehen möchte, kann hier an den Endstationen ein Pferdegespann mieten. Kutschen für vier Personen oder Sitzwagen für bis zu zehn Gäste warten an den Plätzen bei den Aufgängen aus den Röhren und fahren auf Geheiß sofort los. Für Kinder werden kleine, von Eseln gezogene Gefährte angeboten, die sich natürlich besonderer Beliebtheit erfreuen. Damit geht es dann los über die verschlungenen Naturstraßen und unbefestigten Waldwege. Man fährt eine Runde zu einem der Aussichtspunkte über der Stadt, an oder um den Schwanensee, zur Blauen Grotte mit den in ihr installierten Wasserspielen, oder direkt zum eigenen, altbekannten Stammlokal, das irgendwo versteckt in den Hügeln liegt. Trotz des regen Besuches sind die Hügelketten von Vinhas ein Rückzugsgebiet für viele Vögel, aber auch für kleine bis mittlere Säugetiere. Neben vielen Raubvögeln, deren Kreisen man dann mit einem Glas Wein in einem Garten sitzend beobachten kann, gibt es zu entsprechender Tageszeit tatsächlich Rotwild zu beobachten. Die Land- und Gartenwirtschaft im Gebiet von Vinhas wird ebenfalls streng nur von Hand besorgt, was natürlich ein entsprechendes Heer von Gärtnern und

Landarbeitern erfordert. Dafür sieht man ihre authentische Arbeit dann immer wieder auch vor Ort, und die Pflege der Landschaft ist eben handgemacht. Die Kosten dafür werden aus den reichlichen Einkünften gedeckt, welche die Gastronomieunternehmen in Vinhas stets generieren.

Wie gesagt, Vinhas erfreut sich des Besuchs aller Bevölkerungsschichten. Unter dem finanzkräftigeren und dafür zeitknapperen Publikum gilt es als ungeheuer chic, sich auf der obersten Plattform eines der Hochhäuser im Stadtzentrum zu verabreden und von dort per Helikopter anzufliegen. Man landet dann bald darauf an einer der Röhrenendstationen am Rande von Vinhas. Dort wird direkt in einen Pferdewagen umgestiegen. Ohne Zeitverlust, sozusagen, und das ganze Spektrum der sebastopolitaner Kulturleistung auskostend. Auch wenn es manchem vielleicht schon in den Sinn gekommen sein mag, Vinhas zu überfliegen, derartiges ist absolut verboten. Dieses Interdict kann kein Bankkonto überwinden.

Die Hügelketten von Vinhas bergen noch eine andere Besonderheit. Auf den höchsten Erhebungen der schon etwas stadtferneren Hügelketten gibt es eine Reihe von recht abgeschieden gelegenen und sehr schönen Klöstern. Von den Weingaststätten aus kann man das eine oder andere von ihnen sehen. Andere liegen noch zurückgezogener. Die Namen der sichtbaren Klöster sind allgemein bekannt. Die größten sind das Monastérion toû Hagíou Andréou, das Monastír Svjátovo Serafíma und das Santa Teresa Monstério. Wie die Namen schon sagen, sind die Klöster ethnisch zugeordnet. Aber viel mehr weiß man dann schon nicht mehr über sie. Es ist mir bis heute nicht gelungen herauszufinden, welchen Regeln die jeweiligen Klöster folgen und wie überhaupt dort gelebt wird. Sie sind nämlich streng abgeschieden und kontemplativ und empfangen im Allgemeinen keine Besucher. Dabei kommt ihnen die ruhige Lage und das Flugverbot über Vinhas vermutlich sehr entgegen. Jedenfalls soll es so sein, dass in diesen Klöstern wirklich keine Elektrizität

verwendet wird. Das muss schon ein sehr besonderes Leben dort sein.

Soweit einige Details über die Hügel von Vinhas. Im Anschluss an die dortigen, abgeschiedenen Klöster muss ich auch das Leben und die Einrichtungen der im Zentrum von Sebastópol befindlichen und stets rege bevölkerten Akrópolis erwähnen. Gegenüber dem Pálatin gelegen, auf der Seite von Pix, südlich des Chrysómallos, erhebt sich die Akrópolis noch höher über das Meer als der Pálatinhügel. Zwischen den beiden Hügeln befindet sich die Agorá und das Heptastádion. Die Akrópolis ist der Ort in Sebastópol, welcher der Epifáneia tês Aletheías, der Offenbarung der Wahrheit, geweiht ist. Oben auf der Gipfelhöhe befindet sich die Metropolitankirche Hágios Gregórios Palamás. Sie wird umgeben von einem weiten Platz, der seinerseits von Säulenhallen eingefasst ist. Dadurch steht die Kirche frei auf der Höhe und ist von allen Seiten der Stadt und auch vom Meer her ungehindert sichtbar. Es ist ein beeindruckender Anblick, wenn man vom Meer kommt und die vergoldete Kuppel mit dem Kreuz darauf sieht, und daneben den in sieben Stockwerken sich aufbauenden Campanile, der mit seinem Kreuz sogar noch die Kuppel überragt. Die Akrópolis wird im *Mund* mit Die Stadt auf dem Berg übersetzt. Außerdem hat sie auch den schönen und erklärenden Namen: tò óros tês kainês diathékes; der Berg des neuen und endgültigen Gesetzes. Allgemein wird das Verhältnis zwischen Akrópolis und Pálatin so gesehen, dass der erstere Hügel höher ist, weil alles Dortige dem Himmel näher ist. An den Abhängen der Akrópolis lebt sozusagen die civitas Dei, das sind die Verwaltungseinheiten, die zur Metropolitankirche gehören, eine Reihe von Klöstern mit zum Teil auch größeren Gärten, sowie die vielen Einrichtungen, die sich aus verschiedensten Gründen, karitativ, wissenschaftlich, noetisch, der Akrópolis zugehörig wissen und dort ihren Sitz genommen haben.

Die Metanoetendynastie herrscht in Sebastópol als dem neuen Rom, das nun, nach den stattgehabten Untergängen und

Neugründungen, als das siebente Rom gezählt wird. Der Auftrag der weltlichen Macht in Geschichte und Gegenwart ist auf diese Stadt übergegangen und nun in ihr konzentriert. Demgegenüber residiert der Pápas nach wie vor in der urbs, dem ersten Rom. In der Autokratoría wird das Verhältnis dieser beiden Städte so verstanden, dass die Geschichte der Menschheit mehr als bewegt ist und endlose Wandlungen und Neugründungen durchläuft. Dies eben belegt die Sebastúpolis als siebentes Rom leuchtend. Die Lehre des Himmels, mit Heimatsitz in der urbs, ist aber nach wie vor so unwandelbar, wie sie es immer gewesen ist. An hohen Festtagen verlässt der Pápas immer wieder seine urbs und kommt hierher an die Akrópolis zu den Feierlichkeiten.

Von der Agorá und dem Heptastádion her führt die via sacra genannte Straße den Berg hinauf zur Gipfelplattform der Akrópolis. Einmal im Jahr gibt es einen großen Festzug, eine Prozession, über diese via sacra. Diese findet am Tag des Festes der Metamórfosis statt und erfasst die ganze Sebastúpolis mit. Das Fest der Metamórfosis ist ein offizieller Festtag in der gesamten Autokratoría, da es sich um eines der höchsten Feste im Jahreskalender handelt. Zu diesem Fest kommt auch der Pápas an die Akrópolis und leitet die Feierlichkeiten. Zu Beginn sammelt sich der Prozessionszug am Áfixis-Platz, direkt am Eingang zur Teilverbotenen Stadt. Angeführt wird der Zug vom Sebastós autós. Er kommt an diesem Tag zu Pferd aus dem Palast und nimmt, gemeinsam mit den Familienmitgliedern, dem Hof und vielen Beamten und Militär, die schon in unübersehbarer Zahl am Áfixis-Platz wartende Menge in Empfang. Dort erfolgt die Aufstellung der verschiedenen Abteilungen des Zuges. Dieser wird angeführt von einer Gruppe eines Doppeldutzends von Ritten. Es sind das zwölf Ritter aus dem St. Georgs- und zwölf Ritter aus dem Santiago-Orden, die in ihren goldenen beziehungsweise purpurnen Ordenstrachten, mit steilem Büßerhut und verschleiertem Gesicht auftreten. Gemeinsam

tragen sie auf ihren Schultern eine altehrwürdige, vollplastische Ikone des Christós nikefóros, des Siegbringenden Messias.

Diese Statue ist während des übrigen Jahres im Pantokrátorkloster auf der Rückseite der Akrópolis beheimatet und verlässt nur am Tag der Metamórfosis ihre Heimatkapelle. Der Dienst, der an diesem Tag von den Rittern ausgeübt wird, ist eine hohe Ehre für die Beauftragten. Allerdings ist nicht einmal jeder Ritter dazu befähigt, denn die Prozession dauert Stunden, und nur die stärksten unter ihnen sind diesem Weg gewachsen. Direkt nach den Rittern folgen der Sebastós und die Sebasté, beide hoch zu Ross, so wie auch die Abteilungen des hinter ihnen sich einordnenden Adels. Dann kommen zu Fuß Gruppen von Hofbeamten und Abteilungen der verschiedenen Truppeneinheiten. Letztere tragen ihre Galauniformen, müssen aber an diesem Tag ganz ohne Motorisierung auskommen, denn das würde die Grundhaltungen dieses Festes, Würde und Demut, in Frage stellen. Danach folgen die zahlreichen Teilnehmer aus der Stadtbevölkerung, zu denen sich immer auch sehr viele Touristen aus der ganzen Autokratoría hinzumischen. Hohe Gäste, Diplomaten, Verwaltungsbeamte der Provinzen bis zu Vizekönigen reisen zu diesem Tag an und werden, je nach Rang, entsprechend in den Zug integriert. Der Zug bewegt sich dann, unter verhaltenen Gebeten und Gesängen, durch die Zone der Agorá und über ein Stück des Heptastádions Richtung Akrópolis.

Am Fuß des Berges wird Station gemacht. Die Prozessionsstatue des Christós nikefóros wird auf ein Altargerüst aufgesetzt und nun von einer Priester- und Mönchsabsendung der Metropolitankirche mit Weihrauch und Wasserbesprengungen in Empfang genommen. Nach diesem Begrüßungsritus nehmen die Ritterschaften die Statue wieder auf ihre Schultern, und der Zug beginnt den Anstieg auf den Berg. Der untere Teil der via sacra windet sich in einem großen S den Berg aufwärts und passiert zunächst verschiedene Verwaltungsgebäude und schon einige Kirchen und Kapellen. Die großen Klöster folgen erst weiter

oben, wobei sich auch einige weitere an den anderen Flanken der Akrópolis befinden, Richtung Chrysómallos oder zur Landseite hin. Direkt an der via sacra stehen aber das äthiopische und das armenische Kloster. Letzteres ist dem heiligen Mesróp Maschtóz geweiht, der Mönch und Priester war und die Buchstaben des armenischen Alfabets erfunden hat. Zur Straße hin ist der langestreckte Bibliothekstrakt sichtbar, der eine ungeheuer reiche Sammlung an Dokumenten des Orients beheimatet und eine Fundgrube für die komplexesten historischen Fragestellungen des mittleren Ostens darstellt. Auf halber Höhe des Akrópolisberges erreicht die via sacra eine weitläufige Terrasse, den Tempelvorplatz. Er markiert eine Zwischenstation auf dem Weg zur Höhe der Akrópolis. Von dort geht dann die via sacra in fast gerader Linie und daher auch etwas steiler als bisher hinauf bis zu den Säulenhallen um die Gregórioskirche. Hier auf dem Tempelvorplatz ist wieder ein Stationsaltar errichtet, wo erneut beweihräuchert wird, und danach ein Diakon Stellen aus den Psalmen liest.

Während diesen Weihehandlungen sieht man nun den Pápas seinerseits aus einer der Seitenkapellen der via sacra kommen. Er besteigt vor dieser einen Esel und kommt dann das Stück des Weges auf der via sacra herunter an den Tempelvorplatz, gemeinsam mit seinem Gefolge, in dem sich allen voran der Metropolit und Bischof von Sebastópol befindet. Auf dem Haupt trägt der Pápas eine goldene Krone. Es ist ein aus unendlich vielen, spitzen Goldstäbchen gefertigter Kranz, der übersät ist mit einer Unzahl von geschliffenen Rubinen. Diese leuchten in der Sonne funkelnd auf wie frisches Blut. Sobald der Pápas mit seinem Esel auf den Tempelvorplatz einreitet, sitzt der Sebastós von seinem Hengst ab. Das gleiche tut die Sebasté und der ganze berittene Hofstaat. Das Herrscherpaar geht nun dem Pápas entgegen. Auch der Pápas sitzt ab. Es werden zwei Samtkissen in den Farben der Autokratoría und mit den aufgestickten Wappen der beiden Herrscher zu Füßen des Pápas in den Staub des Platzes

gelegt. Sebastós und Sebasté knien darauf vor dem Pápas nieder und bitten damit um seinen Segen. Nach einem kurzen Gebet erteilt er diesen, zuerst dem Sebastós in griechischen Worten und danach der Sebasté in einem lateinischen Formular. Dann reicht er beiden die Hände und fordert sie damit auf, sich zu erheben. Nun richtet sich der Pápas an die sehr zahlreihe Bevölkerung und erteilt ihr seinen Segen, diesmal im *Mund*. Danach nehmen die Ritter das Christusbild wieder auf. Der Pápas besteigt erneut den Esel, damit explizit an den Einzug des ewigen Messias-Königs in die Stadt Davids erinnernd. So folgt er, direkt hinter den Rittern, seinem in der Statue repräsentierten Herren. Danach reiht sich das Gefolge des Pápas ein, danach dann die Sebastoí und der Zug wie zuvor. Nun sitzt allerdings niemand mehr zu Pferd. Alle bis auf den Pápas gehen von hier ab zu Fuß. Alle Tiere werden am Tempelvorplatz zurückgelassen, ausgenommen der Esel, auf dem der Pápas bis zu den Säulenhallen hinaufreitet, welche die Gregórioskirche umgeben. Auf diesem Wegstück wird nun der Psalm Hundert und neun angestimmt. Es ist das Volk, das hier lautstark betet:

Εἶπεν ὁ κύριος τῷ κυρίῳ μου
Κάθου ἐκ δεξιῶν μου,
ἕως ἂν θῶ τοὺς ἐχθρούς σου ὑποπόδιον τῶν ποδῶν σου.
ῥάβδον δυνάμεώς σου ἐξαποστελεῖ κύριος ἐκ Σιων,
καὶ κατακυρίευε ἐν μέσῳ τῶν ἐχθρῶν σου.
μετὰ σοῦ ἡ ἀρχὴ ἐν ἡμέρᾳ τῆς δυνάμεώς σου
ἐν ταῖς λαμπρότησιν τῶν ἁγίων.
ἐκ γαστρὸς πρὸ ἑωσφόρου ἐξεγέννησά σε.
ὤμοσεν κύριος καὶ οὐ μεταμεληθήσεται
Σὺ εἶ ἱερεὺς εἰς τὸν αἰῶνα κατὰ τὴν τάξιν Μελχισεδεκ.
κύριος ἐκ δεξιῶν σου συνέθλασεν ἐν ἡμέρᾳ ὀργῆς αὐτοῦ βασιλεῖς.
κρινεῖ ἐν τοῖς ἔθνεσιν, πληρώσει πτώματα,
συνθλάσει κεφαλὰς ἐπὶ γῆς πολλῶν.
ἐκ χειμάρρου ἐν ὁδῷ πίεται,
διὰ τοῦτο ὑψώσει κεφαλήν.

Der Herr sagte zu meinem Herrn:
Nimm Platz an meiner Rechten,
bis Ich Dir deine Feinde als Fußschemel unter deine Füße setze.
Das Szepter deiner Macht wird der Herr vom Sion aussenden,
unterwerfe inmitten deiner Hasser.
Mit Dir ist die Herrschaft am Tag deiner Macht
im Leuchtglanz der Heiligen.
Aus meinem Leib, vor dem Morgenstern, habe Ich Dich gezeugt.
Der Herr hat es gelobt und es wird ihn nicht reuen:
Du bist Priester in alle Ewigkeit nach der Ordnung Melchisedeks.
Der Herr an deiner Rechten zerquetschte am Tag seines Zornes Könige.
Er wird richten unter den Völkern, er wird Leichname anhäufen,
Schädel vieler wird er auf Erden zerschmettern.
Er wird trinken aus dem Wildbach am Weg,
deswegen wird er sein Haupt erheben.

Natürlich bezieht sich dieser Text zunächst streng auf den ewigen Messias-König; Er sitzt zur Rechten seines Vaters, Er ist gezeugt, Er ist Herrscher und Priester seit und in Ewigkeit. Dennoch, jeder, der dem wahren Messias nachfolgt, und das sind an diesem Tag Hunderttausende auf der via sacra und unendlich mehr bei den Feiern andernorts, sie alle haben Teil an der Herrschaft des Sohnes. Das ist es, was sie hier feiern und bekennen. Und sie haben Teil an dieser Macht in einer sehr konkreten Weise, nämlich durch die Herrschaft des Pápas und die Herrschaft des Sebastós. Das ist kein Paradies auf Erden. Es ist aber, wie König David singt, ein vernichtendes Gericht gegen die Feinde der Wahrheit und ein Erheben des Hauptes gegen sie.

Der Zug geht langsam den hier spürbar steileren Teil der via sacra hinauf. Dabei werden das Kloster von San Jerónimo passiert, der Palast des Metropolíten und die Residenz des Pápas, welche er während seiner Aufenthalte in der Sebastúpolis benutzt.

Oben, schon fast auf der vollen Höhe der Akrópolis, befindet sich mitten auf dem Weg der via sacra eine gut vierzig Meter hohe Säule. Es ist das ein Monolith aus nahezu schwarzem Syenít, der in einem der Steinbrüche am Mons Porfyrítes, in der östlichen ägyptischen Wüste, freigelegt worden ist. Das Kapitell oben ist als geöffnete Papyrusdolde gehauen und in leuchtendem Grün und Rot bemalt. Oben, über der Säule wurde eine Marienstatue aus schneeweißem, blendenden Carraramarmor errichtet. Sie ist die Méter tês aristês boulês; die Mutter vom Besten Rat. Sie ist dargestellt als die Schwangere, die den Lógos gebären wird. Himmel, Mond und Sterne sind anwesend. Sie alle warten darauf, dass der Lógos sichtbar wird.

Am ebenfalls schwarzen Sockel der Säule sind Gebete in allen nur erdenklichen Sprachen eingemeißelt worden. Sie sind in Goldfüllung und in den feinsten Lettern und Zeichen ausgeführt. Da finden sich dann auch alle Ehrentitel, angefangen von der Panagía, Parthénos, Theotókos, Virgo, Dei genitrix, Nossa Senhora, Notre-Dame, Bogoródiza etc., in nahezu allen Sprachen dieser Welt. Es gibt auch einen Lobpreis in Hieroglyfen hier. Man kann das natürlich als Anachronismus bewerten, da niemand unter den frühen Verehrern in Ägypten einen solchen Lobpreis in Hieroglyfen niedergeschrieben hat, sondern nur in koptischer Schrift. Aber zweifelsohne ist ein solcher in Hieroglyfen verfasster Hymnus ein schöner Ehrenerweis, denn, nachdem ihn leider keiner der Nachfahren der Ptolemäer und keiner der Caesarischen Pharaonen getan hatte, haben ihn zuletzt nun die Sebastogénnetoi erbracht.

Die Tempelterrasse selbst ist umgeben von den Säulenhallen, zu denen man noch etliche Stufen hinaufsteigen muss. Dann tritt man in einen Wald von Säulen, der aus sechs Reihen mächtiger Schäfte besteht, die ein Rechteck um den Tempelplatz selbst bilden. Hier sieht man zum ersten Mal die gesamte Dimension und Anlage der Metropolitankirche. Wenn der Zug oben angekommen ist, übernimmt nun der Pápas selbst die

Beweihräucherung. Er ehrt damit das Bildnis seines Herren, das hier von den Rittern vom Tragaufsatz herabgenommen und in einer Kapelle noch vor der Kirche aufgestellt worden ist. Damit wird es der Verehrung durch alle Anwesenden empfohlen. Dann reinigt der Pápas den Platz in alle vier Himmelsrichtungen mit großen Rauchschwaden. Das Glockenset des Campanile setzt nun ein, das Haupttor in die Ekklesía wird geöffnet, und der Zug, an seiner Spitze nun der Pápas, tritt in die Kirche ein. Das ist allerdings noch nicht der große Einzug, denn nun ist eine Art Pause im Festablauf eingelegt. Nach nun mehreren Stunden, die der Zug auf die Akrópolis gedauert hat, besteht hier Gelegenheit, sich nach Bedarf wiederherzustellen. Der Pápas und sein Gefolge ziehen sich in die Nebenräume der Kirche zurück, um dort nochmals Gewänder zu wechseln und sich auf die folgende Leitourgía vorzubereiten. Die Sebastoí haben dazu ihre eigenen Räume. Der Hof nimmt inzwischen die Plätze ein, auch das Volk. Innerhalb des Säulengeviertes gibt es eine Reihe von Brunnen, die nun stark frequentiert sind. Nach Stunden in der Sonne sind Wasserzufuhr und Kühlung erforderlich.

Hier in der Sebastúpolis liest der Pápas die Liturgien in griechischer Sprache. Das entspricht dem Ort und seiner Geschichte. Es ist der Haltung der Metánoia der Sebastogénnetoi zu verdanken, dass die Helleniké als die Grundlage gleichermaßen der Kultur wie der Religion wiederaufgefunden worden ist. Natürlich hat auch das Latinum älteste Tradition und Rechte. Deshalb zelebriert der Pápas zuhause, in der urbs, prinzipiell sowohl alle hohen Feierlichkeiten als auch das tägliche Opfer im Latinum. Dort wird dies als adäquat empfunden. Aber die Helleniké steht eben im Rang des älteren Bruders. Das musste allerdings erst so richtig in das Bewusstsein aller dringen. Denn Regionen, die mit dem Latinum oder einer der neolatinen Sprachen aufgewachsen waren, sahen lange keinerlei Ergänzungs- oder Korrekturbedarf durch Griechisches. Man lebte glücklich auf seiner Insel.

Das wurde erst virulent, als die weltweiten kulturellen und antikulturellen Einschmelzungsprozesse so gut wie jede Kultur und Sprache einer erbarmungslosen Entwertung unterzogen. Keine der Traditionen war dem gewachsen, auch nicht die griechische. Die Synchronizität und dann auch schon die Syntopik der verschiedensten Identitäten barg in sich das Potential der gegenseitigen Totalentwertung. Genau das suchten die Mesopotamier mit ihrer Intelligenzija zu verstärken: ihr, mit euren vermeintlichen Identitäten, seid doch alle das gleiche Nichts –, war deren Botschaft. Natürlich wurde dies nicht direkt so ausgedrückt. Sondern es wurde vielmehr eine mühelos erreichbare Selbstverwirklichung in den hochtrabendsten Verpackungen als unwiderstehliches Gesellschaftsziel dargeboten. Eine solche Selbstverwirklichung wurde selbstverständlich nie von irgendjemandem erreicht. Glitzernde Glasperlen eines genussreichen Autozentrismus und die jedermann stets empfohlene Verachtung jedes edleren Zieles, das waren die verborgen–offensichtlichen Tagesbefehle und die sozialen Oberflächen. Dank des Suchtpotentials, das diesen Chimären inhärent ist, wurden diese Vorschläge massenhaft und ohne den geringsten Widerstand aufgenommen. Und wie gerne erst ergriffen die Mesopotamisierer diese Macht über die derart in Selbstverachtung gedrängten Massen, indem sie heranreiften zu den Spezialisten der Indoktrination in diese Automutilationen hinein.

Eine entscheidende Grundsteinlegung der Metanoetendynastie lag dann aber darin, dass sie die Notwendigkeit einer gemeinsamen Anstrengung möglichst Vieler gegen die nicht zu Ende kommende Entwertungskaskade Aller deutlich machen konnte. Und für diese gemeinsame Selbstbefreiung bot sich die griechische Tradition dar, gleichermaßen als technisch hochausgereiftes Werkzeug, als Träger höchster Kultur und als das sprachliche Gefäß, in dem die endgültige Offenbarung kodifiziert worden war. Hierin, in diese

unbestreitbare, hellenische Führungskompetenz, musste das Latinum nochmals in die Schule gehen. Das kann ich durchaus auch als Brasilianer sagen. Es hat uns gutgetan, unseren neolatinen Horizont in die hellenische Richtung zu erweitern.

Die Neuerung in der Autokratoría im Vergleich zu der antiken Situation ist aber, dass sich ebendiese griechische Tradition bei uns mit der Rolle des Nervensystems in einem größeren Gesamtkörper begnügt. Es gibt den *Mund* als den gemeinsamen Grund für alle. Es gibt unzählige Kulturen und Sprachen, die frei ausgelebt werden. Und nicht einmal der Hof lebt mit dem Griechischen, sondern hat seine Identität im Mittelägyptischen gefunden. Aber alles Griechische, mit seiner Geschwindigkeit der Auffassung, seiner Effizienz und mit seiner Authentizität einer frühen Hochkultur, ist unübertreffbar in seiner Funktion als ein den übrigen Körper gänzlich durchdringendes Nervensystem.

Das sind die Hintergründe, die natürlich auch das Leben auf der Akrópolis geformt haben und weiterhin durchziehen. Als ich das erste Mal teilnahm am Fest des Metamórfosiszuges, war ich sehr beeindruckt von der Dichte des Symbolgeschehens und von der fraglosen Kraft, die dieser Zug allen Teilnehmenden ganz offensichtlich übermittelte. Gleichzeitig spürte ich, dass ich hier irgendetwas noch nicht verstanden hatte. Was war nun wirklich der Festinhalt dieses Tages, und warum war dies die einzige Zeremonie des Festkalenders, wo Sebastoí und Pápas einander rituell begegneten, um dann gemeinsam den Aufstieg auf den heiligen Berg zu unternehmen? Und dies alles in den reichsten Formen uralter und genauso aktuell hochbrisanter Interaktionen? Was wurde hier wirklich ausgedrückt? Was wurde hier so mächtig vollzogen?

Ich war also Student des ersten Jahres an der Sebastopolitaner Akadémeia, am Historiografischen Institut bei Kálamos mégas und auch am Institut für Komparative Linguistik. Die Optolinguistik, die ich als Schwerpunkt gewählt hatte, war

damals immer noch eine junge Wissenschaft. Sie wurde von Professor Maa gelehrt, der uns auch in die Grundbegriffe der Disziplin einführte. Maa ist Chinese, hat es aber vorgezogen in der Sebastúpolis Karriere zu machen. Seine Beiträge sind in der Fachwelt viel beachtet, auch darüber hinaus. Ich vermute, dass sein kultureller Hintergrund ihm einen Vorsprung verschafft hat in den Fragen der Optolinguistik. Es ist polyglott und hat auch Kenntnisse des Mittelägyptischen.

Er machte uns sensitiv für die Unterschiede, die zwischen dem altbekannten Studium der Körpersprache einerseits und andrerseits der Optolinguistik bestehen. Freilich gibt es Gemeinsamkeiten und Überschneidungen, erklärte Maa, aber die Differenzierung sei nicht nur möglich, sondern fundamental. Das Beobachten der Körpersprache beziehe sich auf bestimmte Bewegungen und Haltungen, rein motorischer Art, die vermuteter Weise oder auch nachweislich irgendeinen Ausdrucksgehalt mit sich führen. Dabei beobachte man Individuen im gesamten Bereich ihrer Aktivitäten, nähme ihre Bewegungsmuster wahr und versuche diese mit ihren Wortäußerungen beziehungsweise Handlungen zu korrelieren. Es sei eine gute Beobachtungsgabe gefordert und auch eine gewisse Intuition, was Aspekte künstlerischer Fähigkeiten beinhalten könne, ja eigentlich solle. Der Sprung vom Gesehenen zum daraus Deduzierten, offensichtlich oder nur versteckt, als bewusste oder unbewusste Botschaft, sei typischerweise nur in bedingtem Ausmaß punktgenau zuordenbar, sei nur bedingt argumentierbar und sei oft auch nicht jedem nachvollziehbar. Oft gebe es mehr als eine Interpretation, von denen auch mehr als eine tatsächlich zutreffend sein könnten.

Das alles sei der Optolinguistik bekannt und gelte auch in ihr. Jedoch sei der Zugang der Optolinguistik ein deutlich anderer und das Arbeitsfeld ein wesentlich universelleres. Zunächst gelte, dass die Optolinguistik nicht die Applikation von Sehfänomenen auf ein bestimmtes, determiniertes Gebiet sei, wie es beim

Studium der Körpersprache der Fall sei. Die Optolinguistik, und das sei ihre Definition, bearbeite die Sehsinnaspekte jedes möglichen sprachlichen Ausdrucks. Nichts sei hier ausgenommen. Wo immer kommuniziert werde, gebe es praktisch immer auch optische Aspekte dieser Kommunikation. Dies sei selbst dort der Fall, wo vordergründig die Sehkomponente einer Kommunikation ausgeschaltet sei. Als Beispiel dafür brachte Maa den Vorgang des Fernsprechens, wo zwischen zwei Kommunizierenden nur eine akustische Verbindung hergestellt ist. Aber selbst in diesem Fall seien optische Fänomene nicht auszuschalten. Denn die transmittierten Inhalte hätten unweigerlich ein Potential, ihnen entsprechende Bilder im Rezipienten hervorzurufen. Die so evozierten Bilder und ihre Partikularitäten hingen von vielen Faktoren ab und seien sicherlich von Rezipient zu Rezipient unterschiedlich. Tatsache sei aber, dass solche begleitenden Bilder eben sehr wohl aufträten und dass sie von einer solchen rein akustischen Kommunikation induziert und sicherlich auch geformt würden. Daher seien sie ebenso Fänomene, die in den Bereich optolinguistischer Forschung fielen.

Auslösend für solche evozierten, mental-optischen Repräsentationen, – er verwendete für diese den Begriff Inbild –, seien sowohl die explizit vorgetragenen Inhalte als auch die dafür getroffene, spezifische Wortwahl. Letztere erlaube bei prinzipiell gleichem Inhalt große Variationen und könne das Konnotationsfeld beträchtlich verändern. Es mache durchaus einen Unterschied, ob man irgendetwas über ein Haus verbal zum Ausdruck bringe und dabei den Begriff Haus verwende, oder andere mehr oder weniger als Synonyme geltende Begriffe wähle wie Gebäude, Bauwerk oder Architektur. Diesen verbalen Differenzen entsprächen ebensolche Differenzen in den Inbildern. Zwischen den Individuen gebe es freilich Unterschiede im Grad der Bewusstheit über das Entstehen und Erscheinen solcher Inbilder. Es gebe sogar Personen, die dieses Fänomen für

sich als inexistent zurückwiesen. Jedoch sei es hier eher eine Frage der Genauigkeit der Selbstbeobachtung und eine Frage der Elaboriertheit der optolinguistischen Methoden, ob auch solchen Kommunikationsrezipienten die Einsicht in ihre eigene Inbilderproduktion erschlossen werden könne.

Gesprochener Text könne also kraft der durch ihn bezeichneten Inhalte beim Hörer bestimmte Bilder evozieren. Es gebe aber noch weitere Aspekte der Optolinguistik in derartigen Konstellationen. Es seien nämlich nicht nur die Inhalte und Bedeutungen sowie deren Konnotationen, welche Inbilder hervorriefen. Darüber hinaus gebe es auch die vielfältigen Aspekte der Sprachmelodie des Sprechenden. Hier spielten Stimmlage, Sprechlautstärke, Intonation, Klarheit oder Unklarheit der Artikulation, Vokalfärbung, Sprechgeschwindigkeit, Rhythmus, Betonung, und noch vieles mehr kräftig hinein. Man könne hier die vielfältigen Fänomene, die aus dem musikalischen Vortrag bekannt sind, beobachten. Forte – piano, Pauseneinsatz, Atemführung, Accelerando – Rallentando, Rubato, Fermatierung etc. Alles dies habe zweifelsohne starke Auswirkung auf die Evozierung von Bildern beziehungsweise auf deren Modifikation. Diese Mittel würden vom Sprecher oft auch bewusst eingesetzt, um dieses oder jenes Bild aus seiner eigenen Inbildwelt in diejenige des Hörers zu transportieren. Hörspiele, die per definitionem ja rein akustisch transmittiert werden, lebten ganz besonders von diesen Fänomenen. Abgesehen von seinem Inhalt hänge die Akzeptanz und der Erfolg eines solchen Hörspieles gerade davon ab, ob seine Aufführung im Stande sei, im Hörer eindrückliche und aussagekräftige Inbilder zu produzieren.

Diese Zusammenhänge zu studieren und zu erkennen seien Aufgaben der Optolinguistik. In diesen beschriebenen Konstellationen, zum Beispiel von Ferngespräch oder Hörspiel, gelte es zu beobachten, wie es zu Inbildern komme, deren Auslöser eben ein nichtoptischer sei. Welche Bilder in solchen Situationen entstünden. Und wie diese Bilder ihrerseits nicht nur

als Reflexe der empfangenen Wortsprache und Sprechmelodie entstehen, sondern dass sie auch einen Ausdruck der Lebenswelt des Hörenden selbst darstellten. Alle diese Bilder hätten optolinguistische Bedeutung, denn sie seien Sehsinnaspekte sprachlicher Kommunikation.

Im Übrigen sei die Optolinguistik gar nicht beschränkt auf den Bereich der zwischenmenschlichen Kommunikation, sei sie nun lebendig oder in irgendeiner Form dauerhaft gemacht. Die Optolinguistik reduziere sich nicht auf Kommunikationsakte zwischen zwei oder mehr Menschen oder zwischen einem Menschen und visuell oder auditiv eingefrorenen Informationsträgern expliziter Sprache. Auch die reine Formgestaltung von Objekten verfolge kommunikative Agenden. Dies sei etwas, was zum Beispiel gerade in der Werbung zu beobachten sei. Da fände man reine Objekt- oder Bildersets, die durch ihre explizit vorgeführten Objekte, wie ebenso durch deren ausgefeilte Aufbereitung, eindeutige Botschaften und Handlungsaufforderungen transportierten. Die prallen, geröteten, sprühregengewaschenen Früchte, das dampfende Brot oder die brutzelnden Steaks sollten zum sofortigen "Anbiss" auffordern. Die Botschaft im Bild sei klar: zahlen und genießen. In diesem Fall läge keinerlei regelhafte Sprache vor. Umso aussagekräftiger seien aber solche Bilder.

Ein etwas weniger plumper, subtilerer Einsatz solcher Fänomene fände sich in der gesamten darstellenden Kunst, wo artifiziell hergestellte Objekte mindestens Stimmungen visuell transportierten. Oft handle es sich dabei aber um durchaus komplexere Inhalte, um ganze Lebenshaltungen, existentielle Schlüsselerlebnisse, Situationen mit initiatorischem Charakter. Diese reinen Bildaussagen erreichten ihre Transmission an die Adressaten äußerst effektiv. Obwohl hier keine Inhalte verbal formuliert würden und es nicht einmal einen allgemeinen Codex einer Bildsprache gebe, sei die visuelle Kommunikation absolut gewährleistet. Natürlich seien in solchen Kunstäusserungen die

transportierten Inhalte oft wenig exakt fassbar, jedoch seien sie umso umfassender in ihrer Polyvalenz und in ihrem Potential an existentieller Bedeutsamkeit.

Noch massiver seien die optischen Botschaften, die von Architektur ausgingen. Ein bebauter Außenraum, ein gestalteter Innenraum, sie bewirkten in dem ihn Betretenden sofort zumindest eine Stimmung, üblicherweise aber weit mehr. Der Raum induziere eine Haltung im Benutzer, oft sogar eine bestimmte Form von Bewusstsein, sowohl konkrete Denkinhalte als auch den ganzen Bereich des psychomentalen Funktionierens betreffend. Alleine schon die Lichtführung könne leiten, aufwecken, aufregen oder auch klären, beruhigen, verinnerlichen. Diese und unendlich viele weitere Prinzipien würden ganz aktiv von den Architekten und deren Auftraggebern eingesetzt. Architektur habe immer auch die Agenda, eine Botschaft zu übermitteln. Selbst für den Fall, dass dies beim Entwurf und Bau einmal gar nicht aktiv miteingeplant werden sollte, wäre der Effekt am fertigen Gebäude dennoch gegeben. Es sei dem Menschen unmöglich, einer sich ihm gegenüber befindlichen Architektur keine Botschaft über den damit gestalteten Raum und dessen Gestalter zu entnehmen. Der kaum geplante aber doch bebaute Raum habe sogar stärkstes Potential der Informationsübermittlung. Es werde seinem Besucher nämlich mindestens klar, dass hier die Kraft zur aktiven Gestaltung ermangelte. Und das sei eine sehr wichtige Information über die Lebenssituation an einem solchen Ort.

Derart führte uns Professor Maa in die Grundbegriffe der optolinguistischen Forschung ein. Später kam er auch auf jenen Themenkomplex zu sprechen, der Teil meiner Motivation für dieses Fach war und ist. Ich hatte dies auch in den Bewerbungsgesprächen am Institut für Komparative Linguistik erwähnt. Ich wollte nämlich verstehen lernen, welchen Einfluss die verschiedenen Schriftsysteme auf die Partitionierung einer erlebten Realität hätten. Denn es schien mir, dass jede Sprache,

aber auch jedes Schriftsystem, besondere Schwerpunkte im Umgang mit der von ihnen bezeichneten Realität setzte.

In diesem Zusammenhang brachte Maa die Disziplinen der Palaiografie als aufschlussreiches Beispiel. Diese Wissenschaften widmen sich der Analyse der Schreibkonventionen eines bestimmten Schriftsystems im chronologischen Verlauf seiner Entwicklung. Natürlich hat das Schreibmaterial selbst hier großen Einfluss, sowohl seitens des Schriftträgers als auch seitens des Schreibwerkzeuges. Es bestehen geografische und klimatische Vorbedingungen. Der Papyrus wird zum Schriftträger entwickelt dort, wo er so reichlich wächst, in den Ufergürteln des Nils. In den Schwemmländern der Mesopotamía fehlt Stein. Dort werden feuchte Tontafeln für die Schrifteinritzung erfunden. In China beginnt das Schreiben auf Tierknochen und Schildkrötenpanzern. Was wahrscheinlich daher rührt, dass diese Materialien in einer Pyromantik verwendbar waren: die durch Feuererhitzung in diesen Knochen entstandenen Sprünge wurden interpretiert, sozusagen "gelesen", und selbst als "Schriftzeichen" höherer Mächte aufgefasst. Daneben erfolgten dann auf denselben Knochen händische Einritzungen tatsächlicher sprachlicher Inhalte mithilfe von Schriftzeichen. Diese materiellen und technischen Vorgaben haben natürlich die Entwicklung der entsprechenden Schriftsysteme beeinflusst.

Unabhängig aber von diesen materiellen Vorbedingungen, so Maa, ließen sich in der Entwicklung aller Schriftsysteme Epochen von Schreibkonventionen und auch eine Art von Moden erkennen. Dies ermögliche dann Datierungen und Lokalisierungen der Herkunft eines bestimmten Schriftstückes. Dieses Fänomen, nämlich die Herausbildung eines typischen Schriftbildes zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Regionen, sei sowohl in den Handschriften als auch an den Inschriften zu beobachten. Es ergebe sich also die Frage, wie es zur Ausbildung solcher Konventionen komme. Hier entstünden typische, wiedererkennbare grafische Muster innerhalb eines

determinierten Schreibsystems, die ganz offensichtlich von vielen Schreibern und über eine längere Zeitperiode reproduziert und damit auch akzeptiert wurden. Dies lasse sich weder aus der theoretischen Logik und Grafik eines Schriftsystems noch aus den Materialzwängen seiner Aufzeichnung erklären. Denn weder das Schriftsystem noch seine Trägermedien verändern sich so rasch wie die vergleichsweise kurzlebigen Schriftbildkonventionen. Vielmehr, meinte Maa, seien diese Veränderungen Ausdruck jeweiliger epochaler Grundstimmungen. Diese würden von allen erlebt, aber nur von wenigen bewusst verarbeitet. Eine Hof- oder Tempelschreiberschule und in ihr einige wenige stilbildende Schreiber seien als die Produzenten solcher Schriftbildkonventionen anzunehmen. Dass deren Konventionen wirklich stilbildend wirken können, setze die Akzeptanz ihrer Vorgaben unter den übrigen Schreibern voraus. Und das sei nur möglich, wenn jene Muster tatsächlich in irgendeinem Bezug zur Lebenswirklichkeit all derer stehen, die sie erfinden, übernehmen und reproduzieren.

Man sähe hier Moden, die erst noch auf ihre historische Deutung warteten. Es seien dies allerdings Moden, die auf einem sehr abstrakten Niveau verliefen, nämlich als sehr enge grafische Modulationen eines sehr determinierten Sets von Formen, den jeweiligen Grafemen einer bestimmten Schriftkultur eben. Die theoretisch mögliche Variationsbreite erscheint hier eigentlich sehr gering. Dennoch kommt es zu ausgeprägten Formvarianten, die durchaus unterscheidbar seien. Ein Vergleich des Handschriftenspektrums vom Hof von Felipe II. mit demjenigen vom Hof von Louis XIV. mache dies deutlich. Beide Gesellschaften arbeiteten im lateinischen Schriftsystem, zwar in zwei verschiedenen Sprachen und Völkern, aber mit enger historischer Verbindung und enger gemeinsamer Vorgeschichte. Es bestand nur ein Jahrhundert an zeitlichem Abstand zwischen den beiden. Die Unterschiede der Schriftkonventionen seien aber höchst evident. Und natürlich wüssten wir aus den diversesten

Quellen, worin die Unterscheide dieser beiden Epochen bestanden haben. Wie haben diese historischen Unterschiede es aber erreicht, diese Handschriftenkonventionen zu erzeugen? Gemäß Professor Maa seien diese Fänomene eben wegen ihres universellen Auftretens und wegen ihres nahezu kompletten Ausbreitungsgrades in den einzelnen Gesellschaften so interessant. So wie es meine Identität ist, Notizen zu machen, war es Maas Identität zu sehen. Wie kommt es zu dieser Uniformität der Schriftkonventionen? –, fragte er uns und sich. Maa hatte selbst nicht die Antwort. Man sah aber, wie sehr ihn diese Frage faszinierte. Er hatte eine umfangreichste Sammlung von Handschriften-, aber auch Inschriftenkonventionen aufgespürt und katalogisiert, nach Zeiten, Orten, Kulturen, Schriftsystemen. Was würde er aus alledem einmal deduzieren können?

Nun, was hat es aber nicht nur mit den Schreibkonventionen auf sich, sondern mit den verschiedenen Schriftsystemen selbst? Dem lateinischen, dem griechischen, dem arabischen, dem aramäischen mit seinen zahlreichen Ablegern in ganz Asien, den ägyptischen Hieroglyfen und den anderen Systemen mit mehr oder weniger Bildanteilen in ihren Schriften? Sind auch sie Ausdruck einer bestimmten Realitätsauffassung? So sehr, dass sie eben nicht Moden unterliegen, sondern zu Konstanten einer Kultur gehören? Der Wechsel von einem Schriftsystem zu einem anderen ist im Allgemeinen ja mit massiven Veränderungen in einer Gesellschaft verbunden.

Dies war ein besonders heikles Thema für Maa. Er war in jungen Jahren, als aufsteigender Wissenschaftler, nach Sebastópol gekommen. Hier setzte er seine Karriere nahtlos und erfolgreich fort. Ich vermute, dass ihn, als Chinesen, gerade die Autokratoría als der große Bruder seiner Heimat faszinierte. Selbstverständlich gab und gibt es hier in Sebastópol andere Möglichkeiten für wissenschaftliches Arbeiten und Karrieremachen. Er ist aufgewachsen in einem Schriftsystem, das in der Autokratoría natürlich präsent ist, aber keinen Vorrangstatus einnimmt. Der

Wechsel hierher bedeutet für einen Wissenschaftler, und erst recht für einen Optolinguisten, doch in der einen oder anderen Form für die hiesigen Kultursysteme zu optieren. Gleichzeitig, und das konnte ich immer wieder aus seinen Vorträgen entnehmen, hatte er ein hohes Bewusstsein und einen ausgeprägten Stolz, was die Wertigkeit der chinesischen Kultur und all ihrer Errungenschaften betrifft.

Ich vermute sogar, dass es nicht einfach die Möglichkeiten des Forschens und der Karriere hier in Sebastópol waren, die ihn zum Standortwechsel veranlasst haben. Sondern da dürfte schon auch die Neugier und vielleicht eine Faszination bestanden haben, herauszufinden, was auf optolinguistischer Ebene der Unterschied zwischen einem Adel ist, der in der chinesischen Sprache und Schrift beheimatet ist und einem, der dies in der ägyptischen Sprache und Schrift ist. Schließlich hat sich Maa profunde Kenntnisse des Mittelägyptischen angeeignet. Er betonte stets, wie sehr Schriften, die eine Verbindung zu Bilddarstellungen aufrechterhalten, das Gedächtnis schulen und das Erlernen des Umgangs mit Bildbotschaften fördern. Es mache einen großen Unterschied, ob man im Leben jemals durch die Herausforderung eines strukturierten Lernens des Bildlesens gegangen sei oder nicht. Man müsse dafür nicht nur Kapazitäten der mentalen Speicherung aufschließen und bearbeiten. Sondern durch das Erlernen einer Schrift systematisch an optische Formen herangeführt zu werden, das habe über kurz oder lang den Effekt, dass auch "reine" Bilder, solche also, denen keine primäre Sprachbedeutung zugeordnet ist, letztlich in ihrer Strukturiertheit wahrgenommen werden können. Das bedeute, dass der Bilderkosmos, in dem wir tagtäglich und permanent leben, keine Zufallsansammlung von allen möglichen Bildkomponenten sei. Sondern man lerne, dass in der ganzen Sehwelt, die sich uns darbietet, mehr Ordnung im Bildhaften herrscht, als man annehmen möchte. Weit über das hinaus nämlich, was man erkennen könne, wenn man nur in einem völlig abstrakten,

anikonierten Schriftsystem aufgewachsen ist. Die Schule eines solchen Schriftsystems, das optisch rückgebunden ist, sei gleichzeitig auch eine Schule der Bildlesekapazität.

Es dauerte natürlich, bis Maa uns Studenten alle diese Details übermittelt hatte. Und noch mehr, bis ich solche subtileren Zusammenhänge zu erahnen begann, in denen sich bei Maa, aber wohl auch bei mir selbst, Wissenschaftliches und Biografisches begegneten und durchdrangen. Das sind komplexe Aufgaben, die gleichzeitig intensives Arbeiten und ausreichende Zeit des inneren Nachreifens erfordern. In diesem ersten Studienjahr begann also mein Rotieren zwischen Metrografeĩon, Institut für Historiografie und Institut für Linguistik. Am historischen Institut bei Kálamos mégas hörte ich jene denkwürdigen Vorlesungen für Anfänger, wo er uns sensibilisierte für die Frage, was Wissen überhaupt sein könne. Und für die Unterschiede zwischen Daten und Wissen. Dafür elaborierte er dann später seine anschaulichen Panoramen zur griechischen und zur mesopotamischen Geschichte. In jenem ersten Jahr begann er in seinem Zyklus der Grundlagen der hellenischen Geschichte mit der Ausdeutung von Xenofóns Anábasis, dem Aufbruch der zehntausend Griechen nach Mesopotamía, den dortigen Katastrofen und dem Zug des Heeres von dort wieder heraus in die geliebte Heimat. Ich war ziemlich beschäftigt mit allen diesen Herausforderungen.

Dom Fabiano hatte mich von Penha aus, damals als ich ihm meinen Erfolg einer Arbeitsstelle am Metrografeĩon und des gleichzeitigen Stipendiums für die Akadémeia gemeldet hatte, ja schon in Kenntnis gesetzt, dass Miguel und Isabelita heiraten wollten. Zu diesem Zeitpunkt hatten die beiden mich allerdings noch nicht darüber informiert. Nun aber, in jenem etwas düsteren Herbst von Sebastópol, kam von ihnen dann doch eine handschriftliche Einladung zu ihrer Hochzeit. Diese würde Anfang Februar des kommenden Jahres in Flúmina stattfinden. Isabelita, Condessa de Róvere-Guimarães e de Portucale & Miguel, Conde de Xique-Xique, würden einander das Jawort für

das gemeinsame Leben geben, und zwar in der Kapelle São Sebastião da Glória, am Quirichiquí in Flúmina. Die Einladung mit den Wappen der Familien war von beiden unterzeichnet. Als Ort der Ausstellung des Schreibens war der Morro da Boa Vista angegeben, der Familiensitz der Guimarães. Das Fest würde also auf dem Hügel der Duques de Monçalves, dem Quirichiquí beginnen. São Sebastião da Glória ist natürlich ein besonders schöner Ort, um den Segen des Himmels für eine Ehe zu erbitten. Die Feier danach würde auf dem Boa Vista, im Palazzo der Guimarães, stattfinden.

Nun, sollte ich hinfahren? Das war die Frage. Ich war ziemlich beschäftigt mit den neuen Herausforderungen, und Extrafreiraum für eine Reise nach Brasilien zu schaffen, war schwierig. Das Fest der Hochzeit selbst und die Treffen rundherum würden sicherlich sehr unterhaltsam werden. Es würde Sommer sein in Flúmina, die beste Zeit. Und wer weiß, wer alles würde sicherlich kommen. Was mich aber außerdem noch etwas Zögern machte, war, dass ich keine Ahnung von Babálu hatte. Nach ihrer Heimkehr nach Malandéde in Moçambique und meinem Schulwiederbeginn in Paulisto hatte es noch einigen Kontakt gegeben. Aber der war dann allmählich abgebrochen. Die Entfernung war spürbar weit gewesen. Die technische Kommunikation ersetzt bei weitem nicht die persönliche Präsenz. Und schließlich, wir hatten vor allem keinen Plan über unsere Zukunft. Jeder von uns nicht für die eigene, und wir beide schon gar keinen für eine gemeinsame Zukunft. Irgendwann hatte ich mich dann nicht mehr gemeldet. Unsere Beziehung war zu richtungslos geworden.

Nun stand die Frage nach Babálu plötzlich wieder im Raum. War sie auch eingeladen worden? Würde sie zusagen? Dann käme es in Flúmina zu einer Wiederbegegnung. Wie würde die verlaufen? Aber vielleicht war sie gar nicht eingeladen worden. Oder sie würde trotz erhaltener Einladung nicht kommen wollen. Weil sie mit ihrem Vater auf Geschäftsreise ist. Oder einfach, weil

es ihr in Flúmina nach jenen zwei Monaten des Adelspraktikums vor knapp drei Jahren einfach nicht mehr gefällt. Wo lag hier die Realität? Sollte ich Babálu kontaktieren? Aber das konnte recht peinlich werden, denn was sollte ich sagen? Wenn sie nicht eingeladen wäre, würde ich sie auch nicht einladen können. Wenn sie eingeladen wäre, wäre es etwas seltsam, dass ich mich nur anlässlich der Möglichkeit eines Treffens bei ihr meldete. Nachfragen bei Miguel stellen, ob die Guimarães auch Babálu eingeladen hätten oder nicht, wollte ich auch nicht. In alle diesen Konstellationen lauerten Fragen, die ich nicht beantworten konnte. Und ich selbst wusste nicht recht, was ich eigentlich wollte. So ging ich mit diesen Überlegungen etliche Tage herum, ohne an eine sinnvolle Antwort zu gelangen.

Dann kam ein Anruf von Miguel, von seinem Zuhause in Xique-Xique. Er erkundigte sich zuerst, wie es mir ginge in der Großen Sebastúpolis. Er habe gehört, dass ich da sehr erfolgreich sei. Dom Fabiano de Penha habe ihm berichtet, dass ich im Metrografeĩon eine Anstellung gefunden und noch dazu ein Stipendium bekommen hatte. Er, Miguel, hatte in Paulisto einen der Finanzkurse gemacht und war nun im Anlagegeschäft tätig. Gegenwärtig war er in Xique-Xique, um mit seiner Familie die Hochzeit vorzubereiten. Da wollte er mich über den Stand der Dinge informieren. Alles sei gut im Laufen, und eine Reihe von Gästen hätten ihr Kommen schon zugesagt. Natürlich Fabiano und Cecilia, Barões de Penha. Aus der näheren Umgebung würden die Barões do Rio Pardo kommen, Miguel und ich waren ja mit einem ihrer Söhne in Petrolina gemeinsam in die Schule gegangen. Dann natürlich die Duques de Monçalves und Familie, nachdem sie schon ihre Kapelle São Sebastião da Glória zur Verfügung stellten. Pai Nikon, unser ehemaliger Klassenlehrer in Paulisto, hatte tatsächlich die Einladung angenommen und würde die Trauungszeremonie leiten. Selbstverständlich käme auch Leila, wahrscheinlich würden auch ihre Eltern, Marques und Marquesa de Albuquerque, kommen. Und so fort. Ob ich mir

schon überlegt hätte, ob ich kommen könnte, frage er nun. Ich zog mich nochmals auf meine sehr beschäftigte und schlecht planbare Situation in Sebastópol zurück, ich sei ja im ersten Jahr von Studium und Anstellung und hätte da sehr viele Verpflichtungen.

Dann sagte er, – Weißt Du Lapis, natürlich plant auch Isabelita nun alles mit ihrer Familie. Und da wurden alle Freunde und Bekannten durchgegangen, alle die beim Adelspraktikum irgendwie anwesend waren. Zum Beispiel seien auch die fliegenden Fische eingeladen, Os Gêmeos, João und José Altomorro. Und da sei auch die Idee aufgetaucht, Babálu einzuladen. Melinda de Guimarães, Miguels Schwiegermutter in spe, hätte darauf bestanden, dass – das waren die Worte, die Miguel nun zitierte – dass dieses außerordentlich hübsche Mädchen eingeladen werde. Sie hätten dann nach Malandéde geschrieben. Und weißt Du was? –, rief Miguel nun ins Telefon, – Weißt Du was? Babálu hat zugesagt! Und, und ...? –, drängte er nun. Offensichtlich hatte ich eine zu lange Pause im Gespräch gelassen. Und? Was sagst Du? –, insistierte er. Ich antwortete, ich fände das sehr interessant. Naja –, fuhr er fort, – und weißt Du was dann, nachdem Babálu also zugesagt hatte, und zwar, dass sie alleine kommen würde, was dann passiert ist? Ich wusste es natürlich nicht. Isabelitas Mutter, Melinda also, hatte ihn, Miguel, angerufen und hatte vorgeschlagen, nachdem Babálu auf der Hochzeit ja jemanden fürs Tanzen brauchen würde, mich zu kontaktieren und mich mit Nachdruck einzuladen, doch nach Flúmina zu kommen. Denn ich könnte Babálu ja wohl nicht alleine auf dieses Fest gehen lassen. Genau deswegen sei er jetzt bei mir am Telefon.

Nun sah ich, dass ich wohl zusagen müsste. Was immer die Beziehung zwischen uns war oder eben nicht war. So explizit aufgefordert, konnte ich nicht nein sagen. Ich sagte, ich würde schon kommen, wüsste aber nicht, ob Babálu das wohl recht wäre. Miguel meinte, ich könnte Babálu dazu ja direkt anfragen. Er

vermute aber, dass Isabelitas Mutter selbst Babálu bereits über diesen Plan informiert hatte.

So in etwa kam es dann auch. Ich dachte, es wäre wohl besser, meine Anfrage in Malandéde nicht einfach schriftlich zu machen, sondern doch besser einen Bildkanal für ein direktes Gespräch zu verwenden. Ich wollte bei der Kontaktwiederaufnahme sozusagen die Optolinguistik nicht lediglich den Inbildern überlassen. Nächsten Tag stellte ich also eine Bildverbindung mit Malandéde her. Zunächst kam ich an einen der Sicherheitschecks, wie damals beim ersten Besuch im Hotel Quinta da Praia. Es dauerte eine Zeit, bis ich mich verständlich machen konnte und der Kontrollposten im Hintergrund rückgefragt hatte. Dann erschien Babálu. Melinda hatte tatsächlich recht gehabt: sie war außerordentlich hübsch. Dabei waren da noch die ganzen optischen Unzulänglichkeiten der zwischen uns stehenden technischen Bildproduktion einzukalkulieren. Ich fragte, wie es ginge. Ob sie sich noch an mich erinnerte. Oh ja doch, aber sie hätte schon lange keine Information von mir erhalten. Wir kamen rasch ins Gespräch. Schließlich akzeptierte sie meinen Vorschlag, auf der Hochzeit in Flúmina gemeinsam zu tanzen. Und vielleicht auch einmal in die Confeitaria Colombina zu gehen. Até logo – bis bald –, war ihr Abschiedsgruß.

Das Telefonat war erstaunlich problemlos verlaufen. Was dies bedeuten sollte, war mir allerdings reichlich unklar. In jedem Fall musste ich aber erst noch alles organisieren, damit ich wirklich nach Flúmina fliegen könnte. Die Hochzeit vom Miguel und Isabelita war am ersten Februarsamstag angesetzt. Um einigermaßen passend an der Hochzeit und den Feiern teilnehmen zu können, Zeit-, Klima- und Hemisfärenwechsel inklusive, würde ich eine Woche Zeit brauchen. Das war nicht lange für Flúmina, aber sehr lange unter meinen Erstjahresbedingungen hier in Sebastópol. Ich musste mit Logothétes Andréas sprechen, um Urlaub zu bekommen. Auch an den Instituten der Akadémeia

brauchte ich eine Sondererlaubnis, um die Kurse für diese Woche unterbrechen zu dürfen. Das durchschlagendste Argument war, dass es sich sozusagen um ein Nachfolgetreffen eines Adelsturnus handelte. Schließlich bekam ich tatsächlich alle Befreiungen.

Ich meldete mich offiziell bei der Familie Guimarães, bedankte mich für die Einladung und sagt schriftlich mein Kommen zu. Für die Organisation weiterer Details rief ich dann noch einmal an. Dabei gelangte ich an den Conde, der die Einladung nochmals bekräftigte. Ich würde für die Zeit wieder bei ihnen auf dem Boa Vista wohnen können. Ob ich schon das Flugticket hätte. Soweit war ich noch nicht, aber ich würde es demnächst kaufen. Man freue sich also auf mein Kommen. Aus dem Hintergrund hörte ich dann noch die Condessa mit speziellen Grüßen für mich. Offensichtlich war sie nach meiner Zusage besser auf mich zu sprechen, als ich es von ihr ja schon erleben hatte müssen. Tags darauf kaufte ich nun wirklich das Ticket. Einen Tag vor dem Hochzeitsabend würde ich in Flúmina ankommen.

Mit den Vorbereitungen verging die Zeit dieses sebastopolitaner Winters nur zu rasch. Ich musste am Metrografeĩon vorausarbeiten und einen Kollegen als Vertretung in meine Agenden einführen. Hier war man streng. Auch an der Akadémeia musste ich die Zeit der Abwesenheit im Voraus hereinholen. Meine Abgabetermine waren einfach vorverlegt worden. Aber ich konnte die Vorgaben einhalten, denn ich war motiviert. Brasilien und Flúmina warteten. Ein Hochzeitfest, die Familie de Guimarães und der Morro da Boa Vista, eine Reihe von alten Bekannten. Und natürlich Babálu. Wie würde es werden mit ihr? Das war das große Fragezeichen über dieser Reise aus der Kälte in den Sommer des Südens.

Dann war es schließlich soweit. Ich kam in Flúmina an, bei strahlendem Sonnenschein und mit einem Temperatursprung von plus fünfzig Grad im Vergleich zu Sebastópol. Die Guimarães hatten mich informiert, dass sie wegen der ganzen Hektik, die

herrschen würde, mich nicht vom Flughafen abholen könnten. Ich nahm daher ein Bodentaxi. Dabei konnte ich zunächst einmal die Stadt und ihre Veränderungen im Vergleich zu vor drei Jahren beobachten. Entlang der Avenida Praia Mar waren einige neue Restaurants eröffnet worden. Das Quinta da Praia Hotel sah im Wesentlichen unverändert aus. Als das Taxi beim Yachthafen vorbeifuhr, konnte ich São Sebastião da Glória oben auf dem Quirichiquí sehen. Dort würde morgen Abend die Hochzeit stattfinden. Der Torre de Belém leuchtete gerade mit Wassertieren in ihrer grünblauen Meeresumgebung. Mantas, Piranhas, Korallen. Dann ging es schon die Auffahrt zum Boa Vista hoch. Oben angekommen zahlte ich das Taxi, nahm meinen Koffer und ging zum Haupteingang des Palazzos.

Da kam mir schon Manolo entgegen, eiligen Schrittes, und entschuldigte sich für seine Verspätung. Das Haus sei bereits ein Bienenstock, und es würden noch mehr Gäste erwartet. In der Halle traf ich auf den Conde de Guimarães und auf Dom Fabiano. Sie waren gerade damit beschäftigt, die Jagdgewehre des Condes zu besichtigen. Als sie mich eintreten sahen, rief der Conde, – Ah, da kommt der Hofschreiber aus dem Sertão! Und er fügte an, zu Dom Fabiano gewandt, – Wir müssten wirklich einmal alle gemeinsam in Penha auf die Jagd gehen. Ich wette, Lapis kann uns da noch Tipps für das Jagdglück geben, die vielleicht nicht einmal uns bekannt sind. Dom Fabiano lachte. Dann war ich bereit für die Proskýnesis, aber er war schon zu spät. Der Conde hatte mich schon umarmt und reichte mich dann direkt an Dom Fabiano weiter. Ich bekam Abacaxí-Succus angeboten, der offensichtlich zur Vorfeier mit etwas Champagner versetzt war. Man war also schon in bester Feierstimmung. Am Abend würde es auf Boa Vista einen Empfang geben. Wer von den Gästen schon in der Stadt wäre, sei eingeladen. Man werde schon ein wenig das Tanzen üben. Dann führte mich Manolo hinauf. Ich bekam dasselbe Zimmer wie damals, beim ersten Aufenthalt. Ich fühlte mich fast wie zuhause. Vor den Fenstern kreisten die Möwen, die

Seilbahnkabel zeigten den Weg zur Praia Roxa hinab, unten herrschte reges Strandleben.

Nach dem Auspacken und einer Dusche ging ich in die Sala de Estár hinunter. Jetzt waren auch die Damen hier, Condessa Melinda und Baronesa Cecilia de Penha. Ich begrüßte beide mit Handkuss, was die Condessa huldvoll gewähren ließ. Die Condessa informierte mich nun, dass Babálus Ankunft in Flúmina für heute Nachmittag erwartet wurde. Ob ich sie nicht abholen wollte? Ich dachte, welch ein Glück, dass ich vor ihr angekommen war. Das wäre eine gute Gelegenheit, die Zeit des Nicht-Kontaktes schonend zu beenden. Ich sagte daher sofort zu, dies tun zu wollen. Die Herren waren inzwischen auch gekommen, ebenso Isabelita, schon strahlend in Erwartung des morgigen Tages, und Minki, die mich lautstark begrüßte. Weißt Du schon, dass Babálu kommt? –, rief mir Minki zu. Ich bestätigte, dass ich das durchaus wüsste. Dann gab es ein kleines Mittagessen.

Danach musste ich mich schon vorbereiten, um auf den Flughafen zu fahren. Da bot mir der Conde an, nachdem einer der beiden Hubschrauber im Moment frei war, ich könnte Babálu doch mit diesem abholen. Ob mir das recht wäre? Natürlich war mir das recht. Und besonders für Babálu würde es eine Erleichterung sein. Dabei konnten wir auch noch einige Zeit sparen. Eine halbe Stunde später flog ich dann mit James, dem neuen Piloten der Guimarães, ab. Wir passierten wieder den Torre de Belém. Dann sah ich die Vizekönigliche Bibliothek unter der großen Glaskuppel. Ja, da hatte ich auch noch Agenden, die nicht abgeschlossen worden waren während des letzten Aufenthaltes. Ich hatte zwar die Korrespondenz zwischen Mumadona und Hermenegildo auswendig gelernt. So etwas bleibt einem für den Rest des Lebens im Gedächtnis. Auch einige der übrigen, einseitig gebliebenen Liebesbriefe hatte ich gelernt, nicht nur diejenigen von Herzeboldéro. Aber dennoch, da gab es noch viel mehr Briefe, und ich konnte viele von ihnen noch nicht auswendig. Wenn ich jemals dieses Corpus vom Hof Mumadonas

wissenschaftlich bearbeiten wollte, vielleicht sogar nach Kriterien der Optolinguistik, dann müsste ich über die gesamte Datenlage verfügen. Das wäre noch ein Stück Arbeit. Wann sollte ich das machen? Die Woche, die ich nun hier sein würde, war nicht genug. Abgesehen davon, dass ich gerade auf den Flughafen flog, um Babálu abzuholen. Ja, das Leben ist immer ein Zielkonflikt zwischen Zielen, die man einfach alle erreichen muss.

Der Torre de Belém lag schon weit hinter uns. Wir waren im Anflug auf den Flughafen. Die Information kam, dass Babálus Maschine schon gelandet war, im Moment fuhr sie zur Parkposition. James hatte an der Flugleitzentrale um Erlaubnis angefragt, gleich neben der Maschine landen zu dürfen. Das würde die ganzen Wege und Zeiten der normalen Abfertigung einsparen. Wir kreisten ein bisschen in der Luft, bis die Zusage kam, und landeten daraufhin tatsächlich direkt neben dem Jet. Helikopter, die im Dienst des Adels fliegen, können auf Anfrage dieses Privileg beanspruchen.

Da sah ich, wie Babálu oben auf der Treppe, am Ausgang der Maschine erschien. Sie setzte soeben einen riesigen, schneeweißen Strohhut auf. Die Krempe begann leicht im Wind zu flottieren, fast wie ein Segel. Sie hatte uns nicht bemerkt, vermutlich auch nicht erwartet. Ich fing sofort zu laufen an, um sie rechtzeitig am unteren Ende der Treppe begrüßen zu können. Ich schaffte es. Als sie gerade vom Treppenabsatz auf die Piste steigen wollte, blickte sie unter ihrer Krempe hervor. Da sah sie mich. Einen Moment war sie starr. Dann erkannte sie mich, die Augen leuchteten auf, weiß auf schwarzem Grund, und sie rief, – Lapisinho!! Du bist ja schon da! Das ist aber schön, dass Du mich abholst. Ich wusste sowieso nicht, wie ich da jetzt weiterkomme. Comment vas-tu, mon cher ami? –, fragte sie mich nun und lächelte dabei abgründig. Das war akzentfrei gekommen. Ich verneigte mich und küsste ihr die Hand. À votre disposition, ma demoiselle, avec le plus grand plaisir. Ich nahm ihr das

Handgepäck ab. James kümmerte sich darum, die Koffer zu bekommen.

Sie sagte, – Wo ist der Hubschrauber her? Ich erklärte nun, dass der Conde ihn freigegeben hatte, damit sie eine angenehme Ankunft in Flúmina hätte. Charmant, charmant –, meinte sie darauf, – ich werde wieder im Quinta da Praia wohnen, aber nur eine Woche. Ich muss bald nach Hause, mein Vater braucht mich wieder für die Kollektionen. Er lässt Dich übrigens ganz lieb grüßen. Und ich soll Dir ausrichten, wir sollten fleißig Französisch oder sonst eine der komplizierten Sprachen sprechen. Seit dem Sommer vor drei Jahren hätte ich nämlich Fortschritte in den Fremdsprachen gemacht, meint er. Da hat er wirklich recht, ich bin besser geworden. Er findet allerdings, das habe etwas mit Dir zu tun. Was meinst Du? –, dabei blickte sie mich wieder mit hintergründiger Ironie an. Inzwischen saßen wir im Helikopter, und James macht ihn fertig für den Abflug. Heute Abend gibt es einen Empfang bei den Guimarães, auf dem Boa Vista –, wechselte ich das Thema, – bin ich korrekt, dass Du kommen möchtest? O ja, ich möchte dabei sein und alle wiedersehen –, bestätigte sie, – aber ich muss mich zuerst noch erholen vom Flug. Können wir direkt in das Quinta da Praia fliegen? Vielleicht kannst Du mich am Abend dort nochmals abholen, dann muss ich nicht alleine durch die Stadt. Wird gemacht –, bestätigte ich meine komplette Verfügbarkeit.

Wir flogen nun schon. Im Zentrum sahen wir den Palast der Vizekönige, mit großer Brücke, Park und Strand. Als Babálu die Bibliothek erblickte, fragte sie, – Wie geht es Mumadona? Ich musste zugeben, dass seit dem damaligen Sommer nicht viel passiert war. Ich war zu sehr beschäftigt mit so vielem anderen. Du musst mir erzählen, wie es in der Sebastúpolis ist. Sprechen dort wirklich alle die Helleniké, auf der Straße, in den Geschäften? Ich beruhigte sie und sagte, in den Büros und der Verwaltung sei das schon so, aber auf den Straßen lebe man allgemein mit dem *Mund*. Das schien sie zu erleichtern. Wir standen bereits, in der

Luft vibrierend, über der Landeplattform am Dach des Quinta da Praia. Dann stiegen wir aus, James lud das Gepäck ab. Wir gingen zur Rezeption, von der es auch dort oben eine gab für alle, die so ankamen. Ich wartete, bis die Formalitäten erledigt waren und ein Piccolo das Gepäck Richtung ihrer Suite abtransportiert hatte. Ich komme um acht Uhr wieder und warte dann unten, ist das in Ordnung? –, fragte ich. A bientôt, mon cher ami –, sagte sie. Ich küsste ihr die Hand. Dann drehte sie sich um und ging.

Ich flog mit James zurück auf Boa Vista und bereitete mich vor. Es gab nicht sehr viel Zeit. Ich musste mich noch duschen und dann den Smoking für den Abend bereits anziehen, denn ich musste sie ja in passender Ausstattung abholen. Inzwischen rief Miguel an und erkundigte sich, ob ich gut angekommen wäre und ob auch für Babálu alles funktioniert hätte. Ich bestätigte das. Dann fragte ich, – Wie ist es am Vorabend einer Hochzeit? Er lachte. Aufregend –, meinte er. Es könne nichts Besseres geben, als ein Mädchen wie Isabelita heiraten zu dürfen. Aber heute würden wir uns ja noch sehen. Ja, ich musste mich auch schon beeilen, es war bereits knapp vor sieben Uhr.

Ich schaffte es zum Quinta da Praia mit wenigen Minuten Verspätung und ließ mich sofort bei Babálu melden. Sie kam kurz darauf herunter, in einem kurzen Cocktailkleid. Offensichtlich hatte sie sich auf das Gastland einstellen wollen. Das Kleid war florestagrün, dazu eine gleichfarbige Kappe, eine Art Schiffchen, mit Federn in floresta, gelb und blau. Sie sah sehr beschwingt aus. Wir nahmen ein Bodentaxi und fuhren zunächst die Avenida Praia Mar entlang. Da sahen wir die großen Hotels, und konnten die flanierenden Passanten beobachten. Von Badehose bis zu den hellen Anzügen der Herren gab es alles, manche trugen auch Hut. Man sah in diesem Sommer sogar noch mehr Eleganz als beim letzten Mal. Nicht nur die Damen waren farblich perfekt abgestimmt, auch ihre Begleiter standen ihnen hierin in nichts nach. Besonders in Mode gekommen waren bunte Tücher. Man trug sie traditionell am Hals, und extravagant herausquellend aus

der Brusttasche. Der neue Hit waren aber die lençóis do coração genannten Tücher, oder eher breite Bänder, die man um das linke Handgelenk band. Warum sie so hießen, konnte niemand mit Gewissheit beantworten. Es gab zwei Erklärungen. Die eine erklärte den Namen “Herztuch“ damit, dass die linke Hand die ist, die von Herzen kommt. Die andere Erklärung bezog sich auf die soziale Benutzung dieser Tücher. Als Zeichen der Verehrung wurden sie unter einander Zugetanen ausgetauscht. “Zugetan“ ist wirklich das Wort. Denn man tauschte die lençóis do coração mit jemandem, der oder die einem gefiel, wo es eine gewisse Zuneigung oder Bewunderung gab. Dieser Austausch verpflichtete aber zu gar nichts. Man gab das Tuch auch nicht mehr zurück, sondern nach einer gewissen Zeit und bei entsprechendem Anlass wurde es mit jemand anderen wieder ausgetauscht. Die Logik war etwa die des Partnerwechsels in den offiziellen Tänzen, nur dass die Herztücher eine Verbundenheit über längere Zeiträume bezeichneten.

Babálu hatte viele Erinnerungen, nicht zuletzt daran, wo sie überall mit ihrem Vater in dieser Stadt gewesen war. Auch an die damalige Audienz bei den Vizekönigen, um das Collier für Vizekönigin Ana Maria zusammenzustellen. Dann kamen wir den Morro hinauf. Es gab regen Verkehr im Luftraum über dem Boa Vista, die Gäste waren im Kommen. Der Conde und Miguel standen im Vorhof des Palazzo und empfingen die Gäste. Zuerst der Conde und dann Miguel küssten Babálu die Hand. Die Familie Bernega von Palazzo nebenan auf dem Boa Vista war schon angekommen. Tochter Charíta war nun eine Dame geworden und mit einem jungen Conde Avéniz gekommen. Beide Söhne Bernega, Guilherme und Fernando, hatten geheiratet, Guilherme hatte sogar den gut zweijährigen Sohn mitgebracht. Soeben eingeflogen waren Duque und Duquesa de Lima-Oemvérgos, die extra aus Paulisto gekommen waren. Mit ihnen war auch die nächste Generation der Lima-Oemvérgos anwesend, nämlich Carolina Ana mit ihrem Mann Boris Filiberto de Wassilow, ein

Bojar bulgarischer Abstammung, und weiter Lisa Maria, die zweite Tochter der Duques. Auch die Duques de Monçalves waren präsent, sie würden ja morgen ihre Kapelle für die Hochzeit zur Verfügung stellen.

Dann war natürlich Leila anwesend, blond wie immer und in Begleitung ihrer Eltern. Sie kam zu uns und umarmte uns beide, gratulierte Babálu zum gelungenen Auftreten inklusive Federschmuck in den Farben des Landes, und sagte, wie sehr sie sich freue, dass wir wieder in Flúmina seien. Das Adelspraktikum sei ein unglaublicher Erfolg gewesen. Unter anderem hätte Fernando de Bernega dabei seine jetzige Frau kennengelernt. Aber eben auch diverse professionelle Kontakte waren hergestellt worden. Viele wären den Aufforderungen Prinz Jaimes gefolgt, die Zeit der zwei Jahre in Flúmina zu nutzen. Viele hätten sich auch in die Bildungsprojekte in den Vororten eingebracht, die von Carlos de Monçalves geleitet werden. Die fliegenden Fische, obwohl ja gar nicht im zweijährigen Turnus integriert, sondern auch nur auf Sommerurlaub damals in Flúmina, hätten Kontakt mit Vizekönig Pedro aufnehmen können und seien seither in Programmen der ADAT, der Academia da Arquitetura Tropical, tätig. Sie würden ihr Wissen um die Extrembedingungen des tropischen Klimas in den Guianas und um die Erfordernisse der Materialkonservation unter derartigen Umständen in die Academia einbringen. Prinz Jaime sei wirklich nach Umbanto, an die berühmteste Akademie des Kongos gegangen. Er studiere Grundlagen des Bergbaus und der Metallaufbereitungstechnologie. Er sende von Zeit zu Zeit Bilder, auf denen er in den unglaublichsten Ausrüstungen und verschmutzt von oben bis unten durch den Urwald zieht oder in irgendwelchen Stollen unter Tag liegt.

Inzwischen hatte sich die Sala de Estár und die davorliegende Aussichtsterrasse mit Gästen gefüllt. Die hohen Glastüren waren geöffnet. Mit dem Rundumblick, der sich hier bot, konnte man gut verstehen, wie der Morro da Boa Vista zu seinem Namen

gekommen war. Die Sonne hatte Tiefststand erreicht, das Meer kräuselte sanft bis an den Horizont, Möwen kreisten und gaben ihr lachendes Kreischen von sich.

Der Conde nahm ein Glas und versuchte sich durch Anschlagen daran Gehör zu verschaffen, was einiger Wiederholungen bedurfte, bis sich der Lärmpegel senkte. Er trat in die große Mittelöffnung zwischen Sala und Terrasse und wandte sich an die Gäste. Es sei ihm eine große Freude und Ehre, sie alle hier auf dem Morro da Boa Vista als seine Gäste begrüßen zu können. Es seien viele Vorbereitungen gemacht worden, von der Familie, aber natürlich auch von den Gästen, denn viele seien von weither gekommen. Und alle hatten sich freigemacht, an diesem Fest teilzunehmen. Alles das erinnere ihn an die Tage, als seine liebe Gattin Melinda und er durch diese Feierlichkeiten gegangen waren. Damals war für sie beide die Zukunft so unbekannt, wie sie es nun für die beiden ist, derentwegen sie alle heute gekommen waren. Aber er könne alle hier Anwesenden versichern, das Wagnis, das die Condessa ihm, dem Conde, erlaubt hatte mit ihr zu unternehmen, war jede Mühe, die es auch beinhaltet haben mag, mehr als wert. Dabei wandte er sich ihr zu und küsste rasch ihre Hand. Es hatte etwas Burschenhaftes. Alle applaudierten spontan. Dann fuhr er fort, er wünsche allen hier, und besonders den Jungen, dass sie an ihrer gewählten Liebe festhalten könnten und sie für immer als die Erste aufrechterhalten würden.

Nun müsse er aber das Festpaar bitten vorzutreten. Die beiden kamen vor, an seine Seite. Geliebte Isabelita und Miguel – , die Spannung in der Stimme des Condes stieg leicht, – es ist mir eine außerordentliche Freude, Euch hier und zu diesem Anlass sehen zu dürfen. Wie schon gesagt, Ihr seid der Anlass, diese Überlegungen über Sinn und Ziel der edelsten menschlichen Verbindung mit den Anwesenden zu teilen. Morgen werdet Ihr vor Gott Eure Absicht bekunden, Euer Leben gemeinsam zu führen, und Ihr werdet durch Vermittlung von Pai Nikon um den

Segen des Himmels bitten. Heute schon empfangt ihr den Segen des Vaters und Eurer Eltern. Er rief nun auch die Eltern von Miguel, die Condes de Xique-Xique, zu sich. In ihrer aller Namen möchte er seine Freude über diese Verbindung zum Ausdruck bringen. Er habe die beiden, Isabelita und Miguel, als sehr gut zueinander passend kennengelernt und ihren glücklichen Umgang miteinander gesehen. Wie gesagt, er wünsche ihnen, dass dies für immer so sein möge. Seid für immer das Paar, als das Euch Gott offensichtlich entdeckt hat. Meinen, und ich darf sagen, unseren Segen habt ihr. Die Gäste riefen laut Hoch und hoben die Gläser. Die Eltern umarmten nun die beiden. Ich sah Melinda kurz ein paar Tränen wegwischen. Aber natürlich waren alle überglücklich und kamen einzeln zum Brautpaar, klopften Miguel auf die Schulter und umarmten Isabelita.

Dann wurde das Buffet eröffnet, und danach gab es Tanz auf der Terrasse. An diesem Vorabend war alles informell, es gab keine der großen Tänze. Es spielte nur ein kleines Trio typische brasilianische Musik. Babálu und ich mussten aber natürlich die Gelegenheit nutzen. Während des Tanzens konnte man über den Morro hinunter auf Strand und Promenade sehen. Unten waren die Lichter angegangen, das Nachtleben hatte rege begonnen. Wir drehten uns schneller und langsamer, je nachdem wie es die Musik vorgab. Mit dem kurzen Kleid konnte sich Babálu sehr rasch bewegen. Und wie damals lag sie wieder sehr gut im Arm. Ich vergaß fast, wo wir waren und wozu wir eigentlich gekommen waren. Es war ein Eintauchen in die Vergangenheit und gleichzeitig ein Hineintanzen in eine völlig offene Zukunft. Was würde morgen sein? Was würden diese Tage bringen? Eine ganze Woche in Flúmina mit einem Mädchen, dessen Rätselhaftigkeit für mich durch nichts zu überbieten war. Von Zeit zu Zeit blickten wir einander in die Augen, zufällig sozusagen. Es war nicht klar, ob wir wirklich hier wären oder ob alles nur ein Traum war.

Das Fest sollte nicht zu lange dauern, da die nächste Nacht ja wirklich durchgemacht werden würde. Knapp vor Mitternacht machte die Musik einen Tusch, und der Conde trat nochmals in die Mitte. Er lud alle ein, noch ein Glas Champagner zu nehmen. Und dann auch noch den Samba zu tanzen, der für heute leider der letzte sein müsste, da er und wohl auch alle Anwesenden mit den vollsten Kräften für die morgige Hochzeit und die anschließende Nacht der Feier rechnen wollten. So kam es. Nach dem Klirren der Gläser füllte sich die Terrasse nochmals stark, und fast alle nahmen diesen Samba als das letzte Aufwärmen für die großen Tänze des nächsten Abends. Dann gingen die Gäste zum Vorplatz des Palazzo und stiegen in die wartenden Helikopter. Leila bot Babálu an, sie noch an das Quinta da Praia zu fliegen, bevor sie nach Hause nach Bela Aurora fliegen würde. Ich bedankte mich bei Leila für diese Aufmerksamkeit. Ich begleitete die beiden zum Einstieg und winkte ihnen dann noch in den Nachthimmel nach. Es war wie im Märchen.

Der nächste Tag war also der Tag der Hochzeit. Trotz der Feier am Abend zuvor und den dann doch noch etwas länger dauernden Arbeiten in der Nacht, – erst mussten die Gäste alle verabschiedet werden, dann waren die Räume für das Nötigste wiederinstandzusetzen, es war also doch spät geworden –, trotz alledem waren auf Boa Vista alle um acht Uhr morgens bereits wieder beim Café. Der Tag wurde geplant, die Zeit war letztlich kurz. Die Gäste würden ab sechs Uhr abends auf den Quirichiquí kommen. Es würde wieder die Helikopterstaus in der Luft geben. Dann müssten die Gäste die Plätze in der Kapelle einnehmen. Die Anlagen des Palazzos der Monçalves waren weitläufig, und die Ankunft der Gäste würde ihre Zeit in Anspruch nehmen. Für acht Uhr war die Ankunft der Braut angesagt. Dann würde die Messe in São Sebastião da Glória beginnen. Bis dahin war eben noch eine Menge zu tun.

Wie ich nun beim Café erfuhr, waren tags zuvor mehr Gäste zum Empfang gekommen als ursprünglich gedacht. Sie würden

natürlich auch heute zur Hochzeit kommen, und daher musste nun noch die Sitzordnung an der Tafel angepasst werden. Außerdem fehlten für die Hinzugekommenen die handgeschriebenen Tischkarten. Es war schwierig, eigentlich unmöglich, diese in der kurzen Zeit bei dem Schreibbüro nachzufordern, das die übrigen Karten ausgefertigt hatte. Daher wandte sich der Conde an mich und fragte, ob ich das nicht vielleicht übernehmen könnte. Ich sagte sofort zu, obwohl ich nicht die Schönschreibhand besitze, die man in einem kalligrafischen Büro erwarten würde. Ich bekam dann die Liste mit kompletten Namen und Titel und setzte mich hin, um diese meist gar nicht kurzen Namen schön auf die Karten zu bekommen. Die Damen mussten noch zum Friseur. Isabelita musste sogar noch vorher auf den Quirichiquí hinüberfliegen, da sie den Blumenschmuck kontrollieren wollte. Die Condessa wollte ihr das abnehmen, aber Isabelita ließ sich diese Überprüfung unter keinem Argument ausreden. Der Conde wollte, wie immer, noch seine Orden aufpolieren. Da durfte kein Stäubchen auf Gold und Steinen bleiben.

Ich begann also die Karten zu schreiben. Anfangs musste ich die eine oder andere wegen misslungener Strichführung vernichten. Nach einiger Zeit ging es aber ganz gut. Inzwischen, so gegen elf Uhr, rief ich Babálu an. Sie hatte sich im Hotel gemütlich ausschlafen können. Aktuell war sie vom Blick auf das morgendliche Meer begeistert, den sie gerade während ihres Frühstücks vom Balkon ihrer Suite aus genoss. Es ist doch einfach zu schön hier, warum lebst Du nicht immer in Flúmina? –, fragte sie mich. Da hatte ich als Brasilianer natürlich ein Problem mit der Antwort. Aber das war es eben; selbst in Flúmina gab es nicht die Dichte an Substanz und Ereignissen, die ich nun in Sebastópol studieren konnte. Ich sagte, ich bin eben so ausgelegt, dass ich möglichst alles gesehen haben muss und möglichst alles auch studiert haben will. Da muss man seinen Herkunftsort oft auch einmal verlassen. Dich treibt die Welt um, Lapis –, meinte sie,

– aber heute gehen wir auf eine Hochzeit! Wirst Du mich wieder vom Hotel hier abholen? Wir können wieder durch die Stadt fahren, zu zweit ist der Genuss dieser täglichen Party ja wirklich besonders. Ich versprach zu kommen, heute müsste es aber früher sein, wegen des Staus auf der Auffahrt zum Quirichiquí. Und überhaupt müssten wir genug Zeit haben, um noch einen einigermaßen guten Platz in der Kapelle zu bekommen. Babálu meinte, sie müsste noch zum Friseur und zur Maniküre. Und das Kleid für den Abend müsste sie auch noch aufbügeln lassen. Ob ich mit meinen Vorbereitungen zurechtkomme. Ich beruhigte sie und erzählte von meinen aktuellen Kalligrafieübungen. Dann sehen wir uns hier, im Quinta, bis bald –, schloss sie.

Gegen ein Uhr nachmittags war ich fertig mit den Karten und brachte sie dem Conde. Er war sehr zufrieden und fand sie schön geschrieben. Ich hatte mir Mühe gegeben. Aber ich denke, er war vor allem froh, dass ich das Problem gelöst hatte. In den Aufenthaltsräumen war es vollkommen leer. Alle waren entweder irgendwo draußen beim Friseur etc. oder auf ihren Zimmern und dort mit ihren Vorbereitungen sehr beschäftigt. Dann ging alles sehr rasch. Wieder Dusche, anziehen, Taxi rufen und hinunter in das Verkehrschaos von Flúmina. Als ich beim Quinta da Praia vorfuhr, war es knapp nach fünf Uhr. Ich sagte dem Fahrer, er solle auf mich warten für die sofortige Weiterfahrt. An der Rezeption ließ ich rasch hinaufklingeln.

Kurz darauf trat Babálu aus dem Lift heraus. Ich konnte zuerst nur den riesigen, feingeflochtenen und schneeweißen Strohhut erkennen, den sie schon am Flughafen getragen hatte. Dazu lange weiße Handschuhe, die fast bis zur Achsel hinaufreichten. Schließlich sah ich, dass sie das trug, was man großes Abendkleid nennt. Man müsste eigentlich sagen, sehr großes Abendkleid. Es war von genau derselben Farbe, jenem tiefdunklen Blau, das sie getragen hatte, als wir uns das erste Mal verabredet hatten. Ich erinnerte mich sofort. Das war, als es darum ging zu klären, ob wir gemeinsam in den Tanzkurs gehen

würden. Wir hatten uns damals im Café Boquinha getroffen, im Zentrum von Flúmina. Nun war es aber eine enorme Robe geworden. Zuerst verstand ich nicht ganz, wie dieses Kleid entworfen war. Vor allem aber bemerkte ich, wie es in der Halle plötzlich deutlich ruhiger wurde. Ich küsste ihr die Hand und bot ihr dann meinen Arm an, um zum Taxi zu gehen. Nun sah ich, wie uns die halbe Halle förmlich anstarrte. Ich wusste noch nicht so recht, warum.

Als wir durch die große Glastüre des Eingangs gingen, hörte ich von hinten noch ein deutliches, – Olha que coisa! Dann hieß es Einsteigen in das Taxi. Das war schwierig genug, denn der Rockteil des Kleides war bei Bodenlänge enorm ausladen geschnitten und stand, mit vermutlich einigen Unterröcken darunter, weit ab. Außerdem gab es hinten noch eine Schleppe von gut einem Meter. Das musste alles in den Wagen hinein. Jetzt verstand ich dann endlich, weshalb es zuvor in der Halle unter den Hotelgästen plötzlich zu jener knisternden Stimmung gekommen war. Denn nun sah ich die Rückseite des Kleides, welche es nämlich kaum gab. Von deutlich unterhalb der Taille aufwärts gab es nichts, außer freien Rücken. Und da war dann noch ein etwas breiterer Träger, der sich über das linke Schulterblatt legte und unter der Achsel auch schon wieder verschwand. Der war offensichtlich die einzige Verankerung für das sonst freischwebende Brustteil. Ich war knapp daran, von diesem Anblick absorbiert zu werden, wurde aber gerettet von der Anforderung, die Stoffmassen, die ich jetzt als Shandongseide ertastete, irgendwie zu bändigen. Nachdem sowohl Babálu als auch das Kleid im Taxi verstaut waren, konnte ich einstiegen. Mir blieb allerdings wenig Platz auf der anderen Seite, und das halbe Kleid lag über mir.

Beim Aussteigen auf dem Quirichiquí wurde es dann etwas einfacher, denn die beiden, Babálu und ihr Kleid, mussten lediglich aus der Fassung, die das Auto darstellte, herausgeholt werden. Als ich Babálu dann aber in der Nachmittagssonne sah,

frei und mit korrekt readjustiertem Hut, vor der Kulisse des antiken Flúmina und des Yachthafens, weiß wie Schnee, schwarz wie Ebenholz und blau wie ... nun ja ... , blau wie Lapislazuli, da konnte ich nicht anders und küsste ihr nochmals die Hand. Ich habe Dich noch nie so gesehen! Du bist noch viel eleganter geworden, seitdem wir das letzte Mal hier waren –, sagte ich. Sie meinte darauf nur, – Klar hast Du mich noch nicht so gesehen; es ist ja auch drei Jahre her, dass wir hier waren. Daraufhin hielt ich mich vorsichtigerweise mit weiteren Komplimenten zurück. Offensichtlich war sie nicht in Stimmung, meine Aufwallungen entgegenzunehmen.

Die Konversation war sowieso einigermaßen erschwert, denn der Raum war angefüllt mit dem Lärm schlagender Rotorblätter. Rund um den Quirichiquí standen Helikopter in der Luft, die einen mit Gästen landend, die anderen rasch wieder abhebend. Wie wandten uns nun in Richtung von São Sebastião da Glória und begannen uns langsam dorthin zu bewegen. Babálu musste ihre Schleppe an das rechte Handgelenk heften, denn hier war der Untergrund uneben, und wir mussten noch einige Treppen überwinden.

Als wir zu den sich aufreihenden Gästen kamen, erblickte uns der Duque de Lima-Oemvérgos, der dort schon wartete, gemeinsam mit der Duquesa, den beiden Töchtern und Schwiegersohn Boris Filiberto. Er war wie immer in reger Konversation mit anderen Gästen befasst. Nach einer Zeit dreht er sich nochmals zu uns um. Dann entschuldigte er sich offensichtlich bei seinen Gesprächspartnern und kam tatsächlich zu uns herüber, um uns zu begrüßen. Er wandte sich direkt Babálu zu und sagte, – Welche unvergleichlichen Ausblicke heute auf dem Quirichiquí; ich habe leider immer nur blonde Töchter gehabt. Dann küsste er ihr die Hand. Ich denke, wenn es möglich gewesen wäre, es zu sehen, Babálu hätte nun gezeigt, dass sie auch rot wie Blut werden könnte. Dann erinnerte er sich daran, mich bei der Tafel anlässlich der Eröffnung des Adelsbiénniums an

seiner Seite gehabt zu haben. Was ich denn nun machte, wollte er wissen. Als ich meine Aufnahme in das Metrografeïon und das von dort finanzierte Stipendium erwähnte, war er sichtlich beeindruckt und gratulierte. Das sei ja nicht der übliche Weg der Schulabgänger aus Paulisto. Aber vielleicht ist das eben edles Jagunçoblut aus dem Sertão, das sich hier durchsetzt –, meinte er. Dann küsste er nochmals Babálus Hand und verabschiedete sich unter Bedauernsbekundungen. Was war das? –, flüsterte Babálu zu mir. Nun –, sagte ich, – offensichtlich bin ich nicht der Einzige hier auf dem Quirichiquí, der Dich bewundert.

Dann kamen die beiden jungen Barões de Altomorro, João und José vorbei. Sie waren wieder in ihren Galauniforen und hatten charmante Begleitung, die sie offensichtlich selbst hergeflogen hatten. Sie stellten sie vor als Viviane Conceição, eine Baronesa de Iturupíti, und Silvana de Castro e Algarrobo, ebenso eine Baronesa. Ich gratulierte den Brüdern zu ihrer Mitarbeit an der ADAT, der Academia da Arquitetura Tropical. Sie meinten, das sei nur ein kleiner Beitrag, den sie eben hier in Flúmina leisten könnten, wenn sie gerade nicht auf Station am Uraricoéra wären. Sehr würden sie aber die Begegnungen mit Vizekönig Pedro schätzen, denn das sei eine einmalige Gelegenheit für sie, ihn aus nächster Nähe zu erleben. Sie könnten bestätigen, dass der Eindruck, den man von ihm und dem Familienleben gewinnen kann, wenn man die Familie am palasteigenen Strand baden sieht, den Tatsachen entspreche. Er sei unkompliziert und determiniert gleichzeitig. Er habe sie schon wiederholt angerufen, wenn er plötzlich irgendeinen Rat zum Materialverhalten brauche oder möchte, dass sie da oder dort einen Vortrag hielten. Das habe dann sowohl familiären Charakter wie auch wirklich auch professionellen. Inzwischen waren wir auf dem Vorplatz der Kapelle angelangt. Babálu zog nun irgendwo aus ihrem weiten Kleid, es musste da eine Seitentasche geben, ein sehr feines, großes und ebenso blaues Tuch hervor. Das legte sie sich um Schultern und Rücken.

Vor dem Eingang standen Miguel und die Condessa Melinda als die Brautmutter. Sie begrüßten die Gäste. Melinda umarmte Babálu sofort und sagte, – Jeden Tag schöner, meine Liebe. Miguel war schon sichtlich erregt. Er trug den großen Frack mit dem doppelten, purpurnen Halsband, dazu einen Orden, den ich nicht kannte und am Aufschlag die Kokarde des Sebastós in Purpur–Gold–Blau. Er hoffte, alles würde nach Plan ablaufen. In fünfzehn Minuten war der Helikopter mit Braut und Brautvater angesagt. Das Fluggerät würde vollkommen in Weiß gehalten sein. Hoffentlich komme nichts dazwischen, Isabelita hatte immer wieder die Adaptierungsnotwendigkeiten des Kleides erwähnt. Miguel war nervös, ob sie auf Boa Vista wohl alles fertigmachen hatte können. Nun fordert er uns auf, doch in die Kapelle zu gehen, denn sonst könnte es vielleicht mit den Sitzplätzen schwierig werden.

Dann traten wir mit den beiden anderen Paaren in die Kapelle ein. Rechts, im mittleren Drittel fanden wir noch eine freie Bank für uns alle. Nach der Proskýnesis nahmen wir Platz. Babálu war offensichtlich noch nie hier gewesen. Nun sah sie zum ersten Mal die beeindruckenden Fresken von Sidi Maarouf. Auf der rechten Seite, die dem Weg des Messiasvolkes in der Zeit der endgültigen Offenbarung gewidmet ist, entdeckte sie die Szene der Flucht nach Ägypten. Da gab es ein zufriedenes, kleines Kind zu sehen, das zu Füßen eines Esels im Sand spielte. Daneben standen Palmen. Im Hintergrund, schon am Horizont, sah man Pyramiden. Das ist ja die Flucht nach Ägypten! –, flüsterte sie mir begeistert zu. Ich sagte, – Ja, das hat Sidi Maarouf gemalt. Sidi Maarouf? Wer ist das? Ein sehr berühmter, libanesischer Maler –, antwortete ich, – er hat den Stil der Gräkoafrikanischen Schule begründet. Gräkoafrikanische Schule? –, überlegte sie, – das klingt gut. So sieht das aus? Dann entdeckte sie auf der anderen Seite die Begegnung eines hellhäutigen Königs mit einer Frau, offensichtlich auch einer Königin, die ihrerseits vollkommen schwarz war. Wer ist das? –, fragte sie. Das ist die Königin von

Saba und König Salomon. Ach ja –, flüsterte sie wieder, – das ist, wovon die Leute in Nubien und Äthiopien immer reden, sie sind die wahren Nachfahren von Salomon und der schwarzen Königin aus dem Süden. Gräkoafrikanische Schule, hast Du gesagt? Das sieht wirklich sehr gut aus.

Nun hörten wir einen Hubschrauber, der sich offensichtlich direkt der Kapelle näherte. Das mussten Isabelita und der Conde sein. Der Lärm wurde noch lauter, einzelne standen auf, um nach hinten zu sehen. Dann verstummte der Lärm. Jetzt setzt der Chor ein. Kurz darauf betrat Isabelita, am Arm ihres Vaters, die Kapelle. Sie erschien gänzlich in Weiß, mit einem golddurchwirkten Schleier. Man konnte von ihrem Gesicht fast nichts sehen. Sie trug ein weißes Blumenbouquet am Arm und hatte eine Schleppe von vielleicht drei Metern. Hinter den beiden gingen der gut zweijährige Sohn Guilherme Bernegas und eine Cousine, die ihn führte und vielleicht fünf Jahre alt war. Beide, auch ganz in Weiß, streuten ebenso weiße Rosenblätter hinter der Braut aus. Vorne, auf den Altarstufen wartete Pai Nikon in goldenem Ornat. Am Fuß der Stufen stand Miguel. Als der Conde Isabelita nach vorne geführt hatte, übergab er sie Miguel. Dabei verneigte er sich ein ganz klein wenig. Dann stand das Brautpaar einander gegenüber. Nun hob Isabelita ihren Schleier. Es gab einen Moment, in dem alle Gäste den Atem anhielten. Sie machte nun die Proskýnesis vor ihm. Er verneigte sich gleichzeitig tief und bat sie damit, sich wieder zu erheben. Daraufhin knieten beide auf den Altarstufen nieder, jeder auf einem purpur–gold–blauen Samtkissen. Pai Nikon gab nun die Inzensierung, woraufhin der Weihrauch den gesamten Raum bis zu den Fresken erfüllte.

Es folgte die Messe im griechischen Ritus. Pai Nikon sang, ein Diakon unterstützte ihn. Nach den Perikopaí, den heiligen Texten des Buches, wandte sich Nikon an das Brautpaar und die Gäste. Er erwähnte, wie er Miguel, als vierzehnjährigen Schüler, in Paulisto kennengelernt hatte und ihn dann weiter durch die

Jahre bis heute begleiten hatte können. Isabelita kenne er erst kürzer. Aber er habe sie als eine sehr entschlossene junge Dame kennengelernt, die, worauf er hoffen und vertrauen könne, mit Miguel glücklich sein und ihn auch glücklich machen werde können. Dabei mögen sie nicht vergessen, weshalb sie an diesem heutigen Tag gemeinsam mit den vielen Gästen an diesen Ort gekommen sind. Es sei ein heiliges Unternehmen, in eine Ehe einzutreten. Dabei gebe es viele Herausforderungen, viel Verantwortung und auch viel Segen des Himmels. Um alle diese drei Dinge müsse man wissen, und sich dann ein Leben lang immer wieder um die richtige Haltung dazu mühen. Ihre Heirat sei eine Sache, die ab heute im Buch des Lebens niedergeschrieben stehe. Was noch dazugeschrieben würde, in jenes Buch, würden sie schon bald näher erfahren. Manches sicherlich erst nach dem Tod. Aber heute beginne eine Reise, die kein Ende nehmen werde. Es sei ein ewiger Bund, den sie einander versprechen möchten.

Dann folgte die Zeremonie der Trauung selbst. Nach den Fragen und Antworten besprengte Nikon die beiden mit dem Wasser und gab ihnen nochmals die Ehre des Weihrauchs, was, wie die mittelägyptische Sprache ja sehr genau sagt, aus uns sogar so etwas wie Götter macht. Es folgte nun die große Herabrufung des Geistes und dann die reale Anwesenheit des wahren Gottes in den Opfergaben. Zuerst kam das Brautpaar, danach auch wir, um die Nahrung aufzunehmen, die nicht vergeht. Dann sah ich oben, in den Fresken, die Szenen, die erklärten, was wir hier durchlebten. Zehntausend waren ernährt worden, und noch immer war ungeheuer viel übriggeblieben. Der Wein war besser geworden, je länger das Fest dauerte. Völker waren geheilt worden von dieser Nahrung. Hoch über dem Altar stand São Sebastião in seiner Glória, durchschossen von zahllosen Pfeilen. Er hatte seine eigenen Körper für diesen Körper verschenkt.

Dann kam der große Schlusschor, ein Hymnus auf die Braut und das Lamm, alles natürlich voll tiefer Symbolik. Nun zogen die

beiden gemeinsam durch den Mittelgang nach hinten und traten vor die Kapelle. Die beiden Kleinen waren ihnen wieder gefolgt und hatten nochmals Rosenblätter gestreut. Es folgten die Eltern und dann die Gäste. Alle gratulierten nun den frisch Vermählten. Als Babálu und ich an der Reihe waren, griff Babálu nochmals in ihre Rocktasche und holte ein kleines Etui hervor. Sie klappte es auf und übereichte darin Isabelita einen sehr schönen Diamanten aus Malandéde. Isabelita war sprachlos und wusste nicht, ob sie ihn annehmen sollte. Babálu schloss das Etui und drückte es ihr in die Hand mit den Worten, – Ich wünsche mir, dass Du Dich immer gut an mich und an unsere Zeit hier in Flúmina erinnerst. Isabelita dankte nun und übergab dieses, wie auch andere der zahlreichen Geschenke, an die Condessa und an Minki.

Inzwischen hatte die Flugaktivität um den Quirichiquí wieder zugenommen, denn nun sollten die Gäste nach Boa Vista hinübergebracht werden. Das war eine logistische Herausforderung. Dazu mussten die einzelnen Helikopter mehrmals hin- und herfliegen. Die Altomorros boten an, uns beide noch in ihrem Hubschrauber mitzunehmen, sechs Personen würden gerade noch hineinpassen. So kamen wir hinüber auf Boa Vista. Dort waren der Vorplatz des Palazzos und die ganzen Gartenanlagen bereits mit Fackeln erleuchtet. Wir gingen zunächst einmal außen herum, um hinter der großen Terrasse zu sehen, wie der Garten geschmückt worden war. Es gab kleine Pavillons, an denen schon Getränke angeboten wurden. Später würden hier diverse weitere kulinarische Genüsse ankommen. Zwischen den Bäumen waren leuchtende Lampions aufgehängt worden. Sämtliche Wasseranlagen zerstäubten feinen Sprühregen, der das Ambiente angenehm kühl machte. Es kamen immer mehr Gäste an, und wir gingen nun in den mit großen Stoffbahnen dekorierten Festsaal. Die Sala de Estár war kaum wiederzuerkennen. Buntes Licht strömte scheinbar aus dem Boden und verwandelte den Raum in eine Art Märchenschloss. Goldlichteffekte glänzten da und dort auf und liefen langsam über

die vielfarbigen Dekorationen. Wenn man dem Lichtspiel ein wenig länger zusah, verspürte man einen leichten Schwindel, so als ob man auf einem Schiff wäre oder schon zwei Gläser Champagner genommen hätte. Hier drinnen und draußen auf der Terrasse, wo ebenfalls diverse Lichteffekte installiert worden waren, gab es nun große runde Tische für zehn bis zwölf Personen, auf denen die Sitzplätze mit den Tischkarten bereits markiert waren. An einzelnen Plätzen fand ich Karten mit meiner Handschrift vor. Sie stach glücklicherweise nicht allzu sehr vom übrigen Schriftbild ab.

Dann hörten wir, wie das Brautpaar angekündigt wurde. Wir gingen auf den Vorplatz des Palazzos. Dort war der schneeweiße Helikopter gerade im Landen begriffen. Das Brautpaar winkte durch die Fenster zu den unten wartenden Gästen. Als die beiden ausstiegen, sah man nun Isabelita mit gehobenem Schleier und wirklich strahlendem Gesicht, während Miguel mit der Schleppe und dem Verhindern eines möglichen Hängenbleibens beschäftigt war. Die Musik hatte sich am Haupteingang aufgestellt und spielte den allseits bekanntesten Hochzeitsmarsch aus Carmettis "Gli Amanti Liberati". Aus dieser Oper war seinerzeit bei der Eröffnung des Adelsbiénniums auch vorgetragen worden, damals waren es ein Rezitativ und eine Arie. Das heutige Liebespaar musste freilich nicht mehr wie in der Oper vor den Korsaren fliehen, sondern war sozusagen eben schon im Schlussakt angekommen, wo die beiden geretteten Helden nach Flucht und Befreiung ihre Hochzeit feiern. Das Paar betrat also den Festsaal und suchte den mit Blumenschmuck besonders ausgestatteten Brauttisch auf. Die Gäste orientierten sich nun an den Tischkarten und nahmen die vorgesehenen Plätze ein.

Babálus und meine Namenskarten waren auf einem Tisch auf der Terrasse aufgestellt. Babálu war neben Leila de Albuquerque platziert worden. Gegenüber nahmen ihre Eltern Platz, Marques und Marquesa de Albuquerque. An ihrer Seite saßen, aus Paulisto gekommen und im Alter passend, die Condes

de Mauríkos-Oliveira, und auf der anderen Seite noch Barão und Baronesa de Penha, Fabiano und Cecilia. Die fliegenden Fische waren getrennt worden. Vielleicht war das keine schlechte Idee, nachdem sie stets im Duo auftraten. Neben mir kam daher Viviane Conceição zu sitzen, und auf ihrer anderen Seite eben João Altomorro.

Am Brauttisch saßen neben dem Paar und den Eltern auch Pai Nikon und der begleitende Diakon. Außerdem auch die Trauzeugen. Das war für Isabelita ihre nun schon langjährige Freundin Charíta Bernega, die nebenan auf dem Morro da Boa Vista wohnte, und für Miguel sein Freund und Kollege Édyn aus Paulisto, ein Barão de Alcântara-Melo. Als sich alle an ihren Plätzen eingefunden hatten, gab es eine Fanfare, und Miguels Vater, der Conde de Xique-Xique, stand auf, trat vor den Brauttisch und hielt seine kurze Adresse an das Festpaar. Er dankte zunächst den Condes de Guimarães für den wunderschönen Rahmen, den sie für dieses Fest zur Verfügung gestellt hatten. Was natürlich nur die Fortsetzung der großen Gastfreundschaft sei, die die Familie de Guimarães Miguel gewährt hatte, als sie ihn und seinen Schulfreund – damit war ich gemeint – hier einen sommerlang auf Besuch eingeladen hatten. Dann erwähnte er den Werdegang seines Sohnes von den Anfängen in Xique-Xique, über die Schulen und Ausbildungen in Petrolina und Paulisto und schließlich bis zu der Bekanntschaft mit Isabelita, die Miguel ja hier, in Flúmina, kennengelernt hatte. Nun aber gehe der Sohn endgültig seine eigenen Wege. Wobei er als Vater, und nun stolzer Schwiegervater, keinerlei Zweifel habe, dass die Betreuung Miguels ab nun nur noch viel besser sein werde. Nachdem Miguel alle Flugprüfungen bestanden hatte, hoffe er, die beiden ab heute sehr oft, und dann auch mit Nachwuchs, in Xique-Xique begrüßen zu dürfen. Dort Zwischenlandung zu machen sollte einfach kein Problem sein. Isabelita sei heute eben nicht nur Gattin, sondern auch Tochter geworden. Damit hob er das Glas und fordert alle auf, mit dem

vorzüglichen Champagner auf das schönste Brautpaar von Flúmina anzustoßen.

Das taten dann auch alle, und die Musik begann nun mit einer Reihe von Stücken aus dem heimatlichen Sertão, was Stimmung und Lautstärke unter den Anwesenden merklich steigen ließ. Nun kam der Wein. Inzwischen wurde die ebenfalls handschriftlich notierte Tafelfolge studiert. Was dabei besonders herausstach war der Punkt "Auswahl aus Lauf- und Raubvögeln aus dem Sertão". Wie Dom Fabiano nun erklärte, hatte es vergangenes Wochenende große Jagd auf Penha und in Xique-Xique gegeben. Der Conde de Guimarães war gekommen. Und gemeinsam mit Miguels Vater waren sie auf Großjagd gegangen. Das Jagdglück sei außerordentlich gewesen, was allerdings für das heutige Fest auch notwendig war. Es muss das ein ungeheures Vergnügen für die drei Herren gewesen sein. Fernandinho, der Chef der Stierzucht auf Penha, hatte sie in einem offenen Geländewagen gefahren. Von dem aus war dann in alle Himmelsrichtungen gejagt worden. Hintennach war ein Lastwagen mit zwei Burschen gefahren, die mit den Hunden die Beute aufsammelten. Nun verstand ich, warum mich der Conde und Dom Fabiano tags zuvor in der Halle mit den Gewehren in der Hand und in so guter Stimmung begrüßt hatten. Es waren offensichtlich die Erinnerungen an das vergangene Wochenende gewesen, die da gefeiert worden waren.

Leila übernahm dann die Konversation und erklärte ihren Eltern, dass wir, das heißt sie selbst, Babálu und ich, und auch die Altomorros, einander zu Beginn des Adelsbiénniums kennengelernt hatten. Und dass wir dann aber alle unsere eigenen Wege gehen mussten und leider nicht weiter am Biénnium teilnehmen konnten. Darum sei es umso erfreulicher, dass wir nun doch wieder in Flúmina seien, und noch dazu zu einem so gelungenen Anlass. Der Marques de Albuquerque wollte dann wissen, was wir denn zu tun gehabt hätten, dass wir am Biénnium nicht teilnehmen konnten. João berichtete vom Dienst,

gemeinsam mit seinem Bruder, am Uraricoéra und in den Guianas. Was natürlich Eindruck machte. Er verabsäumte es auch nicht, die Mitarbeit der beiden an der ADAT und ihre Bekanntschaft mit Vizekönig Pedro zu erwähnen. Babálu wurde dann noch näher von Leila vorgestellt, als die Tochter der Kazundé-Membúto Familie, die Besitzer der berühmten Mine in Moçambique, woher ja die Diamanten für das Collier der Vizekönigin Ana Maria gekommen waren. Daraufhin nickten die Marquesa de Albuquerque und die Condessa Mauríkos-Oliveira einander verständig zu. Jenes Collier hatte offensichtlich Bekanntheit in der Gesellschaft erreicht. Dann war es an mir zu erklären, was mich vom Adelsbiénnium abgehalten hatte. Bekanntermaßen war natürlich nicht nur die Verpflichtung des Schulbesuches hinderlich gewesen, sondern eben die Tatsache, dass ich ja nur für kurze Zeit und trotz des Nichtadelsstatus zugelassen gewesen war. Ich konnte allerdings davon ausgehen, dass dies den am Tisch Anwesenden bereits klar geworden war. Daher beschränkte ich mich auf den Schulbesuch in Paulisto und dann in der Sebastúpolis. In dieser Gesellschaft konnte ich aber nicht unerwähnt lassen, dass ich inzwischen einen kleinen Posten im Metrografeĩon bekommen hatte, und dazu das Stipendium für die Akadémeia. Und dass ich deswegen auch diesmal nur kurz in Flúmina bleiben könnte, denn mehr als eine Woche war nicht bewilligt worden.

Der Marques de Albuquerque schaute mich intensiv an und sagte, – Kleiner Posten im Metrografeĩon? So etwas gibt es nicht. In den Büros am Pálatin gibt es keine nebensächlichen Aufgaben. Aber wie ich denn dorthin gekommen sei, da müsse man ja Kompetenzen vorweisen können. Nachdem ich meine Koptisch- und Ägyptischkenntnisse erwähnt hatte, begann der Marques ins Mittelägyptische zu wechseln, was ich verstand und auch hinlänglich beantworten konnte. Nun begannen auch die anderen – auf Mittelägyptisch – sich zu erkundigen, wie ich denn das gelernt hatte. Hatte ich nicht gesagt, dass ich aus de Sertão

komme? Ich beantwortete alle diese Fragen aufrichtig. Wie es eben gewesen war, mit meinem Vater, der die altportugiesischen Gedichte geliebt hatte, mit Dom Fabianos Stipendium, mit meiner Faszination für Sprachen und schließlich mit der guten Förderung, die mir die Väter vom Berge vermittelt hatten. Dom Fabiano war sichtlich stolz, dies hier am Tisch zu hören, obwohl es ihn etwas Mühe kostete, der Sprache zu folgen. Leila sprach flüssig, auch die Marquesa und die beiden Condes de Mauríkos-Oliveira. Es war das erste Mal, dass ich mich mit den geborenen Trägern dieser Sprache frei unterhalten konnte. Auch Viviane Conceição nahm an der Konversation teil. Wie sich herausstellte, hatte sie Mittelägyptisch so gut von ihrem Großvater gelernt, dem verstorbenen Baron de Iturupíti. Er hatte in seiner Jugend lange Jahre am Hof in Sebastópol verbracht, im Dienst in den inneren Gemächern der Sebasté, der ehrwürdigen, nun schon lange verstorbenen, Heléne Bereníke.

Nachdem sich dann alle überzeugt hatten, dass ich wirklich Mittelägyptisch beherrschte, wobei sie die Freundlichkeit hatten, mich nicht merken zu lassen, dass ich natürlich gewisse Mängel in Vokabular und besonders auch im Akzent hatte, meinte der Marques, – Aber wie, Koptisch kannst Du auch? Das können ja nicht einmal wir. Ich sagte, ich hatte den umgekehrten Weg gehen müssen, zuerst das jüngere Koptisch, erst danach hatte ich mit Ägyptisch begonnen. Hier warf der Conde de Mauríkos-Oliveira ein, dann würde die Helleniké ja wohl auch kein Problem sein. Ich antworte ihm auf Griechisch, dass dies überhaupt die Vorbedingung für eine Anstellung im Metrografeĩon sei. Darauf meinte der Conde Mauríkos-Oliveira, vielleicht wisse ich es schon, sein Name zeige es ja auch, dass der eine Zweig seiner Familie aus der alten Autokratoría komme und seit vielen Jahrhunderten in der Sebastúpolis ansässig sei. Ob ich denn den Palazzo der Mauríkos in Sebastópol schon gesehen hätte. Ich konnte das bejahen, obwohl ich sonst nicht viel über die Familie wusste. Er erklärte nun, wie schon seine Vorfahren vor zwanzig

Generationen und mehr dem Sebastós in verschiedenen Ministerien und anderen Institutionen der Sebastúpolis und der Autokratoría gedient hatten. Ganz offensichtlich sind die Mauríkos eine der Familien, die am Aufbau der Autokratoría entscheidenden Anteil hatten.

Babálu hat eine etwas harte Zeit dabei. Wie sie mir später klagte, hatte sie von der Ägyptischkonversation nicht mehr als die Namen mitnehmen können. Als wir zu Griechisch wechselten, spürte ich aber, dass sie plötzlich aufmerkte und offensichtlich den Inhalten folgen konnte. Sie bestätigte mir dies später, was mich mit nicht wenig Freude und Stolz erfüllte. Denn das letzte Mal in Flúmina hatte sie ja den Eindruck erweckt, als ob sie Sprachen so gut wie überhaupt nicht erlernen könnte. Dem war ganz offensichtlich nicht so, beziehungsweise nicht mehr so.

Am Tisch wechselten wir dann wieder zurück zu Brasilianisch. Es war, als ob wir gemeinsam eine Reise durch die Weite und Tiefe der Autokratoría unternommen hätten. Durch die Weite ihrer Geografie und durch die Tiefe ihrer Geschichte. Es ist schon immer wieder ein besonderes Erlebnis, diesen Noblen zu begegnen, die wirkliches Wissen und Können in sich verkörpern. Es gibt keine angenehmere Form zu lernen, und noch dazu Dinge, die einem eben wirklich das Leben erklären. Auch später hatte ich immer wieder Gelegenheit, bei ihnen die Dinge zu lernen, die an der Akadémeia, trotz des unbestreitbaren Niveaus dort, nicht zu bekommen sind. Vielleicht sollte man mit diesen Vergleichen vorsichtig sein. Es steht ja außer Frage, dass ich bei Kálamos unendlich viel gelernt habe. Auch dass er eine Persönlichkeit ist, die in seiner Art die Autokratoría repräsentiert. Und das ist so allerorten anerkannt, auch bei Hof.

Und dennoch, das Leben des Adels, wie ihn die Autokratoría beherbergt und wie wir an ihm teilhaben dürfen, diese Familien, diese Persönlichkeiten, sie tragen etwas in sich, was es nie auf einer Akademie geben wird. Ich habe in vollem Ausmaß erlebt, wie es von entscheidender Bedeutung ist, irgendwo diesem Leben

begegnet zu sein. Für mich war es primär Flúmina. Es kann natürlich auch anderswo sein. Aber irgendwann muss man Menschen begegnet sein, die im Fluss des Wissens aufgewachsen sind, die dieses Leben von Kindheit an in sich tragen und an jeden Ort hintragen, den sie aufsuchen. Sie bringen die Energien, die hinter den Dingen stehen, die in den Dingen fließen, und die dann natürlich in den Körpern der Träger selbst fließen. Es ist ein Wissen um die Natur, das ein Leben lang in der höchsten Kultur heranreift und sich in dieser nicht verliert, sondern vollendet. Das Besondere an den Besten in unserer Autokratoría, und das im Unterschied zu den nicht wenigen anderen Leadern, deren Spuren ich in den Archiven verfolgen habe können, das Besondere ist, bei uns verstehen die Besten ihre Position dennoch als Dienst und nicht als Besitz. Ich denke, dass ebendas auch Auffassung und Haltung von Mumadona und Hermenegildo gewesen sind. Denn sonst hätte ihre Grafschaft Portucale nicht diese Geschichte geschrieben, bis in unsere Tage.

In dieser Stimmung also verliefen jener denkwürdige Festtag und die Festnacht von Isabelita und Miguel. Nach dem Dessert war Tanz angekündigt. Es würde hier mit einem kleinen, aber echten Rubamba beginnen. Selbstverständlich waren Miguel und Isabelita das eröffnende Paar. Der Marques forderte uns Junge auf, nun unbedingt an der Eröffnung teilzunehmen. Sie selbst würden zusehen. Miguel bat Isabelita formvollendet in die ersten Figuren. Sie antwortete ihm grazil und gleichzeitig sicher auf sein Werben. Den Schleier hatte sie für die Tanzeröffnung nun abgelegt. Als die beiden dann durch ihre werbenden Bewegungen die anderen aufgefordert hatten, den Tanz zu übernehmen, und alle begonnen hatten sich einzureihen, bemerkte ich, dass ich noch etwas außer Übung war. Nichtsdestotrotz hatte ich aber eben doch zwei Monate eines intensiven Tanzkurses hinter mir, sodass es nach Anfangsschwierigkeiten dann gar nicht so schlecht ging. Gelegentlich gab mir Babálu einen kleinen Impuls in die richtige Richtung. Aber das hielt sich in Grenzen. Danach wurde

es lockerer, sowohl die Musik wie auch die Tanzformen, und der Saal erreichte beste brasilianische Stimmung. Alle Jüngeren, aber auch viele schon Fortgeschrittene, waren nun auf dem Parkett. Die beiden frisch Verheirateten wurden von einer Gruppenformation zur nächsten weitergereicht und überall begeistert empfangen. Die Tanzfläche war nun voll mit Tanzenden, jeder wollte dabei sein. Das Fest war gelungen.

Babálu und ich tanzten mit in der großen Menge. Zwischendurch wurde es so dicht, dass man aneinanderstieß, was für allgemeine Heiterkeit sorgte. Es ist interessant, wie man auf diesen vollen Tanzflächen, mitten unter so vielen Menschen und noch dazu zum Teil ja guten Bekannten, wie man in gewissen Tanzformen völlig isoliert sein kann. Das klingt vielleicht paradox. Aber ich meine besonders die drehenden Formen, die wir in Brasilien eben pflegen. Tänze, wo man sich in strikter Paarformation, also ohne gemeinsam Gruppe und nur mit eigenem Partner hauptsächlich dreht. Es ist vielleicht die Konzentration auf nur die Partnerin, aber wahrscheinlich noch mehr dieses drehende Moment, welches das Paar dann aus dem Tanzkörper der anderen herauslöst. Herausdreht sozusagen. Und dann ist da noch die Sache mit dem Schwindeleffekt. Wenn man beginnt diese Drehtänze zu erlernen, hat man ja anfangs immer wieder Probleme mit dem Gleichgewicht. Zuerst beim Starten, am Anfang eines Tanzstückes, und dann noch mehr am Ende, wenn man plötzlich stehen bleibt und die heftigste Schwindelattacke bekommt, da sich die Säfte im Innenohr ja unvermindert weiter im Kreis drehen. Da ist das eine oder andere Paar auch schon einmal mitten auf dem Tanzparkett umgefallen.

Wenn man über dieses Anfängerstadium hinaus ist und man seinen Gleichgewichtssinn entsprechend trainiert hat, tritt dann ein anderer Effekt ein. Sobald das Tanzpaar die Drehbewegung voll aufgenommen hat, spürt man als Tänzer initial eine kurze Fase des Schwindels, welche aber rasch nachlässt und dann einem Gefühl absoluter Stabilität in dieser drehenden Paarbewegung

weicht. Dabei findet man sich mit der Partnerin in einer Dyade vor, die nun als eigentlich ruhig, nahezu statisch erlebt wird, während sich der Rest der Welt und die anderen anwesenden Tanzenden von dem Paar förmlich hinwegdrehen. Alles andere, außerhalb des sich wechselseitig im Arm haltenden Paares, versinkt in einer chaotischen Wirbelwelt, die nichts mehr mit den Beiden zu tun hat. Die Beiden entdecken da ihre gemeinsame Welt, die für sie wesentlich stabiler und realer ist, als das Taumeln der anderen. Diesen neuen, existentiellen Zustand erreicht man natürlich nur mit einer Tanzpartnerin, mit der jener technische Zustand der andauernden Drehbewegung auch wirklich realisiert werden kann. Das heißt, die Schrittfolge des Drehens muss von Beiden motorisch wirklich beherrscht werden. Wenn das aber einmal gelernt ist, dann ist es möglich, diesen qualitativen Sprung aus der Technik heraus in etwas ganz Anderes zu machen, nämlich in eine tiefe existentielle Erfahrung hinein. Die Technik ist hier eine absolut notwendige Voraussetzung. Das eigentliche Ziel, jene Erfahrung der wunderbaren Isoliertheit mit der Tanzpartnerin inmitten einer im Vergleich unbedeutenden Masse, erweist sich dabei jedoch als etwas, das der darunterliegenden Technik vollkommen inkommensurabel ist und definitiv auch bleibt. Das, was hierin erlebt werden kann, erklärt sich in keinster Weise aus der gelernten Technik. Es ist das vielmehr ein existentieller Sprung, hinein in ein Urfänomen, das aus sich selbst heraus erscheint. Dort wird einem plötzlich ein hohes erotisches Moment erfahrbar. Die sich technisch gelungen drehende Dyade wird plötzlich zu einem Ort eines eindeutigen Eros. Dieser taucht inmitten der Beiden auf, in der Einsamkeit eines rasanten Flugerlebnisses. Nun stellt sich die Frage, wie dieser Eros von jedem der Beiden ergriffen wird. Er kann von ihnen angedeutet, abgetastet, zugelassen, konsumiert, oder eben auch zurückgewiesen werden.

In genau diesem erotischen Drehmoment war nun jedenfalls ich mit Babálu angekommen. Wir drehten uns, technisch

mühelos, über das Parkett. Gäste und bunte Dekoration, Lichteffekte und Musik befanden sich in einer fernen Schwindelwelt, die uns nichts anhaben konnte. Ich sah ihr blaues Haar und die freien Schultern, ihren ebenso freien Rücken fühlte ich in meinem Arm liegen. Die voluminöse Schleppe hatte sie wieder an das rechte Handgelenk geheftet. Ihr Kleid schwang weit aus. Zeitweise begegneten wir uns im Blick. Dann sah ich ihr Weiß auf schwarzem Grund leuchten, wie im Traum. Zwischendurch dämpfte ein Senken der dunkelblau belegten Lider die Hitze der Blickbegegnung, welche allerdings mit dem nächsten Augenaufschlag nur noch intensiver wurde. Freilich, ich wusste überhaupt nicht, wo sie nun wirklich stand. Oder genauer gesagt flog. Was fühlte sie selbst in dieser quasi stehenden Dauerdrehbewegung? Hatte sie den Eros gesehen? Schon betastet? Ihn für sich zugelassen? Oder war sie doch einfach nur distanziert? Ich konnte auch bei geöffneten Lidern nicht wirklich in ihren Augen lesen. Sie blieb in einer Bedeckung, so wie sie es zuvor in der Kapelle unter ihrer großen Mantilla gewesen war.

Nach einigen Tänzen schlug Babálu vor, doch noch einen Champagner zu probieren, denn er war exzellent gewesen. Sie wollte auch diesmal wieder nur ein einziges Glas bestellen und teilen, denn wir sollten nicht zu viel Alkohol abbekommen. Dazu bestellten wir noch zwei Guaraná. An der Bar standen Carolina Ana, geborene Duquesa de Monçalves, und ihr Mann Boris Filiberto de Wassilow, der bulgarische Bojar. Sie sprach Babálu an und wollte wissen, wie es denn zu jenem Auftrag des Colliers für die Vizekönigin damals gekommen sei. Auch Boris Filiberto schien das sehr zu interessieren. Weil er aber des Brasilianischen nur eingeschränkt mächtig war, warf er seine Fragen auf Französisch ein. Daraufhin wechselte Babálu plötzlich in dieses Idiom und sprach darin flüssig weiter. Ich staunte nicht schlecht, sie so zu hören. Der mitreisende Französischlehrer hatte also inzwischen seine Mission erfüllt. Oder war es doch eher der Handkuss und die Faszination durch Fürst Grigorij Sergejewitsch

Mornov gewesen, damals im Tanzkurs, was jenen Sprachschub in ihr ausgelöst hatte? Das ließ sich im Augenblick nicht herausfinden. Boris wollte jedenfalls wissen, wie denn die Auswahl der Steine für so ein Collier zustande komme. Nun, da würde zunächst von den Mitarbeitern eine reiche Auswahl möglicher Steine bereitgestellt, die prinzipiell in Größe und Wert in Frage kämen, erklärte Babálu. Dann komme aber der entscheidende Schritt der definitiven Komposition, die Vater Zolile traditionell durch die Farbgarde der Steine ermittle. Hierfür sei eben sie, Babálu, oft eingesetzt. Das sei ihr Part. Und so war es auch bei dem Collier für die Vizekönigin gewesen. Die letzte Auswahl hatte Babálu getroffen. Ana Carolina meinte zu Boris, ob er ihr nicht auch etwas bei den Kazundé-Membútos erstehen wolle. Nun ja, es müsste ja nicht gleich ein ganzes Collier sein, schränkte sie ein. Aber ein Diamantenring mit einem Paar Ohrgehängen, das wäre doch sehr schön. Sie lächelte ihn an. Babálu bestätigte, dass dafür alles natürlich vorrätig sei. Boris hielt sich bedeckt und meinte, das hänge schon auch vom Preis ab. Babálu antwortete, darüber könne man verhandeln. Wie gesagt, zu meinem Erstaunen lief das alles elegant auf Französisch ab.

Wir setzten uns dann mit unseren Getränken draußen in den Gartenanlagen auf eine der Steinbänke. Ich fragte Babálu, wie sie denn nun so gut Französisch gelernt hatte. Sie sagte, – Weißt Du, Lapis, es ist viel einfacher Französisch zu lernen, wenn man in seiner eigenen Tiefe die Schichten des Altportugiesischen entdeckt hat. Ich fragte, ob sie denn das tatsächlich gemacht hätte. Irgendwie, ja –, war die Antwort. Irgendwann habe sie entdeckt, dass Französisch eine Logik hat, die sie eben doch verstehen konnte. Ja, der Sommer vor drei Jahren hier in Flúmina, der habe sich schon bezahlt gemacht, auch was die Sprachen betreffe.

Was hast Du noch vor, diesmal in Flúmina, in dieser Woche? –, fragte ich. Nun, sie wollte ein wenig sehen, was es Neues in der Mode hier gebe. In Flúmina wäre man in diesen Fragen ja immer mindestens eine Nasenlänge voraus. Dann hoffte sie, einmal in

Ruhe mit Leila einen Café trinken zu können. Sie wollte sie fragen, was sie für ihre unglaublichen blonden Locken mache, denn diese Pracht musste doch irgendwie besonders gepflegt werden. Aber darüber hinaus, das war mein Eindruck, wollte sie irgendwie ihre Nähe spüren. Es schien, dass Leila für Babálu so etwas wie eine größere Schwester geworden war. Und dann könnten wir doch auch einmal in die Confeitaria Colombina gehen –, fügte Babálu an. Ich fand das eine sehr gute Idee und bestätigte, dies gerne machen zu wollen. Zum Teil waren die anderen Gäste vom Tanzen und dem großen Fest überhaupt schon etwas erschöpft und saßen ebenso wie wir irgendwo an einem der Tische oder Bänke hier draußen im Park. Einmal kamen auch die Duques de Oemvérgos vorbei. Als er uns sah, winkte er uns, oder vielmehr Babálu, zu. Als die Duquesa das bemerkte, suchte sie zu sehen, wen er denn nun gegrüßt hatte. Als sie uns erkannte, lächelte sie uns zu. Offensichtlich war sie die nicht zu übersehenden Charmemitteilungen ihres Gatten gewohnt und hatte ihren Frieden damit geschlossen. Wissen wollte sie es aber dennoch, für wen er Interesse zeigte.

Wir gingen dann nochmals in den Festsaal und tanzten wieder. Babálu bewegte sich trotz Champagner und bereits fortgeschrittener Nacht perfekt. Ihr Mysterium, das sie auf mich ausübte und das von ihr eben ausging, – ich konnte nicht fassen, von wo eigentlich –, das blieb ungelüftet. Was erlebte sie selbst während dieser Stunden hier? Es gelang mir nicht, da durchzublicken. Fand sie mich noch interessant oder nur einen brauchbaren Tanzpartner für dieses Fest? War ich letztlich durchgefallen bei ihr wegen der langen Pause, die ich entstehen hatte lassen? Das war nicht zu klären an diesem Abend und in dieser Nacht.

Schließlich war es soweit, im Osten erhellte sich der Horizont zwischen Meer und Himmel. Die Stunde des Aufbruchs für das Brautpaar war gekommen. Viele Gäste wollten den beiden nun nochmals alles Glück wünschen, für nun und für ihr ganzen

Leben. Auch wir bedankten uns nochmals bei ihnen, wobei Isabelita meinte, der Dank sei nun ganz ihrerseits bei dem außergewöhnlichen Geschenk, das Babálu ihr mit dem Diamanten gemacht hatte. Bei Sonnenaufgang war der weiße Helikopter startklar, ein paar Koffer waren schon gepackt und wurden eingeladen. Dann stiegen die beiden ein. Ihr Ziel war zunächst ein Landgut in der Nähe von Buenas Aguas, wo sie ihre ersten gemeinsamen Tage verbringen wollten. Der Hubschrauber hob ab, sie winkten den versammelten Gästen von oben nochmals zu. Zunächst flogen sie tatsächlich direkt in die Morgensonne, bis sie dann Richtung Flughafen abdrehten.

Nun löste sich die Festgesellschaft unter vielen Verabschiedungen allmählich auf. Die Gêmeos boten Babálu an, sie auf das Quinta da Praia zu fliegen. Ich war froh zu wissen, dass sie so sicher nach Hause kommen würde. Viviane Conceição küsste und umarmte Babálu, offensichtlich hatte sie Zuneigung zu ihr gewonnen. Babálu sagte zu mir, – Rufst Du mich morgen an? Aber bitte nicht vor dem Nachmittag. Ich bestätigte das, und auch, dass ich selbst einigen Schlaf brauchte. Ich winkte ihr und den Gêmeos in ihrem Hubschrauber noch nach. Dann spürte ich meine Müdigkeit deutlich ankommen. Ich ging zurück zum Palazzo. Am Weg begegnete ich der Familie Albuquerque. Leila fragte mich, wo Babálu war, sie hatte ihr noch etwas zu sagen. Ich bestätigte, dass sie schon abgeflogen war. Ach so, meinte sie, dann solle ich ihr doch sagen, sie möge sich bald bei ihr melden. Ob ich das machen würde. Ich versprach es natürlich. Der Marques meinte, die Gespräche bei Tisch seien doch sehr anregend gewesen und er hoffe, dass wir sie einmal fortsetzen könnten.

In der Halle traf ich noch Minki, die mir sichtlich müde aber dennoch mit Begeisterung mitteilte, dass Babálu in diesem Kleid und in den Drehungen mit mir großartig ausgesehen hätte. Der Tanzkurs sei für uns ganz offensichtlich ein voller Erfolg gewesen. Ich bedankte mich und ging dann rasch hinauf auf mein Zimmer, denn ich war zu nichts mehr im Stande.

Ich schlief zunächst tief, der Körper war erschöpft wie nach einem Sportereignis. Dann begannen Bilder aufzusteigen. Ich tanzte. Aber nicht mit Babálu, sondern mit Minki. Von Babálu gab es gar nichts in diesem Traum, auch gar kein Wissen um sie. Ich war mit Minki in einem Club, wo es laut war, und wo sehr formlos getanzt wurde. Dann war sie plötzlich verschwunden. Ich suchte sie in irgendwelchen verwinkelten Gängen, die aber zu keinem Ziel führten. Dann kam ich über ein paar Treppen zu einem Ausgang und stand auf einmal auf dem Áfixis-Platz, am Fuß des Pálatin in Sebastópol. Ich fragte einen Mann, der dort vorbeikam, nach dem Weg zum Metrografeĩon. Er sagte, er wisse nicht, wo das liege. Ich wunderte mich darüber, denn eigentlich sollte es vom Áfixis-Platz zum Metrografeĩon gar nicht weit sein. Nur konnte ich den Weg nicht finden. Ich ging orientierungslos weiter. Plötzlich kam Minki wieder und sagte, das Metrografeĩon liege in Rhakótis. Ich müsste über die hohe Brücke, den Akmepylón, gehen, um dorthin zu kommen. Seltsamerweise fand ich das gar nicht komisch im Traum. Ich ging los, und bald war ich tatsächlich am Chrysómallosfluss angekommen. Ich hörte Schiffe tuten. Dabei wachte ich auf und bemerkte, dass vor meinem Fenster Möwen laut kreischten. Die Sonne stand hoch am Himmel, und es war sehr hell. Wie ich sah, war es etwas vor fünfzehn Uhr.

Ich lag noch im Bett und dachte nach, wieso ich Minki im Traum begegnet war und was das mit dem Metrografeĩon bedeuten sollte. Denn das Metrografeĩon liegt ja bekanntermaßen am Pálatin, in Pix, weit weg von Rhakótis, das in Lox liegt und definitiv nicht das Niveau des Pálatin hat, sondern ein Arbeitervorort ist. Auch der Weg vom Áfixis-Platz bis zum Akmepylón und zum Chrysómallos ist in Wirklichkeit viel weiter, als er es im Traum gewesen war. Ich fand keine Erklärung. Dann klingelte der Wecker. Ich hatte ihn für drei Uhr gestellt gehabt.

Nach der Dusche ging ich hinunter. Es war nur der Conde da. Er verstaute gerade seine Orden in dem Wandschrank, in dem

er sie aufbewahrte. Ich nahm einen Café. Etwas später kamen Dom Fabiano und Dona Cecilia. Sie sahen noch etwas müde aus, waren aber bei guter Stimmung. Die Hochzeit und das Fest hatte ihnen sehr gefallen. Dom Fabiano erwähnte stolz, dass sich der Marques de Albuquerque für meinen Werdegang interessiert hatte und sich dazu anerkennend geäußert hatte. Die junge Baronesa Iturupíti, die Begleitung von João Altomorro, fand er charmant. Besonders beeindruckte ihn, dass sie Mittelägyptisch so gut beherrschte. Dann kam die Condessa und teilte allen mit, dass das Brautpaar inzwischen gut in Buenas Aguas angekommen war und nun auf dem Weg auf das Landgut sei. Mehr wüsste sie aber nicht, es sei nur eine Minimalmitteilung von ihnen gekommen. Offensichtlich hatten die beiden keinen Bedarf nach mehr Außenkommunikation. Dann meinte die Condessa zu mir, – Siehst Du, Lapis, der Tanzkurs vor drei Jahren war eben doch sinnvoll. Männer die tanzen können, werden immer gebraucht. Babálus Kleid hatte ihr sehr gefallen, es habe so ungemein elegant geschwungen. Auch in der Kapelle habe sie mit der Mantilla einfach perfekt ausgesehen. Was ich den nun gedenke, in diesen Tagen in Flúmina zu tun. Ich sagte, ich würde wohl auch in die Bibliothek gehen, obwohl die Zeit für ernsthaftes Arbeiten diesmal zu kurz sei. Und dann würden wir, Babálu und ich, wohl ein bisschen in Flúmina herumspazieren, eben sehen, was es Neues gebe. Damit entschuldigte ich mich dann auch bei den Anwesenden, denn ich wollte Babálu anrufen und sehen, wie es mit ihr weiterginge.

Alô –, sagte sie, – ach Du bist es, Lapis. Wie geht es? Ich kann nicht mehr schlafen. Obwohl, ausgeschlafen bin ich auch nicht. Ich denke, ich werde einmal ins Meer gehen, das wird mich vielleicht wacher machen. Was wirst du machen, Lapis? Ich schlug vor, ob wir uns am Abend treffen würden. Schließlich könnten wir die Colombina wieder ausprobieren. Sie fand das eine gute Idee. Bis dahin wäre sie wohl wieder fit. Ob ich sie abholen

könnte. Gut –, sagte ich, – um sieben? Combinado –, war ihre Antwort. Also bis dann, ich komme.

Nachdem ich beim Quinta da Praia angekommen war und mich bei ihr melden hatte lassen, kam sie bald herunter. Wir nahmen das gleiche Taxi wie von der Hinfahrt und fuhren ins Zentrum. Babálu war im Meer gewesen, kurz aber erfrischend. Der Taxifahrer erklärte uns alles am Weg. Er hatte uns offensichtlich in sein Herz geschlossen und dachte, wir wären das erste Mal in Flúmina. Unter anderem empfahl er uns, doch die berühmte Kirche São Sebastião da Glória zu besuchen. Dort gebe es gräkoafrikanische Fresken, das werde uns sicher gefallen. Mittwochs sei immer geöffnet, für Touristen. Wir bedankten uns für diesen aufmerksamen Hinweis. An der Colombina angekommen, suchten wir den Tisch auf, den wir immer frequentiert hatten. Glücklicherweise war er frei. Wir bestellten den berühmten Chá completo. Wie immer kam der Tee mit der üppigen Selektion von Salzigem und Süßem, das Beste was die Colombina zu bieten hatte. Wir schwelgten zunächst einmal in diesen Genüssen. Danach bestellten wir noch zwei große Abacaxí-Säfte, zur Auflockerung nach den reichlichen Köstlichkeiten.

Dann sagte Babálu, – Erinnerst du dich, hier hast du mir alles erzählt über Mumadona und die Bibliothek. Ich habe es dir zuerst gar nicht geglaubt. Ich dachte, du warst Opfer irgendeines kriminellen Betruges geworden. Auch die Geschichte von Herzeboldéro war nicht ohne. Willst du dort weiterarbeiten? Ich sagte, das gehe diesmal wohl kaum, die Zeit sei zu kurz. Aber es gebe noch eine Menge an Briefen, die ich nicht auswendig wüsste. Irgendwann sollte ich da nochmals einsteigen, denn das Material war wertvollst, unveröffentlicht und eben von enormer optolinguistischer Bedeutung. Dann meinte sie, ob ich sie diese Tage einmal mitnehmen würde. Wohin? –, fragte ich. – In das Archiv. – In das Archiv? Interessiert Dich das? Oh ja, sehr –, meinte sie. Sie wolle die Handschrift Mumadonas sehen. Die

müsste doch sehr besonders sein, von solch einer Frau eben. Ich sagte, sie könne mich gerne begleiten, wir müssten aber sehen, wie die Aufseher dort reagierten, und auch der Custos. Da könnte ich nichts garantieren. Denn er war mit dem Zugang doch sehr restriktiv gewesen, bevor er sich davon überzeugt hatte, dass ich wirklich mit Vorkenntnissen gekommen war.

Und wie geht es in Sebastópol? Beziehungsweise, wie war das, als sie dich von Paulisto aus dorthin losgeschickt haben? Ich erzählte nun, was sich inzwischen ereignet hatte. Was sie besonders interessierte, war, wie es auf dem Pálatin zugehe, und wie ich in die Hofschreiberschule und in das Metrografeĩon aufgenommen worden war. Ich erklärte, dass mir dort die Empfehlungen der Väter vom Berge sehr geholfen hätten, und dann natürlich auch meine Sprachvorkenntnisse für die Aufnahmeprüfungen. Und dieser Professor Kýrillos; wie hast du gesagt ist sein Titel, Didáskalos Aigýptou? Er unterrichtet wirklich Ägypten? Ich korrigierte meine ungenauen Äußerungen. Nein, Kýrillos sei nicht Professor, das seien die Lehrer an der Akadémeia. Kýrillos sei Hofschreiber und im Rang eines hohen Beamten am Pálatin. Und sein Unterrichtsfach sei primär Mittelägyptisch. Wegen der ausgezeichneten Kenntnisse aber, die er von der ägyptischen Kultur insgesamt habe und wegen seiner Fähigkeit, diese Kenntnisse Schülern auch zu vermitteln, habe er diesen Titel verliehen bekommen: Lehrer Ägyptens. Aber dann ist er ja jemand, der das wirklich versteht, was am Hof gelebt wird –, meinte sie. Ich bestätigte, dass er, was das Wissen um alles Ägyptische betreffe, wirklich als der allseits kompetenteste Lehrer angesehen wird. Allerdings werde jenes Wissen eben auch noch anders, und in Wirklichkeit noch profunder, weitergegeben, nämlich direkt in den Familien der Nobilität, wie wir es gestern bei Tisch ja miterlebt hatten. Das wirkliche, gelebte Wissen über Ägypten läge in der Einrichtung des Hofes und in den adeligen Familien.

Und wirst du das lernen können? –, fragte Babálu sich und mich. Ich sagte, dass ich es niemals lernen würde, wie es jene Familien können. Das sei ausgeschlossen. Denn dazu käme ich nicht nur zu spät, sondern man muss eben permanent in diesem Horizont gelebt haben, um es wirklich durch und durch in sich zu haben. Das kann man nicht kopieren. Aber ich erachte es doch als möglich, diese Sprache hinlänglich zu erlernen und sich die wesentlichen Formen dieser Kultur anzueignen. Aber warum haben sie überhaupt diese Sprache gewählt, warum leben sie in ihren Kreisen nur darin? –, wollte sie wissen. Ich antwortete auf diese wahrlich komplexe Frage, dass Ägypten für den Adel offensichtlich etwas anbiete, was er in keiner anderen Kultur finde. Ich dächte, und ich tue das auch heute noch, dass es eben die Eindeutigkeit im Bild ist und die Höhe der kultischen Reinheit, die von den Ägyptern ein für alle Mal vorgelebt worden sind. Das heiße nicht, dass sie alles schon gewusst hätten oder dass danach nur noch Minderwertigeres nachgekommen wäre. Das ist nicht der Fall. Wir müssen heute weit Schwierigeres lösen, als es die Ägypter je lösen mussten. Aber sie haben, wie geniale Kinder eben, vorgezeigt, was die entscheidenden Mittel sind, um die korrekten Antworten im Leben zu finden.

Was ist kultische Reinheit? –, fragte Babálu. Ich musste ein wenig nachdenken. Wie sollte ich das erklären? Dann fiel mir ein Beispiel ein. Du hast es selbst gestern gelebt –, sagte ich. Du hast diese große Mantilla genommen, bevor wir in die Kapelle eingetreten sind. Das ist kultische Reinheit. Wenn man vor Gott tritt, bedeckt man sich und nimmt eine demütige Haltung an. Das haben alle Völker irgendwie gewusst. Und Du weißt es. Es muss sehr viel Zerstörung passiert sein, wenn dieses Verhalten irgendwo verschwindet. Der Normalzustand ist es, intuitiv zu wissen, wie man sich kultisch rein verhält. Die Ägypter waren hier einfach die Pioniere. Und warum benötigt der Adel das mehr als wir? –, ging sie weiter ins Detail. Ich denke –, antwortete ich, – dass sie in ihrer exponierten Stellung sensibler sind für gute

Grundlagen. Wer einen hohen Turm, einen Wolkenkratzer, baut, weiß, dass er an der Basis mit größter Genauigkeit eine perfekt horizontale Grundlage legen muss. Wenn es da nicht stimmt, kann später nichts Gutes herauskommen. Deshalb brauchen sie eine hohe kultische Reinheit und achten sehr darauf, dass die wahre Religion wirklich anwesend ist, in ihnen und eben auch in der Autokratoría. Und was ist mit den Bildern, wofür brauchen sie die? –, warf Babálu ein. Hier konnte ich natürlich auf den gehabten Unterricht bei Kýrillos zurückgreifen. Nun –, sagte ich, – die Bilder sind im Ausdruck und in der Kommunikation viel schneller als alle anderen Medien. Sie können sehr komplexe Dinge in eine einzige Botschaft verdichten. Das ist sehr effizient. Und es ist sehr schädlich, wenn diese Tatsche für Falsches verwendet wird. Der Adel, wie er sich in der Autokratoría versteht und lebt, ist unsere existentielle Avantgarde. Sie müssen die schnellste Sprache der Menschheit einfach beherrschen. Und sie müssen sie rein erhalten. Es gab Zeiten enormen Missbrauches der Bilder, auch eines total Hasses auf die Bilder. Das geht mit ungeheuren Entwertungen und Unterdrückungen alles Humanen einher. Der Adel wacht darüber, dass das nicht wiederkommt.

Nun wollte ich von Babálu wissen, was sie inzwischen getan hatte. Insbesondere, was passiert war, dass sie nun Französisch nahezu perfekt und Griechisch doch beachtlich beherrschte. Wie war das gekommen? Ich würde mich doch an die Hauslehrer erinnern, die mit ihnen, mit Babálu und ihrem Vater, damals nach Flúmina mitgekommen waren. Sie hätten sie eben weiter unterrichtet. Und, ja, irgendwie hätten ihr meine Kenntnisse der Sprachen schon zu denken gegeben. Sie habe sich damals gedacht, das müsse doch irgendwie möglich sein, dass man eine andere Sprache als nur die eigene Muttersprache erlernt. Und irgendwie sei es dann besser geworden. Auch die Lehrer hätten sich gewundert. In dieser Hinsicht hatte sie schon als schwer erziehbar gegolten. Aber das sei nun vorbei. Französisch sei für sie inzwischen eigentlich einfach geworden. Griechisch sei hingegen

noch eine echte Herausforderung. Aber sie gebe nicht auf. Der Vater sei sehr zufrieden mit dieser Veränderung. Seine Bewunderung für Leute, die Sprachen beherrschen, hätte ich ja damals selbst erlebt. Er fördere ihren Sprachunterricht mit allem, was ihm nur möglich sei.

Ja, dem Vater gehe es gut. Er halte sich einigermaßen an die verordnete Diät, seit der Gallensteinoperation sei es nicht mehr zu diesen furchtbaren Koliken gekommen. Übergewichtig sei er aber nach wie vor. Das Geschäft gehe gut. Die Mine zeigte sich als noch lange nicht ausgebeutet. Und die Anfrage nach guten, wertvollen Diamanten sei autokratorieweit enorm. Sie widme sich weiterhin der Auswahl der Farbkombinationen. In letzter Zeit habe sie auch begonnen zu zeichnen, Designs für Schmuckstücke zu entwerfen. Sie blättere einfach in den Informationsseiten von Museen und Sammlungen und lasse sich davon inspirieren. Wenn ihr irgendetwas ins Auge steche oder sehr gut gefalle, nehme sie etwas davon für ihren Entwurf, versuche aber prinzipiell irgendeine Variation dazu zu entwickeln. Das gehe ganz gut. Der Vater habe nämlich eine neue Geschäftslinie begonnen, wo die hauseigenen Diamanten zu Schmuckstücken verarbeitet würden. Eine Werkstatt sei in Malandéde eingerichtet worden. Alles sei noch im Erprobungsstadium. Der Vater wolle experimentieren und nur wenige, aber exzellente Stücke produzieren lassen. Einzelne Entwürfe von ihr seien schon realisiert worden. Die Brüder machten die harte Arbeit in der Mine selbst, das heißt die Aufsicht dort und die technische Versorgung. Der Vater reise nach wie vor zu den Kunden in der ganzen Welt. Sie sei immer wieder mit ihm unterwegs.

Als wir einander so einigermaßen erzählt hatten, wohin wir inzwischen gelangt waren, dachte ich, wir müsste auch noch zu einer Klärung darüber kommen, was mich, aber vielleicht eben doch uns beide, dazu gebracht hatte, den Kontakt abreißen zu lassen. Ich sagte, es sei doch irgendwie dumm, dass wir, wo wir uns jetzt so viel zu erzählen hätten, das nicht schon früher getan

hatten. Was mich beträfe, sei mir die Entfernung von Paulisto, und dann von Sebastópol, nach Malandéde einfach zu viel gewesen. Auch die Bildmaschinen geben nicht im Entferntesten das her, was man erwarten würde. Sie seien irgendwie nichts im Vergleich zu einem realen Gespräch, wie wir es nun hatten. Außerdem war ich unsicher gewesen, wie sie alle die Veränderungen aufnehmen würde, durch die ich in diesen Jahren gegangen war. Irgendwie war das wie ein Flug durch einen Orkan, durch den ich durchgesteuert war und weiter durchmüsste. Und ich wusste nicht, wie sie das alles sah. Tatsächlich wüsste ich auch jetzt nicht, wie sie dazu stehe. Ob ihr das unangenehm sei. Ob ich als Tanzpartner bei ihr zwar akzeptiert sei, aber die übrigen, zugegebenermaßen eigenwilligen Beschäftigungen, denen ich nun einmal nachgehe, irgendwie fremd für sie seien. Was mich jedenfalls betreffe, wollte ich ihr sagen, dass ich über die Information, dass sie nach Flúmina kommen würde und wir hier einander wiedersehen könnten, erst so richtig bemerkt hatte, dass die Begegnung damals sehr wichtig für mich gewesen war. Und das habe sich in diesen zwei Tagen nun hier in Flúmina bestätigt. Sehr bestätigt. Wenn es ihr recht wäre, würde ich gerne diese Tage hier mit ihr verbringen. Wir könnten sicherlich noch einiges unternehmen. Und der Gesprächsstoff würde uns ja kaum ausgehen.

Lapis –, sagte sie, – du erinnerst dich ja wahrscheinlich, damals auf dem Eröffnungsfest auf dem Quirichiquí hatte Leila uns einander vorgestellt. Miguel war auch dabei gewesen. Wir haben zuerst miteinander getanzt. Dann haben wir einander erzählt, wo wir herkommen und was wir machen. Du wusstest nicht, dass ich aus Moçambique stamme und dass wir die Mine in Malandéde haben. Üblicherweise wissen das alle immer bereits, wenn ich irgendwo hinkomme. Du wusstest es nicht. Und wie ich es dir gesagt hatte, hast du nicht das gesehen, was die meisten dann sehen, viele Diamanten nämlich, von denen man irgendeinen Gewinn haben kann. In diesem Moment sieht mich

dann keiner mehr; sie sehen alle nur noch die Diamanten. Du hast dich dafür aber gar nicht interessiert. Die Diamanten haben dich eher irritiert. Ja, ich fand es schade, dass du dich später dann nicht mehr gemeldet hast. Und ich habe auch die große Entfernung gespürt. Ich wusste nicht, was ich tun könnte, damit wir nicht einfach auseinanderfallen. Aber dann kam diese Einladung von der Condessa de Guimarães zur Hochzeit von Isabelita. Ich wusste nicht, ob du auch eingeladen wärest und falls, ob du kommen würdest. Aber ich dachte, ich wollte es noch einmal wissen. Ob du kommen würdest. Und falls ja, ob der Sommer damals alles gewesen ist. Ich sagte also zu; ohne zu wissen ob du kommen würdest. Ich wusste das erst, als du dann in Malandéde angerufen hast. Und nun sitzen wir wieder in der Colombina –, schloss sie. Jetzt blickte sie mich offen an. Aber ihr Blick war nun für mich undurchdringlich. Es war mir nicht klar, was das bedeutete. War es ein Vorwurf, dass ich den Kontakt abreißen hatte lassen? Dass ich nicht schneller gewesen war bei der Zusage zur Einladung nach Flúmina?

Plötzlich sagte sie, – Können wir gehen? Ich wusste wieder nicht, was das bedeutete. Jedenfalls gab ich das Zeichen zum Bezahlen. Es dauerte einige Zeit, bis jemand kam und dann wieder, bis sie mit der Abrechnung fertig waren. Diese ganze Zeit sprachen wir nun nichts. Es war seltsam. Babálu blickte irgendwohin. In mir ging alles vor, was in so einer Situation in einem eben vorgehen kann. War das nun alles gewesen? Hatte sie mit mir die Hochzeit und die beiden Feste bei den Guimarães absolviert? Mit mir als nützlichem Begleiter? Und jetzt war das eben erledigt? Noch ein paar Tage, dann geht es nach Hause. War es das, was sie sich jetzt dachte? Also nichts? Demnach war das Tanzen, und eben das Drehen zu zweit, nur bei mir angekommen. Ich war also alleine gewesen in dem, was ich für Eros gehalten hatte. Der Kellner war nun endlich fertig mit dem Kassieren.

Gehen wir –, sagte sie und stand auf. Sie ging voraus, durch die Tische dieses langen Saals mit den riesigen Spiegeln, vorbei an

den Kuchen und Sanduíches-Buffets. Ich ging hinter ihr nach. Was sollte ich jetzt tun? Wir traten auf die Straße hinaus. Draußen, etwas neben den großen Schaufenstern der Confeitaria blieb sie stehen und blickte mich an. Ich war am Nullpunkt angekommen. Wohin würde das jetzt gehen? Was würde jetzt passieren? Sie sah mich an und sage dann nur: Antônio.

Ich verstand wieder nicht. Was hieß das? Wer war Antônio? Ich muss sie lange und gedächtnislos angestarrt haben. Dann sagte sie, – Santo Antônio. Dann fiel es mir ein. Santo Antônio? Santo Antônio. Das war doch dieses Kloster hier in der Nähe. Dort hatten wir auf den Stufen gesessen, hatten über Mumadona und Hermenegildo gesprochen. Und über den Brunnen von São Mamede, wie sie einander das erste Mal gesehen hatten. Und der Beinahe-Überfall mit dem Knappen, der Mumadona begleitete. Ich verstand noch immer nicht. Dann sagte sie, – Lapisinho. Dann fiel es mir ein. Ich hatte es nicht wirklich vergessen, aber in diesem Moment war es einfach total ausgeblendet gewesen. Ja. Lapisinho; das öffnete mir das Gedächtnis. Wir waren dort, bei Santo Antônio, ja noch ein zweites Mal gewesen. Da war es passiert. Das Gleiche, was nun passierte. Endlich verstand ich die weißen Zeichen auf dem großen, schwarzen Hintergrund. Ihre Zeichen. Wie damals auf den Treppen vor Santo Antônio, sprach ihr Anblick, den ich zuvor einfach nur gesehen und nicht verstanden hatte, nun plötzlich zu mir. Jetzt waren wir auf einmal wieder nur noch zu zweit. Die dicht bevölkerte Straße, in der wir standen, war bereits irgendwo weit weg. Obwohl wir uns gar nicht drehten, kam dieses leichte Schwindelgefühl in mir auf. Aber ich hatte es bereits gelernt, dass das nur ein Durchgangstadium ist. In Wirklichkeit ging es um etwas Anderes. Jetzt sah ich nur noch ihre Augen. Weiß in Schwarz. Und Schwarz in Weiß. Und die blauen Lider, die sich leicht gesenkt hatten. Der Kuss folgte. Und er war lange. Sehr lange.

Bis dann irgendwann ein kleiner Bub kreischend vorbeigelaufen war und Babálu in die Wade gezwickt hatte. Erst

dadurch waren wir aufgewacht. Ich sah nun, wie sie erschöpft und entspannt ihren Kopf auf meine Schulter legte. Dann gingen wir langsam und umarmt durch die Straßen der Altstadt. Alles war irgendwie voll mit Menschen. Aber wir sahen niemand. Wir sprachen auch nichts mehr. Es war nur dieses gemeinsame Gehen. Sie lag nun wieder in meinem rechten Arm, fast wie beim Tanzen. Nur dass es nun geradeaus ging. Ich spürte ihre Schritte und das Schwingen ihrer Taille bei jedem ihrer Schritte. Ja es war nun offensichtlich für mich, sie war in diesen drei Jahren um noch so Vieles eleganter geworden. Sie war eine Prinzessin. Und sie trug irgendeine Art von Weisheit in sich. Ich fühlte mich nicht wirklich würdig, an ihrer Seite zu gehen. Aber ich durfte eben doch hier sein.

Wir blickten uns nicht einmal an. Es war alles dieses Fortschreiten in dem Rhythmus, den wir gemeinsam gefunden hatten. Nach einer Weile, wir hatten einfach überhaupt keine Richtung eingeschlagen, bemerkten wir, dass wir uns der Uferavenida genähert hatten. Wir gingen an die Promenade, wo man das Meer anbranden hörte. Von hier aus sah man den Palast der Vizekönige, der nun beleuchtet war. Auf der Brücke waren die Farben des Sebastós gehisst. Es war ein unbeschreibliches Gefühl, an diesem Ort zu stehen, mit diesem Ausblick vor sich. Verliebt. Und sonst gar nichts. Das Morgen war inexistent. Es gab nur diesen Fluss unserer Kräfte, die einander irgendwie, unerklärlich, begegnet waren und einander erkannt hatten.

Irgendwann nahmen wir dann ein Taxi, das uns an das Quinta da Praia fuhr. Wir sprachen weiter nichts. Sie lag in meinem Arm, und von Zeit zu Zeit küssten wir einander. Als das Taxi vor dem Portal des Hotels zu stehen gekommen war, sagte sie, – Ruf mich an, Lapisinho. Dann ging sie federnden Schrittes und leicht in den Hüften schwingend zum Hotel, wo sie in die Halle eintretend verschwand und dabei ihr oszillierendes Bild in mir zurückließ.

Am Morgen kam ich von meinem Zimmer etwas verspätet hinunter zum Café. Die Condes waren da und Minki. Dom Fabiano und Dona Cecilia waren abgereist. Auch Miguels Eltern hatten Flúmina bereits verlassen. Ich nahm eine Tasse Café und dachte, wie es heute wohl weitergehen würde. Nach einer Weile, offensichtlich hatte sie mich beobachtet, sagte Melinda, – Lapis hast du heute Nacht etwas geträumt? Ich konnte mich an nichts erinnern und verneinte. Nun –, ergänzte sie, – ich dachte das, weil du so illuminiert aussiehst. Manchmal kann man sich einfach nicht erinnern und hat doch etwas Wichtiges geträumt. Das fällt einem dann später ein. Vielleicht fällt es dir noch ein. Ich nickte, ja, vielleicht würde es mir einfallen. Vom gestrigen Abend wollte ich jedenfalls nichts erzählen. Und wirst du wieder Mumadona besuchen, ich meine im Archiv? –, wollte sie wissen. Ich bestätigte, dass das tatsächlich anstünde. Und dass Babálu sogar Interesse gezeigt hatte, mich in die Bibliothek zu begleiten. Minki meinte nun, da wolle sie auch dabei sein, ob das wohl ginge. Ich sagte, das wäre jetzt kaum möglich. Es sei schon riskant und unklar, ob Babálu dort überhaupt eingelassen würde, denn die Sicherheitsmaßnahmen und überhaupt die Restriktionen gegenüber reiner Neugier waren sehr hoch. Das hatte ich ja zur Genüge erlebt. Aber wirst du Babálu nochmals zu uns bringen –, wollte sie nun wissen. Aber sicher –, warf der Conde ein. Er und Melinda würden uns beide nochmals gerne hier auf dem Boa Vista gemeinsam sehen. Sie würden uns für einen Abend einladen. Vielleicht am vorletzten Tag. Ich könnte das ja mit Babálu besprechen.

Dann ging ich hinauf und rief im Hotel Quinta an. Babálu saß gerade wieder auf ihrer Terrasse. Die Morgenstimmung war offenbar vorzüglich, sowohl was das Meer und die Aussicht darauf betraf wie eben auch Babálus Stimmung selbst. Es sei sehr schön gewesen, gestern, sagte sie. Sie sei erst jetzt so richtig in Flúmina angekommen. Ob es mir auch gut ginge? Ich konnte das durchaus bestätigen. Was sie heute machen wolle, fragte ich. Ob

es ihr am Strand gefiele, wir könnten schwimmen, uns sonnen, oder einfach nur im Sand spazieren gehen. Das seien alles sehr gute Vorschläge, meinte sie. Aber eigentlich sei sie schon so gespannt, die Handschrift Mumadonas zu sehen. Ob das wohl möglich wäre? Heute? Ich sagte, wir könnten es probieren. Wie schon gesagt, ich wüsste nicht, wie die Sicherheitsmechanismen dort anspringen würden, aber wir könnten versuchen, vielleicht mit dem Custos zu reden. Sie schlug sogar vor, selbst gleich direkt mit einem Taxi zur Bibliothek zu kommen, das würde dann schneller gehen. Wir vereinbarten das so. Um elf Uhr wollten wir uns am Eingang der Biblioteca treffen.

Als ich dort ankam, zeigte die große Uhr über dem Eingang zur Glaskuppel einige Minuten vor elf. Hier hatte ich also zwei Monate verbracht und tatsächlich die Liebesbriefe von Mumadona und Hermenegildo, sozusagen die Gründungsurkunden des Condado de Portucale, entdeckt. Es war eigentlich nicht möglich, diese Arbeit nicht fortzusetzen und sie nicht dem ihr würdigen Abschluss zuzuführen. Was sollte ich machen? Zunächst würde ich das gesamte Corpus auswendig lernen müssen. Aber was dann? Sollte ich das dann am Historiografischen Institut in Sebastópol bearbeiten? Auf dem Hintergrund der Lusitanohistorik? Oder unter Heranziehung der Methodik der Optolinguistik?

Mit diesen Gedanken war ich beschäftigt, als Babálus Taxi vorfuhr. Ich öffnete die Türe. Sie stieg aus, umarmte mich und rief, – Oi, Lapisinho, tudo bem? Wirst Du mich Mumadona vorstellen? Ich kann es nicht erwarten! Ich sagte, – Gehen wir.

An der Rezeption meldete ich mich an. Meine Daten waren noch gespeichert. Ich sagte, dass ich heute mit Begleitung gekommen sei und ob es möglich wäre, dass sie mit mir gemeinsam das Archiv der frühen Briefe aus Minho und Douro besuchen könnte. Das könne so nicht einfach bewilligt werden, war die Antwort. Da müssten sie den Custos fragen. Wir sollten etwas Platz nehmen. Das taten wir.

Nach wenigen Minuten kam der Custos eilig die Treppe herunter. Noch bevor er uns erreicht hatte, rief er, – Senhor Doutor Lapis, Sie sind wieder hier in Flúmina! Welche Freude; und was für eine Ehre! Womit kann ich dienen? Sie wollen sicherlich das Archiv des frühen Minho und Douro einsehen. Dem steht nichts im Wege. Alle Ihre Zugangsrechte sind nach wie vor vollumfänglich respektiert. Wir stellen Ihnen auch sofort wieder ein Safe zur Verfügung und die nötigen Handschuhe. Haben Sie sonst einen Wunsch? Ich sagte, ich sei heute mit Begleitung gekommen, ob Babálu auch das Archiv betreten dürfe. Ach, Sie sind mit ihrer wissenschaftlichen Mitarbeiterin gekommen –, antwortete er. Ja selbstverständlich, aber das ist doch absolut kein Problem. Wer immer aus Ihrer Arbeitsgruppe hier bei uns Agenden hat, ist willkommen und hat dieselbe Zugangsberechtigungen wie Sie, Senhor Doutor. Selbstverständlich. Benötigt die Dame vielleicht auch ein eignes Safe bei uns? Das lässt sich sofort machen. Ich dankte und fügte an, dass das heutige Interesse nicht explizit ein wissenschaftliches sei, sondern eher ein persönliches. Ich wollte damit vorbeugen, dass ein Fehlen eines wissenschaftlichen Ausweises bei Babálu dann doch noch ein Problem darstellen würde. Der Custos antwortete nur, – Aber das ist doch alles bereits geregelt. Wer immer die Zusammenarbeit mit einem authentischen Aficionado, wie Sie es sind, Doutor Lapis, gewählt hat, hat sein wissenschaftliches Engagement bereits hinlänglich ausgewiesen. Das genügt, um zur Arbeit hier zugelassen zu werden. Wir müssen nur die Daten in das System eingeben, damit dann der freie Zugang gewährleistet ist. Er bat um die Personalia. Als er Adresse und Heimat Babálus sah, meinte er, – Oh, Moçambique, wie schön. Ja, Mumadona steht am Anfang unser aller Geschichte, das gilt nicht nur für Brasilien. Safe ließen wir uns ein gemeinsames geben, der diesmalige Aufenthalt würde zu kurz für mehr sein. Zwei Paar Handschuhe wurden gebracht.

Dann ging es in die Doppelschleuse und ins zweite Untergeschoss. Am dortigen Schalter wurden wir nochmals registriert und unser Interessensgebiet für die Abrufstatistik notiert. Danach ging es in die Tiefe. Vier weitere Stockwerke hinunter über die Wendeltreppe. Kein Lift. Babálu fragte, wann das gebaut worden sei. Ich sagte, – Wenige Zeit nachdem Dom João VI. und der portugiesische Hof aus Lissabon hierher nach Flúmina geflohen waren. Das ist aber lange her –, meinte sie. Wir kamen zur Tür des Archivs. Drinnen war alles in bester Ordnung. Die Kassetten Littera Pi bis Fi standen an ihrem Ort. Wir öffneten Fi. Oben lagen, wie zuletzt, die Briefe Hermenegildos. Ich öffnete einige und zeigte sie Babálu. Wir begannen ein wenig zu lesen. Seine Handschrift selbst war kaum ein Problem. Klar geschrieben, schöner Ductus, auch Babálu konnte es lesen. Wie es aber eben bei Altportugiesisch ist, Vokabular, Orthografie und auch Grammatik sind deutlich unterschiedlich zu unserem Brasilianisch. Ich übersetzte einige Stellen. Wir hatten schon einen ganzen Berg an Briefen herausgenommen, alles nur von Hermenegildo. Und wo ist ein Brief von Mumadona? –, klagte Babálu. Wir mussten weiter in die Tiefe. Schließlich kamen wir an. Es zeige sich eine andere, eben ihre Handschrift. Wir öffneten den Brief, dort firmierte sie mit ihrem Namenszug und Titel. Das ist Mumadona? –, staunte Babálu. Wie schön sie schreibt. Die Unterschrift zeigte Mumadonas typische Kalligrafie, ein komplexes Flechtwerk von Kurven und Linien, alles in einem Strich durchgezogen. Und war das üblich, so eine aufwendige Unterschrift zu haben? Ich bestätigte. Dann hatten sie damals aber mehr Zeit als wir heute, nicht? –, suchte Babálu nach einer Erklärung für dieses erstaunliche Fänomen. Ich sagte, ich dächte, dass sie vor allem mehr gesehen hätten als verschiedene spätere Zeiten, und wohl auch mehr als wir heute bisweilen. So eine Unterschrift ist ein Bilddokument der Person. Und in seiner Art kann es unter Umständen mehr sagen als ein Portraitfoto. Darauf

wollte Babálu wissen, was denn nun die Unterschrift Mumadonas wirklich zeige.

Für die Antwort musste ich etwas nachdenken, die Signatur auf mich wirken lassen. Dann sagte ich, man könne schon Verschiedenes sehen. Um ein so komplexes Muster mit solcher Präzision hervorbringen zu können, muss man lange geschrieben und auch lange solche Muster geübt haben. Auf jeden Fall kann das nur jemand tun, der eine doch umfassende Bildung erhalten hat. Eine Klarheit im Umgang mit dem freien Raum auf einer Fläche ist erforderlich. Dann benötigt man auch ein subtiles Gefühl für Relationen, denn alles das muss richtig im Verhältnis und korrekt in den zahlreichen Überschneidungen verortet werden. Und dann braucht man auch noch die Hand und die Konzentration so etwas zu zeichnen, die motorische Kapazität also. Die Unterschrift Mumadonas zeige also jemanden Gebildeten, im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte und mit gutem manuellen Geschick. Als datierte Unterschrift unter Dokumenten kann das schon eine Information über den oder die Schreiberin selbst und deren aktuellen Zustand geben. Babálu meinte, ein solcher Schriftzug könnte durchaus auch für das Design von Schmuckstücken als Inspiration dienen. Zum Beispiel, wenn man die Linie der Kalligrafie, oder Teile aus ihr, in Gold nachbilde und mit Steinen gezielt besetzte. Das könnte ein sehr individualisierter Schmuck als Anstecknadel sein, als Fibel für einen Poncho etwa. Ich musste zugeben, dass das wirklich eine gute Idee war, auf die ich natürlich nie gekommen wäre.

Wir öffneten dann noch weitere der Kassetten. Babálu sah den Umfang dieses Corpus an Briefen und meinte, – Aber das alles kann man ja nicht einmal lesen! Und Du willst das auswendig lernen? Wann willst Du das machen? Ich sagte, ich hätte noch keinen klaren Plan. Aber ich müsste das einmal in Sebastópol an der Akadémeia besprechen. Das Material sei außerordentlich, darüber bestehe keinerlei Zweifel. Umso erstaunlicher war es, dass es unbekannt war. Ich hatte die Familie Guimarães, auch Minki,

damals darauf verpflichtet, dass sie meinen Fund niemandem weitererzählen dürften. Das musste hier ordentlich aufgearbeitet werden. Und ich wollte dafür sorgen dürfen, dass das auch geschieht. Ich werde die Guimarães nochmals darauf hinweisen müssen, dass dieses Wissen um die Briefe weiter Verschlusssache ist –, sagte ich zu Babálu. Das gilt natürlich auch für Dich –, fügte ich an. Sie bestätigte, dies schon vor drei Jahren klar verstanden zu haben.

Als wir wieder an der Erdoberfläche aufgetaucht waren, war es bereits zwanzig Minuten vor sechs Uhr. Die Zeit war nur zu rasch vergangen. Oben trafen wir nochmals den Custos. Es erkundigte sich, ob alles in Ordnung verlaufen sei. Wir dankten. Er fragte, ob wir morgen wiederkämen. Ich antwortete, dass ich es nicht wüsste. Wir wären nur diese Woche in Flúmina und die Zeit sei sehr knapp. Aber es sei gut möglich, dass ich einmal noch eine längere Zeit hierherkommen müsste. Denn ich sei nicht fertig mit dem Corpus. Ich müsste einmal an der Akadémeia in Sebastópol anfragen, ob ich nicht darüber ein Projekt machen könnte. Der Custos erkundigte sich nun, wo ich denn arbeiten würde. Ich sagte, ich würde primär am Historiografischen Institut studieren, bei Kálamos mégas. Bei Kálamos! –, rief der Custos, – meine Gratulation, das ist ja die erste Adresse in der Autokratoría. Dann hielt er inne und meinte, – Aber gut, das war eigentlich absehbar. Als Sie damals hier das erste Mal ankamen, wir konnten es einfach nicht glauben. Sie konnten diese Gedichte auswendig, die jahrzehntelang, manche seit zwei Jahrhunderten, von niemandem angefordert worden waren. Es war klar, dass Sie noch einiges vor sich hatten. Ich wünsche Ihnen und Ihrer Mitarbeiterin den besten Erfolg, worauf auch immer Sie noch Kurs in Ihrem Leben nehmen werden. Halten Sie uns hier am Laufenden! Wir möchten von den Ergebnissen hören.

Wir gingen hinaus auf den Vorplatz vor der Bibliothek. Es war schönster Spätnachmittag. Babálu umarmte mich und sagte, – Danke Lapis für das hier, Du hast mir Mumadona gezeigt! Ich

werde das nie vergessen. Jetzt habe ich eine viel klarere Vorstellung von ihr. Sie muss wirklich eine bedeutende Frau gewesen sein. Du musst dieses Projekt machen. Das muss bekannt werden, was diese beiden und der ganze Hof in Guimarães erlebt haben. Wir brauchen das einfach. – Ich war einigermaßen erstaunt, wie Babálu sich mit alledem identifizierte. Wissenschaftlich konnte das natürlich schon noch eine Sensation werden. Aber jenseits davon war üblicherweise das Interesse für solche Dinge mäßig. Nun, Babálu würde mich noch viele Dinge lehren. Später.

Ich fragte, – Und jetzt in die Colombina? Sofort! –, war Babálus Antwort. Glücklicherweise war es ja nicht weit. Ein paar Blöcke zu Fuß und wir waren dort. Die Kellner erinnerten sich an uns. Unser Tisch war frei und wir wurden zu ihm geführt. Wir waren hungrig. Die Karte war reich. Was sollten wir nehmen? Babálu sagte, – Das Gute an Brasilien ist, unter anderem natürlich, aber das Gute ist, es gibt so viel afrikanische Küche hier. Zunächst entschieden wir uns für Carurú. Das sind gedünstete Quiabo-Schoten mit in Dendé-Öl gebratenen Camarões. Danach hatten wir noch immer Hunger. Babálu wollte etwas mit Huhn. Wir bestellten daher noch einige knusprige Coxinhas aus Süßkartoffeln. Zuletzt gab es Maracujá-Törtchen und den köstlichen Café der Colombina. Babálu war äußerst zufrieden. Sie meinte, das werde sie Vater Zolile berichten. Er werde uns dafür sehr beneiden.

Danach beschlossen wir, diesmal tatsächlich Santo Antônio zu besuchen. Zuletzt hatten wir uns auf dem Weg dorthin ja gewaltig verloren. Ineinander verloren. Der Verlust des geplanten Zieles hatte uns allerdings zu einem noch viel tieferen Ankommen geführt. Und auch zu dem Eingeständnis, dass wir hier in Flúmina nicht irgendwo als Touristen herumspazierten, sondern dass wir einander unausweichlich und auf einem sich spurenhaft abzeichnenden, gemeinsamen Weg wiedergefunden hatten. War

dies Wirklichkeit? War es ein Wunschtraum im Wachzustand? Das mussten wir herausfinden.

Wir gingen also die nur wenigen Blocks bis zum Vorplatz der Kirche, wo die Treppe hinaufführte. Wir setzten uns wieder auf den obersten Absatz. Hier war es also passiert. Unser erster Kuss vor drei Jahren. Das wurde natürlich nun gefeiert. Und zwar bis wir den Hunger einigermaßen gestillt hatten. Dann saßen wir dort oben, umarmt, in der warmen Nachtdunkelheit, und blickten hinunter auf das rege Treiben auf dem Vorplatz und die einmündenden Straßen. Es gab fliegende Verkäufer und kleine, mobile Essensstände, die verschiedenes Gebratenes anboten. Der Duft davon zog bis zu uns herauf.

Magst du nicht in Brasilien bleiben –, fragte mich Babálu dann. Ich dachte ein wenig nach. Sie hatte mich das schon einmal gefragt. Ja, es war schön hier. Es war meine Heimat, genauer gesagt, der Sertão. Aber Flúmina war natürlich auch angenehm. Mir fiel die Kaserne in Petrolina ein, an der wir damals als Kinder immer wieder vorbeigekommen waren. Dort hatte ich das erste Mal Soldaten im Dienst des Sebastós gesehen. Da hatte meine Faszination für das Zentrum begonnen. Ich wollte einfach wissen, was alle diese Aktivitäten, die wir in der Schule lernten und sonst wo sahen, was diese eigentlich zusammenhielt. Die Soldaten hatten einen Hinweis gegeben. Ich sagte zu Babálu, – Ja, es ist schön hier, natürlich. Ich möchte aber eben verstehen, was noch dahinter liegt. Wovon leben wir eigentlich? Du hast ja auch die Leute auf der Hochzeit gesehen. Das waren nicht nur Brasilianer. Wir leben in einer großen Mischung in der Autokratoría. Was ist es im Menschen, das es möglich macht, so ein großes Gebilde mit so vielen Kulturen zusammenzuhalten? Ich meine nicht das Militär oder die Verwaltung. Die sind nur Zeichen für einen tieferen Zusammenhalt. Wie die Soldaten des Sebastós in Petrolina. Da ist etwas im Menschen, das auf Einheit zusteuert. Nicht Uniformität, aber Verbundenheit. Ich versuche, das zu verstehen. Da muss ich auch außerhalb von Brasilien Erfahrung

sammeln. Ja –, meinte sie, – Du bekommst nicht genug mit den Dingen, mit denen sich die anderen begnügen. Normalerweise wollen alle irgendeinen Besitz. Diamanten zum Beispiel. Das habe ich oft gesehen. Das ist ja alles sehr schön so. Aber es ist auch sehr schön, dass Du immer noch etwas Anderes willst. Darüber hinaus. Dann versanken wir nochmals in Wellen von Küssen. Und diesmal störte uns niemand.

Am folgenden Morgen erfuhr ich beim Morgencafé, dass Leila angerufen hatte. Sie hatte noch keine Nachricht von Babálu erhalten und hatte nicht gewusst, wo sie sie erreichen könnte. Die Condessa hatte ihr die Telefonnummer des Quinta da Praia durchgegeben. Also würden sich die beiden vermutlich treffen, vielleicht heute. Ich begann schon zu überlegen, wie ich diese Pause, die dadurch für mich entstehen würde, füllen könnte. Vermutlich wäre es, trotz der Kürze des Aufenthaltes und der Unmöglichkeit ernsthaft zu arbeiten, doch sinnvoll, wenigstens eine Art Inventar der Briefe im Archiv zu erstellen. Um einigermaßen eine Ordnung in dieses Corpus zu bringen, das vorläufig praktisch ungeordnet war. Die Einteilung in die Kassetten war eigentlich willkürlich. Und ich hatte auch schon Briefe sowohl von Mumadona als auch von Hermenegildo nicht nur in der Kassette Littera Fi, sondern auch in anderen gefunden. Wenn ich meine Entdeckung wirklich zu einem Thema an der Akadémeia machen wollte, müsste ich für die Antragstellung eines solchen Projektes doch einigermaßen konkrete Daten über Umfang und Strukturiertheit dieser Sammlung vorlegen können. Alternativ lockte auch der Strand unter dem Morro. Leider hatte ich die Praia Roxa bisher nur von hier oben gesehen. Es wäre nicht schlecht, auch hierin die Erinnerungen aufzufrischen.

Als ich wieder auf meinem Zimmer war, kam ein Anruf von Babálu. Leila hatte sie erfolgreich kontaktiert und eingeladen. Babálu sollte heute auf Bela Aurora kommen. Leila würde ihr den Garten zeigen, und sie würden Sorvete und frische Maiskekse genießen. Babálu entschuldigte sich, dass sie dadurch heute nicht

verfügbar wäre. Ob ich nicht in die Bibliothek gehen wolle. Ich sagte, das sei durchaus kein Problem. Ich fände immer meine Beschäftigung. Sie solle die Einladung genießen, es werde sicher sehr lustig werden mit Leila.

Ich machte mich also auf den Weg ins Zentrum. Zuvor wollte ich aber einen Rundgang durch das antike Viertel machen. Ich wollte sehen, was es dort Neues gebe. Ich ließ mich zum Torre de Belém fahren. Dieser ließ aktuell die Vogelwelt aufleuchten. Er zeigte Jabírus, Aráras und viele andere Vögel aus dem Pantanál. Man konnte in den wildesten Farben gefiederte Arárapaare beobachten, wie sie, in auf einander vollkommen abgestimmter Rhythmik, über den Himmel zogen und dabei ihre Figuren vorführten. Sie bewegten sich wie Tanzpaare. Es schien, dass auch sie nicht nur die technische Perfektion des gemeinsamen Fluges erreicht hatten, sondern in diesem Tanz wohl auch Momente eines besonderen Eros durchlebten. Dann kam ich an dem Herrenausstatter vorbei, wo Miguel und ich damals die weißen Handschuhe für den Kurs erstanden hatten. Als ich beim Boquinha anlangte, entschied ich mich einen Média-Café zu trinken. Hier hatten Babálu und ich damals beschlossen, die Herausforderung des Tanzkurses gemeinsam anzunehmen.

Seither war viel passiert. Ich lebte nicht mehr in Paulisto sondern in Sebastópol. Bildung und Administration der Kapitale hatten mich zugelassen und in Beschlag genommen. Babálu war eine elegante Dame geworden, gewandt in Bewegung und nun auch im Ausdruck. Auf dem Quirichiquí war sogar der Duque de Lima-Oemvérgos vorbeigekommen, um ihr die Hand zu küssen und sie mit seiner Klage über die nur blonden Töchter in seiner Umgebung zu komplimentieren. Wie würde das alles nun weitergehen. Ich war heftigst verliebt in sie. Selbst unter all den nun gewiss nicht uninteressanten Mädchen und Damen, die ich hier wiedersah und neu kennengelernt hatte, Babálu war und blieb einfach inkommensurabel. Ich hatte nicht wenige Blicke aller Altersklassen, männliche und weibliche, auf sie gerichtet gesehen.

In der Kapelle, auf dem Quirichiquí, auf Boa Vista, überall. Man wollte in ihrer Nähe sein. Und das kam nicht einfach nur von den Diamanten. Natürlich, sie war Tochter, Erbin aus der Familie Kazundé-Membúto. Aber da war mehr. Irgendwie stand sie über alledem. Es war wohl ihre Persönlichkeit, die man fühlte. Und die gleichzeitig sichtbar wurde, in einer noch nicht dagewesenen Präsenz. Würden wir es diesmal erreichen, der üblichen Erosion des Eros seinen Aufbau in Höheres entgegenzusetzen? Was war von mir verlangt, um dies zu erreichen?

Ich verbrachte den übrigen Tag in der Bibliothek und versuchte Ordnung in die Manuskripte zu bekommen. Das war äußerst mühsam und in der mir zur Verfügung stehenden Zeit nur ansatzweise möglich. Ich begann die Briefe nach den Autoren zu sortieren und innerhalb eines Autors dann in chronologischer Reihenfolge. Das ging natürlich nur, wenn es ein Datum auf dem Brief gab. Falls nicht, müsste ich später versuchen aus dem Sinnzusammenhang vielleicht eine chronologische Abfolge rekonstruieren zu können. Aber bei nicht wenigen der Schriftstücke war dies von vorneherein zum Scheitern verurteilt. Denn es gab da kurze Notizen, kleinere Gedichte, Manifestationen der spontanen Courtoisie, die sich einer chronologischen Einordnung definitiv entzogen. Damit verging der Tag, und zwar reichlich schnell.

Als ich abends auf dem Boa Vista angekommen war, rief mich Babálu aus dem Quinta Hotel an. Sie war wieder zurück vom Besuch auf Bela Aurora und davon sehr animiert. Sie hatte Stunden gemeinsam mit Leila verbracht, den gesamten Garten visitiert und unendlich viele Geschichten gehört. Sie wollte mir unbedingt mehr davon erzählen, aber das müsste persönlich sein. Ob wir uns nächsten Tag treffen könnten. Ich sagte sicherlich, denn wir hätten ja auch nicht mehr viel Zeit. Aber wo? –, meinte sie. Ich schlug das Boquinha vor. Dort wo wir beschlossen haben, am Tanzkurs teilzunehmen? Genau dort –, bestätigte ich. Sehr gut, wir sehen einander morgen –, schloss sie.

Tags darauf waren wir also im Boquinha. Leila hatte Babálu so ziemlich alles auf dem Morro da Bela Aurora gezeigt. Den gesamten Palazzo, die Privaträume, aber auch die Zonen des Personals und der Versorgung, und natürlich den weitläufigen Garten mit seinen thematischen Bereichen verschiedenster Vegetationen, Swimming-Pool, Tennisplatz etc. Sie schienen einander blendend verstanden zu haben. Ich fragte, – Seid ihr nun Freundinnen? Ich denke schon –, meinte Babálu, – Leila hat mir zum Abschied gesagt, wir müssten unbedingt in Kontakt bleiben. Und sie hat mir dann noch ein lenço de coração in Purpur–Gold–Blau gegeben. Babálu zog es nun aus ihrer Tasche hervor. Es war ein schmales Band aus feiner Seide. Babálu wollte es am Handgelenk tragen. Weiterschenken kam jedenfalls nicht in Frage. Und konntest du etwas über ihre Locken erfahren? –, wagte ich mich vor. Ja durchaus, nur ..., das bleibt unter Freundinnen –, lachte sie.

Aber vor allem hatte Leila von Jaime erzählt. Er sei jetzt seit einem Jahr in Umbanto. Sie seien eben weiter in Kontakt. Einmal sei er inzwischen hier in Flúmina auf Urlaub gewesen. Die Ausbildung sei fordernd, sowohl fysisch bei dem Klima, und dann auch noch unter Tag, als auch mental. Es gebe sehr viel zu studieren, und das Niveau sei sehr anspruchsvoll. Aber er sei hochmotiviert. Offensichtlich sei es das Richtige für ihn. Er werde sicher nicht aufgeben. Die Ausbildung dauere noch zwei Jahre. Es sei geplant, dass sie in den nächsten Monaten einmal nach Umbanto fliege. Sie sei schon so aufgeregt deswegen. Schließlich sei das nicht Flúmina. Da konnte Babálu sie beruhigen. Das würde nicht so schlimm werden, hatte sei ihr erklärt, im Kongo würde Leila sich schon zurechtfinden. Babálu war mit ihrem Vater wiederholt dort gewesen. Also dann sind sie zusammen? –, fragte ich. – Sieht so aus, aber sie hat das so nicht direkt ausgesprochen. Sie nennt es eine Freundschaft. Aber ich schätze, es ist schon etwas mehr. Und was macht sie sonst im Moment –, wollte ich wissen, – das Biénnium ist ja schon ein Jahr vorbei. – Ja, aber sie

ist trotzdem sehr beschäftigt. Der Turnus war so ein Erfolg, dass sich das überall herumgesprochen hat. Man hat sie verschiedentlich als Consultora angefordert, unter anderem sogar aus der Sebastúpolis. Kannst Du Dir das vorstellen, Lapis? In Sebastópol brauchen sie Leila! Sie ist da überall irgendwie drinnen. Aber sie möchte vor allem wieder hier in Flúmina ein Biénnium organisieren. Sie hat schon den Plan soweit, dass es nächsten Sommer starten könnte. Ich denke, dann würde die doppelte Anzahl an Teilnehmern im Vergleich zum letzten Mal kommen.

Babálu war sichtlich begeistert von den Informationen Leilas, die offensichtlich wirklich ihre neue Freundin geworden war. Sie würden sicher den Kontakt aufrechterhalten. Wahrscheinlich würde Babálus Vater auch bald wieder nach Flúmina reisen müssen. Da würden sich die Begegnungen von selbst ergeben. Aber was sollten wir tun? Ich würde in Sebastópol sein und Babálu in Malandéde. Wie würde das weitergehen. Ich sagte, – Du erinnerst Dich doch, hier im Boquinha sind wir damals zu unserer ersten Verabredung gewesen. Wir haben damals versucht herauszufinden, ob wir den Tanzkurs gemeinsam machen könnten. Damals waren wir uns nicht sicher, ob wir einander auch verstehen könnten. Das hat sich inzwischen ja geändert. Darauf lächelte Babálu.

Aber jetzt ist es trotzdem kompliziert genug –, fuhr ich fort und nahm dabei ihre Hand. Wir fahren demnächst wieder jeder an seinen Ort. Ich möchte nicht, dass wir einander wieder aus den Augen verlieren. Das war zu dumm das letzte Mal. Das möchte ich auch nicht, Lapisinho –, sagte Babálu, wobei sich ihre Lider hoben und die weißen Zeichen wieder auf das eindringlichste zu leuchten begannen. Ich habe mir gedacht –, schlug ich vor, – wir könnten vielleicht doch die Bildmaschinen benutzten, regelmäßig. Natürlich ist das kein Vergleich zur Realität, aber immerhin, mais que nada. Und ich werde Dir berichten, was in Sebastópol passiert, was auf der Akadémeia und was im Metrografeĩon. Und Du erzählst mir, was es Neues in Malandéde gibt, oder sonst wo,

wohin Du mit deinem Vater fahren musst. Was meinst Du, wäre das eine Möglichkeit? Nach einer Weile meinte Babálu, – Das ist sicher eine gute Idee. Irgendwie müssen wir ja mit der Entfernung fertig werden. Ja, wir können regelmäßig eine Bildverbindung herstellen. Ja, sicherlich. Dann blickte sie beim Fenster hinaus.

Irgendwie war ihre Begeisterung mäßig. Ich konnte das verstehen. Langweilig ist kein Ausdruck für diese Bildmaschinen. Technisch sind sie ja perfekt, man sieht jedes Stäubchen am Anzug und auch alle Müdigkeitsfalten, die wegzuschlafen man keine Zeit gehabt hat. Aber Wirklichkeit sieht eben doch komplett anders aus. Alle die Energien, die ausströmen, das Fließen der Aura, und natürlich die Feinstdüfte, die eben in jeder Konversation vorhanden sind, davon gibt es absolut nichts. Obwohl man sozusagen alles sieht und hört, versteht man nicht die Hälfte der Botschaft des anderen. Ich glaube ja übrigens nicht, dass diese Bilder wirklich alles darstellen. Es muss tatsächlich so sein, dass wir als lebendige Körper sogar allein im Sehsinn noch weit mehr wahrnehmen als diese Kameras. Warum sieht man so unendlich mehr an jemandem, der persönlich anwesend ist, als wenn man dieselben Szenen in einer Bildmaschine sieht? Wenn das Auge wirklich auf dem Körper des Gegenübers ruht, ich wähle bewusst diesen Ausdruck, ruht, dann tastet dieser Blick etwas Anderes ab, als eine Bildschirmoberfläche, die vorgibt eine exakte Reproduktion der Wirklichkeit zu bieten. Wenn diese Reproduktion überhaupt wirklich exakt ist, was ich in Hinblick auf die Feinkräfte eben ernsthaft bezweifle, dann ist sie in jedem Fall nur eine Reproduktion. Also ich kann nur dabeibleiben, die Wirklichkeit ist in der Kommunikation durch nichts ersetzbar. Offensichtlich war auch Babálu dieser Meinung. Die Aussicht auf die Bildmaschinen begeisterte sie wenig.

Ja, wir können das mit den Bildmaschinen versuchen – , setzte sie wieder ein. Aber Du könntest es auch wie Jaime machen. Dabei lächelte sie mich an. Ich verstand wieder einmal nicht. Es wie Jaime machen? Was sollte das heißen. Du meinst,

ich soll in den Kongo gehen? Was soll ich dort machen? Sie lächelte. Ich verstand noch immer nicht. Nicht in den Kongo –, erklärte sie, aber nach ... Malandéde. Ich muss verlangsamt geschaut haben. Sie lachte. Wenn Du magst, bist Du eingeladen. Ja, das war mir nicht eingefallen. Warum war ich nicht auf diese Idee gekommen? Es war wohl nicht nur die geografische Entfernung, sondern eben die Tatsache, dass dort die ganze Familie Babálus lebte. Und dann war da natürlich noch die Frage nach der Diamantenwelt. So unter uns beiden war dieses Thema relativ weit entfernt. Wenn nicht gerade wieder jemand vorbeikam, der Babálu seine Bewunderung für die Steine aus dem Hause Kazundé-Membúto wärmstens mitteilen musste. Aber vor Ort in Moçambique wäre das alles endgültig präsent. Und meinst du, ich würde dahin passen? –, fragte ich sie. Warum nicht? Was sollte da nicht passen? –, fragte sie verwundert zurück. Nun ja –, erklärte ich vorsichtig, – ich bin eben weder aus Moçambique, noch aus Afrika, noch im Diamantenhandel, noch sonst wie besitzend. Ja –, meinte sie, – stimmt. Und ich, in Malandéde, habe das alles nicht, was Du hast. Ich kann gerade einmal Französisch und etwas Griechisch, habe keine Ahnung von Geschichte, kenne die Sebastúpolis nicht und schon gar nicht den Pálatin oder das Metrografeĩon. Und so wie Dich gestern der Custos in der Bibliothek begrüßt hat, wird mich mein Leben lang niemand begrüßen. Und was soll ich damit machen, dass ich eben nur aus geerbten Diamanten bestehe? Aber Du bestehst doch nicht nur aus geerbten Diamanten! –, musste ich korrigieren. Vielleicht; so wie Du alles andere als besitzlos bist –, gab sie zurück.

Jetzt blickten wir einander in die Augen. Es war uns bei dieser Diskussion heiß geworden. Sie hatte wieder einmal Recht. Wir waren sehr verschieden. Die Entfernung mussten wir eben nicht nur im Geografischen überwinden. Ich bewunderte jetzt ihren Mut. Ich nahm ihre Hand und küsste sie. Danke –, sagte ich, – danke für die Einladung, ich werde kommen. Aber es wird vermutlich etwas dauern. Ich fliege in Sebastópol wirklich im

Auge des Orkans. Das ist alles sehr fordernd. Die Woche hier war das Äußerste an Urlaub in meinem Ausbildungsstadium. Sie sagte, – Aber wir haben doch alle Zeit der Welt, Du meldest Dich, wenn Du eben Zeit und Möglichkeit hast. Die Einladung ist und bleibt aufrecht. Also wir bleiben in Kontakt? –, fragte ich nochmals vorsichthalber nach. Wir bleiben –, war die kurze Antwort.

Die Tage in Flúmina waren nahezu um. Die Abreise stand bevor. Wie angekündigt, luden uns die Condes gemeinsam zu einem Abendessen auf den Boa Vista. Die Condessa hatte Babálu auch persönlich angerufen und darauf bestanden, dass wir gemeinsam kämen. An jenem Abend stellte der Conde wieder einen Hubschrauber zur Verfügung und ich konnte, von James geflogen, Babálu am Dach des Quinta da Praia abholen. Bei den Condes, Minki war auch anwesend, gab es dann nochmals von den gejagten Vögeln aus dem Sertão. Es war exzellent. Der Conde bekräftigte seine Einladung, einmal gemeinsam am Rio São Francisco zu jagen. Er versprach sich von meinen lokalen Kenntnissen tatsächlich ein optimiertes Jagdglück. Und wann kommt ihr wieder –, wollte Minki wissen. Diese Frage konnten wir nicht beantworten. Aber ich teilte nicht ohne Stolz mit, wofür ich zuvor allerdings Babálus Zustimmung eingeholt hatte, dass wir beschlossen hatten, diesmal den Kontakt nicht abreißen zu lassen. Bravo –, rief Melinda, das freue sie, denn Babálu hätte es gar nicht verdient, von mir schlecht behandelt zu werden. Sie hatte übrigens auch das Interesse des Duque de Lima-Oemvérgos an Babálu bemerkt und wusste sogar, was er ihr zu sagen gehabt hatte. Offensichtlich hatte er seine Klage über seine nur blonden Töchter selbst weitererzählt.

Nun wies die Condessa nochmals extra daraufhin, dass ein Mädchen wie Babálu rasch Interesse erwecken kann, bei gereiften Duques, aber ohne Zweifel auch bei jüngeren Männern. Das sollte ich nicht vergessen. Babálu war das gar nicht angenehm. Sie wechselte daher das Thema und berichtete, dass wir gemeinsam in der Bibliothek gewesen waren. Ihr habt es also doch geschafft

–, rief Minki, – und ohne mich. Ich entschuldigte mich, dass das eben nicht so einfach sei. Ich nutzte die Gelegenheit, allen nochmals einzuschärfen, dass das Wissen um die Briefe Mumadonas nach wie vor Geheimsache war. Was ist Dein Plan mit den Briefen –, wollte der Conde wissen. Ich bestätigte ihm, dass es wirklich nicht angehe, dass diese Dokumente einfach unbekannt in jenem Archiv weiter nur lagern würden. Aber auch dass ich keinen konkreten Plan hatte, denn die Aufgabe wäre rein quantitativ gesehen beachtlich. Ich teilte auch mit, dass es vielleicht die Möglichkeit gebe, an der Akadémeia in Sebastópol daraus ein Projekt zu machen. Ich sollte sie diesbezüglich auf dem Laufenden halten, bat der Conde. Unter Küssen und Umarmungen vollzog sich dann Babálus Abschied von den Condes. Wir, Babálu und ich, verabredeten uns für den nächsten und letzten Tag in Flúmina. Wir hatten beschlossen, ihn gut zu nutzen. Ich würde nächsten Morgen in das Quinta da Praia kommen, um gemeinsam auf der großen Strandterrasse zu frühstücken. Nach nochmaligen Küssen allseits flog James sie wieder an ihr Hotel zurück.

Nächsten Morgen war ich früh wach, denn meine Aufregung war groß. Ich wollte den Morgencafé mit Babálu natürlich nicht verpassen. Ich kam rechtzeitig an und meldete mich. Babálu kam bald darauf herunter. Sie war heute ganz in Weiß. Wieder der große Strohhut, dazu ein leichtes Strandkleid und hohe weiß Sandalen. Wir bekamen einen Tisch direkt an der Meeresfront. Zur Eröffnung gab es geeistes Água de Coco mit Limetten und einem Schuss Champagner. Es folgte die ganze Kadenz der obligaten brasilianischen Morgenköstlichkeiten. Die reiche, lokale Obstpalette war erweitert um Früchte aus Afrika, was Babálu lobend kommentierte. Das Quinta da Praia rangiert sicherlich unter den besten drei Hotels in Flúmina, viele halten es für das Beste. Ich konnte das an diesem Morgen bestätigen. Währenddessen blickten wir über den blendenden Sandstrand hinaus auf das Meer. Es war ein strahlender Tag. Über uns

kreisten und kreischten wieder die weißen Gaivotas. Nach einer letzten Tasse Café brachen wir in diesen Tag auf.

Wir fuhren zunächst mit dem Taxi zum Corobáco, auf den sich eine steile Straße durch den Urwald hinaufwindet. Oben bei der Aussichtsterrasse mit der großen Marienstatue stiegen wir aus. Von dort lag einem die gesamte Stadt zu Füßen. Wir sahen die Morros aufgereiht, Boa Vista, Quirichiquí, Bela Aurora, Pedra Alta, Caxabeira und die vielen anderen. Alles war zu sehen, der Palast der Vizekönige, die Altstadt neben dem Torre de Belém, die Bibliothek, der Yachthafen, die Küstenlinie mit Avenida Beira Mar, auch das Quinta natürlich. Wir standen da oben umarmt und blickten in all das, was wir erlebt hatten. Erstmals vor drei Jahren. Und nun nochmals, und nun um so vieles mehr, allerdings für nur eine kurze Woche. Babálu sagte, – Wir sind beide nicht hier zuhause, aber Flúmina ist doch unsere Stadt geworden, findest Du nicht auch, Lapisinho? Durchaus –, antwortete ich, – die Stadt ist eben wirklich wunderbar. Aber das Wunderbarste ist, dass wir einander hier getroffen haben. Und dass wir uns nicht verloren haben. Babálu gab mir darauf einen Kuss. Wir baten einen der Touristen, ein Foto von uns zu machen. Mit ganz Flúmina im Hintergrund. Wir wollten wenigstens diese Erinnerung haben.

Der Tag verging mit weiteren kleinen Spaziergängen. Durch die Villenviertel unterhalb des Corobáco, bis man wieder in die Geschäftszonen kommt, wo es die kleinen Boutiquen gibt. Babálu fand hier noch ein wenig der neuesten Mode, die ihr gefiel, und kaufte ein Kleid und dazu passende Sandalen. Zwischendurch nahmen wir einmal einen Café. Die Stimmung in den Straßen war leicht und heiter. Wir bewegten uns nun zu Fuß in dem, was wir sonst üblicherweise aus dem Taxi beobachteten. Flúmina ist eine unter den vielen anderen Groß- und Riesenstädten der Autokratoría. Aber die Stimmung, das Flair unter den Menschen ist besonders. Unverwechselbar und unnachahmbar. Zweifelsohne hat das darauf Einfluss, dass die dortigen Adelsbiénnia allgemein so beliebt sind. Natürlich hatte Leila dem

letzten noch eine besondere Charakteristik aufgeprägt, das aber eben unter Mithilfe des Flairs, das Flúmina aus sich selbst heraus nun einmal hat.

Der Tag verging wieder zu rasch. Abends gingen wir nochmals in die Colombina. Es gab nochmals Chá completo, und wir versuchten uns von der Trauer abzulenken, die unvermeidlich in der Luft schwebte. Babálu bekräftigte die Einladung nach Malandéde. Sie würde das alles vorbereiten. Die Familie würde mich sicherlich bestens empfangen. Und den Vater kannte ich ja schon. Ich sollte ihr berichten, was ich ab nun in Sebastópol machen würde. Und ich sollte keine andere Freundin suchen. Und wenn doch, sollte ich es ihr sagen. Rechtzeitig. Sie hoffe aber, dass das nicht eintrete. Ich küsste ihr hier am Tisch die Hand und sagte, ich würde nicht glauben, dass das komme. Denn ich hatte mich eben so ungeheuer verliebt, dass ich das einfach nicht vergessen würde. Wenn Du mich doch zu vergessen beginnst –, fuhr sie fort, – dann bestelle Dir Quiabo mit Camarão. Ich hoffe, sie haben das in Sebastópol. Dann wirst Du Dich erinnern an unsere Zeit hier, und an die Colombina. Hier haben wir das gegessen.

Danach gingen wir nochmals zu Santo Antônio. Die obersten Stufen warteten förmlich auf uns. Wir küssten einander dort nochmals wie beim ersten Mal. Aber es war noch schöner als damals. Leider war es auch die inoffizielle Verabschiedung. Am nächsten Morgen müssten wir abfliegen. Spät am Abend nahmen wir dann das Taxi zum Quinta da Praia. Wir sprachen wieder nichts. Es war nicht wirklich aussprechbar. Wie schön es gewesen war. Und wie schmerzlich der Aufbruch ins Ungewisse nun sein würde. Babálu gab mir einen letzten Kuss für diesen Abend. Dann eilte sie rasch ins Hotel.

Für den nächsten Morgen hatte der Conde wieder einen Hubschrauber freigestellt. James flog mich mit meinem Gepäck auf das Dach des Quinta da Praia. Babálu war bereits oben. Wir packten alles ein und es ging zum Flughafen. Babálu würde zuerst fliegen. Wir erledigten die Formalitäten und hatten dann noch

eine halbe Stunde, bis sie hinter den Kontrollschranken verschwinden würde. Ich bat sie nochmals, mir zu verzeihen, dass ich den Kontakt nicht aufrechterhalten hatte. Nun würde das nicht mehr vorkommen, schwor ich. Denke an Quiabo und Camarão, falls notwendig –, meinte sie, – ich hoffe, Du kommst bald nach Malandéde. Ich sagte, ich würde einfach an ihr Blau denken, das stets so besonders an ihr war. Und natürlich ihre Küsse. Und was wir gesprochen hatten. Und, und ... es wurde Zeit, dass sie durch die Kontrollen ginge. Es gab noch den wirklich letzten der letzten Küsse. Dann sah ich sie durch spiegelnde Glasscheiben zwischen anderen Reisenden, sie winkte noch zurück, bis sie dann nicht mehr zu sehen war.

Mein Flugzeug ging eine Stunde später. Ich durchlief die Kontrollen. Kaum im Flugzeug auf meinem Sitz abgekommen, verfiel ich in einen tiefen Schlaf. Ich glaube es war die ganze Anspannung gewesen, und auch der Schmerz über die Trennung. Ich fiel also vor Erschöpfung um. Erst als wir schon auf dem halben Weg nach Sebastópol waren, wachte ich wieder auf. Ich bemerkte beim Aufwachen, dass jetzt Babálu nicht mehr da war. Aber es war nichts zu machen. Wir mussten unsere Wege gehen. Und auf ihnen die Herausforderung der Trennung nun bestehen.

Nächsten Tag begann ich wieder im Metrografeĩon. Meine Abwesenheit war durchaus wahrgenommen worden und wurde nun von den Kollegen kommentiert. Was ich denn gemacht hätte in dieser Woche. Ich erklärte mich wieder mit der Entschuldigung, dass ich sozusagen an einem Nachfolgetreffen eines Adelsturnus teilgenommen hatte. Als sie erfuhren, dass ich in Flúmina gewesen war, gab es fast einen Aufruhr. Der erstsemestrige Student, der mitten im sebastopolitaner Winternebel auf eine Adelshochzeit nach Flúmina fuhr, wurde als eine gewisse Provokation erlebt. Letztlich hätten sie das nämlich alle gerne gemacht. Dann kam Logothétes Andréas vorbei. Es sagte, er hoffe, dass ich die Gelegenheit genützt hätte, denn vermutlich seien dort

interessante Persönlichkeiten anwesend gewesen. Ich bestätigte das. Von Babálu wollte ich diskretionshalber nichts erzählen.

Nach der Arbeit im Metrografeĩon musste ich an die Akadémeia eilen. Ich war neugierig, was bei den von mir vorzeitig abgegebenen Arbeiten herausgekommen wäre. Sie müssten nun beurteilt sein. Die Mitstudenten hatten in der vergangenen Woche, als ich in Flúmina gewesen war, ihre Testate gehabt. Als ich die Ergebnisse bekam, war alles soweit in Ordnung. Ich hatte bestanden, und auch noch recht gut. Es gab also kein Problem.

Am Abend dieses Tages etablierte ich eine Bildverbindung nach Malandéde. Diesmal gab es keine Sicherheitskontrollen mehr. Babálu war gut und problemlos zuhause angekommen. Sie war am Flughafen von ihrem Bruder Ekene abgeholt worden. Ab nächsten Tag würde sie wieder in der Sortierung und Auswahl der Steine tätig sein und zwischendurch auch an den Entwürfen weiterarbeiten. Was ich gemacht hätte, fragte sie. Ich erzählte von der gewissen Unruhe, die es unter den Kollegen im Metrografeĩon gegeben hatte, als ich von Flúmina erzählt hatte. Und dass ich auch an der Akadémeia gewesen war, zur Klärung der Prüfungsergebnisse, und zu den Vorlesungen im Historiografischen Institut. Kálamos hatte wieder gelesen. Er war nach wie vor bei den Grundlagen der hellenischen Geschichte.

Babálu wollte wissen, was das aktuelle Thema war. Wir waren bei der Institution der Pólis angelangt, jenem politischen Gebilde, dem letztlich unser Stadtwesen und insbesondere auch die Sebastúpolis wesentliche Grundstrukturen verdankt. Kálamos hatte betont, dass das vermutlich entscheidende Merkmal der Pólis, im Unterschied zu den früheren und zum Teil größeren Städten in Mesopotamía, ihre innere Strukturiertheit gewesen sei. Man habe begonnen, die Bewohner solcher Städte, der Póleis, als Bürger zu sehen, nicht als Masse. Der Unterschied lag im Menschenbild. Spezifisch griechisch war es, Relationen zu erkennen, zu entwickeln und aufzubauen. Daraus ergaben sich vielfältige Institutionen, die besondere Fähigkeiten erforderten

und heranbildeten. Es waren die Menschen und ihre Beziehungen, die Identität und Entwicklung jener Gemeinwesen bestimmten. Sie hatten den zentralen Tyrannen, und eben auch solche vom explizit mesopotamischen Typus, überwunden. In sich überwunden. In der inneren Strukturiertheit, die jeder einzelne dieser Epoche in sich selbst zu erreichen strebte, und in der inneren Strukturiertheit dieser Städte. Die Einheit wurde nicht in Zwang und Staatsideologie eines einsamen Tyrannen und nicht in einer kleinen Oligarchie gesucht, sondern im optimalen Funktionieren des gesamten Körpers, welchen die Bewohnerschaft einer solchen Stadt gemeinsam aufbaute.

Und die Sebastúpolis? Ist sie so eine Pólis? –, fragte Babálu. Ja und nein –, war meine Antwort. Ja, weil diese Prinzipien wirklich auch bei uns geschätzt und angewendet werden. Wir suchen in der stetigen Fortentwicklung der menschlichen Relationen das Grundgerüst zu entwickeln, das unsere Gesellschaft tragen kann. Nein, weil zum Beispiel Platon erklärt hatte, dass die ideale Zahl der Einwohner einer solchen Pólis bei fünftausendundvierzig Männern liege. In Personenverbänden solcher Größe, und sogar auch noch in deutlich größeren Einheiten, ist es relativ einfach, nicht nur intensive interpersonale Kontakte zu pflegen, sondern auch das Prinzip einer diversifizierten, multizentrischen Machtausübung zu realisieren. Auf verschiedensten Ebenen haben wir das auch in der Autokratoría verwirklicht. Vieles an lokaler Verwaltung ist nicht zentralisiert. Viele Entscheidungen lokaler Politik werden primär von der Bevölkerung entschieden. Nur sind die Autokratoría und die Sebastúpolis inzwischen ein bisschen größer geworden als fünftausendundvierzig Männer. Wenn der Staat so groß wird, weil nämlich noch mehr Menschen eine solche gemeinsame Einheit in einem höheren Organismus suchen, dann müssen Teile der Machtausübung konzentriert werden. Und sie müssen dann auch an bestimmte Personen delegiert werden. Diese Leistung erbringt bei uns der Adel im Allgemeinen, der Hof im Konkreten und

letztgültig der Sebastós. Deswegen haben wir eine Pólis toû Sebastoû, eine Pólis des Sebastós eben. Es hat natürlich auch andere Großstaaten gegeben, vor uns, die eine Repräsentanz der Macht entwickeln mussten. Aber unser Vorteil, im Vergleich zu so manchen mesopotamischen Gebilden und deren Operatorenkasten, ist das Niveau unserer Repräsentanten. Sie mühen sich um kultische Reinheit. Sie legen größten Wert auf ihre Ausbildung in der Beherrschung der Bildlesefähigkeit. Und schließlich leben sie ihre Rechte und Pflichten als Dienst und eben nicht als Besitz.

Nun fiel mir auf, dass ich die ganze Zeit gesprochen hatte, und Babálu nichts gesagt hatte. Ich entschuldigte mich deshalb, so einen Monolog geführt zu haben. Babálu fand jedoch, – Das ist aber gar nicht so, das war alles sehr interessant für mich. Ich werde darüber nachdenken. Weißt Du Lapis, vielleicht können wir das öfter so machen. Wenn Du etwas Interessantes weißt oder bei Deiner Arbeit findest, dann kannst Du mir das erzählen. Für mich ist das viel effizienter, als wenn ich das alles selber in der Literatur suchen muss. Wir vereinbarten das so. Und dass wir einander bald wiedersehen würden. Wenigstens durch eine Bildmaschine.

Ich war als wieder in Sebastópol angekommen. Es gefiel mir hier. Ich bemerkte das erneut wieder. Die Stadt war spannend. Eben das Zentrum von alledem, was ich erst noch näher und genauer studieren wollte. Es war immer etwas los, und mir ging einfach der Stoff nicht aus für meine Forschungen. In der Casa Colón, wo ich wohnte, hatte mich mein Zimmerkollege Pepe mit der Neuigkeit empfangen, dass er eine neue Freundin hatte. Auf dem Foto, das er mir zeigte, sah sie recht hübsch aus. Sie war Vietnamesin, die – wie wir hier fast alle – mit einem Stipendium in die Sebastúpolis gekommen war. Sie studierte das, was in der Sebastúpolis Makrodémonomik genannt wird. In Brasilien sagt man dazu Volkswirtschaftslehre. Dies im Unterschied zur Hauswirtschaftslehre, der Mikrooíkonomik. Er wollte mir auch sonst noch alle möglichen Neuigkeiten berichten. Das musste ich

aber auf unseren nächsten Cervéza-Abend am Heptastádion verschieben, denn ich war durch meine Abwesenheit doch mit einigem im Verzug und hatte jetzt nicht die Zeit für seine Curiosa.

Einige Tage später, als es dann so weit war, wir hatten uns in der Agorá verabredet, und zwar im Stehpub Acapuncho, erfuhr ich mehr. Pepes Neue kam also aus Vietnam. Dort hatte sie sogar einmal den lokalen Indochina–Schönheitsköniginwettbewerb gewonnen. Das war bemerkenswert, denn dieser Contest findet nur alle zwei Jahre statt und ist berühmt für seine Kompetitivität, da Indochina gleichermaßen eine dichte Bevölkerung hat wie eben auch eine Unzahl jugendlicher Schönheiten des weiblichen Geschlechtes. Pepe war darauf auch nicht wenig stolz. Er hatte sie in einem Latinoclub kennengelernt, wo sie mit zwei Freundinnen hingegangen war. Er hatte sie dann zum Tanzen aufgefordert und offensichtlich damit Erfolg gehabt. Jetzt waren sie schon seit gut zwei Wochen zusammen. Ich gratulierte ihm und bewunderte nochmals das schöne Foto. Ich muss hier dazusagen, dass ich nicht davon überzeugt war, dass diese Sache lange halten würde. So war das nämlich bei Pepe. Er hatte immer wieder neue Mädchen um sich, aus denen dann erklärte Freundinnen wurden oder auch nicht. Damals waren sie noch recht hübsch. Es gab eben auch jene Schönheitskönigin darunter. Sie hatte etwas von einer frischen oder jedenfalls noch frischen Blume. Ich konnte mir gut vorstellen, dass sie auf dem Parkett eines Latinoclubs ein vielbestauntes Paar machen würden.

Nach Besprechung dieser Neuigkeit berichtet mir Pepe wieder von seinem Labor. Er hatte fleißig weitergearbeitet und stand davor, etwas zu publizieren. Was für einen Studienanfänger natürlich eine bemerkenswerte Besonderheit war. Er meinte, wenn diese Publikation wirklich erscheine, dann würde er sein Forschungsprogramm ausbauen können. Er plante, das Doppelte bis Dreifache an Versuchen etablieren zu können und auch weitere Mitarbeiter zu rekrutieren. Und natürlich würde er dann mehr Ratten und Mäuse benötigen, um die Versuche durchführen

zu können. Seine Diktion war, dass die Tiere geopfert würden oder eben geopfert werden müssten. Man musste sie kaufen, eine Weile füttern, für die Versuche präparieren, dann narkotisieren, dann die Versuche machen, und dabei wurden sie geopfert. Ich fragte ihn, was er mache, um dieses Opfern richtig vollziehen zu können. Er sagte, das Opfern würde von selber passieren. Die Tiere würden an einer Art Schock von selber sterben. Er hatte mich nicht verstanden. Ich hatte nicht gefragt, wie die Tiere sterben, sondern vielmehr, was er tat, um in diesen Vorgängen seine kultische Reinheit zu bewahren. Aber ich wusste, dass er dieses Wort nicht verstehen würde. Deshalb fragte ich nochmals und sagte, – Was tust du, um darin dein Gleichgewicht nicht zu verlieren? Er fragte zurück, – Gleichgewicht verlieren? Warum? Da gibt es kein Problem. Wir halten uns an alle Richtlinien, und dann laufen die Versuche nach Plan. Bei uns verliert niemand sein Gleichgewicht.

Ich sah, dass er mich nicht verstehen würde. Er verwendete zwar den richtigen Begriff; diese Tiere wurden tatsächlich geopfert. Und vielleicht waren seine Versuche tatsächlich wichtig genug, dass sich die Tötung der Tiere rechtfertigen ließe. Vielleicht arbeitete er an irgendwelchen Grundlagen für ein Wissen, das später einmal Menschen helfen könnte. Vielleicht war seine Arbeit notwendig für einen wichtigen Fortschritt in der humanen Welt. Und dann wären die Opfer gleichermaßen notwendig wie gerechtfertigt. Aber das bezog sich nur auf das Opfer.

Darüber hinaus aber müsste der Opfernde selbst dann auch noch einen Beitrag leisten. Er kann nicht eine Opferung mit Tötung einfach so vollziehen, ohne selbst dafür einen Ausgleich zu suchen. Es handelt sich um eine Tötung. Was ist es, das aus ihm dabei keinen sinnlosen Schlächter sondern einen legitim Opfernden macht? Selbst die Epistéme kann hier ihren Akteuren nicht einfach so eine gottgleiche Rolle einräumen, etwa auf ein per se existierendes Recht auf Tötung. Wer als Mensch opfert im

Ausmaß einer Tötung, noch dazu repetitiv und institutionalisiert, muss dazu kosmisch und göttlich berechtigt sein, wenn es ein legitimes Opfer sein soll. Hier besteht eine sehr hohe Anforderung an die kultische Reinheit.

Diese Zusammenhänge werden zum Beispiel sichtbar, wenn der Opfernde sein Opfer für dessen Opferung um Vergebung bitten. Das klingt vielleicht absurd. Aber genau das kennen wir von den früheren Henkern und Scharfrichtern. Sie baten den Verurteilten um Vergebung. Und dabei waren sie ja an dem Todesurteil überhaupt nicht beteiligt. Pepe verstand diese Zusammenhänge nicht. Er machte einen technisch sauberen Prozess mit den Ratten. Und das war's. Er fühlte sich seiner Forschung verpflichtet. Nicht dem Leben. Und schon gar nicht dem von Ratten. Ich gab es auf, ihn hierfür zu sensibilisieren. Wir tranken noch unsere Cervézas und gingen dann nach Hause. Später sollte sich zeigen, dass es in dieser Gleichung noch weitere, unberücksichtigte Faktoren gab.

Begegnungen wie diese zeigten mir, dass ich nicht überall auf Leute stoßen konnte, mit denen ich automatisch ein gutes Einverständnis haben würde. Sebastópol war großartig, und ich war begeistert, hier zu sein. Aber gleichzeitig war ich auch immer wieder alleine. Es war nun eindeutig nicht mehr wie in der Schule. Dort waren alle Schüler Brasilianer, oder doch fast alle. Auch in Paulisto, das definitiv nicht meine Heimat im eigentlichen Sinn ist, gab es doch so viel Einheimisches, dass ich trotzdem wie zuhause lebte. Hier in Sebastópol hörte ich Brasilianisch selten. Die allgemeine Sprachgrundlage war der *Mund*, und am Metrografeĩon die Helleniké. Ich beherrschte die Sprachen. Und doch, alles war anders als in Brasilien. Der mittelägyptische Horizont war weiter für mich präsent durch den Unterricht bei Didáskalos Kýrillos. Aber hier in Sebastópol hatte ich nicht den Kontakt mit den adeligen Familien, wie ich ihn in Flúmina gehabt hatte, und ja sogar auch bei Dom Fabiano im Sertão.

Keineswegs zuletzt aber fehlte mir Babálu. Sie war eben sehr spürbar nicht anwesend. Wir hatten regelmäßig Kontakt über die Bildmaschinen, fast täglich. Und nun erzählten wir uns tatsächlich praktisch alles, was jeder erlebt hatte. Unter anderem erzählte ich ihr auch von Pepe. Sie meinte, er könnte letztlich eine Unsicherheit haben in der Herausforderung, eine definitive Beziehung einzugehen. So erklärte sie sich jedenfalls seinen nicht versiegenden Fundus an neuen Freundinnen. Ich wandte ein, dass er eben ein sehr aktiver junger Mann sei, der seine Ziele verfolge und auch nicht schlecht aussehe. Sie antwortete darauf, dass das alles schon so sein könne. Aber wenn er solche Tugenden in einem konsistenten Modus wirklich verfolgte, dann wäre es eigentlich weit logischer, dass er eine tolle Frau finden würde und nicht permanent neue Blüten. Wir beließen es dabei.

Die häufigen Bildkontakte stellten sich als hilfreich heraus. Wir konnten die enorme Entfernung jedenfalls irgendwie überbrücken. Wie gesagt, die Einsamkeit war dennoch klar spürbar. Ich beschloss, mir ein Programm dagegen zu verordnen. Oder wenigstens nicht hilflos zuzusehen, dass ich eben durch eine gewisse Einsamkeit gehen musste. Studium an der Akadémeia und Arbeit am Metrografeĩon waren anspruchsvoll und zeitaufwändig. Dennoch blieben zeitliche und noch mehr emotionale Freiräume, die immer wieder auch zu Leerräumen wurden. Wenn es nichts mehr zu arbeiten gab, nichts mehr zu studieren war und ich Babálu nicht mehr näherkommen konnte, denn die Bildmaschinen waren eben doch ganz eindeutig eine undurchdringliche Wand, dann tauchte eine Leere auf, die weder angenehm war noch sich so ganz einfach auflösen wollte. Ich hatte diese Erfahrung bereits wiederholt gehabt. Und sie gefiel mir nicht. Ich dachte dann, ich müsste mir noch andere Beschäftigungen suchen, als eben nur das Pendeln zwischen Metrografeĩon, Hofschreiberschule und Akadémeia. Ich beschloss, die Sebastúpolis, die weitläufigst ist, und die ich eigentlich nur wenig kannte, näher kennenzulernen.

Inzwischen waren die Tage hier in der Stadt wieder etwas länger geworden, der Frühling zeigte seine ersten Sonnenstrahlen. Eines samstags beschloss ich, den Tag nun einmal anders zu verbringen, und in die immer noch recht unbekannte Sebastúpolis aufzubrechen. Ich kannte damals Vinhas noch nicht persönlich, hatte aber natürlich schon davon gehört. Ich hatte erfahren, dass man dort hinging als Freizeitaktivität, ungezwungen, zur Unterhaltung, zur Entspannung, um die Natur zu spüren, mit Freunden, mit der Familie. Ob man es auch alleine tun könnte, wollte ich nun ausprobieren. Ich rüstete mich also mit festeren Schuhen, Regenjacke und Handschuhen aus, nahm eine der Röhrenverbindungen und kam an der Endstation Oinopoíesis an.

Ich nahm mir keines der dort wartenden Pferdegespanne. Ich musste damals schon auch auf meine Ausgaben achten. Gleichzeitig wollte ich aber die Gegend primär zu Fuß erkunden. Dabei würde ich genauer spüren, was die Landschaft mitteilte, könnte die Pflanzen besser beobachten, würde allenfalls sich zeigende Tiere nicht erschrecken. Ich kannte das von den zahlreichen Exkursionen, die wir damals in Petrolina mit den Vätern vom Berge gemacht hatten. Zu Fuß ist man allem wesentlich näher. Und ich hatte Zeit. Ich stieg ein in die hier beginnenden Weinberge. Zunächst nahm ich eine der Fahrstraßen, die für die Kutschen und Gefährte gängig waren. Später wich ich davon ab und ging kleinen Fußwegen entlang, die den Weingärtenrändern folgten. Die Weinstöcke waren geschnitten, aber sie trieben noch nicht aus. Die Erde war schwer, feucht und klebrig. Meine Schuhe sahen schon entsprechend lehmig aus. Weiter oben in den Hügeln kam ich dann durch Waldstücke. In ihnen hauste noch der Winter, alles war grau und ohne neues Leben. Nur der Himmel zeigte die kommende Jahreszeit, er strahlte blau und nahezu unbewölkt über den Baumkronen. Hoch im Himmel kreisten Vögel, die offensichtlich auch den Sonnenschein und die Aussicht auf eine freundlichere Jahreszeit genossen.

Nach einer Weile kam ich dann zu dem, was in Vinhas "Kóme" genannt wird. Das ist "das Dorf". Alle nennen es nur die Kóme. Aber das Dorf hat einen Namen. Es heißt Hágios Panteleímon, nach der kleinen Kirche in seinem Zentrum, dem Naós toû Hagíou Panteleímonos. Der Naós ist alt. Vermutlich hatte es hier bereits eine Kapelle gegeben, bevor noch die Sebastúpolis gegründet worden war. Oder bevor sie eben "aufgefunden" worden war, wie es der Gründungsmythos von Sebastópol erzählt. Um diesen heiligen Ort hatte sich dann ein kleines Dorf gebildet. Es gab einen kleinen zentralen Platz, einen Brunnen und die Häuser der Bauern. Hier in den Hügeln hatte sich das Dorf dann nie wirklich groß entwickelt. Es blieb immer der kleine Haufen von einfachen Häusern, der er seit Anfang an gewesen war. Die etwas reicheren Bauern hatten ihre Häuser mit Ziegel gedeckt, die übrigen waren nach wie vor strohgedeckt. Das Dorf ist stets Ziel vieler Pferdegespanne. Hier finden viele der Besucher die von ihnen jeweils bevorzugte Wirtschaft. Diese Lokale bestehen aus einigen Gasträumen, wo Wein ausgeschenkt wird und die typischen Speisen des Hinterlandes der Sebastúpolis serviert werden. Verschiedene Fleischbraten von Rind, Schwein und Lamm, auch Würste, Blutwürste, Geflügel. Dazu alles, was man aus Erdäpfeln machen kann, salzig oder sauer, die Gemüsesorten und Salatpflanzen, alles Mögliche an verschiedenem Kraut, Kürbisse. Dazu dann noch Brot und diverse Soßen. Alles das ist kräftige Nahrung. Man könnte auch sagen deftige. Schließlich kommt man hierher, um das Landleben zu genießen.

Damals hatte ich diese Gaststätten noch nie gesehen und nutzte nun die Gelegenheit, in einige von ihnen einen Blick zu tun. Es waren niedrige Räume mit kleinen Fenstern, mit Holzbänken ausgestattet. In einer Ecke gab es einen Ofen, was ich zu dieser Jahreszeit als durchaus angenehme Einrichtung erlebte. Hinter den Häusern gab es jeweils einen Garten, auch mit Holzbänken und Tischen, unter Lauben von Wein oder

Glyzinien. Im Sommer würde man hier draußen sitzen, mit Sonnenschein oder genügend Schatten, um einen sehr angenehmen Nachmittag oder Abend zu verbringen. Jetzt, bei den ersten Frühlingsstrahlen, saß noch kaum jemand draußen. Ich ging die Hauptstraße der Kóme entlang und sah die Gastwirtschaften. Sie hatten alle eigene Namen. Hágios Panteleímon lag gleich neben der Kirche. He Boulé, "Das Rathaus", war ebenfalls eine größere Wirtschaft. Kleiner waren Treĩs Adelfaí, "Drei Schwestern", Chrysómallos und Hágia Anna.

Ich hatte noch Zeit und ging dann weiter. Ich ließ das Dorf hinter mir. Es ging weiter hinauf in die Weinberge. Hinter einer weiteren Erhebung sah ich nun das Monastír Svjátovo Serafíma, das russische Serafím-Kloster, das hier in schönster Natur und relativer Einsamkeit hinter einer großen weiß gekalkten Umfassungsmauer hervorleuchtete. Ich sage leuchtete, denn auf jeder der bunt gedeckten Kuppeln, Türmchen und sonstigen Aufbauten stand ein Kreuz, das vergoldet war und nun in der Sonne glänzte. Nach einem weiteren kleinen Waldstück trat ich auf eine Lichtung, auf der in einer Koppel einige Pferde standen und grasten. Daneben befand sich eine weitere Wirtschaft, die dick und bis tief hinunter mit Stroh gedeckt war. Als ich mich näherte, las ich die Aufschrift: Tabérna. Es gab also gar keinen richtigen Namen. Ich trat ein und fand zwei mäßig große Gasträume, dazwischen die Theke, dahinter der Küche. Auch hier gab es hinter dem Haus einen recht großen Garten, der nun aber kaum besetzt war. Nur entlang der Hauswand saßen zwei Gäste und versuchten sich mit den Sonnenstrahlen und den Wärmereflexionen der Wand zu erwärmen. Ich nahm drinnen Platz, nicht weit weg von dem angenehm strahlenden Kachelofen. Es gab die typischen Holzbänke, Holztische und die kleinen Fenster. An den Wänden hingen alte, einfach gemalte Bilder von Heiligen und Ansichten von Bauernhäusern mit etwas Landschaft herum. In einer Ecke hing ein Kreuz. Man fühlte sich sehr zuhause hier. So hatten sie früher gelebt, hatten mit dem Ofen der

Kälte des Winters getrotzt. Das Leben muss hier eng gewesen sein, aber dafür auch in enger Beziehung zu den Anderen. Man spürte, dass viel Leben und echtes Leben durch diese Räume gegangen war. Ganze Generationen hatten dieses Haus benutzt, und es hatte ihnen allen den nötigen Schutz gegeben.

Ich bestellte Wein. Und von dem Lammbraten, den ich beim Eintreten gesehen hatte. Dazu etwas von den gebratenen Erdäpfeln und Brot. Das Essen war sehr schmackhaft, ganz besonders nach der Wanderung. Das Lamm war nach Sebastopolitaner Art gemacht, gut, aber, – ich muss es anmerken –, nicht so fein gewürzt und gebraten wie in Campos Secos oder eben überhaupt im Sertão. Dennoch, ich genoss es. Als ich gegessen hatte, kam der Wirt vorbei und fragte, ob es mir geschmeckt hätte. Ich bestätigte und bestellte dann noch ein Glas Wein.

Als er zurückkam, erkundigte er sich, woher ich komme. Ich war erstaunt darüber. Aber offensichtlich hatte er bemerkt, dass ich nicht einheimischer Sebastopolít bin. Das passiert mir selten, denn mein *Mündchen* ist gut entwickelt. Vermutlich war er als Ureinheimischer der Sebastúpolis empfänglich für die feinsten Töne, für diejenigen der Natur hier draußen, wohl auch die seiner Pferde, und offensichtlich auch für die Sprache und das Verhalten der Gäste. Ich erzählte nun ein wenig. Dass ich Brasilianer sei und nun nach Sebastópol zum Studium gekommen war. Dass ich Vinhas einmal kennenlernen wollte. Und dass ich eben zum ersten Mal in die Tabérna gekommen war. Der Wirt meinte, er habe gedacht, ich käme aus Lateinamerika. Das habe er – er sagte das tatsächlich so – meinem Akzent angehört. Ich fand das beachtlich, denn bis dahin hatte mir niemand einen Akzent im *Mund* nachgesagt. Nun fragte er, ob ich bewusst hierher, in die Tabérna, gekommen sei. Ich gab zur Antwort, dass das eigentlich reiner Zufall gewesen war, weil ich eben in der Kóme noch nicht einkehren und noch mehr von Vinhas kennenlernen wollte.

Nun, er frage das, weil die meisten Leute hierher in die Tabérna kamen wegen der Geschichte dieses Ortes und dieses Lokals. Ich fragte, was denn die Geschichte der Tabérna und der Gegend hier sei. Wie sich nun aus den Erklärungen des Wirtes herausstellte, hatte ich das Lokal gefunden, in das einst die hochberühmten Musiker der Stadt als ihr auserwähltes Stammlokal eingekehrt waren, und zwar zu einer Zeit als es noch keine Röhrenverbindungen nach Vinhas gab, und man den ganzen Weg von Sebastópol bis hierher mit Pferden zurücklegen musste. An den Sonntagen waren sie gekommen, um mit ihren Freunden hier ihre neuesten Kompositionen auszuprobieren. Und im Übrigen zu tun, was alle, die heute hierherkommen, immer noch tun, nämlich das Landleben zu genießen. Es waren das die Komponisten jener berühmten Stücke, die, obwohl sie nahezu in der Antike komponiert worden waren, auch gegenwärtig noch in Sebastópol und weit darüber hinaus bekannt waren und gerne gehört wurden. Wenn es wieder wärmer wäre, sagte der Wirt, würde es wieder die bekannten Konzerte hier geben. Da kämen dann sehr viele Leute, und deswegen müsste er das dann hinten im Garten machen. Da würden dann kleine Gruppen von Musikern, drei, vier, vielleicht sechs Instrumentalisten, berühmte Stücke jener Komponisten zum Besten geben. Das geschehe mit alten, zum Teil sehr alten Instrumenten, und es kämen die besten Musiker der Sebastúpolis. Dann würden diese Stücke möglichst so gespielt, wie sie ursprünglich hier uraufgeführt worden waren. Unter Freunden und mit großen Freiheiten in Stil und Rhythmus, ganz wie es die Stimmung der Musiker und ihrer Gäste gerade eingebe. Damit nicht zu viele Besucher kämen, was das Ambiente hier draußen einfach nicht vertrage, würden die Aufführungen jeweils nur sehr kurzfristig angekündigt. Auch bei diesem Vorgehen kämen immer noch genügend Musikbegeisterte. Ich könnte ja auch einmal kommen, es sei ein echtes Erlebnis.

Der Wirt musste bei der offensichtlich erstklassigen Musik hier in seiner Tabérna ein gutes Gehör entwickelt haben. Damit hatte er mich als Nichteinheimischen erkannt. Vielleicht würde ich wirklich einmal hierherkommen, ich würde es mir überlegen. Ich bedankte mich für die Gastfreundschaft und die interessanten Informationen, zahlte und machte mich auf den Heimweg. Nachdem ich dann den ganzen Weg wieder zur Station Oinopoíesis zurückgegangen war und schließlich zuhause im Ásty epistémes angekommen war, stellte ich eine Bildverbindung nach Malandéde her. Ich berichtete Babálu, was ich an diesem Tag alles erlebt und gesehen hatte. Sie war begeistert von dem, was sie von mir über Vinhas hörte. Sie wollte das auch einmal sehen. Die Musik, welche die Tabérna berühmt gemacht hatte, kannte auch Babálu. Es waren das die so bekannten Tänze und Lieder, Instumental- und Gesangstücke für kleine Besetzungen, die man eben überall hören konnte. Bis heute und offensichtlich auch in Malandéde. Sie wollte Fotos sehen von der Tabérna und überhaupt von Vinhas. Ich versprach, beim nächsten Besuch dort welche zu machen und sie ihr dann zu senden.

Nachdem ich nun einen Anfang gemacht hatte im Versuch, mit meiner Einsamkeit in Sebastópol umzugehen, beschloss ich, die Sehenswürdigkeiten der Stadt langsam, aber systematisch kennenzulernen. Durch meine Arbeit am Metrografeĩon und das weitere Studium bei Kýrillos an der Hofschreiberschule war ich regelmäßig am Pálatin. Dadurch waren mir die Lokalitäten und der Lebensstil auf diesem Hügel, jedenfalls was die mir dabei zugänglichen Bereiche der Teilverbotenen Stadt betrifft, schon einigermaßen bekannt. Natürlich, die wirklichen Palastbereiche waren unzugänglich. Das allerdings für alle, außer für die Familie der Sebastogénnetoi und die dort tätigen Angehörigen des Hofes. Ich hatte auch noch nicht die großen Parkanlagen gesehen, die zu gewissen Festtagen für die Bevölkerung geöffnet werden. Das würde ich demnächst, anlässlich eines der Feste sicher nachholen. Aber die übrigen Zonen des Pálatins, dort wo eben die immense

Bürokratie arbeitete, waren mir jedenfalls in den Grundzügen bekannt. Auch hier gab es differenzierten Zugang. Mit meinen Zugangsbewilligungen kam ich nicht überall hinein, keineswegs. Aber ich hatte doch einen recht klaren Eindruck von wesentlichen Teilen des Lebens auf dem Pálatin bekommen.

Gänzlich anders war es hingegen für mich auf der Akrópolis. Zu diesem Zeitpunkt, ich war noch immer im ersten Studienjahr, hatte ich die Akrópolis überhaupt erst von außen gesehen. Dies vor allem durch die großartigen Ansichten, die sich vom Pálatin her auf den gegenüberliegenden Hügel der Akrópolis ergaben. Von dieser erhöhten Position aus sieht man die reiche Architektur, die auf dem Akrópolishügel versammelt ist. An einem der nächsten Samstage war es soweit. Ich brach auf, um die Akrópolis näher zu erkunden. Ich fuhr per Röhrenverbindung an die Station Propylón. Wenn man dort aussteigt, kommt man auf den großen Propylón-Platz, der sich am Fuß der Akrópolis erstreckt und noch in der Ebene der Agorá liegt. An einem Ende dieses Platzes beginnt, ich habe es schon beschrieben, die via sacra, die sich in großen Windungen den Hügel hinaufzieht bis zur oberen Plattform der Akrópolis.

Unten, am Übergang des Platzes zur via sacra befindet sich das, was dem Platz den Namen gibt, das Vortor, der Propylón. Es ist das eigentlich gar kein Tor, sondern der Abgang der via sacra von dem Platz. Genau an dieser Stelle sitzen, rechts und links des Weges, je ein großer Löwe, in kauernder Position. Es sind das die beiden Sfingen, die Sebastós III. Eusébios Naofýlax hier errichten hatte lassen. Sie sitzen jeder auf einem hohen Podest und sind in der Formensprache der Zeit des Pharaos Sesostris I. gehauen. Das ist wohl kein Zufall, denn dieser Pharao hatte mit dem von ihm gewählten Thema “Ra-xeper-ka“ erklärt: Der höchste Gott wird lebendiger Körper.



Diese Aussage machte er mit nur drei Zeichen, der Sonne des Ra, dem Skarabäuskäfer und den erhobenen Armen und Händen des Ka. Das ist eine sehr schöne und erstaunliche Aussage für eine Kultur und deren obersten Herrscher, die offiziell noch nichts erfahren hatten von der Letztbedeutung der Inkarnation des höchsten Gottes.

Der Ausdruck der menschlichen Gesichter und die Körperhaltung dieser kräftigen Löwen sind von großem Ernst und aufrechter Pietät. Das kommt gerade in dem verhaltenen, aber eindeutigen Lächeln sehr schön zum Ausdruck. Diese Verbindung aus mächtiger fysischer Präsenz der Löwen auf dem Platz und demütiger Zurückhaltung im Gesichtsausdruck entspricht dem Programm, das Eusébios Naofýlax hier am Fuß des heiligen Aufwegs zum Ausdruck bringen wollte. Er, wie alle Sebastoí, verstand sich als Schutzherr über den gesamten heiligen Bezirk der Akrópolis und als Verteidiger des wahren Glaubens. Deswegen hatte er auch, gemäß der lateinischen Tradition, den Titel Defensor fidei angenommen. Diesem Programm blieb er treu. Er lebte eine vorbildliche Ehe, eine Scheidung wäre ihm nicht in den Sinn gekommen. Und er blieb sein Leben lang ein treuer Verteidiger der ganzheitlichen und orthodoxen Lehre. Ein Glaubensabfall, seinerseits oder gar seitens seines Volkes, wäre ihm ebenfalls niemals in den Sinn gekommen. Nach seinem seligen Tod und dem seiner geliebten Gattin, der Sebasté Aikatharína, wurden die beiden als Paar vom damaligen Pápas, es war Aletheiádulos XIII., sogar zur Verehrung an den Altären erhoben. Als Seliges Herrscherpaar und als Vorbild für alle.

Hier, am Fuß der Akrópolis, hatte Eusébios Naofýlax deutlich gemacht, dass er als Sebastós den Schutz dieses ganzen heiligen Bezirks übernommen hatte. Gleichzeitig ist die Positionierung jener beiden Sfingen, genau hier am einen Ende des Platzes, Ausdruck dafür, dass der Herrscher es niemals gewagt hätte, über seinen Bereich hinauszugehen. Was hinter dem Propylón liegt, nämlich die inneren Fragen der heiligen Lehre,

dort würde sich der Sebastós nie einmischen. Davon gab und gibt es genau eine Ausnahme. Der Sebastós würde sich einmischen, wenn es die Verteidigung eben der originalen Wahrheiten erforderte, damit diese weiter genauso gelehrt würden, wie sie immer gelehrt worden waren. Ansonsten sah Eusébios Naofýlax seine Aufgabe darin, die Termini festzusetzen. Die Grenzpfähle der Machtbereiche klar zu formulieren, damit jeder, der hier vorbeikommt, verstehen kann, worin die Lehre besteht. Und wie sie im realen Leben verteidigt wird.

Alleine diese beiden Monumente und die Aura dieses außergewöhnlichen Ortes absorbierten mich für zwei Stunden. Am Sockel der Sfingen fand sich, in schöner griechischer Kapitalschrift eingemeißelt und mit Gold ausgegossen, ein sogenanntes Sýmbolon aus Níkaia. Das ist eine kurze Zusammenfassung aller jener Lehrsätze, deren Verteidigung bis zum Blut sich Eusébios Naofýlax zum Lebensinhalt gemacht hatte. Darunter stand dann seine gesamte ägyptische Königstitulatur, in erhabenen Reliefhieroglyfen und in der elegantesten Formgebung der 12. Dynastie. Unter anderem konnte man hier lesen, dass er sich, in vollkommener Übereinstimmung mit dem ägyptisch-sebastopolitanischen Protokoll, Erwählter des Messias nennen durfte. Daneben nannte er sich in jener Inschrift auch S-en-weseret, oder genauer geschrieben Wesert-s-en, der Mann der Mächtigen. Dies bezieht sich auf das Selbstverständnis dieses Sebastós, wonach er sich als ein Gefolgsmann der Mächtigen Frau sah, der mächtigen Messiasmutter nämlich.

Der Platz vor der Akrópolis heißt nicht nur Propylón, sondern er hat auch noch einen zweiten Namen: Ruti. Das kommt von einem alten, mittelägyptischen Wortspiel. “ 𓃭 “, ein Löwe, heißt auf Mittelägyptisch Ru. “ 𓃭𓃭 “ wird Ruti gelesen und heißt Löwenpaar. Gleichzeitig heißt Rut aber auch Türe. Und Ruti sind die beiden Türflügel. So kommt es also, dass die beiden Löwen, als Hieroglyfen richtig gelesen, ganz einfach ein Tor markieren.

Und deshalb heißt der Ort hier Propylón, Tor. Oder genauer übersetzt Vortor. Dies, weil das Tor von Eusébios Naofýlax, genau und korrekt gelesen, eben noch vor der Akrópolis steht. Exakt dahinter nämlich beginnt die via sacra, die dann schon zur Akrópolis gehört.

Da gibt es übrigens ein Curiosum um jene beiden Löwen. Auch an diesem Tag meiner Besichtigungstour, so wie es überhaupt häufig zu sehen ist, fand ich genau dort chinesische Touristen vor. Sie pflegen sich, zwischen den beiden Löwen posierend, fotografieren zu lassen. Das ist ein ganz besonders beliebtes Motiv unter den Chinesen. Es erinnert sie nämlich an die doppelten Löwen, die bei ihnen vor Palasteingängen und Tempeln stets errichtet sind. Ich habe auch schon gehört, dass sie sich für die Erfinder dieses Motivs halten. Das ist aber kaum glaubhaft. Ich weiß nicht, wie sie draufgekommen sind, dieses Motiv so häufig zu verwenden. Ich könnte diesbezüglich einmal Professor Maa befragen. Aber sicherlich waren sie nicht die Ersten, die es verwendet haben. Denn die beiden Löwen als Markierung von Eingängen sind seit ältester Zeit in Ägypten belegt. Und Ägypten hat eben sogar diesen optolinguistischen Scherz hervorgebracht. Zwei Löwen, gelesen als Hieroglyfen, bezeichnen ein Tor. Diese Ehre der komplexen optolinguistischen Erfindung, und wohl auch der Erstautorschaft, müssen die Chinesen den Ägyptern einfach zugestehen.

Ich hatte mich also geraume Zeit an diesem Eingang zur Akrópolis aufgehalten, wo in Tópos, Eikón und Sýmbolon unendlich viel über unsere Kultur und unseren Cultus ausgedrückt wird. Nun trat ich aber ein, in die via sacra und damit in die Akrópolis. Ich habe es früher ja schon beschrieben, zunächst windet sich die via sacra in einem großen S den Berg hinauf. Dort befinden sich ausgedehnte Verwaltungsgebäude und Wohnviertel der hier arbeitenden und wirkenden Beamten, geistlich oder nicht. Ein Stück schon weiter oben kommt man am armenischen Kloster vorbei. Es ist das ein großer Bau, mit einem langen Trakt

für die Wohnräume der nicht wenigen hier lebenden Mönche, mit der weltberühmten Bibliothek, dem Xenodocheĩon als Unterkunft für Gäste und Pilger, und daneben die Kirche selbst. Kirche und Kloster sind dem heiligen Mesróp Maschtóz geweiht. Jener Mönch hatte durch seine Erfindung des armenischen Alfabets für sein Volk etwas sehr Ähnliches getan wie die koptischen Mönche, als sie ihrerseits die koptische Schrift für die in Ägypten gesprochene Volkssprache umfassend zum Einsatz gebracht hatten. Auch in Armenien ging es darum, dem Volk, das in diesem Fall auf griechische und syrische Texte eingeschränkt war, eine schriftliche Literatur in der eigenen Sprache zu ermöglichen. Mit seiner Erfindung der armenischen Schrift eröffnete Mesróp das Einsetzen einer Flut armenischer Literatur, die bis heute angehalten hat. Gerade die Erfindung der Schrift hat es den Armeniern ermöglicht, die diversen Verfolgungen zu überleben, denen sie seit Beginn ihrer Geschichte vonseiten der verschiedensten Mesopotamisierer ausgesetzt waren. Wie die Armenier immer wieder stolz erwähnen, waren sie überhaupt das erste Volk der Menschheitsgeschichte gewesen, das einen Messiasstaat errichtet hatte. Das wird in der Autokratoría vollkommen anerkannt und gilt hier als historische Großtat.

Dieses Volk hatte ja so vieles vorweggenommen, was später, in anderen Völkern, aber eben auch gerade in der Autokratoría, neue und noch größere Wirklichkeit werden sollte. Auch hier, am Kloster, konnte man das sehen. Die Kirche zeigte ihre hohe Fassade aus massiven Quadersteinen. In die Fassade waren die Tore, Fenster, hohe schmale Nischen, Giebelwerk und Ornamentik eingeschnitten worden, so wie man einen Edelstein, einen Diamanten etwa, schleift. Exaktest und scharfkantig. Hinter dieser Architektur stand ein Konzept höchster Geometrie, die aber keine flächigen Muster endloser Repetition hervorbrachte, sondern stereometrische Körper vollsten Volumens. Und diese hochgeometrischen Körper mit dem Auge abzutasten, das war alles andere als mechanisch. Obwohl äußerst streng in der

Linienführung und den komplexen Verwinkelungen, bildete dieser Baukörper mit seinen Teilen ein organisches Ganzes, so wie der Körper eines edlen Tieres. Oder vielmehr noch wie eine abstrakte Plastik. Man sah die Plastik eines mystischen Körpers, der sich aufbaut aus den endlosen Generationen der Träger dieses Volkes. Was man hier sah, war die plastische Antwort auf jeglichen Ikonoklasmus, ja dessen klarste Zurückweisung. Hier war eine der definitiven Formulierungen der Dreidimensionalität ausgesprochen worden. Man konnte sehen, und eben mit dem Auge ertasten, dass es einfach nicht genug gewesen war, die Wahrheit, die dieses Volk erkannt hatte, nur in der Fläche zu proklamieren. Diese Wahrheit eroberte alle drei räumlichen Dimensionen. Zu Architektur geronnen, erfüllte die Wahrheit Armeniens den fysischen Raum mit einem unwiderlegbaren Hymnus plastischer Formen. Über dem Eingang sah man jenes geheimnisvolle, armenische Zeichen eines Chatschkárs. Dieses riesige Flechtwerk feinster Steinbänder, das, wie seit jeher, so nun auch hier auf der Akrópolis, seine apotropäische Funktion machtvoll ausübte. Es wies Daímones und andere zerstörerische Besucher definitiv an, sofort an den Ort zurückzukehren, von dem sie aufgebrochen waren.

Auch das Innere der Kirche zeigte jene Kompromisslosigkeit. Das Beiläufige hatte hier keinen Raum. Verschiedenfarbige Steinblöcke, rot, braun, schwarz, bildeten die Wände, Säulen und Pilaster. Ornamentbänder flochten sich da und dort über Flächen, verstärkten aber letztlich die primär plastische Aussage des Baues. Der Stein war sehr massiv eingesetzt. Man sah und spürte förmlich noch seine raue Oberfläche. Es ging hier um das Original. Nicht nur um das Original Armeniens. Sondern um das Original des Menschen. Zurückweichen vor dem Original wurde abgelehnt. Das, was im Kosmos geschaffen worden war, wurde als wirklich und als gut verstanden. Zweifel daran war kein Argument. Sollte dennoch irgendwo ein Zweifel aufkommen, so war er nur ein Anfang zu

noch komplexerer Gewissheit. Diese Gewissheit war keine primäre, keine von vorneherein, keine postulierte. Sie war keine Gewissheit, die doch nur auf tönernen Füßen steht und mit dem nächsten Windstoß nichts anderes als beseitigt sein würde. Was immer revidiert werden müsste, welcher Zweifel auch immer vorgebracht würde, das Original würde solch eine Revision überleben. Das neueste Ergebnis könnte nichts anderes sein, als die Erneuerung des endlos exemplifizierten, kristallklaren Anfangs. Diese Architektur wich vor dem Betrachter einfach nicht zurück. Sie erreichte es, ihre Botschaft unmissverständlich zu vermitteln.

Nachdem ich den Ort der Armenier verlassen hatte, ging ich weiter die via sacra hinauf. Als ich auf die Terrasse kam, die den sogenannten Tempelvorplatz bildet, ging ich nun nicht weiter hinauf Richtung Gipfel der Akrópolis, sondern blieb auf dieser halben Höhe, die ich erreicht hatte. Die Akrópolis ist derart voll mit den interessantesten Bauwerken, dass man Schwierigkeiten hat, alles überhaupt kennenzulernen. Jede dieser Bauten ist ein Thesaurós, eine Schatzkammer an materiellen und immateriellen Gütern. Man kann sich das jeweils nur Schritt für Schritt vornehmen. Es wurde mir klar, dass ich an diesem Samstag nur noch beschränkte Zeit hatte und auswählen musste. Ich wandte mich daher nach rechts und blieb auf derselben Höhe, die ich bereits erreicht hatte. Wenn man dort eine Weile geht, kommt man auf die Flanke der Akrópolis, die zum Meer gewendet ist. Dort befindet sich das russische Kloster. Von der Straße her sieht man vor allem die große und sehr bunt gestaltete Kirche. Auch hier gab es die vergoldeten Kreuze auf den Spitzen. Von ihnen floss das Gold aber sozusagen abwärts, über zahlreiche zwiebelartige Kuppeln und Türmchen und bildete eine Art goldener Wolkenlandschaft. Daneben gab es auf den Dächern auch noch rote und grüne Ziegeldeckung. Mit dem braunen Ziegelmauerwerk und den großen, weiß umrahmten Fenstern machte dieser Bau einen sehr fröhlichen und nahezu

unterhaltsamen Eindruck. Über eine gedeckte Treppe mit einigen Absätzen kam ich zur äußeren Vorhalle. Von dort konnte man den ausgedehnten Garten sehen und auf der anderen Seite das Meer. Während man die russische Kirche von der via sacra aus nicht sieht, weil sie auf der Rückseite der Akrópolis liegt, sieht man sie in ihrer vollen Buntheit sehr gut vom Meer aus. Da steht sie dann etwas unterhalb der auf der Spitze befindlichen Gregórioskirche und wirkt wie deren jüngere Schwester. Durch eine der verglasten Türen trat ich in die Eingangshalle.

Der Innenraum war wesentlich größer, heller und bunter, als ich es zuvor bei den Armeniern vorgefunden hatte. Viel Licht strömte durch die hohen und großen Fenster. Beim Eingang gab es Bilder, daneben große Becken, die mit Sand gefüllt waren. Besucher küssten die Bilder. Manche zündeten eine Kerze an und steckten sie in den Sand. Im Zentrum hing ein großer, runder Messingkronleuchter. Seine unterste Reihe bestand aus Bögen und flachen Abschnitten, die wie eine Stadtmauer angelegt waren. Das war offensichtlich die Stadt des Königs David. Darüber erhoben sich mehrere Ringe als Kronen, die demnach die himmlische Stadt bezeichneten. Ganz oben, dort in Gold, befand sich der zweiköpfige Adler, den die russische Tradition aus dem alten Byzántion übernommen hatte. Nun stand ebendieser Adler für das siebente Rhomäerreich, wie es sich in der Sebastúpolis und der gesamten Autokratoría verwirklicht. Vorne im Raum stand man einer goldenen Wand gegenüber, die viele Bilder in sich trug. Dahinter befand sich der Raum der Wahrheit. Der Ort des wirklichen und einzigen Opfers.

Wer dorthin gelangen wollte, müsste zwei Bedingungen erfüllen. Zum einen müsste er rein sein. Denn hinter den Bildern lag das Ádyton, das Unbetretbare. Der Raum, der nicht betreten wird, außer im Zustand klarer kultischer Reinheit. Diese kultische Reinheit war die eine Voraussetzung. Die andere Bedingung des Eintritts war, dass man durch die Bilder hindurchgehen müsste, bevor man den Raum der Wahrheit betreten könnte. Explizit die

Bilder waren der Weg, auf dem man sich dem Wichtigsten näherte. Direkt durch sie hindurch führte der Weg. Es war also eine deutliche Klarstellung, dass es für alle, die ernsthaft der Wahrheit begegnen wollen, keinen Ikonoklasmus geben kann. Ich fand das sehr schön. Man stand hier vor Architektur gewordenen Instruktionen, welche die Grundregeln der Initiation darlegten. Und das alles war sehr anschaulich.

Auch an den Wänden und Säulen fanden sich Bilder vieler Männer und Frauen. Sie waren auf diesem Weg gegangen. Sie hatte jene Instruktionen gelernt, gelehrig angenommen und gelebt. Sie waren jener Wahrheit begegnet und hatten danach dann nicht doch noch plötzlich zu rebellieren begonnen. Ihre kultische Reinheit hatte eben auch darin bestanden, dass sie nicht plötzlich behauptet hatten, sie selbst hätten das alles erfunden. Und daher wüssten sie alles viel besser. Sie hatten es für sich zurückgewiesen, selbstherrlich zu werden. In vereinfachter Sprache könnte man sagen, es war ihnen wichtiger gewesen, sich dem sichtbaren Messias unterzuordnen, als ihr Bankkonto anzubeten. Und natürlich, dieser Messias war sichtbar. Bei meinem Besuch ganz groß und deutlich. Die weite Mittelkuppel war ausgefüllt mit einem Mosaik aus Millionen von kleinsten, vielfarbigen Plättchen, welche den Pantokrátor zeigten, herrschend und segnend. Dieser Messias hatte sehr große Augen. Sie blieben stets und von allen Orten, an die man sich in diesem Raum begeben konnte, auf den Betrachter gerichtet.

Rechts vorne, seitlich der goldenen Bilderwand war noch etwas Auffälliges zu sehen. Hier saß ein alter Mann auf einem Hocker, ganz in schwarz gekleidet, der eine Art Kapuze übergezogen hatte. Er hatte sich mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Es war das eine lebensgroße Statue eines Mönches. Die Figur war vollplastisch und offensichtlich aus Holz hergestellt worden. Der Mönch saß und hatte seinen Kopf etwas vorgeneigt. Er blickte zu Boden. Über dem dunklen Mantel trug er eine Art Stola, auf der verschiedene Zeichen zu sehen waren. Man sah ein

Kreuz über einem Totenkopf, eine Lanze, einen Schwamm. Das waren offensichtlich Siegeszeichen. Denn in griechischer Abkürzung stand hier: Jesoûs Christós siegt. Und darüber stand auf Russisch geschrieben: Iisús der Nazarener, der Zar der Judäer. Ich wunderte mich über die Figur, denn man sah nicht oft dreidimensionale Plastiken im russischen Kulturbereich. Und noch dazu von dieser Größe. Wer war dieser Mann? Auf der Sockelplatte fand ich eine Erklärung. Nil Stolobénskij. Ja, das war der Namensgeber dieser Kirche und des Klosters. Das war also der Heilige, der hier verehrt wurde. Seltsamerweise ähnelte sein Name dem meinen. Wer aber war er wirklich gewesen? Ich hatte damals keine Ahnung. Inzwischen war es in der Kirche durch die Dämmerung langsam dunkel geworden. Für diesen Tag musste ich meine Exkursion und meine Forschungen beenden. Ich hatte Enormes gesehen.

Am Abend berichtete ich wieder Babálu. Von den wunderbaren Sfingen von Sebastós III. Eusébios Naofýlax, den goldenen Inschriften an deren Sockeln, dem Sýmbolon aus Níkaia und der hieroglyfischen Königstitulatur. Ich erzählte von der machtvollen Architektur, die ich im armenischen Kloster gesehen hatte und von der Bilderweisheit, die die Russen auf der Akrópolis lehrten. Babálu meinte, da könnte ich ja alle meine Sprachen wirklich anwenden, wenn es alles das auf der Akrópolis gebe. Ich musste zugeben, dass für die Akrópolis selbst meine Sprachenkenntnisse nicht ausreichten. Ägyptisch, Griechisch, Russisch, das ging ja. Aber Armenisch beherrschte ich nicht. Da gab es also Grenzen. Was Babálu beruhigte. Und Griechisch wird sehr viel benutzt auf der Akrópolis? –, wollte Babálu wissen. Ich konnte das bestätigen. Denn wohin immer ich dort gekommen war, es hatte mindestens Griechisches als Hintergrund gegeben. Außerdem lebten ja viele der Institutionen dort sowieso primär in der Helleniké, allen voran der Gipfel und das Zentrum der Akrópolis, Hágios Gregórios Palamás.

Wir begannen nun, uns über die Bildmaschine ein wenig auf Griechisch zu unterhalten. Wie sich herausstellte, ging das gar nicht schlecht. Babálu hatte ihren Konversationsunterricht mit den Hauslehrern gut genützt. Wir beschlossen, dies öfter zu tun. In späteren Gesprächen begannen wir, auch heikle Punkte der Grammatik und Formenlehrer zu wiederholen. Da gibt es ja einiges in Griechisch. Besonders die reichen Verbformen sind eine echte Herausforderung für jeden Lernenden. Am ehesten lernt man diese unregelmäßigen Formen, samt ihren seltsamsten Ausnahmen, wenn man sie ihrem Rhythmus folgend deklamiert. Am besten ist es, sie überhaupt zu singen. Das taten wir nun zeitweise. So seltsam das klingen mag, wir vertieften dabei nicht nur die Griechischkenntnisse, sondern hatten einen neuen Modus gefunden, unsere Distanz und unsere Einsamkeit zu überwinden. Es war ein Spiel, das man zu zweit auf diesen langweiligen Bildmaschinen ganz gut spielen konnte.

Mein erstes Studienjahr ging langsam seinem Ende zu. Eine gewisse Routine hatte sich in meinem Tages- und Wochenablauf in Sebastópol nun etabliert. Montag und Mittwoch war ich vormittags im Metrografeĩon. Darauffolgend, aber auch an anderen Tagen, war ich in der Hofschreiberschule bei Kýrillos, um in Mittelägyptisch weiter zuzulernen. Sonst war ich an der Akadémeia, wo ich in den dortigen Bibliotheken selbständig studierte, da es dafür in der Casa Colón prinzipiell zu laut war. Verschiedene Prüfungen würden demnächst abzulegen sein. Ich dachte, ich müsste nun einmal versuchen zu klären, ob die Dokumente der Bibliothek in Flúmina nicht vielleicht doch in Sebastópol auswertbar wären. Ich wollte Kálamos mégas darauf ansprechen und bat in seinem Sekretariat um einen Gesprächstermin. Zwei Wochen später saß ich bei ihm in seinem Büro.

Wie ich das Studium bisher gefunden hätte, wollte Kálamos wissen. Ob es meinen Erwartungen entsprechen würde. Ich konnte bestätigen, dass ich hier an der Historiografie und in der

Vorlesung über die Grundlagen der hellenischen Geschichte wertvolle Einblicke gewonnen hatte. Allerdings sah ich mich nach wie vor völlig am Anfang und konnte nicht abschätzen, was noch kommen würde. Ich wäre also weiterhin sehr neugierig, was das Fach der Historiografie noch bieten würde. Insbesondere interessierte es mich weiter sehr zu erfahren, welche Erkenntnisse die Wissenschaft herausarbeiten könnte, die tatsächlich existentielle Relevanz auch für uns heute haben können. Kálamos lächelte. Ja, ich hätte schon Recht. Das sei eine berechtigte Erwartung an Wissenschaft und an die Historiografie.

Zum einen sei es allerdings schwierig, solche Relevanz überhaupt herauszuarbeiten. Viele der bekannten Daten könnten zwar prinzipiell eine solche existentielle Relevanz erlangen. Aber trotzdem würden sie nicht als relevant erkannt. Die Trägheit in eingeschliffenen Sichtweisen sei so groß, dass selbst Wesentlichstes mühelos übersehen werde, wenn es nicht in die vorgefassten und allgemeinen Meinungen passe. Und selbst neue Daten, so sie gefunden oder entwickelt werden, unterlägen derselben Korrosion. Selbst die Irritation, die Neues bis zu einem gewissen Grad immer verursacht, sei keinesfalls ein Garant dafür, dass irgendjemand ernsthaft zu denken beginne. Das sei das, was er den Sog der kollektiven Pseudoerklärungen nenne. Es handle sich dabei um nahezu kollektive Überzeugungen, die einer historisch existentiellen Überprüfung nicht standhalten, aber dennoch weitergegeben und weiter gelehrt würden.

Und zum anderen gebe es das, was er das personale Moment nenne. Es sei der Ansicht, dass kein Fortschritt in der Wissenschaft und schon gar nicht in der Historiografie möglich sei, wenn ein solcher Fortschritt nicht durch eine Persönlichkeit selbst, in ihrer innersten Selbstauseinandersetzung, getan werde. Leute, die sich hinter sogenannten objektiven Daten verstecken wollten, litten entweder an Intelligenzmangel oder aber an Aufrichtigkeitsmangel. Es sei nun einmal der Mensch als konstituierte und integrierte Person die einzige Entität, die zu

einem Urteil fähig sei. Sich auf quantitative Daten oder sogar auf objektive Evidenzen zu berufen, ohne dabei das Auge des Urteilenden und der dahinterstehenden Persönlichkeit als den entscheidungsfällenden Faktor auszuweisen, sei mindestens Scharlatanerie. Meistens sogar Schlimmeres.

Die große Herausforderung der Wissenschaft sei es demnach, wie auch sonst im Leben, nicht auf objektive Zwänge zu rekurrieren, die angeblich das oder jenes forderten. Bevor irgendein objektives Faktum als solches behauptet werden könne, müsse überprüft werden, ob derjenige, der ein solches Faktum behauptet, überhaupt die persönliche Formierung durchlaufen hat, die notwendig ist, um eine solche objektive Aussage machen zu können. Das sei der sogenannte Faktor Mensch, der fast immer und überall unterschätzt, ja missachtet werde. Erkenntnis liege niemals in irgendwelchen Daten oder Fakten, sondern stets nur im Menschen. Und hier gebe es darüber hinaus auch noch die Herausforderung einer gewissen Einsamkeit. Erkenntnis ereignete sich nicht automatisch im Menschen. Erkenntnis bedürfe vor allem auch der Kraft des Einzelnen, sich selbst mit dieser oder jener Aufgabe zu konfrontieren. Der Einzelne sei gefordert, Einsamkeit so lange ertragen zu können, bis die authentische, existentielle Wahrheit vor seinen eigenen Augen erscheint. Alles andere sei bestenfalls kopiertes Halbwissen, mit dem man vorhersehbarweise im realen Leben auch scheitere.

Dann wollte er wissen, weshalb ich denn nun um den Termin gebeten hatte. Ich holte etwas aus und sagte, vielleicht sei es angesichts meines ersten Studiensemesters etwas früh, derartiges anzusprechen, aber ich hätte eben darüber nachgedacht, was mein Thema der Vertiefung in meiner historiografischen Arbeit werden könnte. Kálamos bestätigte, dass das meistens nicht die Sorge der Studienanfänger sei. Aber ich würde ja wohl einen Grund haben, dies doch schon jetzt anzusprechen. Davon ermutigt ging ich weiter ins Detail und bekannte, diese Überlegungen seien nicht völlig theoretisch. Denn es sei so, dass ich eine Entdeckung

gemacht hätte, die, wie ich meine, doch von allgemeinerem historiografischem Interesse sein könne. Dass ich aber auch vor einer Reihe von Problemen stünde, für die ich noch nicht die Lösung sähe. Kálamos hatte nun aufgemerkt. Worum es sich denn handle, wollte er wissen. Ich sagte, ich müsste ihn hier um strengste Vertraulichkeit bitten, denn es wüsste fast niemand etwas von den Manuskripten, zu denen ich Zugang gefunden hatte. Und diese wären mit großer Wahrscheinlichkeit durchaus ein Gegenstand des Publikationsinteresses der weltweiten Kollegenschaft. Als Brasilianer und auch aus persönlichen biografischen Gründen sähe ich mich aber als adäquat, diesen Fund in das Licht der Wissenschaft zu heben. Kálamos meinte nun, er sei kein Brasilianist, wenn es das sei, was für meinen Fund gefordert sei. Aber er könne vielleicht Verbindungen herstellen zu einschlägigen Fachleuten. Je nachdem, worum es sich eben handle.

Ich dachte, nun müsste ich meine Koffer öffnen. Ich wollte weiterkommen mit den Briefen aus dem Condado Portucale. Alleine würde ich es nicht schaffen. Vermutlich würde es hier der beste Ort sein, um Hilfe anzufragen. Sebastópol war das Zentrum, auch der Historiografie. Immerhin hatte ich Kálamos bisher als integer erlebt. Ich wagte den Sprung. Nun, ich hätte ein Corpus von Briefen entdeckt, begann ich. Ich erzählte dann die ganze Geschichte. Die Bibliothek in Flúmina, das Archiv des frühen Minho und Douro, die Korrespondenz zwischen Mumadona und Hermenegildo, die unzähligen Liebesbriefe all der anderen Verehrer. Und meine Vorkenntnisse des Altportugiesischen seit Kindheitstagen. Ich sagte, ich hätte nicht einmal alles gelesen, und könne die Texte nur zum Teil auswendig. Ich hätte Unterstützung dort vor Ort in der Bibliothek. Aber das Corpus sei einfach viel zu groß, um seine Aufarbeitung im Vorbeigehen zu bewältigen. Um das gesamthaft durchzuarbeiten, müsste man mindestens eine gewisse Zeit vor Ort anwesend sein. Danach käme die ganze systematische Durchdringung der Inhalte und Strukturen.

Kálamos bestätigte, dass dies, vorausgesetzt es seien die Originale und diese seien unbekannt, tatsächlich ein Fund mit Neuigkeitswert wäre. Und zwar ein solcher mit auch dem von mir angesprochenen und gesuchten existentiellen Potential. Also insgesamt eine sehr interessante Sache. Wenn er, Kálamos, hier etwas zur Aufarbeitung und Veröffentlichung beitragen könne, wäre ihm das eine große Freude. Wie schon gesagt, er könne vielleicht mit Kontakten helfen. Er kenne Plumaginho, der den Sehr Distinkten Luís de Camões Lehrstuhl an der Fluminenser Academia bekleide. Obwohl Lusitanistik eben nicht sein Gebiet sei, habe Kálamos Plumaginho als sehr kompetent kennengelernt. Ich bestätigte, dass ich Plumaginho in Flúmina bereits gehört und ihn sehr beeindruckend gefunden hatte.

Ich fragte, wie wir es sicherstellen könnten, dass auf diesem Weg die Daten nicht einfach an irgendjemand am Institut in Flúmina weitergereicht werden und wir hier nichts mehr tun könnten. Kálamos meinte, man müsse Plumaginho ja nicht sofort anfragen. Das könne man später tun, wenn die Briefe schon einmal geordnet und formal ausgewertet wären. Dann hätten wir einen Vorsprung, den niemand so leicht aufholen könnte.

Aber zunächst sei das Problem eben technisch anzugehen. Wie ich schon gesagt hätte, ich müsste wohl das Corpus einmal systematisch sichten und eine kritische Übersetzung erarbeiten. Das wäre die notwenige Vorarbeit für alles Weitere. Wie viel des Corpus ich den schon auswendig wüsste. Ich sagte, das wären vielleicht dreißig Prozent, ich wüsste es aber auch nicht mit Sicherheit. Nun, ich könnte ja einmal damit anfangen; Aufzeichnung der memorierten Texte, Übersetzung und kritischer Anmerkungsapparat. Inzwischen könnten wir überlegen, wie lange ein Aufenthalt in Flúmina dauern müsste, um die restlichen Briefe auswendig zu lernen. Und wie ein solcher Aufenthalt finanziert werden könnte. Ich sollte einen groben Plan entwickeln, und wir würden das dann weiter besprechen.

Das war natürlich ein schöner Erfolg. Es war freilich noch überhaupt nichts beschlossen und eben nur ein Anfang gemacht. Irgendwie schien die Hebung des Schatzes aus den Tiefen der Bibliothek in Flúmina aber doch in Reichweite gelangt. Am selben Abend noch meldete ich das nach Malandéde. Babálu rief, – Siehst Du, ich habe es Dir gesagt, Du musst daran weiterarbeiten! Hoffentlich wird das wirklich Dein Projekt! Ich beruhigte sie und schränkte ein, dass das wirklich nur ein erstes Gespräch war und ich keine Ahnung hätte, was wirklich daraus werden würde. Aber Babálu war voller Enthusiasmus, sie sah schon alles so gut wie fertig. Mein Projekt, meine Übersetzung, mein Aufenthalt in Flúmina und sonst noch alles Mögliche. Ich sagte, wir würden ja schon noch sehen, was schließlich dabei herauskäme.

Allmählich stiegen die Temperaturen in Sebastópol in sommerliche Bereiche. Es war bereits Juni. Am Tag des Heliotrópion, Ende Juni, gibt es in der Sebastúpolis ein großes Fest. Dieser Tag des Sonnenhöchststandes wird in der gesamten Autokratoría gefeiert. Aber in Sebastópol gibt es das Staatsereignis: die Flottenparade. Dass die Parade gerade am Tag der Sommersonnenwende abgehalten wird, ist natürlich eine gewisse Hommage an all die Bedeutung, die der Sonne und dem Sonnenjahr stets in allen Kulturen zugeschrieben worden ist. Auch der Symbolismus des pharaonischen Selbstverständnisses als Sohn des Ra, als Sohn des höchsten Sonnengottes, der täglich und jährlich über den Himmel fährt, wird in ehrfürchtiger Erinnerung mit diesem Fest zitiert. Die Autokratoría ist ein Sonnenstaat, in dem Licht und Erkenntnis herrschen und herrschen sollen. Der Sebastós, der Hof, die Armada und die Bevölkerung der Sebastúpolis, gemeinsam mit den zahllosen Gästen aus aller Welt, treten an diesem Tag gemeinsam in das hellste Sonnenlicht. Das ist ein Tag der Freude, der Selbstperformance der Autokratoría, aber auch ein Tag der Selbstprüfung. Der Zustand der gesamten Truppen, wie auch der der Bevölkerung und des Adels, soll sich als der maximalen

Durchleuchtung gewachsen erweisen. Hiermit kommt auch der Aspekt des Joánnesfestes zum Tragen, das ja stets in großer zeitlicher Nähe zum Heliotrópion gefeiert wird.

Es war mein erstes Heliotrópion in Sebastópol. Der Tag ist allgemeiner Feiertag. Die Büros im Metrografeĩon waren arbeitsfrei, die Akadémeia geschlossen. Ich beschloss, mir das Ereignis aus größtmöglicher Nähe anzusehen. Die größten Nahaufnahmen bekommt man natürlich über die Bildmaschinen. Da kann man auch den Sebastós und die Sebasté im Detail beobachten. Allerdings kann man so nicht das Originalereignis erleben. Dazu muss man sich schon persönlich vor Ort begeben. Zentrum des Ereignisses ist der Akmepylón, der an diesem Tag für den Verkehr und Privatpersonen gesperrt ist. Im Mittelteil der Brücke werden Tribünen errichtet und genau im Zentrum ein großes Festzelt, das sich auf der eine Seite, zum Land hin, öffnet. In diesem Zelt nimmt die engere Familie der Sebastogénnetoi Platz, gemeinsam mit Mitgliedern des Hochadels und der höchsten Verwaltung. Von dort nimmt der Sebastós die Parade ab. Die anderen Tribünen links und rechts auf dem Akmepylón sind für weitere Sebastogénnetoi, Mitglieder des Adels, der Bürokratie und die vielen hochrangigen Gäste reserviert.

Für zehn Uhr war der Start angesagt. Man müsste natürlich entsprechend früher, sehr viel früher, ankommen, um einen guten Platz zu bekommen. Die Bevölkerung versammelt sich an den Ufern rechts und links des Chrysómallos. Die ausgedehnten Uferböschungen sind recht gut geeignet, um den sehr zahlreich erscheinenden Zuschauern Beobachtungsplätze zu bieten. Die besten Plätze befinden sich an den beiden Uferseiten in der Nähe des Akmepylóns, auf der Landseite. Von dort sieht man die diversen Schiffe aus dem Inneren Hafen kommend den Chrysómallos hinausfahren und dann unter der Brücke hindurchgleiten, direkt im Blickfeld des Sebastós. Es kommen aber so viele Zuseher, dass die ganzen Uferzonen voll mit Leuten sind. Auch hinter dem Akmepylón, auf der Meerseite, gibt es noch

lange Reihen von Begeisterten, obwohl man von dort den Sebastós und die Tribüne nicht sehen kann, beziehungsweise nur die Rückseite der Brücke und des Festzeltes. Die Parade selbst kann man aber auch von dort gut beobachten.

Ich hatte mich mit zwei Kollegen aus der Akadémeia verabredet, wir würden gemeinsam am Ereignis teilnehmen. Bereits bei Sonnenaufgang bezogen wir unsere Plätze an der Uferböschung von Lox, der Nordseite also. Wir suchten einen Platz an der Landseite des Akmepylóns. Das Zelt stand fertig aufgebaut auf der Brücke, die für jeglichen Verkehr gesperrt war. Wir positionierten uns so, dass wir einen etwa 45-Grad-Blickwinkel zum Zelt einnehmen könnten. Von dort würden wir alles sehr gut beobachten können, eben auch die Ereignisse auf dem Akmepylón und im Festzelt. Wir hatten zwei Feldstecher mitgebrachte. Beide waren ausgeliehen. Eine dritten hatten wir nicht bekommen können, am Festtag des Heliotrópion sind diese Gläser Mangelware. Trotz der frühen Morgenstunden gab es schon viele Besucher hier. Manche hatten auch auf den Uferböschungen übernachtet, um sich die besten Plätze zu sichern. Beim Blick den Fluss hinauf zeigte sich ein flimmernder Goldteppich, ausgegossen zwischen den beiden Ufern von Lox und Pix. Nun, bei Sonnenaufgang, zeigte der Chrysómallos wieder den Anblick des goldenen Felles, der ihm ursprünglich seinen Namen eingetragen hatte. Auch das Festzelt flammte im roten Morgenlicht auf.

Wir nahmen Platz auf der dortigen Böschung und richteten uns ein. Da es ein langer Tag werden würde, hatten wir Wasser und weiteren Proviant mitgebracht. Nach dem Sonnenschauspiel legten sich meine beiden Kollegen auf die bequeme Schrägung hin und schliefen noch ein wenig nach, denn die Nacht war ungewohnt kurz gewesen. Ich beobachte die ankommenden Zuschauer, wie sie Position bezogen, sowohl auf unserer Seite wie auch am gegenüberliegenden Ufer. Die guten Plätze in unserer

Nähe waren rasch gefüllt, obwohl es noch Stunden dauern würde bis zur Eröffnung.

Gegen neun Uhr sah man auf dem gegenüberliegenden Ufer Konvois von Wagen auftauchen, welche offensichtlich vom Pálatin aufgebrochen waren. Sie fuhren das Pix-Ufer entlang und bogen dann auf die Auffahrt zum Akmepylón ein. Es kamen sehr viele Wagen. Langsam füllten sich die Tribünen. Dann wurde allmählich auch das Festzelt besetzt. Immer wieder flogen Helikopter die Ufer entlang, den Chrysómallos hinauf und hinunter. Alle Kräfte waren auf höchster Sicherheitsstufe. Die Auffahrten von beiden Ufern zum Akmepylón waren von Hippikoí, den Kavallerieeinheiten, besetzt. Von unserer Position aus konnte man auch den Fáros aus den Hochhäusern der Agorá herausragen sehen. Er zeigte heute keine Kurzmeldungen, sondern leuchtete nur in Purpur–Gold–Blau, den Farben des Sebastós. Etwa fünfzehn Minuten von dem geplanten Beginn kam eine Schwadron von Hubschraubern, sieben genau. Sie trugen die Farben des Sebastós, drei völlig in Blau gehaltene Helikopter flogen links, drei in Purpur rechts. In der Mitte kam der vollkommen vergoldete Hubschrauber, der den Sebastós und die Sebasté einflog. Dieser Hubschrauber ging als Erster auf dem Akmepylón nieder. Die Sebastoí stiegen aus und begaben sich zu ihren zentralen Plätzen. Dann landeten auch die anderen Helikopter, die Mitglieder der inneren Familie der Sebastogénnetoi gebracht hatten. Das Festzelt füllte sich nun komplett mit den höchsten Teilnehmern des Festes.

Punkt zehn Uhr gab es einen langen Signalhornton, der von einem der im Inneren Hafen ankernden Schiffe gekommen sein musste. Alle Anwesenden, begonnen von den Sebastoí, die Gäste im Festzelt und auf den Tribünen, gefolgt aber auch von den Anwesenden an den Ufern, alle erhoben sich nun. Gleich danach kamen drei enorme Kanonenschüsse, die ein mächtiges Echo erzeugten. Das war das Eröffnungssignal für die Flottenparade. Diese begann mit einer U-Bootabteilung, die nun plötzlich aus

dem Chrysómallos auftauchte. Dort, in Sichtweite der hohen Gäste auf dem Akmepylón, hatten sie offensichtlich unter Wasser Aufstellung genommen, um bei Beginn der Parade sofort auftauchen zu können. Einmal an der Wasseroberfläche sichtbar geworden, öffneten sich die Luken, und die Mannschaften liefen in ihren Galauniformen auf das Deck hinaus. Sie nahmen Aufstellung entlang ihrer U-Boote und salutierten. Sobald diese Aufstellung überall erreicht war, nahmen die Boote wieder Fahrt auf und näherten sich dem Akmepylón. Als das erste Boot den Akmepylón fast erreicht hatte, salutierte der Sebastós ebenfalls, die Mannschaften grüßend und bedankend. Dann fuhren die ersten U-Boote unter der Brücke hindurch Richtung Chrysómallosmündung und offenes Meer.

Nun konnte ich den Sebastós zum ersten Mal persönlich und aus relativer Nähe beobachten. Unsere Ferngläser erlaubten einen recht guten Einblick. Er trug seine bekannte Galauniform, goldene Jacke, Hosen in Purpur und der hohe blaue Hut. Dazu Orden an der linken Brust, am Hut die große Kokarde der Autokratoría, darüber Binse und Biene in Gold, an der linken Seite ein leicht geschwungener Degen. Ich hatte den Sebastós noch nie lebendig gesehen. Er war sehr groß und trotz der Entfernung klar sichtbar. Es war ein besonderes Gefühl, hier anwesend sein zu dürfen. Wie gesagt, obwohl man an den Bildmaschinen alles viel größer und mit mehr Details verfolgen konnte, fiel das deutlich ab gegen die persönliche Anwesenheit des Sebastós.

Inzwischen waren weiter Schiffe aus dem Innerem Hafen in den Chrysómallos ausgelaufen. Es handelte sich um Aufklärer. Sie waren mit den fantastischsten Aufbauten versehen, Antennen und Sender der verschiedensten Spektren. Soweit ich von Besuchern in unserer Nähe hören konnte, dienen diese Schiffe der genauen Ortung und der Absicherung von Flotten- und Flugkörperbewegungen. Um uns gab es Begeisterte, die unendlich viel wussten über die Armada, die Schiffe, die Nautik im

Allgemeinen und so fort. Zum Teil konnte ich ihren Kommentaren inhaltlich folgen, dann verstand ich auch wieder gar nichts. Es gab auch ältere Herren, die früher in den verschiedenen Verbänden gedient hatten. Ich kenne mich in dieser Materie ja kaum aus. Jedenfalls erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, dass ohne detaillierte Kenntnis der grundlegenden technischen Möglichkeiten des Materials, der Geografie, der Nachrichtenübermittlung sowie ohne genaue Kenntnis des dann konkret vor Ort erfolgenden Einsatzes keinerlei sinnvolles Agieren in der Armada möglich sei. Vor allem käme es auf die Koordination aller dieser Kräfte an. Das überzeugte mich, denn es schien hier ähnlich wie in der Historiografie und in der Linguistik zu sein. Äußerste Detailkenntnisse plus deren Integration im echten Menschen waren also auch hier erforderlich.

Danach kamen Schiffe über Schiffe, ein Verband nach dem anderen. Wie gesagt, ich bin hier nicht Fachmann. Die Parade zog sich über Stunden hin. Zwischendurch benutzte ich die Gelegenheit so vieler Anwesender und beobachtete mit dem Fernglas die Gäste. Auf den Tribünen sah man viel Militär in den buntesten Uniformen. Daneben Herrn und Damen in Zivil, ebenfalls festlich gekleidet. Zu meinem Erstaunen entdeckte ich dann auf der Tribüne links des Festzeltes jemanden, der mir bekannt erschien. Über eine solche Entfernung hinweg und mit der Optik eines Feldstechers ist es natürlich schwierig, jemanden mit Sicherheit persönlich zu identifizieren. Aber ich war mir dann praktisch sicher, dass ich dort den jungen Fürsten Grigorij Sergejewitsch Mornov entdeckt hatte. Er war in großem Frack und mit einer Reihe von Orden an der Brust gekommen. Er schien sich mit seiner Umgebung immer wieder angeregt zu unterhalten, beziehungsweise die vorbeiziehenden Verbände zu kommentieren. Abgesehen davon, dass er als Mitglied des russischen Hochadels natürlich einfach aus diesem Grund zur Flottenparade hierher nach Sebastópol gekommen oder

eingeladen worden sein konnte, hatte ich keine Ahnung, ob es vielleicht noch einen konkreteren Grund für seine Anwesenheit gab. Meine Neugier war jedenfalls geweckt. Ich beschloss, mich demnächst im Metrografeĩon etwas umzuhören, vielleicht wüsste man dort Näheres.

Die Stunden vergingen. Es war ziemlich heiß in der Junisonne, die an diesem Tag ihren Jahreszenit erreichte. Trinkwasser und Proviant waren fast komplett aufgebraucht. Während alle diese Kampfschiffe langsam den Chrysómallos hinunterliefen, konnte man mit den Ferngläsern weit draußen auf dem offenen Meer, fast am Horizont, beobachten, wie dort ein enormer Flugzeugträger Stellung bezog. Wir erfuhren von unseren Nachbarn, dass es sich um den Flugzeugträger Belisários handelte, eine der größten und modernsten dieser schwimmenden Kampfplattformen. Von dort sollte später eine Kunstflugstaffel abheben, die hier an der Parade teilnehmen und den krönenden Abschluss machen würde.

Als nächstes kam sogar eine Abteilung Segelschiffe den Chrysómallos herunter. Es handelte sich um Schulschiffe, an denen junge Mannschaften trainiert werden, um so das originale Handwerk der Schifffahrtskunst zu erlernen. Der direkte Umgang mit Wind und Wetter, die Nutzung althergebrachter Techniken von Schiffbau und Navigation und das Gemeinschaftserleben darin wurden von unseren benachbarten Zuschauern begeistert kommentiert und als unvergleichlich großartig gepriesen. Ich dachte mir, irgendwie müssten diese Schulschiffe ähnliche Vorzüge haben wie die Einrichtungen in Vinhas. Mit einem dieser wunderschönen Segler fahren zu können, musste wohl ebenso einen authentischen Zugang zu direktem Naturerleben ermöglichen.

Es folgte eine Staffel von leichten Aufklärungshubschraubern und eine weitere Staffel von schweren Transporthubschraubern. Als sich diese Einheiten dem Akmepylón näherten, teilten sie sich in zwei Gruppen auf. Die

einen flogen über der Brücke, während die anderen unter ihr hindurchflogen. Dieses Manöver wurde von den Zusehern heftig applaudiert.

Dann war es soweit. Vom Flugzeugträger Belisários sah man Jets aufsteigen. Sie formierten sich weit draußen über der See. Es waren insgesamt neun Flugzeuge, die in dreifacher V-Formation parallel flogen. Als sie diese Ausrichtung erreicht hatten, begannen sie, das heißt jeweils drei und drei Flugzeuge, ihre Kondensstreifen einzufärben. So zogen sie die Farben des Sebastós und der Autokratoría über den Himmel. Dreifach Purpur, dreifach Gold, dreifach Blau. Dieser Fahnenstreifen näherte sich rasch der Küstenlinie. Bevor diese erreicht wurde, drehten die Maschinen nach Süden ab und flogen in den Luftraum zwischen Pálatin und Akrópolis ein. Dort zogen sie ein Ápeiron, eine riesige Achterschleife, um diese beiden Hügel. Man sah nun die Farben des Sebastós als riesiges Unendlichkeitssymbol im Himmel stehen, Akrópolis und Pálatin in diesem Symbol auf immer vereinend. Nachdem dieser Schriftzug in das strahlende Himmelsblau gesetzt worden war, flog die Staffel nochmals eine Kurve und schwenkte in den oberen Chrysómallos ein. Von dort setzten sie zum Überflug des Akmepylón an.

Nun erhoben sich die Festgäste im großen Zelt auf der Brücke. Im Feldstecher konnte ich sehen, wie die Sebastoí einander umarmten, was von den Anwesenden mit lautem Jubel beantwortet wurde. Dann zog die Staffel über den Akmepylón dahin. Nach dem Donnern der Triebwerke hielt der Lärm noch lange an, nun aus anhaltendem Klatschen und Jubelrufen bestehend, die entlang beider Ufer des Chrysómallos erschallten. Das war das offizielle Ende der Flottenparade. Die privaten Feiern würden nun beginnen, auf der Agorá und in unendlich vielen anderen Lokalen der Stadt und der Autokratoría, wie natürlich auch im privaten Kreis von Familien und Freunden. Nachdem sich der Jubel dann gelegt hatte, sah man wieder die Hubschraubereskorte der Sebastoí anfliegen und die

Wagenkonvois der Ehrengäste auf der Brücke auffahren. Ich überprüfte nochmals mit dem Feldstecher, ob ich mich nicht geirrt hatte mit meiner Annahme, dass Fürst Grigorij Sergejewitsch anwesend war. Aber auch nun, als er sich bewegte, schien er es tatsächlich zu sein. Unter den Zuschauern entstand nun ein großes Gedränge zu den nächsten Einstiegen in die Röhrenverbindungen. Gemeinsam mit meinen beiden Studienkollegen ließen wir uns vorwärtsschieben. Im Studentenheim würden die Feiern weitergehen. Das Fest des Heliotrópion war noch lange nicht zu Ende.

Am späten Abend rief ich nach Malandéde an. Babálu war in bester Stimmung. Die dortigen Feierlichkeiten waren ebenfalls noch rege im Gang. Dass es sich in Moçambique an diesem Tag um die Wintersonnenwende handelte, tat dem Fest offensichtlich keinen Abbruch. Wie mir Babálu berichtete, war in der Hauptstadt eine kleine Parade der lokalen Truppeneinheiten zu Ehren des Sebastós abgehalten worden. Im Malandéde selbst war alles auf der Straße gewesen, dabei hatte es öffentliche Konzerte und andere Belustigungen gegeben. Alle waren in Feierlaune. Babálu wiederholte mehrmals, wie sehr sie mich beneidete, dass ich an diesem Tag in der Sebastúpolis sein konnte, und noch dazu in Sichtweite des Sebastós und der Sebasté. Ich erzählte ihr, dass ich offensichtlich auch Fürst Grigorij Sergejewitsch Mornov auf der Ehrentribüne gesehen hatte, und fragte sie, ob sie etwas von ihm gehört hätte. Sie verneinte, seit den Tanzstunden in Flúmina hatte sie keine Nachrichten von ihm mehr erhalten. Aber sie bestärkte mich, in jedem Fall Erkundigungen über ihn einzuholen. Ich sollte das unbedingt tun.

Dann fragte sie mich, ob ich sehr beschäftigt sei in Sebastópol. Ich sagte, prinzipiell ja, wie eben immer. Und außerdem, fügte ich an, seien noch einige Prüfungen für den Abschluss des ersten Studienjahres abzulegen. Sie frage das, weil sie wissen wolle, ob ich nicht einmal nach Malandéde komme. Ich hätte ja in Flúmina ihre Einladung prinzipiell angenommen. Die

Einladung sei weiterhin gültig. Sie würde sich sehr freuen, wenn ich tatsächlich käme. In nächster Zeit würde sie nämlich auch vermehrt an den Designs arbeiten. Das bedeute, dass sie mehr in Malandéde bleiben und weniger mit dem Vater reisen würde. Ich bestätigte, dass ich gerne kommen würde und wir dies für die nächste Zeit wirklich planen sollten. Ich könnte ja im Metrografeĩon anfragen, wie und wann ich Urlaub haben könnte. Vielleicht würde es noch vor dem Beginn des nächsten Semesters klappen. Wir verblieben, dass ich die Möglichkeiten einer Abwesenheit von Sebastópol klären würde.

Am darauffolgenden Montag war ich wieder im Metrografeĩon. Ich bat Logothétes Andréas um einen Gesprächstermin, was er für die Mittagszeit zusagte. Ich fragte dann, ob ich Urlaub haben könnte, konkret zwei Wochen im kommenden September. Er meinte, er müsse die Planungen durchsehen, aber vermutlich wäre es möglich. Er würde mir übermorgen Bescheid gegeben. Dann fragte ich noch an, ob er Einblick hätte in die Listen der Ehrengäste der soeben stattgehabten Flottenparade. Er wollte wissen, worum es denn dabei gehe. Ich nannte meine Vermutung, dass Fürst Grigorij Sergejewitsch Mornov auf der Ehrentribüne gewesen war, ich mir aber nicht sicher war. Falls meine Beobachtung doch korrekt wäre, hätte ich gerne Kontakt mit ihm aufgenommen. Logothétes Andréas sagte zu, dass er sich einmal erkundigen könne. Ich sollte ihm den genauen Namen aufschreiben. Soweit war also der Tag durchaus erfolgreich gewesen, auch wenn ich keine konkrete Zusage bekommen hatte.

Nächsten Mittwoch kam er dann schon frühmorgens bei mir vorbei und sagte, der Urlaub sei möglich. Wie immer müsste ich die Vertretungen regeln und sehen, dass es zu keinen Engpässen komme. Auch bezüglich Grigorij Sergejewitsch hatte er sich erkundigt. Er war tatsächlich bei den Feiern des Heliotrópions anwesend gewesen. Dies unter anderem, da er im diplomatischen Dienst tätig war. Deswegen halte er sich wiederholt in der

Sebastúpolis auf, vielleicht hätte ich Glück und er wäre noch in der Stadt. Er gab mir Kontaktdaten, unter denen ich es einmal versuchen könnte.

Wenig später rief ich in der Russischen Mission an, die sich ebenso am Pálatin befindet. Die dortige Sekretärin bestätigte, dass Fürst Mornov dort tätig war, und dass er sich aktuell noch in Sebastópol aufhielt. Sie würde ihn über meinen Anruf informieren. Am Abend kam ein Rückruf von der Russischen Mission. Man würde mich verbinden. Dann hörte ich auf Russisch, – Hallo, wer spricht? Ich stellte mich vor und erinnerte Grigorij Sergejewitsch daran, dass wir einander in Flúmina kennengelernt hatten und dann regelmäßig gemeinsam den Tanzkurs besucht hatten. Er konnte sich sofort erinnern und sagte, – der Tanzpartner von Babálu? Ich bestätigte. Er lachte, – Trotz aller Größe, die Autokratoría ist eben doch recht klein. Er fand es eine gute Idee, einander persönlich wiederzusehen. Nächsten Abend, Donnerstag, hätte er Zeit. Übermorgen würde er wieder nach Russland reisen. Ob mir der Termin recht wäre. Ich sagte zu.

Wir trafen uns in einem Lokal an der Agorá, einer kleinen Café-Bar mit recht internationalem Publikum. Er war schon da, als ich eintrat, und erkannte mich sofort. Er meinte, darauf, auf unsere erneute Begegnung hier in Sebastópol, müssten wir doch einen Wodka trinken. Was wir dann auch taten. Er arbeitete also im diplomatischen Dienst. Er hatte diesen Job bekommen, weil er von seiner Familie her viel Wissen um die kulturellen Hintergründe der russisch-sebastopolitanischen Beziehungen mitbrachte. Er war so etwas wie ein Sekretär des Kulturattachés und musste viel zwischen seiner Heimat und der Sebastúpolis reisen. Der Aufenthalt damals in Flúmina hatte ihm sehr gefallen. Er hätte es bedauert, sagte er, dass wir vorzeitig abreisen mussten. Er war die vollen zwei Jahre des Adelsbiénniums dortgeblieben und sprach, wie ich nun bemerkte, beachtlich gutes Brasilianisch. Ob ich noch Kontakt zu Babálu hätte. Ich bestätigte dies und

fügte an, dass ich eigentlich einen Besuch in Malandéde plante, aber die Details dieser Reise noch nicht geklärt wären. Vielleicht wäre es im September möglich. Er gratulierte uns beiden und sandte Grüße an Babálu.

Was ich denn nun hier in Sebastópol machte, wollte er dann wissen. Ich berichtete die zwischenzeitlichen Ereignisse. Historiografie und Linguistik? –, er nickte dabei, – sehr interessante Gebiete. Mein Russisch sei auch beachtlich. Ob ich schon Zeit gehabt hätte, die russische Kirche auf dem Akrópolis zu besuchen, sie sei ja so schön. Ich bestätigte dies, ich war ja vor kurzem dort zu einer Besichtigung gewesen. Ob ich auch wüsste, dass man das Kloster "Die Thebaḯs" nenne. Ich wusste es nicht. Nun, erklärte Grigorij, das käme vom antiken Theben in Oberägypten. Dort hätte es sehr viele Mönche gegeben, die die Grundlagen dieser Lebensform entscheidend mitgeprägt hätten. Und genau diese Erfahrungen seien später eben in Russland wiederaufgenommen worden. Dort hätten die Mönche in Schnee und Kälte das Gleiche getan und gelebt wie die ägyptischen Mönche früher schon in Sand und Hitze. Dieser Transfer von Wissen und Können von Ägypten nach Russland war mir prinzipiell bekannt. Unklar war mir, was das mit der Akrópolis oder dem russischen Kloster dort zu tun hatte. Grigorij Sergejewitsch wusste hier aber noch mehr Details. Ich würde vielleicht wissen, dass das Kloster Svjatój Nil Stolobénskij geweiht ist. Ob ich seine Statue vorne im Altarbereich gesehen hätte, dort könne man ja einiges sehen bezüglich des geistigen Lebens in den Wüsten. Ich hatte diese Statue gesehen. Besonders hatte es mich verwundert, dass es eine solche Plastik überhaupt gab. Östliche Kirchen waren in dieser plastischen Ausdrucksform ja üblicherweise äußerst zurückhaltend. Vollplastiken sah man da kaum jemals. Es musste also irgendeinen besonderen Grund geben, weshalb Nil in Form einer Plastik dargestellt und verehrt wurde.

Nil Stolobénskij, so erklärte Grigorij, sei ein solcher Mönch der Thebaïs gewesen. Er habe sich immer weiter in die Einsamkeit zurückgezogen. Die ihn besuchenden Menschen hätten ihn zu sehr von seiner Arbeit abgelenkt. Bis er dann durch den Hinweis in einer Vision seinen endgültigen Wohnort auf einer bis dahin menschenleeren Insel in einem einsamen See gefunden habe. Dort habe er den klassischen Kampf für Gott und gegen die Daímones gekämpft. Letzteren sei er dort auf seiner Insel sehr leibhaftig begegnet. Aber seine pausenlosen Anrufungen zum Messias und der mächtigen Frau seien stets erhört worden. Sodass die Versuche, ihn zu vertreiben, seine Hütte anzuzünden oder ihn direkt zu erschlagen, allesamt erfolglos geblieben waren. In den Nächten hätte er vor allem die Agrypnía gelebt, die Schlaflosigkeit in den Gebetswachen. Um in keinen tiefen Schlaf zu verfallen, habe er sich Haken in die Wand seines Kellíons geschlagen, die ihn unter den Achseln in sitzender Position hielten. So habe er immer im Gebet bleiben können, auch die Nacht hindurch. Nil habe dann die Fähigkeit der Einsicht bekommen. Das sei ein klares, unfehlbares Wissen über den Seelenzustand anderer Menschen, auch wenn er diese zuvor nie gesehen hatte. So habe er die trotz der Abgelegenheit des Sees und der Insel dennoch immer wieder auftauchenden Besucher und Hilfesuchenden sehr effizient beraten können. In dieser sitzenden Gebetsposition sei er auch verstorben und so am nächsten Tag aufgefunden worden. Nach seinem Tod wurde ein Kloster auf jener Insel gebaut, das im Lauf der Jahrhunderte zu einem der größten Heiligtümer Russlands geworden war.

Ob jener heilige Mönch nun der Grund sei, dass man das russische Kloster als Thebaïs bezeichnet, wollte ich wissen. Nicht nur deswegen, meinte Grigorij Sergejewitsch. Da gebe es noch andere Gründe. Es sei nämlich so, dass die heute dort lebenden Mönche ebenso diesem Ideal nacheiferten. Die Heutigen dort hätten sich Nil Stolobénskij zum Vorbild genommen und damit natürlich auch die ganze Tradition, in der er selbst gestanden war.

Es gebe heute dort Mönche, die, ähnlich wie Nil damals, ein solches Leben des Kampfes leben würden. Dementsprechende hätten sie Kenntnis über die geistigen Bereiche und über die Fallen, in die wir als Menschen üblicherweise tappten. Natürlich herrsche auf der Akrópolis nicht die Abgeschiedenheit der nördlichen Wälder Russlands. Und die Mönche würden sich heute auch nicht so ernähren wie Nil Stolobénskij damals, der selbst auf seiner Insel Getreide und Gemüse angebaut und im See Fische gefangen hatte.

Aber die geistige Aufgabe sei dieselbe. Und das Wissen und die Fähigkeiten der heutigen Mönche seien erstaunlich. Ob ich nicht einmal einen der Mönche dort kennenlernen wollte, fragte Grigorij. Er kenne dort einige, und wenn er anfragen würde, hätte ich sicherlich die Chance, einmal mit einem von ihnen zu sprechen. Ich dachte, so eine Gelegenheit könnte ich nicht einfach vorbeiziehen lassen und bat ihn, einmal im Kloster anzufragen. Er versprach das zu tun, dann würde er sich bei mir wieder melden.

Wir sprachen dann noch über unsere Erfahrungen in der Sebastúpolis, die kürzlich stattgehabte Flottenparade und die Zeit in Flúmina. Besonders geschätzt hatte Grigorij das dortige Klima, das eben unvergleichlich angenehmer und einfacher war als dasjenige in seiner Heimat. Er würde gerne auch einmal in Brasilien arbeiten. Wer weiß, vielleicht würde sich dazu eine Gelegenheit im diplomatischen Dienst ergeben. Dann gab er mir nochmals Auftrag, Babálu herzlich grüßen zu lassen. Zuletzt ließ er es sich nicht nehmen, die konsumierten Wodkas auf seine Rechnung zu nehmen. Mit einer großen Umarmung verabschiedeten wir uns.

An diesem Abend war es schon zu spät geworden, aber gleich am nächsten Morgen rief ich Babálu an und richtete ihr die Grüße aus. Als sie diese Neuigkeiten von Grigorij Sergejewitsch hörte, verfiel sie sofort in französische Konversation. So stark waren offensichtlich die Erinnerungen an ihn und an Flúmina. Dann teilte ich ihr mit, dass ich im September zwei Wochen

Urlaub vom Metrografeĩon haben könnte und, da die Vorlesungen an der Akadémeia erst Ende September beginnen würden, ich tatsächlich nach Malandéde kommen könnte. Ob ihr das recht wäre. Babálu war begeistert, das wäre ihr sehr recht, war ihre Antwort. Sie werde das sofort zuhause ankündigen. Ich sollte möglichst bald die exakten Daten durchgeben, damit sie alles planen könne.

Das erste Studienjahr ging zu Ende, die Prüfungen waren abgelegt und es gab den ersten Studentensommer hier in der Sebastúpolis für mich. Ich muss aber noch einmal auf die Vorlesungen bei Didáskalos Aigýptou Kýrillos zurückkommen, insbesondere auf seinen letzten Unterricht vor dem Sommer. Ich besuchte diesen Kurs an der Hofschreiberschule ja nach wie vor weiter. Neben dem reinen Sprachstudium dort brachte Kýrillos immer wieder auch Kulturfragen vor. Er hatte uns Schülern schon jene äußerst wertvollen Einblicke in die Relationen zwischen Ägypten und Hellás gegeben. Er war ja der Ansicht, dass das Verschwinden der pharaonischen Bildkapazität, und damit die Entwertung der ägyptischen Adelsschicht, durch das Auftreten der technisch schnelleren, griechischen Zivilisationstechnik eingetreten war. Gleichzeitig habe diese Zivilisationstechnik aber eine massive Entfremdung des damaligen Menschen verursacht, der seine Position im Kosmos eben einfach nicht mehr sehen konnte. Diese Sehkapazität war für die Menschheit verloren gewesen.

Besonders seitens des ptolemäischen Hofes sah Kýrillos ein grobes Versagen. Dieser, wie überhaupt die damaligen Griechen, hätte es verabsäumt, aus den imaginativ-kreativen Ressourcen Ägyptens, die sie gleichermaßen bewundert wie gestohlen hatten, Bilder und Kulturkonzepte zu schaffen, die den Menschen jener Zeit ihre Lebenssituation wirklich erklärt hätten. Im Vergleich zur kulturellen Höhe, welche die Griechen in Ägypten vorgefunden hatten, hätten sie daraus lediglich eine mediokre Technokratie gemacht. Diese Mediokrität hätten sie aber mit geradezu

diktatorischer Freude etabliert. Sie hätten die zersetzenden Mechanismen existentiell untergeordneter Ebenen benutzt, um die eindeutig höhere Kultur zu paralysieren. Serapis sei das zentrale Bild, das dieses Geschehen anschaulich gemacht habe. Man müsse es leider konstatieren, so Kýrillos, aber die Griechen hätten offensichtlich in diesem Verhalten mesopotamischen Niedrigkeiten in sich selbst nachgegeben. Am Verhalten der Griechen in Ägypten sei eine pervertierte Freude im Abusus alles Höheren leider nicht zu übersehen.

Dies sei eine der Schattenseiten des Griechischen, die traurigerweise, nichtsdestoweniger aber typischerweise genau dann hervorgetreten sei, als sie mit etwas Höherem konfrontiert waren, dem sie schlichtweg gehorsam dienen hätten sollen. Anderswo, in Konfrontation mit der dubiosen Mesopotamía, mit den Barbaren des kalten Nordens oder mit den kulturschwachen Lateinern wären sich die Griechen stets ihres hohen Sendungsauftrages bewusst gewesen. Angesichts Ägyptens hätten sie aber versagt. Das sei eben eine der mysteriösesten und dauerhaftesten Fallen des Menschseins: die Versuchung zur Niedrigkeit sei am höchsten exakt dort, wo man mit etwas wahrhaft Edlem konfrontiert werde. Das sei eine Herausforderung die stets, und eben auch bis in unsere heutigen Tage, aufrecht bleibe. Darüber müsse auch in der Autokratoría stets sehr gewacht werden. Jede Tendenz zur Entwertung des Edlen, anstatt der dienenden Mitarbeit in seinem Aufbau, sei zu bekämpfen.

In jener letzten Vorlesung vor dem Sommer kam Kýrillos dann auf einen anderen, sehr wichtigen Beitrag der Kemet, des alten Ägyptens, zu sprechen. Sozusagen als Sommergepäck gab er uns Einsichten in Wesen und Funktion des sogenannten Ka mit. Der Ka, das ist ja allgemein bekannt, ist jener Teil der menschlichen Existenz, der sehr fysisch mit dem organischen Körper und seinem Wohlbefinden, seiner Ernährung verbunden ist, aber auch mit seiner sozialen Anerkennung, der Ehre. Jedoch

ist der Ka nicht einfach der fysische Körper eines lebenden Menschen. Sonst würden die berühmten, lebensgroßen und aufwendig gefertigten Ka-Statuen in den ägyptischen Gräbern irgendwie überflüssig sein, nachdem genau dort, in den Gräbern, ja auch der fysische Leichnam bestattet worden ist. Natürlich hatten diese Statuen der Verstorbenen eine Repräsentationsfunktion, was sie durchaus auch an vom Grab entfernten Orten tun konnten. Aber es ist offensichtlich, dass die Ka-Statuen weder ein Portrait des Verstorbenen darstellen noch einfach ein Ersatz für den toten Körper waren.

Genau hier setzte Kýrillos mit seinen Überlegungen an. Seine Frage bestand darin, was nun den Ka selbst, und nicht nur die Ka-Statue, von einem sichtbaren Menschen unterscheide. Der Ka war ja auch zu Lebzeiten eine Entität hoher Bedeutung. Bei der Erschaffung eines Menschen, die man sich durch den Gott Chnum vorstellte, ging man davon aus, dass dieser Gott zwei im Aspekt identische Kinder formte, den Menschen und dazu seinen Ka-Doppelgänger. Wenn jemand starb, so sagte man, er geht zu seinem Ka. Das hat sich sicher nicht auf die Ka-Statue bezogen, sondern auf eine konkrete Existenzform, deren Realität die Ägypter offensichtlich klar wahrgenommen hatten. Was war dieser lebendige Ka nun wirklich?

Kýrillos war sich der ganzen Komplexität solcher Überlegungen bewusst. Letztlich könnten wir die Ägypter darüber nicht mehr befragen. Aber einige Eckdaten lägen zu diesem Thema eben doch vor. Insbesondere die Tatsache des geschaffenen Doppelgängers, der jedenfalls bei der Erschaffung rein optisch ident erscheine, sei doch bemerkenswert. Im Grab dann sei die plastische Abbildung des Ka stets sehr idealisiert. Diese Statuen zeigten ein ideales Alter von vielleicht dreißig oder vierzig Jahren, vollkommene fysische Gesundheit, guten Ernährungszustand und einen lebendigsten Blick aus den Augen. Dies bezeichne jemanden im Vollbesitz seiner fysischen und sozialen Kräfte. In den meisten Fällen hätten diese Statuen wohl

kaum den Zustand des Verstorbenen zum Todeszeitpunkt abgebildet. Der fysische Mensch wird meistens in einem sicherlich viel schlechteren Zustand verstorben sein. Der Ka erscheine daher wie ein besseres alter ego. Oder vielleicht wäre der Ka als die perfekte Version des Lebensentwurfes zu verstehen, so wie Chnum ihn ursprünglich geschaffen hatte, wovon aber der reale Mensch oft überhaupt nur einen Teil verwirklicht hatte. Die Daten, die wir aus den ägyptischen Quellen zum Fänomen Ka haben, erlaubten jedenfalls eine solche Interpretation des Ka als einer idealen Existenzversion, parallel zum real lebenden Menschen.

Wie könnten aber die Ägypter zu solch einer Idee gekommen sein? Welche realen Lebensfänomene hatten es für sie sinnvoll gemacht, oder vielleicht sogar notwendig, von einer Idealform des Menschen auszugehen, die neben der allseits bekannten Realform mitexistieren sollte? Diese Parallelität von sozusagen einem alltäglichen Menschen einerseits und daneben dessen Ka ist ja kaum lediglich als eine Repräsentanz oder nur als eine Metafer zu verstehen. Da gab es offensichtlich die Überzeugung von noch einer anderen Existenz als der primären und allseits evidenten, fysischen Existenz, dem Ka eben, der seine eigene Realität und seine eigene, enorme Bedeutung hatte. Kýrillos war der Ansicht, dass die Ägypter solch eine Idealform nicht nur theoretisch angenommen hatten. Theoretisch im Sinn etwa wie eine Idee Platons, eine Idee des Menschen zum Beispiel. Selbst wenn man einer solchen Idee gegenüber einen realistischen Zugang hätte, dann wäre dies gemäß der platonischen Lehre als eine ideale Urform des Menschen im Allgemeinen zu verstehen. Das wäre dann ein universeller Begriff des Menschen. Dieser würde natürlich sämtliche idealen Aspekte in sich beinhalten. Der ideale Mensch, ein gesunder Geist in einem gesunden Körper, voller bester Tugenden und edler Taten. Das wäre aber keine individuelle Form eines realen Menschen, sondern eine universelle Idee des Menschen an sich. Eine solche Idee könne

freilich als real aufgefasst werden, wäre das aber eben vor allem in der Welt der Ideen.

Die Idee nach Platon deute also hin auf die Notwendigkeit einer integrierenden Gesamterklärung der fysischen Existenz in einer höheren und einmaligen Idealwelt. In den alten hellenischen Konzepten schien der Garant dieser höheren Idealformen des Menschen eine logische Notwendigkeit einer integrierten Metaexistenz zu sein. Während eine solche Annahme nach Kýrillos durchaus edel war, weil sie Höheres als unbedingt seinsnotwendig erachtete, war sie doch unbefriedigend. Und auch wieder irgendwie irreal, weil sie alles in eine einzige Form presste, die einzige und ideale Idee eben. Eine solche Idee sei zwar ein erhabener Ansatz, berge aber die Gefahr der Auslöschung des Einmaligen, meinte Kýrillos. Der reale Mensch, so wie man ihn erleben könne, drohe in diesem Konzept nicht nur zu einer unvollkommenen Version des Daseins zu werden, sondern einfach zu einer Wirklichkeit, die gar nicht vollkommen werden könne.

Die Ägypter mit ihrem höchst individuellen und einmaligen Ka drückten offensichtlich etwas anderes aus. Hier gab es eine hohe und ideale Form, die dennoch völlig individuell und einmalig war. Und die jeweilige Idealform eines bestimmten Kas war deutlich unterscheidbar von dem Ka eines anderen Menschen. Ka gab es nicht nur einen einzigen, sondern genauso viele wie es reale Menschen gab. Und der Garant dieser zahllosen und gleichzeitig sehr idealen Kas war keine logische Denknotwendigkeit, sondern der Schöpfergott. Die Ägypter erachteten den Schöpfergott, den sie Chnum nannten, offensichtlich als befähigt, unzählige und verschiedene Idealformen des Menschen zu erschaffen.

Standen wir hier also vor einem religiösen Konzept beziehungsweise einem religiösen Theorem in Ägypten, während die Griechen eben ein filosofisches Konzept entwickelt hatten? War das der ganze Unterschied? –, fragte uns Kýrillos. Das Auditorium war fasziniert und folgte den Inhalten lautlos, hatte

aber keine Antwort auf diese Frage. War der Ka, waren die unzähligen, höchst individuellen und sehr idealen Kas, ein Theorem oder eine Realität? Es blieb weiter schweigsam unter uns Zuhörenden. Kýrillos verwies uns nun auf den enormen Aufwand, den die Ägypter in ihren Tempeln und Gräbern realisiert hatten. Wozu war das wirklich gut gewesen? Natürlich, dies diente der Verehrung Gottes und der Götter, der höheren Wirklichkeiten, die sie irgendwie wahrgenommen hatten. Aber ist es wirklich glaubhaft, dass dies alles nur eine hochfliegende Fiktion gewesen war? Eine fixe Idee ästhetischer Selbstverwirklichung? Artistische Megalomanie? Religiöse Obsession vielleicht?

Wäre es nicht naheliegender, von einem realen Benefit in all diesem Aufwand auszugehen? Kýrillos' Ansicht war es, dass die ganzen komplexen Einrichtungen, welche die ägyptische Kultur hervorgebracht hatte, klare und praktische Zwecke verfolgten. Und einen, keineswegs den letzten Zweck sah er in der Vervollkommnung des natürlichen, vordergründig so und so existierenden Menschen in seine höhere Form hinein, die der Schöpfergott bereits für ihn erschaffen hatte. Das würde freilich vieler, aktiver Arbeit des Einzelnen und eben auch der ganzen Gesellschaft bedürfen. Die unvergleichliche Höhe der ägyptischen Kultur sei aber ein Erweis dafür, dass diese Höherentwicklung möglich und eben real sei. Die Dualität von fysischem Körper und Ka sei von den Ägyptern als die individuelle Realität jener Möglichkeit der Höherentwicklung erkannt worden. Sie hätten an dieser Vervollkommnung gearbeitet und sie auch realisiert. Das Erbe, das von ihnen auf uns gekommen ist, beinhalte auch den Auftrag, diese höhere Existenz individuell zu erkennen und anzustreben. Das könnte natürlich nur in den Formen geschehen, wie sie der Schöpfergott für jeden individuellen Ka eben bereits vorgezeichnet hatte.

Das waren in etwa die Ausführungen, die uns Kýrillos damals in den Sommer mitgab. Ich kann das alles nur ungefähr

nachzeichnen. Sein Vortrag war unendlich komplexer und vollkommener, als ich es hier aufschreiben kann. Wir waren alle irgendwie plattgedrückt von dieser Vorlesung. Gleichzeitig fühlte ich und, ich glaube mich nicht zu irren, auch die anderen fühlten eine seltsame Faszination angesichts jener realen Möglichkeit einer Höherentwicklung, die Kýrillos angedeutet hatte. Ich glaube, jeder, der den Hörsaal der Hofschreiberschule an diesem Abend verlies, tat das mit der Überlegung, wie dieser sein individueller Ka wohl aussehen möge. Beziehungsweise was dieser Ka alles in sich tragen würde, das nicht so einfach sichtbar wäre, nachdem das Bild eines Kas ja zunächst einfach nun die jeweilige Person darstellte. Dies jedoch in idealer Form. Was würde diese individuelle Idealform sein? Es hatte auch keinen Sinn, jemand anderen danach zu fragen, wie der eigene Ka aussehen könnte. Wenn es ihn tatsächlich gäbe, dann wäre das eine Sache, die jeder nur alleine und mit seinem Schöpfergott klären würde können. Ich dachte, ich müsste diese Erkenntnisse, die Kýrillos uns vermittelt hatte, vielleicht auch Babálu erzählen. Es wäre ja auch für sie von Relevanz. Dann war ich wieder besorgt, dass ich diese Dinge, die Kýrillos ausgeführt hatte, niemals korrekt wiedergeben würde können. Vielleicht würde ich versuchen, ihr davon persönlich in Malandéde zu erzählen.

In den darauffolgenden Tagen dieses beginnenden Sommers klärte ich die verfügbare Urlaubszeit und die Reisemöglichkeiten. Schließlich konnte ich mit Babálu den Termin des Besuches für die zweite und dritte Septemberwoche festsetzen. Sie würde alles im Malandéde vorbereiten. Inzwischen wollte ich hier in Sebastópol die Zeit nutzen. Nachdem es im Sommer keine Vorlesungen gab und auch im Metrografeĭon Urlaubszeit war, übernahm ich im Metrografeĭon vermehrt Arbeiten und verlängerte meine Arbeitszeit für die Sommermonate auf Vollzeit. Dies hatte auch den Zweck, meine finanzielle Situation, die zwar abgesichert, aber durchaus nicht luxuriös war, zu verbessern.

Schließlich musste ich auch den Flug kaufen und sonstige Reisekosten abdecken.

An den Wochenenden machte ich wieder verschiedene Exkursionen. Manchmal nach Vinhas, dann auch an andere Orte im Stadtgebiet. Einmal hatte ich Glück in der Tabérna in Vinhas. Ich hatte keine Information davon, aber als ich dort ankam, sah ich, dass sehr viele Gäste anwesend waren. Der Garten hinter der Tabérna war voll. Wie ich erfuhr, würde demnächst eine der bekannten Musikaufführungen starten. Wenig später kamen tatsächlich vier Musiker, die gemäß den Kommentaren unter den Zuhörern berühmte Meister ihres Faches waren. Sie spielten auf Streichinstrumenten, die jedenfalls mir als uralt erschienen. Die meisten Anwesenden schienen sich hierin bestens auszukennen. Sie kannten die Namen der Instrumente, ihre Bauart, ihre Eigenheiten. Ich war offensichtlich in einen Insidertreff geraten. Als die Musik dann begann, stellte ich fest, dass es sich um Stücke handelte, die ich durchaus schon gehört hatte. Nur dass diese Melodien und Kompositionen hier weit lebendiger klangen. Die Rhythmen und Lautstärken wechselten viel mehr, als ich es kannte. Offensichtlich war dieser Ort mit seiner Geschichte und die unverdorbene Natur hier draußen in Vinhas günstig für einen weit freieren Vortrag der Musiker. Zwischendurch klatschte das Publikum begeistert und rief auch seine Bravos. Das feuerte die Musiker zu noch weiteren Freiheiten an. Am Schluss standen sie auf und gingen musizierend durch die Reihen und Tische der Gäste, was wiederum heftigst beklatscht wurde. Auch der Wirt der Tabérna, der mir die Geschichte seines Gasthauses erzählt hatte, war in bester Stimmung. Es war das sicher ein für ihn sehr einträglicher Tag. Aber darüber hinaus sah man ihm auch die Zufriedenheit mit den guten Musikern und der begeisterten Gästeschaft an. Seine Tabérna erfüllte einmal mehr ihre Aufgabe, der sie seit so langer Zeit schon diente.

Gregor Brilt

Brasilianische Notizen

Drittes Buch

Intelligibler Roman

TOMOS Γ’ – DRITTES BUCH

Acharei o que procuro ou morrerei na empresa.

Bartolomeu Bueno da Silva

Der Sommer verging allmählich. Der September kam. Dann war es soweit. Der gebuchte Flug brachte mich nach Moçambique. Babálu hatte mir gesagt, sie würde mich am Flughafen in der Hauptstadt abholen. Weitere Details wusste ich nicht. Ich kam dort nach einem Nachtflug an. Das Wetter schien gut zu sein, sonnig und mit Frühlingsstimmung. Nach den Kontrollen am Boden erwartete mich Babálu. Die Umarmung war heftig und tat gut nach der langen Zeit, die wir einander lediglich an den Bildmaschinen gesehen hatten. Wie ich erst nach der Begrüßung bemerkte, trug sie ein sehr buntes Kleid, offensichtlich im Stil des Landes, in Grün, Rot, Schwarz und Gelb. Sie stellte mich ihrem ältesten Bruder Ekene vor, der sie begleitet hatte. Babálu fragte mich, was ich nun machen wollte. Ich hatte natürlich keine Ahnung, wie es weitergehen würde. Sie hätten auf der anderen Seite des Flughafens ihren Hubschrauber geparkt. Mit dem könnten wir gleich nach Malandéde fliegen. Wenn es mich interessieren würde, könnten wir davor aber noch eine

Stadtrundfahrt mit einem Taxi machen. Dann bekäme ich gleich einen Eindruck von Moçambique und den Menschen hier. Ich fand das eine sehr gute Idee, und wir gingen hinaus, um ein Taxi zu suchen.

Mit diesem fuhren wir dann zunächst auf einer Autobahn Richtung Zentrum. Der Taxilenker hatte verstanden, dass es sich um eine Besichtigungstour handelte und begann zu erzählen. Sein Moçambicano war gut verständlich für mich. Das nicht so sehr wegen der durchaus vorhandenen Ähnlichkeiten mit Brasilianisch, sondern vielmehr wegen der Nähe zu Altportugiesisch. Ich musste lachen, denn genau auf diese Wurzeln hatte ich ja damals Babálu in Flúmina hingewiesen. Babálu war jetzt in ihrem Element und verhandelte mit dem Fahrer die Sehenswürdigkeiten, die wir besuchen sollten. Auf der Fahrt kamen wir zunächst an den Vororten vorbei, die alle einen ziemlich gut organisierten Eindruck machten. Im Unterschied zu Flúmina oder auch Paulisto sah ich hier nichts von dem, was man von den dortigen Vororten kennt. Ich fragte den Fahrer, ob wir durch ein reiches Viertel fuhren. Er fragte zurück, weshalb ich auf diese Frage käme. Auf meine Erklärung, dass es eben so aussehe, meinte er nur, es sähe hier überall so aus, im Stadtzentrum dann noch besser. Offensichtlich war das Land reich und die Hauptstadt ohne einen Armutsgürtel.

Wir kamen dann in das Zentrum. Dort passierten wir den Palast des Vizekönigs und andere Adelspaläste. Es gab eine Opera und ein Teatro Vasco da Gama, auch einen großen Parque Indoafricano, in dem neben den verschiedensten Palmen auch viele Banyan-Bäume wuchsen. Am Mercado Central stiegen wir aus, um einen kurzen Eindruck vor Ort zu bekommen. Hier hörte ich noch mehr von dem Klang der Sprache, die je nach Sprecher verschiedene afrikanisch-sprachige Worte und offensichtlich auch Konstruktionen beinhaltete. Die Auswahl von Früchten und insbesondere Fischen hier war beeindruckend. Eine Menge davon kannte ich nicht. Babálu beruhigte mich, ich würde das schon

noch kennenlernen, das meiste davon gebe es auch in Malandéde zu sehen. Wir setzten dann unsere Taxirundfahrt fort, sahen auch noch einiges im Hafenbereich, unter anderem die sehr lebhafte Verladetätigkeit dort. Schließlich kamen wir zurück zum Flughafen und zu dem dort auf uns wartenden Hubschrauber.

Ekene startete die Maschine, und wir hoben ab. Jetzt sahen wir nochmals die Stadt und die großen Avenidas, durch die wir soeben gefahren waren. Nach einer guten Stunde Flug kamen wir in Malandéde an. Von oben sah man die Villa der Familie, die wie ein ausgedehntes Bungalow-System wirkte. Zwischen den einzelnen Häusern gab es überdachte Verbindungswege. Nachdem wir aufgesetzt hatten, sah ich Vater Zolile aus einem der Häuser kommen. Er war etwas weniger rund, als ich ihn in Flúmina gesehen hatte, und recht flott unterwegs. Er kam direkt zu uns, umarmte seine beiden Kinder und dann auch mich. Er hieß mich willkommen und meinte, ich sähe nun noch mehr wie ein Senhor Doutor aus als damals in Flúmina. Dann kam Babálus Mutter Nehanda heraus. Sie war jünger als der Vater, schlank und genauso dunkel wie Babálu. Auch sie umarmte mich. Ich bekam dann ein Zimmer mit Ausblick in den Garten, der sehr grün war, mit vielen Palmen. Im Hintergrund sah ich eine Piscina. Es wirkte alles irgendwie wie in Brasilien.

Etwas später wurde ich zum Essen gerufen. Da lernte ich weitere Geschwister Babálus kennen. Nun war Lekan gekommen, der zweitälteste Bruder, der viel in der Mine vor Ort zu tun hatte. Beide Brüder hatten mit ihren Familien eigene Bungalows auf dem Familienareal. Zwei Schwestern und ein anderer Bruder lebten auch hier in Malandéde. Es gab dann noch drei Schwestern, die ich erst später kennenlernte, weil sie schon verheiratet waren und nicht mehr in Malandéde lebten. Insgesamt waren es also neun Geschwister, drei Brüder und sechs Schwestern. Babálu war die vorletzte. Untereinander sprachen sie Tsonga, in meiner Anwesenheit aber Moçambicano. Malela, Babálus jüngere Schwester, versuchte mir sofort einiges in Tsonga beizubringen.

Bald verstand ich jedenfalls die Grußformeln und wichtige Aufforderungen und Objekte. Dieses Essen mit den Eltern und sechs der Geschwister zeigte mir den Familienstil. Zolile war der große Vater, natürlich schon mehrfacher Großvater, der Ruhm der Familie lag auf seinen Schultern. Die Mutter leitete irgendwie aus dem Hintergrund dieses enorme Haussystem. Irgendwie musste sie das alles zusammenhalten, die große Familie und das große Geschäft. Es schien, dass sie alle Details wusste, insbesondere die Vorlieben jedes Einzelnen, angefangen beim Essen. Von Mutter Nehanda kamen die kleinen Kommentare und Erinnerungen, wer was zu tun hatte, wer was vergessen hatte, wer wen treffen oder anrufen sollte. Aber sie machte das alles sehr ruhig, wie kleine Notizen nur. Vater Zolile erinnerte sich nun an unsere Zeit, immerhin waren es zwei Monate gewesen, damals gemeinsam in Flúmina. Wie mich Babálu damals im Quinta da Praia vorgestellt hatte, an dem Nachmittag vor der ersten Tanzstunde. Ich hätte damals große Augen gemacht, wie ich die Berge von Diamanten gesehen hatte, meinte der Vater. Ich konnte nur antworten, dass ich mich damals zwar nicht selbst beobachten hatte können, dass das aber schon gut so möglich sei, denn ich hatte so etwas natürlich noch nie gesehen. Diesmal würde ich noch mehr sehen, ergänzte der Vater. Wir würden die Mine besuchen. Und Babálu würde mir ja dann auch ihr Atelier und die Werkstatt zeigen, wo jetzt Schmuckstücke im Haus Kazundé-Membúto selbst angefertigt würden.

Nach dem Essen gingen Babálu und ich durch das Areal. Wir kamen dabei nicht an sein Ende. Die Wohngebäude waren sehr ausgedehnt, eben auch wegen der Häuser der Familien der beiden ältesten Brüder. Es gab eine Menge Personal, dessen Wohnbereiche und die diversen Arbeitsbereiche. Wir gingen dann noch in die Piscina und schwammen ein wenig. Etwas, was wir bei allen unseren Aktivitäten in Flúmina nie geschafft hatten, es hatte nie Zeit dazu gegeben. Dann gab es auch viele Küsse. Irgendwie war es wie damals im Garten in Penha, bei Dom

Fabiano und Dona Cecilia, beziehungsweise mit Lucimár. Ich machte mir Sorgen, wer uns beobachten könnte, und ob es der Familie wohl recht wäre, uns hier am ersten Abend so viel küssen zu sehen. Babálu lächelte nur und sagte, – Mach Dir keine Sorgen, sie wissen alle sehr genau, warum ich Dich hierher eingeladen habe. Sie erzählte mir dann, dass sie mir nächsten Tag von ihren Arbeiten und Entwürfen zeigen würde. In ihrem Atelier hatte sie Schmuckstücke, die nach ihren Zeichnungen gemacht worden waren. Ich war schon sehr neugierig. Nach einem letzten Café brachte sie mich zu meinem Bungalow und ging dann ins Haupthaus zurück.

Nächsten Morgen, nach dem Frühstück, fuhren wir zu den Werkstätten und zu Babálus Atelier. Sie zeigte mir verschiedene ihrer Entwürfe. Sie arbeitete mit Bleistift und kolorierte zum Teil mit Aquarellfarben und zum Teil mit Pastell. Die Entwürfe dienten natürlich primär für die Verarbeitung der Diamanten der eigenen Mine, meist in Gelbgold, aber auch in anderen Metallen, Weißgold oder Platin. Neben den farbigen Diamanten aus dem eigenen Abbau setzte sie auch Farbimpulse mit anderen farbigen Edelsteinen, die angekauft wurden. Besonders schien sie Saphir zu schätzen, wohl wegen der dunklen blauen Farbe, die sie stets bevorzugt hatte. Sie hatte Entwürfe für alle Arten von Schmuckstücken, Fingerringe, Colliers, Ohrgehänge, Halsanhänger, Broschen, etc. Sie zeigte mir sehr viele Zeichnungen. Nicht alle, sagte sie, seien bisher realisiert worden. Es sei ihr wichtig, zunächst viel auf dem Papier zu experimentieren, bis sie zu einem Entwurf komme, bei dem sie sich sicher sei, dass er eine Umsetzung wirklich wert wäre.

Dann gingen wir hinüber in die Werkstätten. Die Diamanten- und Edelsteinschleiferei war eine alte Domäne des Hauses Kazundé-Membúto. Neu hinzugekommen waren Goldschmiede, die die Metallgrundlagen realisierten. Hier standen die verschiedensten Geräte, deren Verwendung mir Babálu erklärte. Ich verstand nicht allzu viel davon. Auch Gießöfen gab

es, einer heizte gerade. Ich sah nun, wie aus der einen und anderen Zeichnung die fertigen Stücke geworden waren. Babálu sprach mit den Handwerkern sehr persönlich, kommentierte diese und jene Schritte. Obwohl sie das in Tsonga tat und ich die Worte nicht verstand, konnte ich sehen, dass sie hier völlig anerkannt war. Ihre Hinweise waren vollkommen respektiert. Und es schien mir nicht, dass das nur deswegen so war, weil sie die Tochter des Chefs des Imperiums war. Sie war offensichtlich technisch versiert in dieser Produktion, hatte Expertise.

Dann gingen wir weiter in einen Schauraum, wo fertige Stücke ausgestellt waren. Hier konnten offensichtlich auch Kunden bedient werden. Neben den Rohdiamanten und den geschliffenen Steinen wurden hier auch Babálus Schmuckstücke verkauft. Ich sah ein besonders schönes Armband. Es war eigentlich eine Art Armreif, der aus einem gedrehten, vierkantigen Goldstab gefertigt war und rundherum mit Diamanten besetzt war. Das gab den Eindruck einer gedrehten Säule, bestehend fast nur aus Diamanten. Dann gab es eine Brosche, die kreisförmig, beziehungsweise fast halbkugelig aufgebaut war. In ihrem Zentrum gab es einen großen weißen Diamanten, um den herum, in kreisförmiger Anordnung, kleinere Diamanten gesetzt waren, die je weiter außen nach der Periferie hin immer kleiner wurden. Gleichzeitig wechselte das Farbspektrum von dem zentralen Weiß nach außen über Rosa und Rot zu Blau, das den äußersten Kranz aus kleinen Diamanten machte. Das Ganze sah wie die Dolde einer Blume aus, oder wie das Samenbett einer Sonnenblume, nur die Farben waren anderes. Jedes dieser Stücke musste ein Vermögen kosten. Mit diesen Kreationen eröffnete Babálu mir völlig unbekannte Aspekte ihrer Begabungen. An verschiedenen ihrer Werke erklärte sie mir, wie sie auf die Ideen gekommen war und wie sie den Entwurf bis zum Realisationsstadium fortentwickelt hatte.

Nach Besichtigung aller dieser Schönheiten fuhren wir zurück zum Anwesen der Familie. Der Nachmittag war für

Abkühlung an der Piscina vorgesehen und für die Besichtigung der Gärten, die mit viel Aufwand wunderschön angepflanzt waren. Es war Frühling und viele Pflanzen standen in Blüte. Babálu kannte viele der Gewächse und erklärte mir, welche Namen sie in Tsonga hatten und was an ihnen typisch war, woher sie kamen und was ihre jeweilige Besonderheit ausmachte. So gingen wir umarmt durch den Garten, was wirklich etwas Paradiesisches an sich hatte. Wir sprachen nun auch über die lange Zeit der Trennung, die wir gehabt hatten. Babálu sagte, sie habe sich in diese Entwürfe eingearbeitet, auch weil es ihr half, mit der Einsamkeit umzugehen. Die Arbeit an einer schwierigen Aufgabe, die sie herausforderte und in der sie Ausdauer zeigen musste, bis sie zu einem guten Ergebnis kam, habe ihr nicht nur geholfen, sich abzulenken und den Abstand einfach zu vergessen. Die Herausforderung, einen Entwurf zu schaffen, ihn bis zu einer endgültigen Form vorwärtszutreiben und dann bis zur Realisierung umzusetzen, das war auch deswegen für sie wichtig gewesen, weil diese Ausdauer in der Arbeit, im Nicht-Aufgeben eines Zieles, sie darin bestärkt hatte, unsere Beziehung nicht aufzugeben. Es war das für sie ein paralleles Sich-Durcharbeiten durch Schwierigkeiten, Entfernungen, Einsamkeiten, Herausforderungen, sowohl in den Entwürfen und deren Umsetzung wie auch innerlich im Festhalten der fernen Beziehung. Sie habe da viel dazugelernt.

Ich konnte das nur bestätigen, aus meiner Erfahrung in Sebastópol, wo ich auch sehr viel gearbeitet hatte. Selbst in der Freizeit hatte ich mir noch weitere Betätigungen gesucht oder auch suchen müssen. Einerseits eben als eine Art Beschäftigung, um nicht der Melancholie zu verfallen, andererseits aber einfach aus demselben Grund, den Babálu jetzt genannt hatte. Intensive Tätigkeiten waren ein Schritt näher an unsere Beziehung heran, obwohl wir dadurch geografisch einander durchaus nicht näherkamen. Doch das Hineingehen in intensive Arbeiten und Erfahrungen hatte sich als ein Weg herausgestellt, an uns beiden

zu arbeiten und unser beider Beziehung auf einen tieferen und realeren Grund zu stellen. Ich fand das interessant, dass wir beide diese Erfahrung gemacht hatten.

Ich hatte Bilder aus der Sebastúpolis mitgebracht, die ich selbst aufgenommen hatte, auf der Akrópolis, in Vinhas und an anderen Orten. Wir sahen uns diese nun gemeinsam an. Babálu war besonders beeindruckt von Vinhas, sie fand auch die Tabérna ganz besonders faszinierend. Dort also spielte man diese Musik sozusagen im Original, die sie von überall her kannte, nicht zuletzt auch aus ihrer Heimat hier. Ich zeigte auch Aufnahmen von den beiden Sfingen am Propylón und den Inschriften dort und erklärte, welche wesentlichen Aussagen über die Autokratoría und das Verhältnis zwischen Pálatin und Akrópolis von Sebastós III. Eusébios Naofýlax dort architektonisch und plastisch festgeschrieben worden waren. Babálu war begeistert und meinte, sie müsse das alles irgendwann auch einmal selbst sehen, es sei zu interessant. Man kann sich das ja auch alles in den Lexika und den Bildmaschinen ansehen. Aber ich konnte ihr bestätigen, dass die Fotos und Reportagen alle nichts sind im Vergleich zum Original und dem Erlebnis, durch diese Orte selbst zu gehen und mit eigenen Augen zu sehen, was unsere Identität ausmacht.

An diesem Abend waren wir bei Ekene und seiner Familie eingeladen, und am darauffolgenden in den Bungalows von Lekans Familie. Dort sah ich nahezu unzählige Nichten und Neffen Babálus, ich konnte mir gar nicht alle Namen merken, hatte zum Teil Schwierigkeiten, mich an alle Gesichter zu erinnern. Ekene berichtete von der Mine, in der er täglich arbeitete. Da gab es große technische Herausforderungen. Gleichzeitig war er für alle die Arbeiter verantwortlich, die dort an den verschiedenen Standorten zu betreuen waren. Da erfuhr ich schon einiges als Einführung für den Besuch der Mine am folgenden Tag.

Wir besuchten dann die Mine gemeinsam mit Ekene und verbrachten den ganzen Tag dort. Ausgerüstet mit Helmen und

Schutzanzügen fuhren wir in einem enormen Lastwagen die Spiralen in den Krater hinunter, der seit Jahrzehnten ausgebaggert worden war. Es dauerte, bis wir unten angekommen waren, mehr als dreihundert Meter unter dem umgebenden Niveau. Dort arbeitete ein Riesenbagger, der abgesprengtes Gestein auf die Lastwagen schaufelte. Alles war gigantisch. Auch der Lärm war enorm. Hier gab es nur das Gestein und die Maschinen. Bis auf die Arbeiter, die die Maschinen bedienten und auf deren sichereres Funktionieren achtgaben, gab es hier kein erkennbares Leben. Man sah hier sehr anschaulich den enormen Größenunterschied zwischen den Gesteinsmassen und dem gesuchten Endprodukt Diamant, das irgendwo in diesen Haufen und Terrassen versteckt war.

Ich fühlte eine Zwiespältigkeit zwischen der Monstrosität der Vorgänge einerseits und deren Notwendigkeit andererseits, als dem einzigen Weg, die Schönheit der Edelsteine zu erreichen. Offensichtlich gab es keinen anderen Weg. Riesenhafte technische Eingriffe waren erforderlich, um später dann das Funkeln an den Schmuckstücken zu erreichen. Im Vergleich zu den Zuständen, die wir aus der Antike kennen, war das hier dann irgendwie auch wieder human. Die Arbeit wurde hauptsächlich von Maschinen getätigt, die Menschen mussten eigentlich nur steuern und überwachen. Es gab Unfälle, aber nicht mehr als sonst, wo Maschinen im Einsatz sind. Ekene ließ uns unten an der Kratersohle aussteigen. Wir stolperten über Gesteinsbrocken und unbefestigte Fahrtrassen. Oben, oberhalb der Terrassenstufen sah man den Kraterrand und darüber den Himmel. Etwas Grünes war nirgends zu sehen. Er war enorm. Nachdem wir wieder hinaufgefahren waren, sahen wir die riesigen Maschinen zur Zerkleinerung der Gesteinsmassen und zur Aussortierung der Diamanten. Auch die Abraumhalden sahen wir. Gebirge des tauben Gesteins, die vermutlich nichts mehr an Diamanten einhielten. So ganz genau wisse man das aber nicht, meinte Ekene, vermutlich blieben einzelne Steine unentdeckt.

Nachdem wir die Grundlagen des Familienreichtums besichtigt hatten und ich auch die meisten Familienmitglieder, wenn auch durchaus noch nicht alle, kennengelernt hatte, konnten Babálu und ich uns mehr Zeit für private Gespräche und kleinere Ausflüge in die Umgebung nehmen. In den nächsten Tagen besuchten wir verschiedene kleinere Dörfer. Babálu zeigte mir die Landschaft und ihre Besonderheiten. Ein Chauffeur fuhr uns herum, und wir waren ungestört. In den Lokalen und Geschäften, die wir besuchten, war Babálu überall bekannt. Ihr Status als Prinzessin war offenbar allgemein anerkannt.

Wir hatten nun Zeit, über alle die Dinge zu sprechen, die über die Bildmaschinen nur teilweise übermittelbar gewesen waren. Ich erzählte von der Arbeit und dem Studium. Auch nochmals alles, was Kálamos mégas zu meinem Projekt der Briefe gesagt hatte. Babálu war nach wie vor begeistert von der Idee, dass Mumadonas Briefe wirklich mein wissenschaftliches Projekt würden. Stell Dir vor –, sagte sie, – wenn Du das wirklich aufarbeiten und veröffentlichen kannst, dann bekommt die Familie de Guimarães, Deine Freunde, sozusagen ihre Familienchronik zurück. Und das wird nicht nur die Condes interessieren. Denn, so wie sich diese Briefe für mich angehört haben, zeigen sie nicht nur, wie man im Condado Portucale gelebt und gefühlt hat. Irgendwie gibt es in diesen antiken Briefen ja eine Stimmung, wie wir sie in Flúmina beim Adelspraktikum erlebt haben. Das kann doch kein Zufall sein, da muss doch ein innerer Zusammenhang bestehen.

Babálu hatte darin wohl recht. Dieses Corpus an Briefen hatte etwas von einem Drehbuch für einen Film, der gleichermaßen die Situation am frühen Minho und Douro abbilden könnte wie auch die Gefühlslage in den Salons von Flúmina. Nicht zuletzt hatte mir Miguel damals in Flúmina erklärte, dass er in all den Aktivitäten des Adelspraktikums und des Tanzunterrichtes mit Isabelita so ein deutliches Gefühl des Rittertums entwickelt hatte. Er hatte sich darin in einer

Existenzlage wiedergefunden, die ihn sehr deutlich an die altportugiesischen Gedichte erinnerte, die er von seinem Vater zuhause im Sertão gelernt hatte.

Inzwischen war ich mir auch ziemlich sicher, dass diese Briefdokumente sogar in den inneren Zusammenhängen der Sebastúpolis nicht ohne Nachklang geblieben waren. Das heikle Verhältnis von Rittern und ihren Damen, von Kampf und Gefahr, von Wagnis und Eroberung, bestand nicht nur auch heute weiter, sondern die Courtoisie, als die notwendige Grundhaltung in der Gesellschaft, war gerade auch in Sebastópol deutlich erkennbar. Nicht zuletzt hatte ich dazu unlängst bei der Flottenparade interessante Beobachtungen machen können. Der Höhepunkt und das Ende der Musterung der Streitkräfte hatte nämlich darin bestanden, dass die Sebastoí, unter der von den Flugzeugtriebwerken in den Sommerhimmel gezeichneten Fahne der Autokratoría, einander umarmt hatten. Das hätten Mumadona und Hermenegildo genauso tun können. Und gleichzeitig war dieses Zeichen auch heutzutage klar verstanden worden. Denn das ganze Volk der Anwesenden hatte dazu heftig applaudiert und diese Umarmung des Herrscherpaares als die passende Haltung in jenem Fest und an der Spitze der Autokratoría erkannt.

Ich erzählte Babálu dann auch, was uns Kýrillos in jener letzten Vorlesung vor der Sommerpause über den Ka dargelegt hatte. Beziehungsweise, ich versuchte das wiederzugeben, was er freilich viel besser darzustellen vermocht hatte. Immerhin konnte ich seine Ideen einigermaßen wiederholen. Babálu meinte dann, wenn hinter dem Konzept des Ka, so wie wir es aus den ägyptischen Quellen beobachten könnten, eine echte Lebensrealität stünde, eine Wirklichkeit, die unser Leben tatsächlich bestimmt, dann müsste man ja eigentlich selbst versuchen, diese höhere, ideale Form der eigenen Existenz auch zu erreichen. Oder? –, fragte sie mich mit großen Augen. Ja, das war die Frage. Gab es diese Möglichkeit? Worin bestand sie? Wenn sie real existierte, wäre ihre Verwirklichung eigentlich ein

Imperativ. Aber wie kann man als Mensch etwas verwirklichen, das nur der Schöpfergott, die Ägypter hatten ihn Chnum genannt, weiß? Wir mussten diese Frage an diesem Punkt offenlassen.

Bei den gemeinsamen Essen mit den Eltern fragte mich Babálus Mutter einmal, was ich denn vorhätte später einmal nach dem Studium. Das wusste ich damals natürlich selber nicht so genau. Ich sagte daher, dass ich das gegenwärtig nicht so genau wisse. Aber immerhin sei meine Ausbildung in Sprachen und Geschichte doch nützlich für eine Anstellung in der Verwaltung. Dort war ich ja mit meinem kleinen Job am Metrografeïon auch schon angelangt. Und falls sich meine Interessen für Forschung nicht umsetzen ließen oder damit nicht genug Geld zu verdienen wäre, wäre so eine Anstellung in der Verwaltung immer noch ausreichend, um damit zu überleben. Das war vielleicht nicht die Antwort, die sie sich erhofft hatte, bei der Vorstellung nämlich, dass ich eventuell einmal ihr Schwiegersohn werden könnte. Nehanda meinte dann, dass in Sebastópol die Dinge sicherlich anders lägen, als hier in Malandéde und ich dort wahrscheinlich Aufgaben für meine Fähigkeiten leicht finden würde. Da warf nun Babálus Vater ein, dass meine Sprachen ganz sicherlich sehr wertvoll seien. Denn bei seinen Verkaufsgesprächen erlebe er immer wieder, wie wichtig es wäre, auf die Sprache der Kunden eingehen zu können. Zolile half mir da also aus den investigativen Fragen der Mutter heraus. Auch dass ich mit Babálu den Tanzkurs in Flúmina gemacht hatte, erwähnte er lobend. Er hatte sich sogar gemerkt, was Babálu und ich in der vergangenen Februarwoche in der Colombina gegessen hatten und zitierte nun genau: Quiabo-Schoten mit in Dendé-Öl gebratenen Camarões. Offensichtlich hatte Babálu ihm das erzählt. Und er hatte es sich doch tatsächlich gemerkt. Ich bestätigte, dass wir das dort gegessen hatten. Er kam wieder ins Schwärmen über die Colombina, das beste Lokal der Welt, wie er meinte.

Babálus Welt war wirklich beneidenswert. Natürlich war die Familie immens reich. Man sah das auch in der Ausstattung,

insbesondere des Haupthauses. Es gab da verschiedenen Zonen. Da gab es einen traditionell afrikanischen Bereich, mit vielem Holz, mit Leder und Tierfellen auf den Sitzgelegenheiten, verschiedenen Jagdtrofäen an den Wänden und sehr schönen Schnitzereien und Plastiken afrikanischer Köpfe und Figuren. Aber es gab auch einen Bereich, den sie die Nordhemisfäre nannten. Dort war alles im Stil der Salons der Noblen in der Sebastúpolis eingerichtet, helle Vorhänge und Tapeten, Kronleuchter aus aufwändigen Gläsern, höhere Sitzgelegenheiten und Tische. Es gab einen Klavierflügel, große, gerahmte Spiegel an den Wänden, Porzellan in Schränken und offen ausgestellt. Auch die Gemälde, offensichtlich Originale, passten dazu. Es waren Landschaften, die man hier in Moçambique eigentlich nicht sah, Schnee sogar. Ich kommentierte Babálu dann, halb im Scherz, dass sie auch noch einen Raum im Stil der Gräkoafrikanischen Schule einrichten könnten, sozusagen als Verbindung zwischen den beiden Bereichen. Babálu erinnerte sich dabei an die Kapelle auf dem Quirichiquí mit den Fresken Sidi Maaroufs und auch an sein großes Deckenmosaik, genannt "Die Begegnung der Kulturen", im Festsaal des Palastes der Duques de Monçalves. Ja, das wäre wirklich schön –, meinte sie, – wenn sie in Malandéde auch solche großen Bilder hätten, in einem weiteren Salon. Diese Darstellungen hatten Babálu sehr gefallen.

Also, Babálu hatte das alles und noch vieles mehr an Materiellem. Aber dennoch lebte hier eine Familie, die nicht von ihrem Besitz und dessen Vermehrung zerfressen war. Es gab ein Familienleben. Offensichtlich hatten die Eltern großen Wert daraufgelegt, dass alle ihren Platz darin finden hatten können. Die Gebäude und Anlagen waren weitläufig, jeder hatte seine Winkel. Dennoch kamen sie gerne zusammen, und hatten einander immer etwas zu sagen. Selbst wenn mich die Mutter etwas examiniert hatte, alles in allem war es ein angenehmer Aufenthalt. Auch dass ich mit meiner doch helleren Hautfarbe eindeutig herausstach,

sowohl im Haus der Familie wie auch an den Orten, die wir sonst noch besuchten, machte kein Problem. Alle waren diesbezüglich und im Umgang überhaupt recht entspannt mit mir.

Babálu begann dann schon zu planen, wie wir nach diesem Besuch weitermachen sollten. Der Abstand war für sie ein Problem. Ich sagte, wir müssten weiter das Beste aus den Bildmaschinen machen. Wir könnten ja dort auch wieder unsere Griechischgrammatikübungen singen, was wir aktuell in Malandéde ausgelassen hatten. Zur Überbrückung der Distanz fand ich das noch relativ hilfreich. Sie bestätigte das, aber ihre Begeisterung hielt sich in Grenzen. Ich sollte unbedingt von meinen Exkursionen in und um die Sebastúpolis erzählen und nach Möglichkeit auch Bilder senden. Sie wollte wissen, wo ich lebte und was ich tat. Und überhaupt, was es an Interessantem in der Großen Stadt gab. Ich versprach das zu tun. Schließlich, es war leider kaum zu glauben wie rasch das eingetreten war, kam der Abschied. Ekene flog uns, Babálu und mich, wieder zum Flughafen. Wir waren etwas schweigsam. Wir wussten, was nun kommen würde. Die Distanz und die Einsamkeit waren definitiv eine Herausforderung. Ich sagte, sie und Ekene sollten gleich wieder zurückfliegen, aber Babálu wollte unbedingt warten, bis meine Maschine abheben würde. Zum Abschied gab sie mir einen sehr bunten Hut, eine Art Kappe aus verschiedenfarbigen Stoffen, mit. Bei guter Stimmung sollte ich ihn aufsetzen, meinte Babálu. Sonst könnte ich ihn ja in meinem Zimmer aufstellen, als Erinnerung daran, was ich alles hier in Malandéde gesehen hatte. Dann kam der letzte Kuss. Es war schwierig. Babálu winkte mir noch lange nach, bis ich in den Gängen Richtung Einstieg verschwand.

In Sebastópol musste ich mich erst wieder zurechtfinden. Die Umstellung war mühsam. Abgesehen davon, dass das Wetter hier inzwischen einiges kühler geworden war, spürte ich die Abwesenheit Babálus deutlich. Ich begann wieder mit meinem Rhythmus, Metrografeĩon, Akadémeia, Hofschreiberschule. Ich

meldete mich bei Babálu, bedankte mich für die großartige Zeit und hoffte, dass wir einander bald wieder persönlich sehen würden. Alle seien traurig gewesen, wie ich plötzlich nicht mehr da gewesen war, sagte sie. Sie hätten sich alle gefreut, dass ich diesen Besuch gemacht hatte. Sie, Babálu, hätte sogar Gratulationen bekommen, dass gerade dieser junge Mann angereist war. Zum Beispiel ihre Meninas, die in ihrem Bereich den Haushalt besorgten, hatten das getan. Sie erwähnte das mir gegenüber, wenn auch mit gemischten Gefühlen. Offensichtlich fand sie es nicht nur gut, wenn es allzu deutliches Interesse anderer Frauen gab.

In diesen ersten Konversationen per Bildmaschine nach der Rückkehr aus Malandéde verstand ich endgültig, warum die Edlen in der Autokratoría so viel umherfliegen. Es gibt keinen Ersatz für die persönliche Präsenz. Das ist ihnen bewusst selbst schon im Bereich der Geschäfte und allgemeinen Beziehungen. Um wie viel mehr sind die Bildmaschinen ungeeignet für ein Liebespaar. Ich beneidete diejenigen, die zum häufigen Fliegen den mühelosen Zugang hatten. Manchmal drehten wir die Bildübermittlung ab. Dann war es besser nur die Stimme zu hören, den Inhalten nur akustisch zu folgen. Wir flüsterten uns dann dies und jenes ins Ohr, mit und ohne Inhalt. Manchmal war das einfach besser. Die Frustration über Bilder hinter einer undurchdringlichen Wand war einfach zu groß.

Das zweite Studentenjahr hatte also begonnen. Kurze darauf hatte ich ein Erlebnis in meinem Studentenheim, das mich die Zusammenhänge, die ich an meinem Zimmerkollegen Pepe früher schon beobachtet hatte, besser verstehen ließ. Pepe hatte inzwischen mit seinen Versuchsserien weitergemacht, ja sie ausgebaut. Auch das Studium lief soweit gut bei ihm. Nach wie vor hatte er immer wieder neue Freundinnen. Sie schienen ihm einfach nicht auszugehen. Die Schönheitskönigin aus Vietnam war schon lange nicht mehr die Favoritin. Ich weiß nicht, was das Ende verursacht hatte. Das wusste ich allerdings bei ihnen allen

nicht. In letzter Zeit hatte sich aber die Stimmung bei ihm etwas verändert. Die Mädchen, die ich dann sah, auf Fotos und manchmal auch in der Realität, hatten in ihrer Ausstrahlung etwas mutiert. Es waren nicht mehr diese Blumen, gerade erblüht, oder vielleicht gestern erblüht und immer noch frisch. Sie waren irgendwie dichter geworden. Fester. Widerständiger. Sie hatten einen durchdringenderen Blick und feste Waden. Mir fiel das auf, aber ich wusste nicht, was es bedeutete.

Eines Tages traf ich mit Pepe in den Duschräumen unseres Stockwerkes in der Casa Colón zusammen. Er kam gerade aus der Dusche und war dabei seine Geräte vorzubereiten, um sich nun mit viel Schaum zu rasieren. Ich ging duschen. Als ich nach einer Weile mit der Dusche fertig war und aus der Kabine kam, sah ich Pepe an einem Waschbecken stehen. Er kontrollierte seine Arbeit der Rasur sorgfältig im Spiegel. Dabei stand er mit dem Rücken zu mit gewandt. Nun sah ich, dass er irgendetwas auf der rechten Schulter hatte. Ich konnte nicht erkennen was er war. Es war irgendein dunkler Fleck dort. Ich ging aus der Dusche heraus und sah es mir von näher an. Nun erkannte ich es. Mit Erstaunen musste ich feststellen, dass er sich hier ein Tattoo hatte stechen lassen. Es war ziemlich groß und seltsam, aber deutlich zu erkennen. Offensichtlich wollte ich es noch nicht wahrhaben und fragte, – Was ist das? Und deutete dabei auf seine Schulter. Er sagte, – Ach, hast du das noch nicht gesehen? Das ist eine Ratte. Ich habe mir das vor einiger Zeit machen lassen. Gefällt sie dir? Ich sah mir das nun genauer an. Es war eine große Ratte, etwas fett gebaut, Schädel, Zähne, Füße, alles war zu sehen. Sogar der lange Schwanz ringelte sich bis auf seinen Oberarm. Gefällt sie dir? –, wollte er nochmals wissen. Ich sagte, – Ich hoffe, dass sie deiner Freundin gefällt. Oh doch –, meinte er. Sie fände das –, er verwendete seinen Jargon, – “estupendo“. Großartig also.

Ich ließ mich an diesem Tag auf keine weiteren Diskussionen ein. Ich trocknete mich ab und ging auf das Zimmer. Dieser Tag stellte jedoch einen gewissen Wendepunkt in unserer Beziehung

dar. Er hatte sich also ein Tier, sein Tier, auf die Haut aufbrennen lassen. Das würde nicht so leicht wieder weggehen. Aber eine Entfernung hatte er ganz offensichtlich gar nicht im Sinn. Er war synton mit diesem Ereignis. Es gab ihm eine neue Note. Eine passende, wie er meinte. Ich weiß nicht, was Pepe heute macht. Was er erreicht hat. Ob er seine Forschungskarriere leben konnte und kann. Ich habe ihn noch zwei weitere Jahre beobachten können. Bis ich von dem gemeinsamen Zimmer umgezogen bin. Er hatte weiter neue Freundinnen. Aber es wurde nun eindeutig, dass sie sich verändert hatten. Sie wurden noch kräftiger, präsenter, aber gleichzeitig auch uneleganter. Und statt der frischen Blumen, die er früher immer gesammelt hatte, sah man nun immer ausgehärtetere Vollplastinate.

Ich war mir lange nicht im Klaren, ob diese beiden Ereignisse in einem Zusammenhang standen. War das Tattoo eine Folge des veränderten Freudinnenspektrums? Oder war es umgekehrt? Heute denke ich, dass er in all seiner Forscherakribie einen Rechenfehler begangen hatte. Er hatte täglich seine Ratten getötet. Das war ein Eingriff in die Natur, für den er meinte, alles korrekt bezahlt zu haben. Kaufen, eine Weile füttern, für die Versuche präparieren, dann narkotisieren, dann die Versuche machen. Und dabei wurden die Tiere geopfert. Was er vergessen hatte einzuberechnen, war die Tatsache, dass es nicht Wissenschaft war, die hier Leben einfach töteten musste, sondern dass er es war, der tötete. Er dachte, das müsste nicht extra verbucht werden. Das Leben ist aber sensibel auf Fehler. Auch auf Rechenfehler. Deswegen holte es sich das ihm gebührende, aber vorenthaltene Stück auf anderen Wegen zurück. Es nahm ein Stück seines Körpers unter Beschlag. Nachdem Pepe nicht freiwillig bekannt hatte, dass er seinen Ratten auch aufrichtig dienen müsste, brachte das Leben seinen Körper dazu, diese Dienstverpflichtung unfreiwillig und sehr sichtbar zu bekennen. Die Opferung der Tiere hatte er technisch korrekt vollzogen. Was er missachtet hatte, war, dass jede Opferung in kultischer Reinheit

erfolgen soll. Diese auszulassen, wird vom Kosmos als Sakrileg verbucht. Die Ägypter haben ihren Ausdruck für solche Sakrilege: but n ka; ein Abscheu für den Ka. Der Plan des Schöpfergottes wird durch solche Taten verletzt. Sichtbar wird das Sakrileg am Körper des Täters.

Und genau dieses Versäumnis, die Unterlassung der demütigen Verehrung des ihm anvertrauten Lebens nämlich, meldete seine Reparationsforderungen nochmals bei Pepe an. Die Blumen aus frischen Blütenblättern wurden Schritt für Schritt eingetauscht gegen weniger Frisches und weniger Blühendes. Bis er fast nur noch unverwüstliche Plastikblumen in den Händen hielt. Das Erstaunliche war, dass er diesen Verlust gar nicht zu bemerken schien. Jedenfalls solange ich ihn in der Casa Colón sehen konnte, war ihm das offensichtlich nicht zu Bewusstsein gekommen. Er fühlte sich erfolgreich und auf einem aufregenden Weg Richtung Forscherkarriere.

Vor der Reise nach Malandéde hatte Grigorij Sergejewitsch Mornov mir gesagt, er würde mir Nachricht geben, ob ich einmal jemanden im russischen Kloster auf der Akrópolis sprechen könnte. Nun kam ein Brief von ihm, sogar handschriftlich, dass er dort angefragt hatte und ich willkommen wäre, einmal einen der Mönche zu besuchen. Er nannte den Namen: Géron Serafím. Er sei ein berühmter Mann und wisse um die Dinge, die wir, Grigorij und ich, besprochen hatten. Was immer ich über die Thebaḯs wissen wollte, könnte ich ihn fragen. Ich dürfte mich auf ihn als meinen Freund berufen. Er empfahl mir, meine Anfrage bald zu tun, denn Géron Serafím war bereits alt. Obwohl bei prinzipiell guter Gesundheit, wisse man nie, wann jemand in seinem Alter sterben würde. Es wäre aber ein großes Erlebnis, ihn kennenzulernen, was ich einfach nicht verpassen sollte. Diese Nachricht von Fürst Mornov war natürlich sehr interessant und inspirierend. Ich dachte, ich müsste diese Gelegenheit wirklich rasch nutzen. Daher schrieb ich wenig später an den Vorsteher jenes Klosters, berief mich auf die hohe Empfehlung, die ich

vorweisen konnte, und bat um einen Termin bei Ältestem Serafím.

Wenige Tage später war ich bei ihm. Ich meldete mich am Eingang des russischen Klosters auf der Akrópolis. Dort holte er mich ab und führte mich dann durch lange Gänge und hinauf in ein höheres Stockwerk in diesem großen Gebäude. Wir kamen in einen Raum mit Fenstern Richtung Meer. Dort gab es zwei Stühle, ein paar Bilder an der Wand. Sonst nicht viel. Vor einem der Bilder zündete er eine Kerze an. Géron Serafím war schon älter, siebzig mindestens, er hatte weißes Haar und langen Bart. Er ging aber relativ flott für sein Alter. Gekleidet war er in Schwarz, ähnlich wie die Väter vom Berge in den Schulen in Petrolina und Paulisto.

In jenem Raum angekommen, fragt er mich, wer ich sei. Fürst Mornov habe mich angekündigt, aber er, Géron Serafím, wisse nicht viel über mich. Ich erzählte grob meine Geschichte. Sertão, Petrolina, die Schule der Väter vom Berge, Paulisto, Flúmina, Sebastúpolis. Meine Arbeit, mein Studium. Dass ich auf der Suche war nach den kulturellen Fänomenen, die unser Leben zusammenhalten. Dass ich aus all den Dingen, die ich schon das Glück gehabt hatte zu lernen, versuchte, das Wesentliche herauszufinden. Das, was noch hinter den langsamen Verschiebungen der Makroebenen der Geschichte liegen mochte. Er erkundigte sich genauer nach den Details meines bisherigen Studiencurriculums. Welche Sprachen ich studiert hatte, und was mich an der Geschichte interessierte. Dann machte er eine Pause. Es war minutenlang Stille zwischen uns. Er sah plötzlich wie die Statue aus, die unten in der Kirche stand, jenes Sitzbildnis von Nil Stolobénskij. Er hatte den Kopf vorgeneigt und schaute zu Boden. Nichts bewegte sich im Raum. Nach diesen Minuten sagte er, – Und Du hast eine Freundin, nicht? Ich bestätigte mit einer Rückfrage, – Ja, hat das Fürst Mornov so erzählt? Géron Serafím verneinte, der Fürst hätte nichts davon erzählt. Woher er es dann wisse, fragte ich nach. Nun, das sehe man mir an, war seine

Antwort. Ich hätte diese Ausstrahlung. Ich war nicht schlecht erstaunt. Offensichtlich hatte Géron Serafím optolinguistische Kapazitäten. Auch dass sie, meine Freundin, nicht in der Sebastúpolis lebe, habe er stark angenommen. Auch das könne man mir ansehen.

Das verwunderte mich dann doch ziemlich. War das alles wirklich so leicht sichtbar an mir? Woran sah er das? Ich war dadurch so neugierig geworden, dass ich ihn das genau nachfragte. Bei ihm, sagte er, kämen viele Leute vorbei, auch junge. Das sei eben der Gesamteindruck gewesen, den er von mir gehabt hatte. Man lerne das sehen, besonders, wenn man einmal so alt geworden sei wie er. Ich erzählte nun auch noch von Babálu und dass ich kürzlich in Malandéde gewesen war.

Dann sagte er, für junge Männer wie mich, sei die wichtigste Sache, den richtigen Weg im Leben zu finden. Den richtigen Weg, die Wahrheit und das Leben. Das sei die Aufgabe. Ob ich eine Ahnung hätte, was ich dafür tun wollte. Ich antwortete, wenn er schon dieses Zitat erwähnte, dann wäre mit schon klar, was er sagen wolle. Der Weg, die Wahrheit und das Leben, das sei bekanntermaßen, und zwar gemäß der Kainé Diathéke, der Messias. Das hätte ich durchaus gelernt. Genau –, sagte er, – genau, das ist es. Und dennoch –, fuhr er fort, – die Wenigsten gehen den Weg, die Wenigsten interessieren sich für die Wahrheit und die Wenigsten erreichen das Leben. Dann sah er mich an. Lange.

Ich dachte, vermutlich würde er erwarten, dass ich dazu irgendwie Stellung nehmen würde, was nun mein Plan wäre. Es schien mir aber übertrieben, hier etwas zu betonen. Ich war der Meinung, dass ich sowieso die Wahrheit suchte. Daraus würde sich der Weg ergeben. Und dieser würde zum Leben führen. Ich sah nicht, was ich hier präzisieren sollte. Er sagte, – Du meinst, dass Du bereits auf diesem Weg bist, und dass Du so Wahrheit und Leben finden wirst. Ich bekräftigte, genau, das dächte ich. Und nickte dazu. Es kam wieder eine Pause. Nach dieser fuhr er

fort, – Es ist gut, dass Du so vieles studierst. Du wirst noch viel Arbeit damit haben. Aber noch wichtiger ist, dass Du nicht die Orientierung verlierst. Du wirst etwas brauchen, das über alles dieses Wissen hinausgeht. Wenn Du das nicht erreichst, wirst Du den Weg nicht finden. Und den Rest auch nicht. Was ist das? –, fragte ich. Es kam wieder eine Pause. Dann sagte er, – Du kannst es wahrscheinlich lernen. Aber er wird dauern. Du musst alles arbeiten, was Du kannst. Alles, was Dir möglich ist. Das ist notwendig. Und es ist gleichzeitig nicht genug. Was Du darüber hinaus brauchst, kannst Du nur sehr langsam erlernen. Heute weißt Du noch nicht, was das ist. Wenn Du möchtest, kannst Du wieder hierherkommen und wir können sehen, wie Du es lernen kannst. Es wird aber dauern. Und es ist nur möglich, wenn Du sonst in Deinem Leben überall das Beste machst und gibst. Du kannst Dir das überlegen. Wenn Du möchtest, kannst Du wiederkommen. Dann segnete er mich, und ich ging nach Hause.

Ich war einigermaßen erschöpft von diesem Gespräch. Die Begegnung war anderes gewesen als sonstige Gespräche. Géron Serafím schien Dinge zu wissen. Über andere Menschen und über das Leben überhaupt. Jedenfalls machte es diesen Eindruck. Mir war aber unklar, worauf er sich bezogen hatte. Was ich, wie er es gesagt hatte, darüber hinaus noch brauchen würde, jenseits meiner gegenwärtigen Aktivitäten also, das konnte ich natürlich nicht wissen. Gemäß seiner Definition war es etwas, das ich jetzt nicht besaß. Was würde das sein? Es war offensichtlich, dass es sich um etwas aus seiner Welt, seiner Erfahrung handeln musste, irgendetwas aus der Welt des Wissens seiner mönchischen Tradition. Ich war ja Männern wie ihm immer wieder begegnet, insbesondere durch die Schule der Väter vom Berge. Und dann bei Pai Arsénios in der Skéte, in den obersten Stockwerken des Palazzos der Familie Montesalvo in Paulisto. Was wusste Géron Serafím hierüber noch mehr?

Wie es sich bei unserem letzten Aufenthalt in Flúmina ja schon abgezeichnet hatte, als Leila Babálu von ihren Plänen

berichtet hatte, war es nun so weit. Leila war aufgefordert worden, das nächste Adelsturnusbiénnium in Flúmina zu organisieren. Babálu stand weiter mit ihr in Kontakt, und das war die neueste Nachricht. Januar kommenden Jahres würde das Biénnium starten. Leila war schon voll mit den Vorbereitungen beschäftigt. Sie hielt Babálu darüber offensichtlich auf dem Laufenden. Die Eröffnung würde wieder auf dem Quirichiquí stattfinden, im illustren Palast und Park der Duques de Monçalves. Sie hatte aber große Pläne zum Ausbau der Veranstaltungen. Sie wollte versuchen, den Vizekönig für eine stärkere Teilnahme an den Ereignissen zu gewinnen, nicht nur für die Eröffnungs- und Schlussbälle. Dann plante sie, die Initiativen von Carlos Monçalves in den Suburbien von Flúmina noch stärker einzubinden, oder auch direkt mit der ADAT, der Academia da Arquitetura Tropical, zusammenzuarbeiten.

Außerdem hatte Leila Babálu auch noch berichtet, dass sie tatsächlich in Umbanto gewesen war, um dort Prinz Jaime zu besuchen. Das Klima sei nahezu mörderisch gewesen, habe sie berichtet, jedenfalls weit jenseits der Annehmlichkeiten von Flúmina. Nichtsdestotrotz sei sie mehr als glücklich gewesen, zu sehen, was jenes Kongoabenteuer für Jaime bedeutete. Er gehe dort förmlich auf in seinen Aufgaben, Studium und Praxis in den Bergwerken und in der nachgeordneten Industrie. Offensichtlich sei seine Entscheidung, an die Bergbauakademie zu gehen, die richtige gewesen. Sie würde demnächst nochmals hinfliegen und ihn weiter unterstützen. Leila hätte sich auch nach mir erkundigt und sende mir ganz liebe Grüße.

Ich sagte, – Dann sind sie jetzt also doch endgültig ein Paar geworden, Leila und Jaime. Oh ja –, bestätigte Babálu, – jetzt ist das offiziell. Leila spreche nun klar darüber. Ich war erstaunt, dass der Kontakt zu Babálu so intensiv anhielt. Sie hatten ja offensichtlich alle möglichen Details untereinander ausgetauscht. Leila kannte die halbe Welt und war in keiner Weise darauf angewiesen, in Malandéde anzurufen. Ich hatte auch nicht den

Eindruck, dass es wegen Babálus Diamantenhintergrund war, dass Leila den Kontakt nicht abreißen ließ. Vielleicht spielte die afrikanische Verbindung mit. Von Umbanto nach Malandéde war es ja vergleichsweise nahe, wenn man sich das auf der Weltkarte einmal ansah, wohin wir alle inzwischen verstreut worden waren. Ich fragte mich damals, ob wir alle jemals wieder persönlich zusammentreffen würden. Die Mühlen des Schicksals, denen in offensichtlicher Weise keiner von uns entkam, sind unbestechlich. Jeder von uns plante seinen Weg mit viel Aufwand. Was würde schließlich dabei herauskommen?

Ich hatte mich bei Géron Serafím erneut angemeldet. Wir trafen einander wieder in jenem Raum in den hinteren Bereichen des Klosters. Ob ich es mir überlegt hätte –, fragte er mich. Ich sagte, – Ja, das hätte ich. Allerdings wüsste ich nicht recht, worum es eigentlich gehe. Denn er hatte mich ja auf etwas hingewiesen, das ich seiner Ansicht nach gegenwärtig nicht wusste. Daher wäre es für mich schwierig, darüber nachzudenken. Aber ich wäre interessiert, was er mir zeigen könnte. Denn dass die Dinge, an denen ich arbeitete, schwierig werden würden, das hatte ich selbst schon bemerkt.

Dann wollte er wissen, ob ich an meinen Aufgaben gut gearbeitet hätte. Ob ich darin alles gebe, was ich könnte. Ich sagte, ich würde dies so versuchen. Gegenwärtig war ich ja mit der Ausarbeitung eines Entwurfes für das eventuelle Briefprojekt in Flúmina beschäftigt. Er betonte in dieser Begegnung nochmals, es sei sehr wichtig, dass ich alle meine Aufgaben sehr ernsthaft bearbeiten würde. Andernfalls würde ich es nicht schaffen, mich auf die Dinge darüber hinaus überhaupt zu konzentrieren. Wenn ich nicht meine Aufgabenbereiche in sauberen Tüchern hätte, würde ich niemals die Ruhe finden, die Voraussetzung für alles Weitere wäre. Überhaupt schien es ihm irgendwie um das Thema der Ruhe zu gehen. Er nannte immer wieder dieses Wort: Hesychía; Ruhe. Ich wusste nicht, was er damit wirklich meinte. Natürlich, in der Tiefe des russischen Klosters, dort wo wir

sprachen, war es ruhig. Und überhaupt, er selbst wir auch die Mönche, die ich als Lehrer gehabt hatte, hatten immer wieder irgendwie ihre Ruhe gesucht. In Paulisto hatte es damals in der Schule sogar jene Abendzeit gegeben, gegen Sonnenuntergang, wo die Mönche den Park der Schule für sich alleine gehabt hatten. Es war klar, dass sie da Ruhe gesucht und wohl auch gefunden hatten. Aber was war diese Hesychía, von der nun Géron Serafím sprach?

Er schlug mir vor, wir könnten in die Kirche gehen und uns dort die Statue von Nil Stolobénskij ansehen. Da könnte man einiges lernen. Wir gingen also hinunter. Ich hatte die Statue ja schon selbst näher beobachtet. Und dann hatte mir Grigorij Sergejewitsch einiges über sie erzählt. Géron Serafím erklärte, dass das russische Kloster den Namen Nil Stolobénskijs angenommen habe, weil er eine sehr wichtige Gestalt in der heimatlichen Geschichte gewesen war und seine Heiligkeit auch noch gegenwärtig in großer Verehrung stünde. Solche Statuen, wie jene in der Kirche, gebe es viele, wenn auch nur wenige so lebensgroß seien, wie diese hier auf der Akrópolis. Nil sei jemand gewesen, der jene Hesychía gelebt hätte, die Ruhe also. Man sähe das ja auch in der Statue. Zu beachten sei, dass er in dieser sitzenden Position dargestellt worden war. Dies komme von der von Nil bevorzugten Haltung, dem Sitzen. Wie gesagt, das sei auffällig, denn die alte Haltung für das Beten, so wie sie seit Anfang an geübt worden war, war das Stehen. Auch heute sei das ja bekanntermaßen noch so, häufig stehe man beim Beten. Daher sei es wichtig zu beachten, dass hier das Sitzen als zentral dargestellt werde. Sitzen mit leicht vorgebeugtem Kopf, und den Blick auf den Boden gerichtet oder auf sich selbst. Nil habe diese Position nicht erfunden. Aber er sei ein herausragender Vertreter jenes Lebensweges gewesen. Diese Position war von ihm soviel geübt worden, dass er sogar in ihr gestorben sei. Sitzend sei er dann tot aufgefunden worden.

Einsamkeit und Ruhe habe Nil gesucht. Und gefunden. Dinge, die in der Sebastúpolis von heute schwer vorstellbar erschienen. Jedenfalls, was die äußeren Bedingungen betreffe. Umgekehrt handle es sich um einen inneren Weg, den er vorgezeigt hatte. Und dieser innere Weg sei auch heute aktuell und möglich. Das sei gerade die Aufgabe der Mönche im russischen Kloster. Wie man dem Gesicht der Statue ansehe, sei sein Leben asketisch gewesen. Nachtwachen, harte Arbeit in der Wildnis, wenig Essen. Hierüber gelte dasselbe wie über die Einsamkeit. Schwere äußere Askese sähe man ja wenig in den Straßen Sebastópols, aber umso wichtiger sei die innere Übung von Abstand und Selbstkontrolle. Gerade in dieser Megalópolis hier in Sebastópol sei die Loslösung von den massiv andrängenden Vordergründigkeiten enorm wichtig, wenn man nicht in ihnen untergehen wolle, meinte Géron Serafím. In diesem Moment fiel mir Pepe ein. Ich musste mich unwillkürlich fragen, ob er das Opfer solcher attraktiver Vordergründigkeiten geworden war. Warum hatte er das alles so überhaupt nicht verstanden, worin er gescheitert war? Hatte er zu wenig gesessen in seinem Leben? In vollkommener Ruhe und auf den Boden blickend? Hätte er darin etwas erkennen können, was ihn weder seine Textbücher noch die Laborexperimente lehren hatten können? Was gab es hier nun wirklich zu lernen, im ruhigen Sitzen? Vorläufig war mir das weiterhin unklar.

Dann sagte Géron Serafím, er würde jetzt noch ein wenig in der Kirche bleiben, vorne, in der Nähe der Bilderwand. Ich könnte ja auch noch bleiben, wenn ich wollte. Viele der Dinge, um die es im Kloster dort gehe, könne man nicht so einfach aus den Erzählungen lernen. Da müsse man auch Zeit und Ruhe haben, zu warten, was Ort und Stunde einem mitzuteilen hätten. Er empfehle mir diese Haltung. Ich blieb also noch ein wenig. Ich sah dann Géron Serafím, wie er sich vorne hinsetzte und dann bald wieder wie eine zweite Statue von Nil Stolobénskij aussah. Ähnliche Körperhaltung, ähnliche Kopfneigung, keine

Bewegung. Offensichtlich war er in diese Ruhe eingetreten. Worin bestand sie? Ich wusste es damals nicht. Nach einiger Zeit zog ich mich leise zurück. Ich musste erst einmal über alle diese Dinge nachdenken. Die Aufforderung zur Ruhe erschien natürlich und empfehlenswert. Und irgendwie auch banal. Mentales Training machten ja viele, gerade unter den Studenten. Da gehörten auch Meditationstechniken dazu. Was war der Unterschied? Ich hatte keine Antwort.

Inzwischen hatte ich an meinem Projekt der Aufarbeitung der Korrespondenz vom Hof Mumadonas weitergearbeitet. Auf Basis einer groben Kalkulation war ich zu dem Ergebnis gekommen, dass ich etwa vier Monate in Flúmina brauchen würde, um alle Briefe auswendig zu lernen und um sie zu sortieren, so gut das eben möglich wäre. Danach würde ich mit ihrer inhaltlichen Aufarbeitung beginnen können. Die Kosten dafür waren natürlich beachtlich, auch wenn ich vermutlich wieder bei den Guimarães wohnen würde können. Außerdem brauchte ich einen Dispens von den Studienaktivitäten an der Akadémeia und die Erlaubnis des Metrografeĩon, mich für diese Zeit von der Arbeit freistellen zu lassen. Und überhaupt mussten Kálamos und die Akadémeia das Projekt zuerst akzeptieren. Inhaltlich baute ich das Projekt als interdisziplinäre Arbeit zwischen Historiografie und Linguistik auf. Ich wollte die neueste Methodik der Optolinguistik anwenden. Dieses reiche Corpus an antiken portugiesischen Dokumenten schien in Inhalt und Form als Material bestens geeignet, um mit ebendieser Methodik reiche Erkenntnisse über sowohl die existentiellen Gegebenheiten am Hof Mumadonas zu erhalten als auch eine Analyse optolinguistischer Aspekte des Altportugiesischen durchführen zu können. Ich wählte folgenden Arbeitstitel: Optolinguistische Aspekte in der altportugiesischen Dichtung aus Portucale. Dann reichte ich das Projekt ein. Danach hieß es Warten.

Mit Babálu war ich inzwischen vollkommen auf rein akustische Kommunikation umgestiegen. Es war eine seltsame

Erfahrung gewesen, wie die Bilder der Bildmaschinen immer unsympathischer geworden waren. Natürlich hieß das nicht, dass wir einander nicht sehen wollten. Im Gegenteil. Aber die Surrogate an den Glaswänden waren nicht mehr erträglich. Sie stellten eine Beleidigung der Wirklichkeit dar. Die rein akustischen Gespräche hatten den Vorteil, dass die dabei aufsteigenden Inbilder den Anderen weit realer darstellten, als es der Pseudorealismus der technischen Fata Morganas vermochte. Die Maschinenbilder waren dem Eros entschieden abträglich. Vermutlich, weil sie etwas versprachen, was sie nicht halten konnten. Im Traum gibt es auch Bildbegegnungen, die sich später als der Wirklichkeit nicht direkt entsprechend herausstellen. Aber solange der Traum abläuft, und oft auch noch lange danach, ist das existentielle Erleben, das mit ihm verbunden ist, absolut authentisch. Man begegnet dem Gegenüber, das man im Traum sieht, eben in aller Tiefe. Dass das Gegenüber später wieder verschwindet, ist eine Tatsache, die überall im Leben passiert. Trennung ist unvermeidlich. Aber eine Traumbegegnung kann als absolut vollkommen und eben als wahr erlebt werden. Dieser Grad an Wirklichkeit kann einem mit den Bildmaschinen aber einfach nicht passieren. Man "weiß" dabei zwar, dass das Gegenüber anwesend ist. Aber eine solche Maschinenbegegnung ist nie existentiell befriedigend.

Ich hatte Babálu inzwischen schon von meinen Begegnungen mit Géron Serafím berichtet. Sie rätselte nun, was denn jene Hesychía wirklich bedeuten könnte. Ich konnte ihr das damals auch nicht erklären. Offensichtlich wegen des Eindrucks, den Fürst Grigorij bei ihr hinterlassen hatte, bestärkte sie mich aber, in dieser Sache nicht aufzugeben. Sie hatte den Eindruck, die russische Kultur müsste über irgendein besonderes Wissen verfügen. Insbesondere, wo doch das antike Russland in der Epoche der mesopotamischen Wirren zu den am übelsten verwüsteten Regionen des Globus gezählt hatte. Wer das überlebt

hatte, musste Träger besonderer Kräfte sein. Sie glaubte, derartiges in Grigorij Sergejewitsch entdeckt zu haben.

Ich hatte dann noch weitere Besprechungen mit Kálamos mégas zu meinem Projekt. Er wollte nähere Details wissen, welche Methodik ich wie anwenden wollte und wie weit mein Literaturstudium der Palaiolusitanistik gediehen war. Ich brachte meine Vorarbeiten mit, und er half mir weiterzukommen. Schließlich war es soweit. Ende Juni erfuhr ich, dass sämtliche Instanzen der Akadémeia das Projekt beurteilt hatten. Auch zwei externe Gutachten waren eingeholt worden. Das Urteil war positiv. Das Projekt war als wissenschaftlich interessant beurteilt worden und würde finanziell unterstützt werden. Das Stipendium war gut dotiert, ich würde in keine Finanzierungsschwierigkeiten kommen. Kálamos gratulierte mir. Er war offensichtlich überzeugt von meinem Projekt. Sicherlich hatte er hinter den Kulissen auch entsprechende Zeichen gesetzt, die das positive Urteil erleichtert hatten. Ab nun konnte ich planen, wann und wie ich das Projekt in Flúmina realisieren würde.

Bei den weiteren Begegnungen mit Géron Serafím kam er nun auf verschiedene Details der Hesychía zu sprechen. Neben der allgemeinen Ruhe, die damit gemeint war und die offensichtlich die geistige Reinheit der Übenden fördern sollte, gab es auch technische Aspekte. Er erklärte mir einiges zu den Fragen der Atmung. Man könne die Übungen mit dem Atemrhythmus verbinden. Das wäre ein Weg, den viele benutzt hatten und benutzten. Dabei solle das Denken von den äußeren Dingen nach innen geführt werden. Und überhaupt sollten alle Geistesbewegungen des Gehirns in das Herz geführt werden, wo sie ihren wahren Ursprungsort fänden. Wer einmal dieses Herz entdeckt hätte, das einerseits mit dem organischen Objekt der Muskelpumpe verbunden sei, andererseits aber nicht einfach mit ihm identisch sei, könne erkennen, was sich hinter den eigenen, endlosen Gedankenbewegungen befände. Es seien primär Wille und Wünsche, sowohl eigene als auch fremde, die sich in jenem

Herzen manifestierten und erst danach zu denkbaren Gedanken würden. Die Gedanken selbst direkt zu beruhigen, sei kaum beziehungsweise nur unvollkommen möglich. Wenn man aber einmal in jenem Herzen angekommen sei, dann könnte man dort sowohl Wille als auch Wünsche erkennen und dort auch ihre Beruhigung erreichen.

Die Steuerung der Atmung könne auf diesem Weg ein Hilfsmittel sein. Könne. Die Beherrschung irgendwelcher Atemtechniken sei aber weder eine notwendige noch eine ausreichende Vorbedingung für irgendeinen Erfolg auf dem Weg zur Hesychía. Letztlich sei selbst jene Ruhe in jenem Herzen, wenn sie einmal erreicht wäre, auch nur eine Grundlage. Das unterscheide den wahren Weg von aller Psychonautik, und auch von allen anderen Religionen, die solche oder ähnliche Methoden einsetzten. Letztlich diene alles nur dem Weg, dem wahren Weg. Dieser führe zu nichts anderem, als der Begegnung mit dem Messias. Dieser sei bekanntlich schon gekommen. Der Weg der Hesychía diene letztlich der persönlichen Begegnung des einzelnen Übenden mit dem lebendigen Messias.

Das klang interessant. Verstanden habe ich es allerdings erst viel später. Und nach langen Wegen und Umwegen in dieser Lehre. Auch mit der Atmung habe ich meine Erfahrungen gemacht. Gemischte, würde ich sagen. Ich habe es letztlich erlernen können, vom Atemrhythmus als Hilfsmittel für die Hesychía einen sinnvollen Gebrauch zu machen. Ich bin seither aber sehr zurückhaltend, dies irgendjemandem zu empfehlen. Am Anfang dieser Übungen bin ich durch alles Mögliche gegangen, oder besser gestolpert. Wenn man einmal versucht, über den so problemlos ablaufenden, eigenen Atemrhythmus, der einem üblicherweise ein Leben lang ja völlig unbewusst ist, auch nur irgendeinen verändernden Einfluss auszuüben, kann man interessante Erfahrungen sammeln. Ich bin da jedenfalls durch die buntesten Zustände gegangen, von Schweißausbrüchen, Atemnot, Herzbeklemmung und Ganzkörperjuckanfällen, bis zu

Schlafstörungen, Alpträumen und so fort. Aber das sind nur die Nebensächlichkeiten. Wirklich heikel wird es bei den Untiefen, die sich hier rund um die rein geistigen Funktionen auftun. Auch davon hat man keine Ahnung, solange man es nicht selbst versucht hat. Die Desintegrationsmöglichkeiten des mentalen Funktionierens sind gewaltig. Wenn man das einmal gesehen hat, dann erkennt man es praktisch als ein Wunder an, dass es so etwas wie normales geistiges Funktionieren des Menschen überhaupt gibt. Auch erscheint es einem dann höchst verwunderlich, dass die Menschheit eine Art von wohlwollendem Konsens darüber lebt, dass es dieses normale Funktionieren in uns allen irgendwie gibt und dass dieses Funktionieren auch irgendwie per Kommunikation zwischen uns austauschbar ist.

Das Eindringen in diese einzelnen Funktionen des eigenen geistigen Aufbaus konfrontiert einen nämlich mit der erschreckenden Wahrheit, dass mentales Scheitern eine sehr reale Option ist. Ein Eingreifen in die so natürlichen Atemvorgänge erscheint theoretisch als banale Angelegenheit. Ein bisschen langsamer Atmen, ein bisschen schneller Atmen, ein regelmäßiges Verbinden eines Gedankens mit dem Atemrhythmus, was soll das schon bewirken? Ja, das ist die naive Vorstellung. Solange man es nicht versucht hat. Ich hatte ja sogar meine Vorerfahrungen aus dem Yoga. Da war ich ja bereits allem Möglichen begegnet. Üblicherweise leben wir täglich mehr oder weniger mit der Annahme eines problemlosen Funktionierens unserer geistigen Bereiche. Das ist eine äußerst naive Fiktion. Die Möglichkeit der Desintegration der einzelnen geistigen Funktionskompartimente, ist keine abstruse Theorie abseitiger psychologischer Forschungsdepartments. Eine solche Desintegration entsteht auch nicht nur durch irgendwelche chemischen Drogen. Sondern gerade das Unternehmen eines nüchternen, selbstbeobachtenden Studiums jener Funktionen beinhaltet das Potential einer kompletten Selbstdesintegration. Hierin kann man definitiv verrückt werden. In dem Sinn, dass man irgendwann in den

Hallen der Psychiatrie endet. Oder, und das ist der noch gefährlichere Zustand, dass man bei relativer Normalität im Äußeren und irgendwie Angepasstheit in diesem oder jenem soziologischen Set, in Wirklichkeit jeden gesunden Verstand verloren hat. Und wenn man in diesem Forschungsunternehmen nicht Acht gibt, nicht hart arbeitet und die seltsamen Bewegungen und Beeinflussungen des eigenen Herzens nicht demütig studiert, ist Verrücktwerden auch der übliche Weg.

Mit den Versuchen der Annäherung an jene Hesychía ging ich nochmals durch alle diese Untiefen. Allerdings, diesmal war die Lage noch komplizierter als im Yoga. Es ging diesmal nämlich nicht nur um Soma, Kosmos und Historie. Was ja auch nicht gerade Kleinigkeiten sind. Aber hier ging es eben nicht lediglich um die somatomentalen Vorgänge des Körpers. Es ging nicht nur um die Strahlungen und Harmonien des Kosmos. Und es ging eben nicht nur um das historische Wissen von Generationen von Meistern, Forschern und Gurus in diesen beiden Bereichen, im Mikrokosmos und im Makrokosmos. Es gibt all diese Menschheitserfahrungen, die in verschiedenen Formen letztlich überall gemacht worden sind. Und all diese Techniken hatten versucht, auf den verschiedensten Wegen Licht in jene kaum durchdringlichen Zusammenhänge von Mikro- und Makrokosmos zu bringen. Alle diese Traditionen werden weiter studiert und gelebt, in der Sebastúpolis und darüber hinaus.

Hier, im russischen Kloster und auf dem Weg der Hesychía ging es aber um etwas Komplexeres, nämlich um die ultimative Offenbarung. Es ging darum, alles das, was sonst wo in vielen Details irgendwie auch schon entdeckt worden war, in die wahre Relation zu bringen. Und die wahre Relation war diejenige zu dem bereits gekommenen Messias. Die Tatsache des lebendig existierenden Messias machte alles jenes gesammelte Wissen aus allen Epochen und Gegenden zu lediglich einem Propaideutikón, zu nur einem Vorwissen für das echte Wissen. Für diese endgültige Offenbarung ist der griechische Ausdruck ja übrigens

ein viel klarerer. Die Helleniké spricht hier von der Apokálypsis. Und das ist es exakt, durch was man hierbei wirklich hindurchgeht.

Diesen Sommer über war ich mit meinen Überlegungen beschäftigt, wie ich das Projekt in Flúmina realisieren könnte. Ich hatte mir Pläne zurechtgelegt, wie ich die Arbeit einteilen wollte, welche Literatur ich noch aufarbeiten müsste, für welche Techniken ich mein Wissen noch auf den letzten Stand bringen müsste. Dann kam die Sensationsmeldung. Eines Abends rief mich Babálu aufgeregt an und teilte mit, dass Leila ihr soeben berichtet hatte, dass ihre Hochzeit bevorstand. Natürlich mit Sebastogénnetos Prinz Jaime. Der Termin sei bereits festgesetzt, für Ende Februar in Flúmina. Wir, und Babálu betonte dabei, dass Leila ausdrücklich uns beide angesprochen hatte, wir beide seien eingeladen, an den Vermählungsfeierlichkeiten teilzunehmen. Ob ich mit ihr hingehen würde, wollte Babálu nun wissen.

Ich muss dazusagen, Babálu wusste bereits, dass ich in Flúmina einen Forschungsaufenthalt plante beziehungsweise dafür auch schon die Zusage bekommen hatte. Dennoch war noch unklar, wann das stattfinden würde. Ich konnte meine Anwesenheit in diesem Moment einfach nicht zusagen. Aber selbstverständlich wollte ich teilnehmen. Ich fragte Babálu daher, – Du kannst kommen? Natürlich kann ich –, kam die prompte Antwort. Und wie soll das mit dem Adelsbiénnium gehen –, wollte ich wissen, – hat Leila nicht geplant, das in Flúmina zu leiten? Was wird sie dann nach Februar machen? Ja, das sei die Neuerung, wusste Babálu. Leila würde den Turnus eröffnen und anfangs auch dirigieren, nach ihrer Hochzeit würde sie die Leitung aber abgeben. Denn sie würde dann gemeinsam mit Jaime nach Umbanto gehen.

Das waren also die hochinteressanten Neuigkeiten. Ich setzte nun alles daran zu klären, wie sich diese Verpflichtungen, Interessen und Ereignisse vereinbaren ließen. Ich begann also mit allen beteiligten Institutionen zu verhandeln. Der Plan, den ich

verfolgte, war, zur Hochzeit nach Flúmina zu kommen, vielleicht schon etwas früher, und ab dann die Forschungen im dortigen Archiv zu machen. Das hieß, dass ich fast das ganze Semester nicht in Sebastópol wäre und erst etwa Juni wieder zurückkäme. Inzwischen hatte ich die offiziellen Bestätigungsschreiben für das Stipendium in Flúmina bekommen. Ich ließ mir auch noch Dokumente ausstellen, dass die Akadémeia in Sebastópol meinen Forschungsaufenthalt unterstützte und meine Absenz erlaubte. Dies brauchte ich für das Metrografeïon, um von dort Urlaub zu bekommen.

Außerdem nahm ich schon einmal Kontakt mit dem Custos der Bibliothek in Flúmina auf, um dort sicherzustellen, dass es nicht dann vor Ort ein Problem mit dem Zugang zu den Manuskripten geben würde. Die Antwort des Custos kam rasch. Er war sehr positiv und meinte, er hätte sowieso schon erwartet, dass ich irgendwann einmal zu einem längeren Aufenthalt kommen würde, denn das Material war zu umfangreich. Er wäre sehr froh, dass es nun doch wissenschaftlich aufgearbeitet werden sollte. Dann musste ich auch bei den Guimarães anfragen, ob ich bei ihnen wohnen könnte. Gleich ganze vier Monate. Der Conde schrieb mir zurück, dass sie, die Familie de Róvere-Guimarães e Portucale, das Projekt der Aufarbeitung der Minnekorrespondenz vom Hof Mumadonas und Hermenegildos zweifellos unterstützen müssten, vielmehr dies in der Tat mit dem größten Vergnügen tun würden. Sie seien sehr gespannt auf die davon noch zu erwartenden Ergebnisse. Ich durfte also kommen und auf dem Morro da Boa Vista wohnen. Eine berauschende Vorstellung.

Die Vorbereitungen für den Aufenthalt in Flúmina waren aufwändig. Vier Monate ist doch eine längere Zeit. Das verlangt mehr Planung und mehr Ausrüstung als ein Urlaub. Als Brasilianer hatte ich zwar kein Problem, mich länger dort aufzuhalten. Da ich aber nun schon Jahre in Sebastópol lebte und eben nicht mehr in Brasilien, würde ich mich dort bei den

Behörden anmelden müssen. Ich musste meine Dokumente erneuern, wofür sich meine Verbindungen im Metrografeĩon als hilfreich erwiesen. Natürlich musste ich mich auch wissenschaftlich vorbereiten. Das hieß, die Literatur über Mumadona, Hermenegildo, Portucale und umgebende Gebiete aufarbeiten. Auch die antiken Flurnamen der Region begann ich zu sammeln und in einer Karte einzutragen. Denn ich hatte schon gesehen, dass die Briefe verschiedene Orte nannten, die bekannt waren. Andere Ortsnamen wiederum hatte ich bisher aber in der Literatur nicht finden können. Es war natürlich wichtig und hochinteressant, hier weiterzukommen. Entweder würde ich doch noch Erwähnungen auch dieser Orte in der Literatur finden, oder die Briefe würden den einen oder anderen bisher unbekannten Ort nennen beziehungsweise noch nicht lokalisierte Ortsnamen identifizieren lassen. Außerdem brauchte ich die Kenntnis der lokalen Geografie, um die diversen Anspielungen und kurzen Erwähnungen von Orten in den Briefen nutzen und so zu einem möglichst umfassenden Gesamtbild kommen zu können.

Weiter nahm ich mit der Bibliothek im Conímbriga Kontakt auf. Ich wusste, dass sie dort ein äußerst umfangreiches Lexikon der Altportugiesischen Sprache mit einem sehr guten Anmerkungsapparat hatten. Das ist der Thesaurus Linguae Lusitaniae. Der Zugang dazu ist sehr restringiert, nur für ausgewiesene Wissenschaftler eben. Ich besorgte mir eine Bestätigung von der Akadémeia in Sebastópol und eine Empfehlung vom Custos in Flúmina. Nach einer entsprechenden Anfrage in Conímbriga erreichte ich es tatsächlich, den freien Zugang zum Thesaurus zu bekommen. Nun konnte ich schon einmal beginnen, verschiedene der Worte aus den Briefen, die mir irgendwie als schwierig aufgefallen waren, näher nachzuschlagen. Wie ich dann herausfand, gab es in jenem Thesaurus auch Aufnahmen von Sprechbespielen. Ich weiß nicht, in welcher Vorzeit das aufgenommen worden ist. Die Sprachschicht der Briefe Mumadonas war natürlich nicht aufgezeichnet, das lag

leider zu weit zurück. Aber selbst das, was sie hatten, war von einem erstaunlichen Atavismus. Das ging weit hinter die Sprachschichten zurück, die man sogar im Sertão hören kann. Auch die Inhalte waren aus einer kaum vorstellbaren Welt. Da wurde von Zeiten und Situationen gesprochen, in denen es noch keine Elektrizität gab und alles Fleisch noch eingesalzen worden war. Sie sprachen von Ochsenkarren und händischer Ernte auf den Feldern. Offensichtlich waren da Sprachforscher ausgerückt, die knapp nach Erfindung der Tonaufnahmemöglichkeit Feldforschungen in breitem Maßstab realisiert hatten. Das anzuhören war die reinste Zeitreise. Ein bisschen mehr noch von diesen Lauten und Inhalten und man würde im antiken Portucale und am Hof Mumadonas ankommen. Was würde ich geben, um das hören zu können.

Dann mussten wir uns auf die tatsächliche Reise vorbereiten. Babálu und ich sprachen nun täglich über die Maschinen, manchmal mehrmals täglich. Sie hatte schon im Quinta da Praia gebucht. Babálu wurde von Leila auf dem aktuellsten Stand der Ereignisse gehalten. Knapp nach Weihnachten, Anfang Janeiro, startete das Biénnium. Leila, im äußersten Organisationsstress der Adelsturnuseröffnung und gleichzeitig in der Vorbereitung ihrer eigenen Hochzeit, fand Zeit, Babálu kleine Filmabschnitte der soeben stattgehabten Eröffnungsfeierlichkeiten zu senden. Darauf sah man Vizekönig Pedro und Vizekönigin Ana Maria. Er hielt wieder die Eröffnungsrede im Palazzo der Duques de Monçalves auf dem Quirichiquí. Die Sala Sidi Maarouf mit dem großen Deckenspiegel und den ihn umgebenden Mosaiken der Begegnung der Kulturen war berstend voll gewesen mit Kandidaten und sonstigen Gästen. Man sah dann auch die Eröffnung des Großen Rubamba, die diesmal von Leila und Jaime getanzt worden war. Leila trug ein großes Abendkleid in purem Flamingorot. Das war zum einen wohl als Hommage an die Hofetikette zu verstehen. Dort wird dieses nämlich als das Originalrot erachtet, da in Mittelägyptisch die Farbe Rot mit der

Hieroglyfe des Flamingos geschrieben wird. Gleichzeitig dürfte Leila aber diesen Symbolismus gewählt haben, um ihrem aktuellen Seinszustand ungehinderten Ausdruck verleihen zu können. Niemand im damaligen Flúmina verfügte gleichzeitig über mehr an sowohl edler Haltung als auch absoluter Désinvolture als Leila, die junge Marquesa de Albuquerque. Ganz offensichtlich und ohne sich einschränken zu lassen zeigte sie, wo sie sich existentiell soeben befand. Nämlich wenige Wochen vor der Hochzeit mit ihrem Tanzpartner Prinz Jaime. Er seinerseits trug ein Tuch in ebendieser Flamingofarbe an der linken Brust. Es war ein absolut befreiender Anblick, eine solche Offenheit und Authentizität im Ausdruck zu sehen. Selbst die flachen Bildmaschinenbilder, die zu mir kamen, mit all ihrer Entwertungsdynamik, konnten den Glanz der wogenden Lockenpracht Leilas in den Eröffnungsformationen des Rubambas nicht verheimlichen.

Auch nach der Eröffnungsfeier sandte Leila Babálu weiter Informationen über die dortigen Ereignisse, sodass ich durch Babálu auf dem Laufenden blieb. Unter anderem begann Leila kompetente Teilnehmer des Biénniums, insbesondere aus den Jungmännern, an die Aktivitäten und die Veranstaltungen der Academia da Arquitetura Tropical zu vermitteln. Die Beziehungen zu Vizekönig Carlos und seinem Lieblingsprojekt der ADAT waren offensichtlich die besten. Dieser Eindruck wurde später noch weiter bestätigt. Denn die Hochzeitsfeierlichkeiten für Leila und Jaime sollten dann, eine enorme Rarität und außergewöhnliche Ehre in Flúmina, tatsächlich im Palast der vizeköniglichen Familie, auf der Flúmina vorgelagerten Insel stattfinden. Aber so weit war es noch nicht. Ich musste in der winterlich kalten Sebastúpolis meine letzten Einkäufe tätigen, das Metrografeĩon auf meine längere Abwesenheit vorbereiten, an der Akadémeia die letzten Dokumente und Empfehlungen abholen. Und in der Casa Colón musste ich meine wenigen Besitztümer in meinem Zimmer sicher verschließen.

Diesmal kam Babálu vor mir in Flúmina an, zwei Tage früher sogar. Sie hatte sich bereits im Quinta da Praia eingerichtet und hatte auch schon Leila besucht. Wie ich später von Babálu erfahren habe, hatte Leila von Babálu letzte Instruktionen gewollt, welchen Schmuck sie denn bei der Hochzeit tragen solle. Ich kam wieder morgens in Flúmina an. Nachdem ich den Morro da Boa Vista erreicht und Conde und Condessa de Guimarães begrüßt hatte, fuhr ich sofort ins Quinta.

Ich fand Babálu in der Hotelhalle. Wir gingen an die Avenida Praia Mar und stiegen in ein Taxi. Der Taxilenker wollte uns anfangs die touristischen Schönheiten der Stadt erläutern, sobald er aber verstanden hatte, dass wir das Auto nur benötigten, um in der langsam vorbeiziehenden Stadtkulisse von Flúmina ungestört küssen zu können, ließ er von seinen Erklärungen ab. Nach sicher mehr als einer Stunde war der erste Hunger einigermaßen gestillt, und wir wollten nun etwas essen. Wir baten dem Fahrer daher, er solle uns in die Colombina bringen. Dort genossen wir einmal kräftig unsere Erinnerungen, sowohl was die Kulinarik betraf wie eben auch die Gespräche und Erlebnisse, die wir dort gehabt hatten. Babálu sagte, – Kannst Du Dich erinnern, wie die Condessa Melinda hier plötzlich erschienen ist, wie sie uns mit ihrem sechsten Sinn hier aufgespürt hatte? Sie war damals richtig wütend auf Dich gewesen, weil Du mich bei ihnen am Morro da Boa Vista nicht vorgestellt hattest. Ich habe sie damals wirklich furchterregend gefunden. Wie war es denn heute, bei der Ankunft, mit ihr? Es war nicht so schlimm –, sagte ich, – gar nicht eigentlich. Ich habe gleich mein Zimmer bekommen, und die Condes waren beide bei guter Stimmung, weil ich nun sozusagen die Familienchronik aus dem Staub der Vergessenheit herausholen würde. Außerdem hatte die Condessa Babálu und mich bereits wieder zu einem gemeinsamen Abendessen auf dem Boa Vista eingeladen. Sie wollte das unbedingt jetzt schon fixieren, obwohl wir einander alle ja auf der Hochzeit Leilas noch sehen würden. Die Condessa hatte aber Angst, dass Babálu

womöglich schon bald wieder abreisen könnte und es dann nicht zu diesem privaten Treffen kommen würde. Babálu war positiv überrascht und sagte sofort zu, dass sie gerne kommen würde.

Nach der Colombina gingen wir wieder zu den Treppen von Santo Antônio, ebenso ein Ort intensiver Erinnerungen, und danach weiter durch die Straßen des antiken Flúmina. Wir waren voll des Wiedererkennens, gleichermaßen was jede Häuserecke und Nebengasse hier betraf, wie eben auch was uns selbst betraf. Bisher war unsere Liebe weithin eine in Flúmina gewesen. Und nach wie vor trug sie alle die Züge jener wundervollen Stadt. Wir gingen dann auch noch bis an jenen Strand, von wo aus wir damals auf den nächtlich erleuchteten Palast der Vizekönige geblickt hatten. Das war nach unserer Versöhnung gewesen, als wir einander endlich erklärt hatten, dass es trotz aller Hindernisse und Pausen ernst zwischen uns war. Damals hätten wir nie gedacht, dass wir einmal gemeinsam in diesen Palast eingeladen sein würden, als Gäste an einer Hochzeit der edelsten Jugend der Autokratoría. Übermorgen würde das Wirklichkeit werden.

Tags darauf ging ich in die Bibliothek. Ich musste sehen, ob ich demnächst mit den Arbeiten ungehindert beginnen würde können. Ich traf den Custos an, der offensichtlich bereits das Personal am Eingang und an den technischen Kontrollen über meine Ankunft informiert hatte, denn ich war außerordentlich zuvorkommend und umsichtig empfangen worden. Er selbst war dann voll der Hilfsbereitschaft, schaltete sofort wieder alle Zugänge frei, ein Safe war auch schon bereitgehalten worden. Ich könnte jederzeit mit der Arbeit beginnen. Dass ich Zugang zum Thesaurus Linguae Lusitaniae bekommen hatte, kommentierte der Custos mit einem, – Das ist ja wohl das Mindeste, was sie in Conímbriga für dieses Projekt beisteuern müssen. Falls ich irgendwelche weitere Unterstützung brauchte, sollte ich mich unbedingt melden, er, der Custos, wäre jederzeit zu Hilfestellung bereit. Ich ging durch alle Kontrollen, bis hinunter in das sechste Untergeschoss, um zu überprüfen, ob noch alles so problemlos

funktionierte wie das letzte Mal. Die Briefe fand ich in den sechs Kassetten so vor, wie ich sie zuletzt verlassen hatte. Demnächst würde ich hier also anfangen können.

Der folgende Tag war schon derjenige der Hochzeit und daher den Präparationen dazu gewidmet. Es war ähnlich unruhig wie damals, als sich alle auf dem Boa Vista für die Hochzeit von Isabelita und Miguel vorbereitet hatten. Die beiden lebten gegenwärtig ja in Buenas Aguas und würden diesmal nicht teilnehmen. Minki hatte sich inzwischen zu einer Dame entwickelt und nahm nun – endlich – am diesmaligen Biénnium teil. Sie hatte ihren Tanzpartner in Graf Bencislão de Mítrovic gefunden, der aus den nördlichen Steppen im Hinterland der Sebastúpolis stammte und extra wegen der guten Reputation, welche der hiesige Adelsturnus genoss, nach Flúmina angereist war. Es war zu vermuten, dass er das auch wegen der Tatsache getan hatte, dass Leila Organisatorin dieses Bienniums war. Ihre Fama hatte das Zentrum der Autokratoría ja längst erreicht. Den Conde sah ich wieder seine Orden aufpolieren, während von der Condessa nichts zu sehen war. Offensichtlich war sie zu sehr mit den Vorbereitungen beschäftigt.

Leila und Jaime hatten, natürlich mit der expliziten Erlaubnis der Vizekönige, die gesamten Teilnehmer des diesmaligen Adelsbiénniums zu den Vermählungsfeierlichkeiten in den vizeköniglichen Palast einladen dürfen. Das Aufkommen dort war dann dementsprechend, zumal diverse Angehörige der Kandidaten natürlich auch eingeladen waren, genauso wie illustre Gäste aus den verschiedenste Regionen de Autokratoría.

Ich holte Babálu vom Quinta mit einem Taxi ab, denn wir als Normalgäste mussten uns am Ufer vor der Palastinsel einfinden. Dort wo die lange Brücke zur dazu gegenüberliegenden Insel abgeht. Das war aus Sicherheitsgründen so notwendig. Nur die innersten Familienangehörigen würden Erlaubnis erhalten, mit ihren Helikoptern in den Luftraum um die Palastinsel einfliegen zu dürfen. Der Fußgängerzugang galt auch für die

Condes, sodass wir uns verabredeten, einander dort vor dem Brückenkopf zu treffen. Babálu war diesmal ganz in Schwarz gekommen, ein eng anliegendes Kleid, das ihre schlanke und hochgewachsene Figur bestens zur Geltung brachte. Dazu trug sie schwarze Schuhe mit hohen Absätzen und ebenso schwarze, lange Handschuhe. Davon stachen nun ihre weißen Augen in hellem Kontrast ab, und dazu noch der funkelnde Diamant an dem Collier, den sie schon bei unserer ersten Begegnung, damals auf dem Quirichiquí, getragen hatte. Ich war sehr stolz, nun und an diesem Ort ihre Begleitung sein zu dürfen, in Erwartung der Hochzeit des Jahres hier in Flúmina. Dann fanden wir die Familie Guimarães. Wir reihten uns mit ihnen unter die anderen Gäste ein, um den Weg über die Brücke zur Insel hin zu nehmen.

Das Palastareal der Vizekönige ist recht ausgedehnt, was sich als günstig erwies, angesichts des nun erfolgenden Ansturms von Festgästen. Am anderen Ende der Brücke trat man durch das Eingangsportal der Ummauerung in den Palastbereich selbst. Der Gästestrom wurde dort in Richtung Palastkapelle weitergeleitet, die glücklicherweise ebenso relativ groß dimensioniert ist. Dennoch fanden gar nicht alle Besucher in ihr Platz, obwohl es auch eine geräumige Empore gab. Wir, Babálu und ich, erreichten nur einen Stehplatz, eingeklemmt zwischen den zahlreichen, schon sehr animierten Gästen. Prinz Jaime wartete vorne im Altarraum. Dann hörte man mehrere Hubschrauber sich der Insel nähern. Das waren die Eltern Leilas und die Braut selbst. Einige Minuten später begann ein Orgelchoral. Dann sahen wir Leila am Arm ihres Vaters, dem Duque de Albuquerque, eintreten. Hinter ihnen kamen, wie zu erwarten, zwei kleine Nichten mit Blumensträußchen. Sie waren gerade alt genug, um nicht direkt über den Teppich zu stolpern. Sie folgten der enormen Schleppe. Das Kleid war offensichtlich sehr aufwändig gearbeitet, Babálu verstand sich auf die Details. Leila trug auch einen voluminösen Schleier, hatte diesen aber zurückgeschlagen, sodass man ihr Gesicht gut sah. Alle blickten wir gebannt auf sie. Der offene

Schleier entsprach Leilas Persönlichkeit. Sie war eben immer sichtbar. Und auch jetzt erfüllte sie beim Eintreten in den Raum diesen sofort mit ihrer Präsenz. Alle drehten sich um. Bis auf das Orgelvorspiel war es vollkommen ruhig geworden. Vorne übergab der Vater die Tochter an den Bräutigam. Das Paar kniete nieder, womit die Zeremonie offiziell begann.

Nach der Trauung waren die Gäste in die Repräsentationsräume des vizeköniglichen Palastes eingeladen. Gratuliert wurde dem Brautpaar in der Sala de Recepções, dem Empfangssaal. Es dauerte, bis wir an der Reihe waren. Jaime sah noch besser aus, als damals vor vier Jahren, als ich ihn zuletzt gesehen hatte. Er erkannte uns beide sofort und erinnerte sich an den gemeinsamen Tanzkurs. Wir gratulierten, zur Hochzeit natürlich, aber auch zur Entscheidung des demnächst anstehenden Aufbruchs nach Umbanto. Ich fand das mutig, von beiden. Denn so ein Unternehmen ist eine Bewährungsprobe für eine soeben eingegangene Ehe. Jaime scherzte und meinte, Babálu und ich sollten auch rasch heiraten und sie, Leila und ihn, dann bald im Kongo besuchen. Das sei ja nicht so weit weg von Malandéde. Leila fand das eine sehr gute Idee und umarmte uns beide extra nochmals.

Dann ging es weiter in die Vorräume des großen Festsaales, in dem für später die Tafel wartete. Zunächst gab es aber Erfrischungen und Gelegenheit, alte Freunde wiederzusehen sowie neue Bekanntschaften zu schließen. Babálu und ich beschlossen, den Moment zu nutzen und den Brauteltern, Marques und Marquesa de Albuquerque, die Reverenz zu machen. Wir fanden sie in angeregtem Gespräch und umgeben von vielen Gästen, sodass wir schon dachten, da nicht durchzukommen. Dann sah der Marques in unsere Richtung und erkannte uns. Er winkte uns zu, näherzukommen. Als wir zwischen den Leuten hindurch bei ihm angekommen waren, küsste er Babálu die Hand und sagte, – Welche Freude, Sie hier zu sehen, meine liebe Benedicta Anastasia Bereníke Antonia Leopoldina ..., jetzt weiß

ich leider nicht mehr weiter, helfen Sie mir doch, meine Liebe. Babálu antwortete, – Nennen Sie mich doch einfach Babálu, es kann sich doch niemand meine Namen merken. Dann wandte er sich an mich und fragte auf Mittelägyptisch, – Was macht der gar nicht kleine Posten im Metrografeĩon? Ich musste lachen. Offensichtlich erinnerte er sich an unser Tischgespräch bei der Hochzeitstafel von Isabelita und Miguel. Ich sagte, dort gehe es gut. Jetzt sei ich aber für vier Monate von der Arbeit am Pálatin dispensiert, da ich einen Forschungsauftrag in Flúmina bekommen hatte. Er wollte unbedingt wissen, was das für ein Projekt sei. Aber da kamen weitere Gäste, und die Marquesa wollte ihn bei sich haben. Er sagte daher zu mir, wenn ich nun schon länger in Flúmina sei, müsste ich mich unbedingt bei ihm melden, er wolle diese Geschichte noch genauer hören. Dann musste er sich den anderen Gästen widmen.

Wir gingen ein wenig durch die sehr aufwändig und elegant dekorierten Räume. Unter den zahllosen Gästen, die sich durch die Räume bewegten, ja fast schoben, stießen wir plötzlich auf Prinzessin Lakshmi Amanda. Wir hatten einander wechselseitig nicht erwartet. Nach einer Pause des Staunens umarmten wir einander. Sie war in Begleitung eines Offiziers der indischen Streitkräfte, der sich in weißer Uniform und ebensolchem Turban zeigte. Sie stellte ihn als Kumár Varunagíta vor. Nach dem Biénnium war Lakshmi wieder nach Indien zurückgekehrt und lebte dort nach wie vor mit ihrer Mutter. Zur Hochzeit von Leila und Jaime hatte sie allerdings unbedingt kommen wollen, die Erinnerungen an Flúmina waren zu verlockend gewesen. Ob wir geheiratet hätten oder wieder in Flúmina lebten, wollte sie wissen. Wir mussten beides verneinen. Wir erzählten unsere neuesten Entwicklungen aus Malandéde und der Sebastúpolis. Ein Projekt in Flúmina zu machen und hier mehrere Monate zu bleiben, fand Lakshmi eine sehr gute Idee. Sie sollte sich so etwas auch ausdenken, meinte sie. Dann blickte sie kurz zu ihrem Begleiter, lächelte und sagte zu mir gewandt, – Lapis, nach dem Essen

kannst Du mich wieder zum Tanzen auffordern, wenn Du magst. Das hast Du ja im Tanzkurs auch immer gemacht. Alle lachten darauf. Aber nur –, ergänzte sie, – wenn Babálu nichts dagegen hat. Dabei legte sie ihre Hand vorsichtig auf Babálus Unterarm.

Es folgte die Ansprache von Vizekönig Pedro. Er erzählte zunächst, dass er sie beide, Jaime und Leila, seit ihrer Kindheit gekannt hatte. Jaime durch die enge Familienverwandtschaft, Leila seit ihrem Debüt als kleines Blumenmädchen bei der damaligen Hochzeit einer seiner Töchter. Dass das heutige Brautpaar einander anlässlich des Biénniums kennengelernt hatte, sah Pedro als den sichersten Beweis der Sinnhaftigkeit jener Institution. Dass die edelste Jugend der Autokratoría ihre Partner für den Lebensbund mit Vorliebe in den Adelspraktika findet, war ja nun keine Neuigkeit. Dass aber zwei durch Haltung und Tat so ausgezeichnete Persönlichkeiten einander gefunden hatten, und das eben sozusagen nebenbei, während der vielfältigen Aktivitäten im Interesse aller Mitglieder der weltweiten Autokratoría, das sei schon ein außergewöhnlich erfreuliches und lichtbringendes Ereignis.

Pedro verabsäumte es auch nicht, einerseits Leilas Engagement für das gegenwärtige, nun schon zweite Biénnium und für all die damit im Umfeld verbundenen Aktivitäten lobend zu erwähnen. Nicht zuletzt nannte er dabei ihren Status als Consultora bereits auch in der Sebastúpolis. Zum Bedauern aller würde sie nun mit der Eheschließung die Leitung des Adelsturnus abgeben müssen. Und andererseits war ihm das allseits so betitelte Kongoabenteuer von Prinz Jaime Ausweis des echtesten Pioniergeistes, der die Autokratoría einst wie auch heute erst das werden hatte lassen, was sie ist. Dementsprechend wünschte er den beiden für ihre nun folgende, gemeinsame Zeit im Herzen des afrikanischen Kontinents nicht nur in allem das Beste. Sondern er wollte seine gewisse Zuversicht zum Ausdruck bringen, dass Leila und Jaime, was immer sie noch unternehmen würden, gewiss jene

Flammen auf dem Leuchter bleiben würden, als die sie sich bereits erwiesen hatten.

Dann wandte er sich an die Gäste und Teilnehmer des Biénniums. Nochmals empfahl er allen, nicht zu vergessen, dass das heutige Brautpaar ein hohes Vorbild sei, deren es wohl noch mehr in Gegenwart und Geschichte der Autokratoría gebe. Interessanterweise sprach Pedro dann Dinge an, die man bei einem solchen rauschenden Festakt zwischen Champagner und Rubamba nicht unbedingt erwarten würde. Er wies gerade die jüngeren unter den Anwesenden darauf hin, dass sie sich nie in die Irre führen lassen sollten, jemals die kleinen Wahrheiten mit den großen zu verwechseln. Das sei eine der Hauptirrtumsmöglichkeiten der Menschheit, die – ich konnte die Erwähnung kaum glauben – anlässlich der mesopotamischen Wirren zu jener ausweglosen Abwärtsspirale des Sinnlosen geführt hatte und der sich doch so gut wie niemand entziehen hatte können. Pedro sprach in jener Rede also Dinge an, die man in der grauen Vorzeit der Autokratoría vermuten würde und die im Allgemeinen eher Gegenstand historiografischer Untersuchungen in den Archiven waren. Offensichtlich hatte das alles doch wesentlich mehr Alltagsbrisanz, als man oberflächlicherweise annehmen möchte. Vermutlich ist das Bewusstsein darüber in den höchsten und innersten Trägern der Autokratoría, wie Pedro es eben ist, doch sehr klar vorhanden. Nun, es ist eindeutig kein Zufall, dass Mittelägyptisch, und sein Wissen um frühestes Licht der Menschheit, die Sprache der edlen Familien und des Hofes ist.

Wie gesagt, Pedro warnte vor den kleinen Wahrheiten, insofern man sie absolut setzen könne. So wunderbar es sei, dies und jenes mit großem Aufwand zu studieren und dann anzuwenden. Hier sei echte Unterscheidung erforderlich, vivéka eben. Der Wirrenzeit hätte es nicht an hochausgebildeten Spezialisten ermangelt. Keineswegs. Das damalige Problem sei aber gewesen, dass die tatsächliche Motivation hinter den emsigen

Aktivitäten jener Epoche nicht der Wille zur universellen und höchsten Wahrheit gewesen sei, sondern, – man kann sich das heute ja kaum mehr vorstellen –, eine geradezu verbissene Verschanzung in unendlich vielen Teilwahrheiten sämtlicher Wissensgebiete, mit dem expliziten Ziel, niemals die Letztwahrheit oberhalb dieser Teilwahrheiten anerkennen zu wollen. Das Prinzip dahinter sei Krebswachstum gewesen. Jene äußerste Produktivität und Fertilität in so vielen Unterbereichen habe selbstverständlich in nichts anderem geendet, als im Tod des Gesamtorganismus. Mit dem entscheidenden Unterschied, dass diese historischen Prozesse keine Krankheiten gewesen seien, sondern angestrebtes und umgesetztes Konzept der Zerstörung.

Daher lege er, Pedro, es den Teilnehmenden des Biénniums und allen anwesenden Gästen zu ihrem genauen Urteil vor, ob sie, jeder einzelne, sich im Klaren sein wollten, dass es eine höchste Wahrheit über allen anderen Teilwahrheiten gibt. Diese Prüfung gelte natürlich für ihn, Pedro, genauso wie für alle anderen. Kein Mensch sei davon ausgenommen. Diese Anerkennung sei lebensentscheidend für jeden einzelnen und für das gesamte Gemeinwesen, in dem wir lebten. Diese Wahrheit hätte einen Namen, den Namen des Messias, der bereits gekommen war. Wer ein Problem damit hätte, diesen Namen und alles, was daraus folge, anzuerkennen, solle am besten dieses Problem mit sich selbst bearbeiten. Ein Kampf gegen die höchste Wahrheit sei jedenfalls das Unsinnigste, was man als Mensch, alleine oder in Gemeinschaft, jemals tun könnte. Was dabei herauskomme, hätten uns die endlosen Zerstörungen der Wirrenzeit zur Genüge gelehrt.

Ich fühlte mich plötzlich wie in die Sebastúpolis versetzt, in eine der Vorlesungen von Kálamos mégas. Nur dass Pedro noch expliziter gewesen war als Kálamos. Ich fand das erstaunlich. Aber vermutlich war Pedro von dem Willen des Brautpaares zur Orthodoxía so sehr überzeugt, dass er so offene Worte tatsächlich gewagt hatte. Danach kam er auf den Festcharakter des aktuellen

Tages zu sprechen und empfahl allen, diesen in vollen Zügen zu genießen. Nichts sei instruktiver über den echten Sinn des Lebens, als mit vielen Freunden an einem großen Fest in der gemeinsamen Freude an der Wahrheit teilnehmen zu dürfen. Das sei es, wohin wir letztlich unterwegs seien. Es folgte tosender Applaus und Hochrufe, mit Einwürfen der Namen Leilas und Jaimes.

Nun ging es zur Hochzeitstafel. Babálu und ich waren der Familie Guimarães zugeordnet und daher bei ihnen platziert. Dabei erfuhr ich von Bencislão Mítrovic, Minkis Tanzpartner, dass er seit zwei Jahren in Sebastópol bei Verwandten lebte und sich dort auf eine Beamtenkarriere im Bereich des Pálatin vorbereitete. Wie ich in der Konversation bemerkte, waren seine Kenntnisse der Helleniké hervorragend. Außerdem hatte er von seiner Familie her detaillierte Kenntnisse über die Landwirtschaft in den nördlichen Steppen, woher das meiste Getreide, aber auch Legumen und andere Ackerfrüchte für die Sebastúpolis kommen. Er wollte seine Aufgabe in der Verwaltung des Kernlandes der Autokratoría finden. Nichtsdestotrotz hatte er diesen Ausflug zum Biénnium in Flúmina unternommen, wovon er nun, nach den ersten zwei Monaten, sichtlich begeistert war. Er war offensichtlich ein begabter Tänzer und schwelgte in seinen Erzählungen nun in der Qualität des Tanzens hier in Flúmina, sowohl was den offiziellen Tanzkurs betraf wie auch das Tanzniveau ganz allgemein in Brasilien.

Nach dem Festessen war alles bereit für den Tanz, der selbstverständlich mit dem Großen Rubamba begann und selbstverständlich von Leila und Jaime eröffnet wurde. Alle waren in derartiger Stimmung, dass die einzelnen Eröffnungsfiguren, die die beiden wirklich in einzigartiger Perfektion und Grazie absolvierten, zwischendurch immer wieder beklatscht wurden. Das ist eigentlich unüblich, denn der Eröffnungsrubamba ist ein feierliches Ereignis und wird zunächst beobachtet und dann von den übrigen Gästen mitaufgenommen. Diesmal war aber kein Halten. Die beiden zeigten eine solche Leichtigkeit und auch

einen derartigen Esprit in der Ausführung, dass spontane Beifallsovationen offensichtlich nicht zurückgehalten werden konnten. Wir reihten uns dann in eine Zehnerformation ein und genossen es, dass wir die Tanzschritte nicht vergessen hatten.

Nach den ersten Tänzen machten wir eine Pause und begaben uns ins Freie hinaus. Es war die einzigartige Gelegenheit, den Palast der Vizekönige näher kennenlernen zu dürfen. Babálu war freilich schon einmal hier gewesen. Damals hatte sie ihren Vater begleitet, um die endgültige Auswahl der Diamanten für das Collier der Vizekönigin Ana Maria vorzustellen. Dabei waren sie aber nur durch lange Gänge geführt worden, um dann in einem Besprechungsraum die Agenda des Colliers zu diskutieren. Babálu hatte mir bestätigt, dass der von der Vizekönigin während des Festes getragene Schmuck tatsächlich jenes Collier war, für das sie die Steine ausgewählt hatte. Wir überlegten uns, ob wir eine Chance hätten, den Vizekönigen persönlich die Reverenz zu erweisen. Das schien uns angesichts der Anzahl der anwesenden Gäste aber unmöglich.

Beim Promenieren kamen wir auch in die Bereiche der Palastgärten, die sich hinter dem eigentlichen Palast ausdehnen und die bis zu jenem Strand reichen, an dem man bei günstiger Gelegenheit Pedro und seine Familie beim entspannten Strandleben beobachten kann. Dort waren verschiedene kleinere Zelte aufgestellt, die mit Köstlichkeiten und Sitzgelegenheiten auf die Gäste warteten. Wie teilten uns hier in gewohnter Weise wieder ein Glas Champagner, der mit Ausblick auf das nächtlich illuminierte Flúmina und alle seine Strände besonders gut schmeckte. An diesem berühmten Palaststrand trafen wir auf die fliegenden Fische, João und José. Sie hatten vielfachen Grund, heute hier anwesend zu sein, nicht zuletzt, da sie in Pedros Lieblingsprojekt der Tropenarchitektur mitarbeiteten. João war nach wie vor in Begleitung von Viviane Conceição, der jungen Baronesa de Iturupíti. Viviane freute sich sichtlich, uns wiederzusehen. Sie wollte Babálu aus ihrer Umarmung gar nicht

mehr loslassen. Mit mir sprach sie dann wieder ihr exzellentes Mittelägyptisch. Sie wusste sogar, dass das Collier der Vizekönigin, was die Steine betraf, von Babálu zusammengestellt worden war und gratulierte ihr dazu. Wir gingen dann gemeinsam den Strand entlang. Wobei es alle genossen, nun einmal hier selbst gehen zu dürfen, nachdem jeder von uns den Anblick von der Meerseite her ja unzählige Male erlebt hatte.

Als wir zurückkamen, trafen wir auf Jaime und Leila, die sich zwecks Abkühlung Richtung Garten absentiert hatten. Als Leila uns sah, meinte sie zu Babálu, wir müssten unbedingt zu den Vizekönigen kommen, Leila und Jaime würden uns präsentieren. Ana Maria trage ja das berühmte Collier und freue sich sicherlich, Babálu wiederzusehen. Babálu und ich blickten einander an. Wir hatten es nicht gewagt, darauf zu hoffen. Nun –, sagte Jaime, – machen wir das? Wir nickten wortlos.

Wir fanden die Vizekönige im großen Festsaal, wo sie von diversen Gästen umringt waren. Die Wartenden ließen Leila und Jaime sofort durch. Immerhin, sie waren das Brautpaar. Babálu und ich machten die Proskýnesis. Dann stellte uns Jaime vor, wobei sich Pedro und Ana Maria sofort an Babálu erinnerten. Die Vizekönigin verwies auf ihr Collier, und dankte Babálu für die gelungene Auswahl der Diamanten. Diese habe sich sehr bestätigt, denn mit jedem Mal, wenn sie das Collier trage, fühle sie sich besser damit. Ganz abgesehen von den stets bewundernden Kommentaren, die das Schmuckstück erhalte. Sie trug Babálu auf, ihren Gruß und expliziten Dank auch an ihren Vater zu übermitteln. Dann wandte sich der Vizekönig mir zu und wollte wissen, was meine Agenda im Metrografeĩon sei. Ich erklärte dies kurz, verwendet dabei aber das Mittelägyptische. So gut ich das eben konnte. Daraufhin wollte Pedro wissen, was mein Rang sei. Das bezog sich auf die Nobilitätslisten. Er nahm an, ich hätte die Sprache des Hofes in der eigenen Familie gelernt. Ich musste natürlich passen; da gab es nichts zu berichten. Ich deklarierte mich, den Tatsachen entsprechend, als echter Sertanejo. Er zeigte

sich umso erstaunter, dass jemand aus dem heimatlichen Sertão Mittelägyptisch spricht und am Pálatin arbeitet. Leila warf nun ein, dass ich mit der Familie de Guimarães befreundet sei und gegenwärtig, in einem längeren Aufenthalt in Flúmina, an so etwas wie der Familienchronik der Guimarães forschen würde. Ich hatte allerdings gehofft, Mumadona würde nicht Thema dieser Vorstellung werden. Bei den Fragen ihres Vaters, des Marques de Albuquerque, hatte ich zuvor Details noch vermeiden können. Nun war es zu spät, Leila hatte es bereits ausgeplaudert.

Forschen, wo? –, fragte der Vizekönig. Ich versuchte mich möglichst allgemein zu halten. Ich wollte nicht, dass die Briefe in ihrem konkreten Gewicht vor der Zeit bekannt würden. Ich sagte daher, dass es sich um Dokumente über die Vorgeschichte der Familie de Guimarães handle, die gewisse Rückschlüsse auf die Grafschaft Portucale erlaubten, und die ich in der Bibliothek entdeckt hatte. Was, in Unserer Biblioteca? –, staunte Dom Pedro, – also in Unserem Vizeköniglichen Gabinete hier in Flúmina? Ich bestätigte dies. Darauf meinte er, er wolle sich nicht einmischen, offensichtlich sei das ja eine wissenschaftlich interessante und heikle Angelegenheit. Aber sobald ich Ergebnisse hätte, solle ich doch unbedingt eine Information an den Palast senden, mit dem Vermerk “persönlich“ an ihn. Er wolle in jedem Fall wissen, was bei meinen Forschungen herauskomme. Ich versprach dies zu tun. Bei der Verabschiedung wurde Babálu von der Vizekönigin sogar geküsst.

Wir mussten uns erst einmal erholen, von dieser Begegnung. Pedro wusste nun also, dass es da irgendein Projekt gab, um das Condado Portucale. Ich hoffte, dass er dies niemandem weitererzählen würde. Oder auch die Vizekönigin. Babálu war aufgeregt, weil sie ihren Vater informieren wollte. Nicht zuletzt war eine solche Begegnung ein Geschäftsfaktor. Obgleich, noch höher war der Wert der Anerkennung durch die höchsten Herrschaften selbst, die Babálu zu übermitteln hatte. Sie hatte mir ja schon erzählt, wie der Vater stets hoffte, für seine Arbeit nicht

nur professionell anerkannt zu werden, sondern irgendwann eben auch durch die Nobilitierung.

Ich fragte dann Babálu, ob es ihr etwas ausmachen würde, wenn wir nun die zweite Stunde dieses Tanzkurzabends beginnen würden. Sie sah mich verständnislos an. Ich musste lächeln. In der zweiten Stunde –, sagte ich, – da ist eine neue Partnerwahl vorgesehen. Jetzt verstand sie. Ob sie sich vorstellen könnte, mit Kumár Varunagíta zu tanzen, wagte ich mich vor. Aber sie fand das ganz lustig. Wir begannen die beiden zu suchen. In einer Nebensala fanden wir sie. Sie tanzten gerade einen Stalz. Nachdem die Musik geendet hatte, gingen wir zu den beiden. Ich fragte Lakshmi Amanda, die Prinzessin, ob ich sie zu einem Tanz auffordern dürfe. Sie antwortete, das sei nur gestattet, wenn Babálu akzeptierte, mit Kumár Varunagíta zu tanzen. Babálu nickte freundlich. Wir tauschten. Der nächste Tanz war eine Poreska, also etwas Schnelleres. Lakshmi war ja viel länger in die Tanzstunden gegangen als ich. Entsprechend sicher wusste sie die Schritte zu setzen und wirbelte sich gekonnt über das Parkett. Danach gingen wir hinaus in den Garten, wo kleine Bands brasilianische Musik spielten. Hier fand Lakshmi endgültig zu ihrer besten Tanzform. Ihre Bewegungen waren wieder die von Lianen und Schlangen, das war einfach unnachahmbar. Ich hatte das Gefühl, in einem Traum nach Fatehpur Sikri versetzt zu sein. Danach gab ich ihr den Handkuss, wie es eben stets in den Tanzstunden gewesen war. Sie bedankte sich und meinte, das hätte ich immer so elegant gekonnt. Das beruhigte mich, denn sie war damals die erste Dame gewesen, der ich gemäß Jaimes Etiketteinstruktionen den Handkuss in der korrekten Form gegeben hatte. Offensichtlich hatte ich es doch gelernt. Bei der Verabschiedung bewunderte sie noch den Diamanten an Babálus Décolleté.

Wir begegneten noch vielen anderen Gästen, die wir zum Teil kannten, oder früher zumindest schon gesehen hatten. Die Duques de Monçalves vom Quirichiquí waren da, ebenso ihr

Sohn Carlos, der mit einer Tochter der Vizekönige verheiratet ist. Dann auch die Duques de Lima-Oemvérgos, aus Paulisto. Er erzählte auch an diesem Abend wieder überall seine Witze. Dann die Bernegas vom Palazzo neben den Guimarães auf dem Boa Vista. Leider fehlten Dom Fabiano und Dona Cecilia aus Penha, ich hatte gehofft sie hier zu sehen, doch sie waren verhindert. Dafür war aber Lucimár, ihre Tochter, hier, die nun am Adelsturnus teilnahm und viel mit Minki Guimarães unterwegs war. Babálu und ich suchten nochmals das Brautpaar, um uns zu verabschieden. Wir wünschten ihnen das Beste für die nun folgende Zeit in Afrika. Sie würden zunächst einige Tage an einem geheimen Ort in Brasilien verbringen. Dann würde es losgehen. Leila und Babálu schworen einander, die Bildmaschinen regelmäßig benutzen zu wollen. Das junge Paar lud uns nochmals nach Umbanto ein. In jedem Fall hofften sie, uns bald wieder zu sehen, wo auch immer.

Die Hochzeit des Jahres der Fluminenser Gesellschaft war vorbei. Meine Projektarbeit konnte beginnen. Dazwischen lagen noch herrliche Tage mit Babálu. Ich holte sie morgens vom Quinta da Praia ab, zu den jeweiligen Unternehmungen, die wir ausgewählt hatten. Wir fuhren die Küste entlang, suchten uns kleine Strände, und kleine Restaurants oder Lanchonetes, wo es die guten Kleinigkeiten gab, an die sich Babálu nun gerne erinnerte und die mir in Sebastópol gefehlt hatten. Wir kamen auch etwas ins Landesinnere, fanden dort antike Orte, die noch älter waren als das Zentrum von Flúmina. Hier hatte die Erde einst auch Diamanten hergegeben, und Gold. Babálu war geradezu berauscht, sie fühlte sich wie zuhause. Besonders die Ästhetik, der wir in jenen uralten Bergbaudörfern begegneten, hatte es ihr angetan. Die Dekorationen der kleinen Kirchen, die zum Teil von Gold strotzten, die moderaten Paläste der Provinznoblen, die dekorativen oder devotionalen Figurinen, die man da sah, der Hausrat, Möbel, Geschirr, alles war von einer unglaublichen Hingabe und Direktheit im Ausdruck. Das ist nicht

einfach nur brasilianisch, ich musste es zugeben, das ist eben auch lusoafrikanisch. Babálu hatte einen kleinen Zeichenblock mit und nahm Details auf. Muster, Ornamente, Verzierungen, Applikationen der Kleidungsstücke. Sie wollte das für ihre Entwürfe verwenden. Ich fragte Babálu einmal, ob sie Leila in Umbanto besuchen wollte. Sie meinte, das sei nicht unmöglich. Von Malandéde seien das zwei Flugstunden, höchstens, je nach Maschine. Sie könnte einen ihrer Brüder bitten, das einmal mit ihr zu machen. Sie würde sehen.

Dann folgte der Abend der Einladung zu den Guimarães. Ich durfte Babálu mit einem Hubschrauber der Guimarães abholen, ihr Pilot James steuerte wieder. Minki und Bencislão waren auch anwesend. Thema war zunächst die vor Tagen stattgehabte Hochzeit, die dortigen Ereignisse und Neuigkeiten. Minki berichtete von verschiedenen Teilnehmern des Biénniums, es gab Kandidaten aus der halben Welt. Bencislão war ja einer von ihnen. Leilas Kompetenz in der Organisation hatte sich sichtlich durchgesprochen. Durch Bencislão war Minkis Interesse an Sebastópol nun erwacht. Sie wollte wissen, ob wir im gleichen Büro arbeiteten. Das war nicht der Fall. Allerdings bestand eine gewisse Nähe, da Bencislão immer wieder auf dem Pálatin zu tun hatte. Er kannte das Metrografeĩon selbstverständlich und hatte es auch schon betreten. Die Eltern berichteten von Isabelita und Miguel in Buenas Aguas. Sie hatten ein Kind bekommen, eine kleine Elida Leandra. Dann kam das Gespräch auf die Briefe im Archiv. Der Conde als Träger der Familienstammlinie hatte prinzipiell das primäre Interesse an ihrer Aufarbeitung.

Nichtsdestotrotz war Melindas Interesse mindestens genauso ausgeprägt. Und es hatte sich eher noch verstärkt seit meinem letzten Aufenthalt. Was ich inzwischen Neues wüsste, wolle sie nun wissen. Ich musste zugeben, dass es eigentlich nicht viel Neues gab. Ich hatte lediglich die Vorbereitungen für die geplante Aufarbeitung getroffen. Ich war inzwischen allerdings besser informiert über die Fachliteratur, die literarische und

andere Quellen aus dem frühen Minho und Douro behandelte. Was die Briefe selbst noch hergeben würden, wusste ich bestenfalls in einigen Monaten. Wenn ich Glück hätte. Jenseits der biografischen Ereignisabfolge, die ich in den wesentlichen Schritten ja schon eruieren hatte können, ging es jetzt darum, existentielle und ästhetische Charakteristika jener Epoche und jener Gesellschaft herauszuarbeiten, die nicht expliziter Inhalt der umfangreichen Liebeserklärungen waren, die aber umso mehr über die tiefen Beweggründe und Überzeugungen der damaligen Akteure aussagen würden. Das würde lange linguistische Analysen und Vergleiche erfordern. Es würde sicherlich dauern. Mit diesen Informationen war die Condessa nun etwas abgekühlt. Sie hatte sich alles offensichtlich wesentlich einfacher vorgestellt, und rascher durchführbar.

Zum Dessert hatte Minki wieder das, wie sie betonte, beste Jabuticaba-Sorvete dieses Sommers besorgt. Nach ihren Angaben gab es das in diesem Jahr nicht im Einkaufscenter Boa Lagoa sondern in einem neueröffneten Eis-Café in der Nähe des Torre de Belém. Sie hatte es heute mit James im Hubschrauber abgeholt. Wir mussten zugeben, es war wirklich vorzüglich. Danach setzten wir uns auf die Terrasse, die auf die Stadt blickt, und hörten Musik aus dem Sertão. Diese Musik gilt bei uns ja als eher einfach. Aber für mich war das wirklich ein Stück Heimat. Wenn ich solch eine Musik in Sebastópol höre, ist das nicht dasselbe. Da fehlt das richtige Ambiente, das Flúmina, obwohl auch nicht die Originallandschaft, doch recht gut zu ersetzen vermag. Der Ausblick von Boa Vista war berauschend. Ein entspannter, nächtlicher Blick von einem der Morros auf die wunderbare Stadt ist unvergleichlich. Das habe ich nirgendwo sonst gefunden. Spät am Abend flogen James und ich Babálu dann wieder auf das Dach des Quinta. Wir hatten noch einen Tag übrig. Wegen der baldigen Trennung war die Stimmung zwischen uns jedoch etwas gedämpft.

Nächsten Morgen war ich beim Frühstück bei Babálu auf der großen Strandterrasse des Quinta. Es gab wieder das Água de Coco mit Limetten und einem Schuss Champagner, für welches das Quinta berühmt ist. Der Morgencafé war exzellent. Dennoch hatten wir Mühe, gegen die Tristesse anzukämpfen, denn es war wieder einmal unser letzter Tag. Wir lenkten uns mit Kommentaren über die schneeweißen, im Flug über uns dahinkreischenden Gaivotas ab, über das Rauschen der Meeresbrandung und über die Morgenlichtreflexe auf dem Wasser. Für den Abend war nochmals die Colombina vorgesehen. Nichtsdestotrotz brach die Stille dann eben doch über unseren Tisch herein. Wie würde es weitergehen? Was sollten wir tun? Ich wagte es nicht, diese Fragen zu stellen. Ich versuchte es nochmals mit dem Thema Leila und Jaime und einem möglichen Besuch Babálus in Umbanto. Babálu nickte. Dann war da wieder die Stille. Und nur das Kreischen der Gaivotas.

Dann sagte Babálu, – Und was ist, wenn ich nochmals komme? Ich verstand sie nicht und meinte, sie beziehe sich auf eine eventuelle Reise nach Zentralafrika. Ich fragte daher, – Was meinst Du mit nochmals? Babálu antwortete langsam, – Nochmals hierher; ins Quinta. Ich verstand noch immer nicht. Naja –, half sie mir, – zum Beispiel Ende Mai, wenn Du mit Deinem Projekt hier fertig wirst. Ja, das war es. Diese Idee hatte ich einfach nicht gehabt. Das wäre großartig –, sagte ich, – kannst Du? Natürlich kann ich –, kam es prompt, – aber hast Du Zeit, also genug Zeit, um etwas von Deinem Projekt abzuzweigen? Ihre Frage war berechtigt. Bereits zum gegenwärtigen Zeitpunkt war ich mit dem Projekt etwas im Verzug. Rein von der Arbeit im Archiv her gesehen, hätte ich eigentlich schon weiter sein sollen. Aber wir hatten eben wunderbare Tage gehabt. Das war einfach unaufschiebbar gewesen. Ich sah nicht ein, warum wir uns bei all den Schwierigkeiten, die wir hatten, auch noch die letzte gemeinsame Zeit wegnehmen lassen sollten. Ich sagte daher, das müsse einfach gehen. Eine Woche Ende Mai für uns alleine, das

wäre das Mindeste, was wir verdient hätten. Ich würde eben ab sofort umso rascher und intensiver arbeiten. Die Aussicht auf ihr Wiederkommen werde meine Arbeit ganz sicher beschleunigen. Machen wir das? –, fragte sie nochmals. Ich bestätigte.

Nach dem Frühstück gingen wir zur Rezeption des Quinta da Praia. Babálu buchte eine weitere Woche, Ende Mai. Danach, nun in völlig ausgewechselter Stimmung, gingen wir an den Strand. Die Gaivotas kreischten nach wie vor. Aber ihr Ton klang nun viel freundlicher. Wir schwammen ein wenig, lagen dann in der Sonne. Dieser letzte Tag wie auch der Abschied waren diesmal unvergleichlich glücklicher als früher. Wir feierten nochmals in der Colombina. Am nächsten Morgen brachte ich sie zum Flughafen. Bei der Verabschiedung konnte ich Até logo sagen; Bis bald. Diesmal bezeichneten diese Abschiedsworte wirklich die Realität.

Ab nun musste ich ins Archiv. Ich arbeitete dort täglich mindestens zehn Stunden, meist waren es deutlich mehr. Flúmina sah ich praktisch nur noch in der Nacht oder bestenfalls in der Dämmerung. Die Vormittage nutzte ich zum Auswendiglernen der Briefe. Dieses war nach wie vor erforderlich. Ich hatte zwar inzwischen vom Custos und auch offiziell von der Bibliothek die Erlaubnis bekommen, Briefe in ihrem Gesamtinhalt zu veröffentlichen. Dies vor allem deswegen, weil mein Status eines authentischen und offiziellen Aficionados jenes Briefcorpus aus Portucale betreffend anerkannt worden war. Publikationen von Originalwerken, ohne dass der Publizierende den jeweiligen Inhalten nicht nur wissenschaftlich, sondern unbedingt auch existentiell gewachsen war, waren nicht erlaubt. Bei meinem ersten Besuch der Bibliothek hatte mich der Custos dies ja mehr als deutlich wissen und spüren lassen. Die geforderten Persönlichkeitscharakteristika für eine Zulassung zu umfassender Publikation von Originalmanuskripten waren eben definiert als die existentielle Syntonie mit dem beforschten literarischen

Gegenstand. Glücklicherweise wurde mir dies von der Bibliothek konzediert. Andernfalls hätte ich das Projekt abbrechen können.

Das Auswendiglernen war also nicht deswegen weiterhin erforderlich, weil das Embargo jeglichen Kopierens der Briefe immer noch aufrecht gewesen wäre. Das war ab sofort nicht mehr der Fall. Sondern das auswendig Memorieren war notwendig, weil ich die Inhalte und noch viel mehr die lexikalischen, grammatischen und linguistischen Besonderheiten jenes Corpus bis ins letzte Detail in mich aufnehmen wollte. Erst ein Gedächtnis, das vollkommen angefüllt ist dem verbatim Originaltext, ist im Stande, die endlosen Querverbindungen innerhalb eines solchen Corpus wirklich bewusst zu bekommen. Ich hatte auch vor, sobald die Texte in Computerformat transkribiert wären, automatische Sortierungsgänge darüber laufen zu lassen. Das konnte durchaus einiges Quantitative hervorbringen. In der von mir angestrebten optolinguistischen Analyse aber half das wenig. Denn diese ereignet sich in der endlosen Landschaft der Bilder, Metafern, Analogien und Symbole, deren holistisches Jonglieren nur dem menschlichen Gedächtnis möglich ist. Wäre die Realität des Kosmos hier anderes gelagert, so wären die Dichter längst von den Computern abgelöst worden. Dann könnte man auch ein Liebesgedicht in irgendeinem der Sprachprogramme anfordern. Das ist übrigens technisch auch möglich. Allerdings stehe ich auf dem Standpunkt, dass die mit einem derartigen digitalen Liebesgedicht oder Liebesbrief angesprochene Liebe eher verzichtbar ist. Offensichtlich ist sie einer authentischen Dichtung nicht würdig. Ich benutzte also meinen morgendlichen, ausgeschlafenen Enkéfalos und natürlich auch mein morgens frischgeträumtes Herz, um die letzten Details jener Briefe in ihrem gesamten, komplexen Reichtum und für immer in mein Gedächtnis einzubringen.

Dies lief so Woche für Woche. Nachmittags besorgte ich dann eher einfachere Arbeiten, wie die Faksimileaufnahmen der

Handschriften und ihre Transkription in ein technisches Schriftformat. Der Umfang der Briefe war enorm. Zu Anfang des Aufenthaltes wusste ich wirklich nur ein Drittel des Corpus auswendig. Die weiteren zwei Drittel kosteten mich eine gewaltige Konzentrationsanstrengung. Aber ich schaffte es. Mitte Mai hatte ich die letzten Pergamente auswendig gelernt. Aber auch damit war lediglich der Grundstock für die weitere Analyse gelegt.

Nachdem diese Arbeit extrem fordernd war, musste ich mich wenigstens an den Wochenenden um einen Ausgleich bemühen. Glücklicherweise war der Weg vom Palazzo der Guimarães zum Strand darunter mehr als kurz. Ich musste nur die kleine Seilbahn hinunter an die Praia Roxa nehmen und befand mich im entspannten Strandleben Flúminas, schwamm eine Runde im Meer, ließ mir einen geeisten Coco aufhacken und beobachte die Gaivotas. Gelegentlich fuhr ich auch aus der Stadt hinaus, in jene kleinen Stranddörfer, in denen ich mit Babálu gewesen war. Einfach nur, um mich an sie und die gute Zeit, die wir dort gemeinsam gehabt hatten, zu erinnern.

Ein Wochenende flog ich nach Petrolina, um meine Familie zu besuchen. Von dort rollte ich mit dem Bus langsam nach Campos Secos. Ich war jahrelang nicht dort gewesen. Mein Vater ritt nun nicht mehr mit den Rindern aus. Mein Bruder Manuel war der Chef des Hauses. Die Großmutter saß tagsüber nur in ihrem Sessel. Sie erkannte mich mühsam. Ich ritt mit Manoel aus, wir besichtigten die Herden. Das Dorf selbst, Campos Secos, war unverändert. Es schlief nach wie vor vor sich hin. Vor kurzem hatte es das jährliche Fest des Patrocínio gegeben. Ich hatte das verpasst. Manolo berichtete, dass das Dorf zu einem einzigen Festgelände aufgeblüht war. Wer nur kommen konnte, von den ehemaligen Bewohnern von Campos Secos, hatte das getan. Sie waren von ihren entlegenen Arbeitsstellen in Xique-Xique, in Pertolina, Juazeiro, von der Küste oder sogar aus Paulisto angereist. Festzelte waren errichtet worden, es gab Musik, Tanz,

Bier, Lammbraten und Feijoada. Das war der Höhepunkt des Jahres. Danach wurde es wieder still.

In der Lanchonete bestellten wir ein Lamm. Es war unverändert exzellent, wie immer, unübertroffen im Vergleich zu all den anderen Orten, wo ich jemals Lamm gegessen habe. Abends ritten wir nach Penha. Wir hatten uns nicht angekündigt. Dona Cecilia erblickte uns zuerst und kam gelaufen. Sie umarmte mich und begann zu weinen. Jetzt, wo Lucimár gerade in Flúmina am Biénnium teilnahm, war ich offensichtlich noch mehr so etwas wie ihr Adoptivsohn geworden. Dann kam Dom Fabiano heraus. Auch er war freudig überrascht. Nach der Begrüßung sagte er, er sei kürzlich auf der Jagd gewesen, und es gebe noch Raubvögel zu speisen. Ob wir warten wollten, bis sie zubereitet wären. Wir hatten natürlich nichts dagegen. Inzwischen gingen wir durch das Anwesen, und ich erinnerte mich an all die Begebenheiten, die wir hier erlebt hatten. Bei Tisch dann erzählte Dona Cecilia, dass Lucimár in Flúmina sehr zufrieden war. Ich hatte sie seit der Hochzeit von Leila und Jaime überhaupt nicht mehr gesehen, ich war zu beschäftig, um an Gesellschaftsaktivitäten teilzunehmen. Die Vögel, Dona Cecilia hatte sie gebraten, waren erstklassig. Sie hatten den Geschmack des Sertão, dunkles Fleisch, durchtrainiert von der Wildnis und der Sonne. In der Dunkelheit ritten wir zurück nach Campos Secos. Der Mond gab genug Licht. An die Wege konnte ich mich immer noch erinnern. Von Zeit zu Zeit huschte ein Tier über den Weg. Es ist erstaunlich, wie manche Kindheitserinnerungen nie vergessen werden. Die stachelige Xiquexique überall, die Geräusche der Steine unter den Hufen der Pferde, das Vorbeiziehen der öligen Gerüche, die den Pflanzen entströmten. Das war der Stoff, aus dem ich selbst gemacht bin.

Zurück in Flúmina nahm ich Kontakt mit dem Marques de Albuquerque auf, Leilas Vater. Er hatte mich ja auf der Hochzeit seiner Tochter aufgefordert, ihn zu kontaktieren und ihm Näheres über mein Projekt zu erzählen. Er lud mich ein, auf Bela Aurora zu kommen, um ein wenig zu plaudern. Das tat ich dann auch.

Plaudern, das hieß Konversation auf Mittelägyptisch. Wir gingen durch die Gartenanlagen, die auf dem Morro angelegt waren. Er zeigte mir die Sammlung von Riesenfarnen, die er dort angepflanzt hatte. Er schien hierin ein Fachmann zu sein. Er erzählte mir auch, wie sehr er Leila vermisse. Sie habe das Haus immer belebt, auch durch die vielen Freunde und Bekannten, die ihretwegen gekommen waren. Sie im Kongo zu besuchen, war ihm etwas zu aufwändig. Und mit den Bildmaschinen war er auch alles andere als glücklich. Sie hätten natürlich Kontakt, aber das sei nichts, im Vergleich zur Realität. Dann wollte er wissen, worin nun mein Projekt in Flúmina bestehe. Ich hielt mich wieder allgemein. Ich sagte, es sei sozusagen Ahnenforschung im Hause Guimarães, es gebe da verschiedene Dokumente aufzuarbeiten. Ich hatte den Eindruck, dass er das auf die letzten paar Generationen bezogen verstand. Ich beließ dieses Missverständnis unaufgeklärt. Es war mir recht, dass das Wissen um mein Projekt nicht zu konkret wurde.

Eine spezielle Agenda hatte ich noch in Flúmina. Ich musste den persönlichen Kontakt mit Plumaginho herstellen. Ich hatte ihn ja schon einmal gehört, damals an einer Veranstaltung des Adelspraktikums. Als Inhaber des Sehr Distinkten Luís de Camões Lehrstuhls hatte er über den siebenten Gesang aus Os Lusíadas gesprochen. Er war damals sehr beeindruckend gewesen. Plumaginho war eine Schlüsselfigur der Luistanistik. Kálamos hatte schon lange professionellen Kontakt mit ihm gehabt. Ich wollte mich vorstellen. Irgendwann würden die Ergebnisse meines Projektes vorliegen. Was immer diese genau sein würden, sie fielen garantiert in sein Fach. Vielleicht würden wir noch seine Unterstützung brauchen. Auf jeden Fall war seine Kompetenz in Altportugiesischer Sprache und Literatur ein Maßstab für mein Arbeiten. Ich meldete mich also an seinem Institut an der Fluminenser Academia für einen Termin an. Dabei konnte ich mich auf Kálamos berufen. Das würde den Kontakt erleichtern.

Tatsächlich bekam ich bald den Termin. Das Gebäude sah aus wie ein kleiner Palazzo aus den frühesten Tagen des Vizekönigreiches. Plumaginhos Büro lag im ersten Stock, mit Blick auf einen prächtigen, tropischen Garten. Er hieß mich willkommen, als heimkehrenden Brasilianer, wie er sagte. Ich erwiderte, mit der Heimkehr sei es eine kurze Sache, denn eigentlich studierte ich in Sebastópol und würde hier eben nur einen Forschungsaufenthalt absolvieren. Dann sprachen wir ein wenig über die Situation in Sebastópol. Er schätze Kálamos, bewundere ihn sogar. Dies, weil er Dinge schreibe und ausspreche, die man andernorts möglichst umgehe. Ich bestätigte das, aber, fügte ich an, zu meinem Erstaunen hätte ich erst vor kurzem Vizekönig Pedro anlässlich der Hochzeit von Prinz Jaime mit der Marquesa de Albuquerque sprechen gehört, wobei er sich zu großen Geschichtsfragen ebenfalls sehr direkt geäußert hatte. Das hatte mich eben an Kálamos erinnert. Plumaginho bestätigte, dass Pedro keine Zurückhaltung pflegen wolle, in den heiklen Dingen, die ihm als wirklich wichtig erschienen. Eine Rarität unter uns Brasilianern, fügte er an.

Ich erklärte dann den Inhalt des Projektes einigermaßen detailliert, bat dabei aber, die letzten Details auslassen zu dürfen. Den Stand der Ausarbeitung erachtete ich noch als zu unausgegoren. Jedenfalls gehe es um Dokumente, die die altportugiesische Literatur des Minho- und Dourogebietes beträfen. Bei dieser Erwähnung stieg das Interesse Plumaginhos merklich. So –, fragte er, – haben Sie etwas entdeckt? Ich sagte, es sähe so aus. Um nicht völlig im Nebulosen zu bleiben, erzählte ich dann von den altportugiesischen Gedichten, die ich als Kind von meinem Vater gelernt hatte. Ich begann mit einem der Gedichte, die ich für weniger bekannt hielt. Aber Plumaginho kannte es. Er fragte dann, was ich denn noch auswendig könnte. So deklamierte ich dann verschiedenes, was er aber alles kannte. Er übernahm jeweils den Vortrag und ergänzte die eine oder andere Strofe. Wir waren eine gute Weile mit diesen

Wechseldeklamationen beschäftigt, bis er meinte, meine Kenntnisse seien sehr gut. Wenn das mein Gebiet sei, dann sei er schon sehr neugierig, was denn nun meine Neuentdeckung sei. Jedenfalls könne ich mich mit Fragen jederzeit an ihn wenden, auch die Fachbibliothek des Institutes stehe mir offen. So verblieben wir. Er gab mir Grüße an Kálamos mit und wünschte mir viel Erfolg.

Das war also meine Vorstellung bei einer unbestrittenen Größe meines Fachgebietes gewesen. Ich war froh, dass es gut gegangen war. Der Termin bei Plumaginho war gegen Ende April gewesen. Bald darauf, ich habe es schon gesagt, war ich mit dem Auswendiglernen fertig. Nun ging es darum, die Texte sowohl im Faksimile als auch in der Transkription zu ordnen. Das Zentrum stellten logischerweise die Briefe von Hermenegildo und Mumadona dar. Die anderen Briefe ordnete ich nach ihren Schreibern, darin dann chronologisch, oder wenn dies nicht möglich war, nach möglichen Ortskriterien. Nur einige wenige Briefe waren so kurz oder fragmentarisch, dass sie aus diesem Raster herausfielen. Übrigens fand ich tatsächlich Flur- oder Ortsnamen, die in der gesamten mir zugänglichen Literatur nicht auffindbar waren. Auch der Thesaurus Linguae Lusitaniae erbrachte hier nichts. Ich kontaktierte darüber nochmals Plumaginho, der nach einiger Zeit zurückschrieb, dass er diese Namen nicht kenne. Gleichzeitig merkte er an, wenn ich wirklich Zugang zu Manuskripten hätte, die diese Namen nennten, dann wäre er schon sehr gespannt, einmal Näheres dazu von mir zu erfahren. Ich fühlte mich geehrt, war aber gleichzeitig froh, dass ich nicht verraten hatte, woran ich wirklich arbeitete.

Letzte Maiwoche kam Babálu nach Flúmina. Der Conde erlaubte wieder die Abholung vom Flugplatz per Hubschrauber. Auch diesmal erreichte es James, dass wir direkt neben dem gelandeten Flugzeug aufsetzen durften. Babálu empfing mich mit einem tiefen Blick in die Augen und sagte dann, – Jetzt siehst Du endgültig wie ein Senhor Doutor aus. Wir flogen dann, sozusagen

wie schon gewohnt, direkt ins Quinta da Praia, mit Anmeldung an der Rezeption am Dach. Babálu bat mich um zwei Stunden für Dusche und Wiederherstellung. Dann sollte ich sie abholen.

Diese Woche verbrachten wir ungestört mit uns selbst. Ich hatte mich beeilt, die Arbeiten im Archiv zu beenden, was mir tatsächlich gelungen war. Wir verfolgten auch keinerlei Plan irgendwelcher Aktivitäten, außer denjenigen, nach denen uns gerade war. Wir hatten uns viel zu erzählen. Babálu hatte Fortschritte gemacht in ihrer Werkstatt. Das Interesse an Stücken, die nach ihren Entwürfen gefertigt worden waren, war im Steigen. Sie war sehr zufrieden mit dieser Entwicklung. Gleichzeitig dachte sie aber, dass sie ihr Wissen in der Metallverarbeitung noch verbessern sollte. Darin hatte sie keine eigentliche Ausbildung erhalten. Es war erstaunlich, wie weit sie mit ihrer Begabung und der Hilfe der Handwerker ihrer Werkstatt gekommen war. Sie überlegte hin und her, wie und wo sie ihre Lücken in diesem technischen Wissen auffüllen könnte.

Dann wollte sie die Ergebnisse meiner Forschungen wissen. Ich sagte, ich hätte es gerade einmal vor einer Woche erreicht, alle Briefe auswendig gelernt zu haben. Und außerdem hatte ich einigermaßen Ordnung in ihnen schaffen können. Somit sei alles bereit, um in Sebastópol weiterzuarbeiten. Jetzt käme die quantitative Katalogisierung nach verschiedenen Kriterien. Und dann könnte ich wohl das Wichtigste angehen, den Versuch nämlich, optolinguistische Strukturen aus den Texten herauszuarbeiten. Das Material war exzellent, dann genauso wie ich es im ersten Drittel schon bemerkt hatte, hatten auch die übrigen Briefe eine sehr bildreiche und direkte Sprache gezeigt. Das war prinzipiell zu erwarten gewesen, denn es handelte sich durchgehend um den Selbstausdruck von Menschen, die in einer existentiell fundamentalen Situation standen, nämlich im Liebeswerben um die herausragendste Frau ihrer Epoche. Was nur irgendwie sagbar war an zwischenmenschlicher Relation in jener Kultur und zu jener Zeit, das war hier aufgezeichnet worden.

Darin bestand eben der ungeheure Wert dieses Fundes. Babálu hatte schon Konkreteres erwartet. Das war leider der Stand. Trotz all des Aufwandes, den ich gehabt hatte, mehr gab es bisher nicht. Ich erzählte ihr aber die Geschichte von den Ortsnamen, die selbst Plumaginho nicht gekannt hatte. Das versöhnte sie dann wieder mit der Situation, denn das war tatsächlich ein sehr offensichtliches Zeichen, dass dieses Corpus in jedem Fall eine Erweiterung des Wissens über das frühe Portucale sein würde.

Es gab wieder die obligate Einladung auf den Boa Vista, die Condessa hatte darauf bestanden. Das war schon fast eine Tradition. Condessa Melinda hatte Babálu offensichtlich in ihr Herz geschlossen. Sie erkundigte sich diesmal eingehend nach den Familienverhältnissen im Haus Kazundé-Membúto und nach den Plänen, die Babálu bezüglich ihrer Entwurfsarbeiten hatte. Da hatte sie das passende Thema gefunden, denn Babálu war eben gerade im vollsten Planungsstadium, wie sie die Qualität und Expertise der Werkstatt in Malandéde erhöhen könnte. Die Condessa meinte dann sogar, falls Babálu dies in der Zukunft einmal wolle oder irgendwann benötige, könne sie sicher auch bei ihnen, auf dem Boa Vista, wohnen. Sie sei herzlich willkommen. Der Conde bestätigte dies. Das war ganz offensichtlich ein Zeichen besonderer Zuneigung. Denn es war allen klar, dass Babálu kein Problem hatte, wann immer sie es wollte, im Quinta oder sonst wo in einem der besten Hotels Flúminas abzusteigen. Es war schön zu sehen, dass sie auf Boa Vista willkommen war.

Auch diese Woche ging zu Ende. Diesmal war es irgendwie weniger schmerzhaft. Vielleicht, weil wir nun schon wussten, dass wir gemeinsam durch die Probleme gehen würden, egal welche. Wir waren entschieden, unsere Beziehung aufzubauen, auch wenn es weder klar war, wie das gehen würde, noch wann und wo. Ich sagte, als nächstes würde ich wieder nach Malandéde reisen. Wir müssten nur sehen, wann das möglich wäre. So, mit einem gewissen Plan in Aussicht, fiel der Abschied leichter.

Dann war ich in Sebastópol zurück. Es war Anfang Juni. Als erstes machte ich Bericht bei Kálamos. Ich bekam sofort einen Termin. Plumaginho hatte ihm von meinem Besuch berichtet. Kálamos begrüßte mich mit, – Ich hoffe, Sie haben Plumaginho nicht zu viele Details verraten, er hat sich sehr interessiert gezeigt an diesem Projekt. Ich konnte ihn beruhigen. Mit dem, was ich gesagt hatte, war es unmöglich, die Briefe im sechsten Untergeschoss zu finden. Dort hatten sie ja auch bisher in bester Vergessenheit gelegen. Ich gab Rapport, was ich erreicht hatte. Kálamos war zufrieden. Ich hatte die Zeit genutzt. Jetzt konnte man an die inhaltliche Ausarbeitung schreiten. Ich sollte einen zusammenfassenden Bericht über den Aufenthalt schreiben, dies noch vor den Sommerferien. Das war notwendig, um das Stipendium zu rechtfertigen und natürlich auch um weitere finanzielle Unterstützung zu bekommen. Insgesamt war das Ergebnis mit Kálamos sehr positiv. Ich hatte den Eindruck, dass gerade der Anruf von Plumaginho, dem anerkannten Meister der Altlusitanistik, ihn letztlich davon überzeugt hatte, dass in jenem fernen Archiv von Flúmina etwas lagerte, das, obwohl eben aus Kálamos Fachgebiet nicht letztbeurteilbar, doch ziemlich interessant sein musste.

Die Rückkehr nach Sebastópol war wie immer eine ziemliche Umstellung. Ich kam zwar gerne hierher, aber es war doch nicht meine Heimat. Und ich war immer noch nicht voll angekommen, was meine Beziehungen zu dieser Stadt betraf. Diesmal war es allerdings besser, denn das Wetter half mit dem gerade beginnenden Sommer über den Kulturgraben hinweg. In all dieser vergangenen Zeit, auch in Flúmina, hatte ich weiter die Hesychía geübt und dabei immer wieder erstaunliche Erfahrungen gemacht. Sowohl, was ihre Anwesenheit und die daraus folgenden, positiven Wirkungen auf mein Leben und meine Arbeit betraf, als aber auch ihre totale Unverfügbarkeit. Es gelang mir nicht, irgendeine sichere Prognose darüber zu machen, wann die Hesychía eintreten würde. Auch war es mir unmöglich

herauszufinden, was die Vorbedingungen ihres Eintretens wären. Ob es irgendwelche Situationen gäbe oder ob ich irgendwelche Dinge tun könnte, damit sie eintreten würde. Das war völlig unprognostizierbar. Natürlich, ich versuchte, die allgemeinen Bedingungen eines sauberen Arbeitens untertags zu erfüllen. Darin war das Projekt in Flúmina ja streng mit mir gewesen.

Ich arbeitete auch daran, die Präsenz des Messias in all den Dingen, die ich lernte und studierte, zu erkennen, soweit mir dies eben möglich war. Eine besondere Herausforderung diesbezüglich hatte ich damals nach meiner Rückkehr, als ich gerade mit koptischen Texten beschäftigt war. Darin können Orthodoxie und Heterodoxie, Wahrheit und Lüge, ja in ein und demselben Papyrus mit viel Aufwand parallel dargelegt sein. Da galt es wieder einmal die wahre Unterscheidung anzuwenden, vivéka also. Sauberkeit in solchen Fragen war und ist eine Vorausbedingung für jeden Fortschritt im Noetischen. Darauf hatte mich ja auch Géron Serafím ausdrücklich hingewiesen. Und schließlich versuchte ich, in den Übungen des Sitzens die Anweisungen von Géron Serafím anzuwenden. Dennoch, nichts von alledem garantierte das Eintreten der Hesychía. Sie kam, wann immer sie es wollte. Der einzige relative Zusammenhang, den ich beobachten konnte, war, dass die Hesychía häufiger dann kam, wenn ich durch irgendeine Fase der Herausforderung ging, wenn die Arbeitsanforderungen besonders hoch waren, wenn der Stress im Metrografeĩon oder auch nur in meinen eigenen Auseinandersetzungen mit den geistigen Realitäten besonders mühevoll geworden war. Auch in Flúmina war das so gewesen. In den Fasen des intensivsten Memorierens der Texte, wenn ich es kaum mehr schaffte, mir das alles wortgetreu zu merken, dann geschah es häufiger, dass die Hesychía eintrat. Aber auch das war nicht eindeutig prognostizierbar. Die Hesychía zeigte mir vor allem ihre vollkommene Unverfügbarkeit.

Nach den Monaten in Flúmina besuchte ich immer wieder Géron Serafím. Bei einer Gelegenheit erzählte er mir weitere

Details über das Wissen, das es im Kloster über Nil Stolobénskij und seinen Weg der Erkenntnis gab. Er kam auf die lebensgroße Statue dieses Heiligen zurück, die in der dortigen Klosterkirche aufgestellte ist. Das russische Kloster trage den Namen von Nil Stolobénskij, weil er hier aufrichtig verehrt werde und nach wie vor ein Vorbild der hier lebenden Mönche sei. Dies, obwohl sich die Zeiten seit damals ja ziemlich geändert hatten, und die Sebastúpolis und das hiesige Kloster ja wohl kaum auf einer einsamen Insel in einem einsamen See stünden. Noch grösser sei die Distanz zur Zeit Nils aber in der ganzen kulturellen Situation. Hier im Kloster auf der Akrópolis müssten sie eben auch in Auseinandersetzung mit der kosmopolitischen Stadt und all den Völkern und Traditionen leben, die ja alleine schon auf der Akrópolis sehr vielfältig seien. In der Stadt Sebastópol insgesamt gebe es aber praktisch die ganze Welt. Ich war ein Beispiel dafür. Daher müssten eine aktuelle Lehre und ein aktuelles Leben, sofern sie Sinn machen sollten, auch alle diese Realitäten berücksichtigen. Das brächte es mit sich, dass er, Géron Serafím, und andere Mönche hier auch über andere Lehren ziemlich gut informiert wären, nicht nur über die Tradition der ägyptischen und russischen Thebaḯs. Mir war das ja durchaus schon aufgefallen. Géron Serafím hatte nicht nur Einsicht in psychologische Zusammenhänge. Sondern er kannte auch eine Menge aus der asketischen indischen Literatur und konnte Parallelen, Zusammenhänge und Differenzen aufzeigen. Das war natürlich etwas Anderes als es die Situation von Nil Stolobénskij gewesen war. Dennoch sah er, wie andere der Russen hier, in Nil sein Vorbild.

Serafím erklärte dies anhand der Statue, die eben doch eine Rarität darstellte. Allgemein gibt es wenige vollplastische Darstellungen in der russischen Tradition. Dies erklärt sich durch das Erbe aus Byzanz, wo mit der Annahme des neuen Glaubens die hellenische Freude an der Plastik sehr stark zurückgegangen war. Man war davon ausgegangen, dass gerade die Plastik, und

dies im Unterschied zum sehr geschätzten zweidimensionalen Bild, eine pagane Realität darstellte. Die große Gefahr wurde in der Eidololatreía gesehen, der Verehrung eines Objektes, dem keine Verehrung zukommt. Und die Geschichte zeigt, dass diese falsche Verehrung eher bei dreidimensionalen Bildern als bei zweidimensionalen gefürchtet worden war. Deshalb waren die Ikonen allerorts in Verwendung, Plastiken hingegen kaum. Warum dann also eine Plastik von Nil Stolobénskij? Diese Frage gab wirklich Rätsel auf. Zumal er ja nicht der einzige Mönch gewesen war, der ein derartiges Leben gelebt hatte. Da gab es andere mit ähnlichem Lebenslauf, die ebenso unter den Gläubigen in großer Verehrung standen.

Gerade die alten ägyptischen Statuen schienen diese Vorsicht mit dem Umgang von Vollplastiken irgendwie zu bestätigen. In Ägypten war es Standard gewesen, dass fertige Statuen zunächst einmal belebt wurden. Dabei wurde ihnen über ihren Mund Leben eingegeben. Man kann sich dieses Konzept nicht realistisch genug vorstellen. Dahinter stand die Überzeugung, dass der Gott oder auch der Mensch, der durch eine Statue dargestellt worden war, dann auch, mindestens zeitweise, real in dieser Statue wohnen, also leben würde. Dazu musste die zuvor leblose Statue allerdings belebt werden. Danach war dann Leben in sie eingegangen. Das sind keine vagen Interpretationen der damaligen Ansichten, sondern ist hundertfach belegt. Man war davon vollkommen überzeugt. Natürlich war das nicht vereinbar mit der Herrschaft des Pantokrators, der solche Mächte und Manifestationen vertrieben hatte, überall. Und eben auch aus den Statuen hinaus.

Hier wies Géron Serafím auf die besondere Situation hin, die offensichtlich nach Ansicht der Mönche die Präsenz und Verehrung einer Statue von Nil Stolobénskij erklärte. Aus diesem Blickwinkel war an dem intensiven Eindruck, den eine Plastik auf den Menschen machen konnte, nicht zu zweifeln. Fraglos konnten solche Plastiken im Menschen weitreichende Ansichten

und Handlungen inspirieren. Ein vollplastisches Bild konnte den menschlichen Geist offensichtlich so faszinieren, dass er durch dieses Bild eine Macht erlebte und auch erreichen wollte. Eine solche Macht und der Kontakt mit ihr blieben aber zweifelhaft, weil dabei ziemlich unkontrollierbare Vorgänge intendiert wurden, die nicht klar einen lauteren Zweck auswiesen. Welche Macht ist das, die sich in Statuen bis zum Erleben ihrer tatsächlichen Belebtheit manifestiert? Ein solches unklares Geschehen konnte natürlich nicht die Absicht derer sein, die Statuen von Nil Stolobénskij anfertigten. Das hätte weder einer orthodoxen Lehre noch dem Lebenszeugnis von Nil selbst entsprochen. Allerdings, so Géron Serafím, würden Nils Statuen schon die Manifestation von Kräften bezwecken, nämlich eine sichtbare und auch spürbare Durchdringung des Raumes, in dem sie aufgestellt werden.

Wie ich nun von Géron Serafím erfuhr, bestand hier die Auffassung, dass Nil durch das Vorbild seines gelungenen Lebens die Freiheit von verkehrten Wünschen und Taten erlangt hatte, und damit auch die Fähigkeit, den Raum zu durchdringen. Das hieß, dass er damals, als Athlet der Einsamkeit, den dortigen Raum sosehr durchdrungen hatte, dass für die ihn bedrängenden, malignen Geister kein Raum mehr gewesen war. Und genau dies wurde in den nach seinem Bild geformten Statuen dargestellt und irgendwie auch wiederholt. Während früher Statuen der Invokation unklarer Kräfte gedient hatten, dienten die Statuen Nil Stolobénskijs der Reinigung des Raumes von eben solchen Kräften. Das war natürlich nicht der Effekt der Statuen selbst, sondern kam von der Anrufung und Verehrung des heiligen Wirkens, das Nil Stolobénskij ein für alle Mal in den Raum gestellt hatte. Diese Statuen dienten also nicht der Anziehung von Kräften, die zweifelhaft waren. Sondern diese Statuen zeigten, dass es ein Leben gab, dass solche zweifelhaften Kräfte und Wünsche tatsächlich vertreiben konnte.

Ich dachte mir damals, dass diese Zusammenhänge eigentlich auf eine positive Zukunft für den Gebrauch plastischer Bildnisse hindeuten könnten. Wie auch immer. In jedem Fall war das Wirken Nil Stolobénskijs nach wie vor ein Vorbild in den Fragen der Lebensführung auf Basis der Lehren der Thebaḯs. Seine weitverbreitete Verehrung war ein Hinweis, dass Nils Kraft nicht aus dem Kosmos verschwunden war. Letztlich ging es darum, von ihm zu lernen. Genau damit war ich immer noch beschäftigt.

Nach der Hochzeit in Flúmina dauerte es gerade ein halbes Jahr, bis Babálu das frisch vermählte Paar besuchte. Sie flog tatsächlich nach Umbanto. Ich hörte die Details nach ihrer Rückkehr nach Malandéde. Leila hatte sie wiederholt eingeladen. Offensichtlich fühlte sie doch eine gewisse Einsamkeit dort. Ihr Vater kam nicht auf Besuch. Ihm war die Reise von Flúmina in den Kongo zu beschwerlich, wie er mir ja persönlich erzählt hatte. Babálu reiste aber hin. Jaime, der schon mehr als zwei Jahre dort lebte, hatte seine lokalen und überlokalen Beziehungen aufgebaut. Er war viel unterwegs, musste seine Studien und Praktika machen. Er hatte Kontakt mit der ganzen Bergbau- und Metallwelt des Kongo, darüber hinaus auch mit Regierungsvertretern und Geschäftsleuten von China bis natürlich nach Sebastópol. Für Leila war die Situation noch etwas schwierig. Sie war zwar mit wer weiß wem in der gesamten Autokratoría verbunden, über sämtliche technische Kanäle. Aber vor Ort in Umbanto klagte sie darüber, nur wenig Bekannte zu haben. Dennoch kann auch sie dort nicht so ganz einsam gewesen sein. Denn Babálu erzählte mir dann, dass sie in den drei Tagen, die sie dort war, alle möglichen Leute kennengelernt hatte. Hauptsächlich über Leila. Es hatte sich nämlich inzwischen konkretisiert, dass Babálu eine Ausbildung in Goldschmiedekunst machen wollte. Das war in Malandéde und überhaupt in Moçambique auf dem Niveau, das sie anstrebte, nicht zu bekommen. Sie würde ins Ausland gehen müssen. Es gab verschiedene Optionen. Aber eine und keineswegs die letzte war

das Chrysochoeïon in Sebastópol. Das war hochgegriffen, denn es gab dort Aufnahmeprüfungen. Aber vielleicht wäre es nicht unerreichbar.

Offensichtlich waren auch diese Pläne Gesprächsthema zwischen Babálu und Leila gewesen. Denn in Umbanto, wo Babálu eben verschiedene Leute kennengelernt hatte, hatte Leila sie auch der dort ansässigen Familie Lumbawési–Matáwo vorgestellt. Sie sind Condes seit vielen Generationen und eine durch die Jahrhunderte wiederkehrende Größe in Geschichte und Verwaltung der Kongos. Aber nicht nur das. Ein Familienzweig lebt in Sebastópol. Verschiedene Lumbawési–Matáwos hatten sich in der Diplomatie hervorgetan. Leila hatte die Idee gehabt, diesen Kontakt herzustellen, um Babálu einen eventuellen Aufenthalt in Sebastópol für Studien am Chrysochoeïon zu erleichtern. So kam es, dass die beiden, während Jaime irgendwo unter Tag arbeitete, die Familie Lumbawési–Matáwo in ihrem Palazzo aufsuchten. Ich habe nie alle Details des Besuches in Umbanto erfahren, hätte sie mir wohl auch kaum gemerkt. Aber die Herrin des Hauses dürfte sich mit Babálu gut verstanden und weitere Kontaktmöglichkeiten, eben auch in Sebastópol, in Aussicht gestellt haben. Babálu kam sehr enthusiastisch nach Malandéde zurück. Obwohl das Leben im Kongo für das junge Paar offensichtlich fordernd war, schien es doch keineswegs langweilig zu sein. Beide bauten ihr Beziehungsnetz nun eben von dort aus auf. Und was immer noch kommen würde, die Erfahrungen aus dieser Situation in Zentralafrika versprachen noch einiges an interessanter Zukunft. Babálu war mit den beiden auch auf Besichtigung in Umbanto unterwegs gewesen. Offensichtlich war sie nun auch mit Jaime, nicht nur mit Leila, befreundet. Dieses internationale Flair des jungen Paares hatte Babálu sehr bestärkt, auch eine Ausbildung fern ihrer Heimat anzustreben. Sebastópol war in ihr Blickfeld gerückt.

Vorläufig war ich aber noch alleine in Sebastópol. Von heute rückblickend hatte auch gerade diese Zeit ihr Gutes. Ich war

damals auf mich alleine gestellt und daher sozusagen gezwungen, mich selbst kennenzulernen. Dabei machte ich, in meinen Versuchen zu erlernen, was jene Hesychía wäre, interessante Beobachtungen. Und ich hatte seltsame Begegnungen. Zum Beispiel mit der Akedía. Schon einmal gehört, dieses Wort? Ich hatte das Wort damals zumindest schon gelesen, auch verschiedene Definitionen davon. Diese waren aber allesamt so inkongruent, dass ich mir nichts Konkretes darunter vorstellen konnte. Nun begann ich, jene Akedía real zu erleben. Und zwar als einen Widerstand, als ein Hindernis, das überhaupt erst auftaucht, wenn man sich auf dem wahren Weg vorfindet. Auf all den anderen Wegen gibt es ja auch so viele Hindernisse, so viele Widerstände. Und alle, die dort unterwegs sind, meinen, sie hätten schon alle Unannehmlichkeiten des geistigen Kampfes kennengelernt. Wie viel Mühsal haben nicht all jene längst erfahren, die irgendeinem komplizierteren Beruf nachgehen. Und von wie vielen Fallen und heimtückischen Irrtumsmöglichkeiten wissen nicht die zahllosen Psychonauten zu berichten. Wenn man allerdings einmal begonnen hat, alle diese geistigen Kämpfe nicht nur in diesen üblichen Bereichen zu führen, sondern darüber hinaus auch noch mit der Frage, was dies alles aus der Sicht des lebenden Messias bedeutet, dann ändert sich das Panorama. Dann brechen noch wütendere Widerstände los, und noch subtilere Nebel legen sich über diese dort sowieso stets steilen Berghänge. Ein solches Beispiel war nun die Akedía für mich geworden. Ein Fänomen, für das es jenseits der Messiaswege überhaupt kein Äquivalent gibt. In all den übrigen Übungstraditionen ist dieses Hindernis überhaupt unbekannt. Es hat dort keinen Namen und keinerlei Erwähnung gefunden. Für die in der Schule der Thebaΐs wieder und wieder umschriebene Akedía gibt es jenseits der Helleniké und des Russischen, wo sie Unínie genannt wird, kaum irgendwo eine verbale Entsprechung.

Akedía, schon einmal gehört, dieses Wort? Nun, selbst eine Definition davon ist wertlos, wenn man sich nicht selbst auf den

Weg gemacht hat, der genau an die Orte führt, an denen jene Akedía auf die dort Passierenden wartet. Dort ist die Begegnung unvermeidlich. Wer nicht aufbricht, wird sie auch nie in den Blick bekommen. Die Akedía ist kein wilder Dämon, der einen mittags oder sonst wann anfällt, keine enorme Depression, die einen wegen der großen Entbehrungen befällt, und sie ist nicht einmal ein nagender Zweifel, der einen in die Verzweiflung treibt. Das sind alles höchstens Definitionen und Scripts für sentimentale Filme.

Nur um zu verhindern, dass die Akedía als Gerücht abgetan werden könnte, als erfundenes Schauermärchen, das ein Interesse an letztlich uninteressanten Nebenwegen hervorrufen solle, nur um solches zu verhindern, sei hier der Versuch einer Definition gemacht. Diese lautet dann so: Die Akedía, das ist in etwa das gemütliche Verachten des einzig wirklich Wichtigen wegen seiner angeblichen Banalität. "In etwa", weil es typisch für die Akedía ist, sich einer endgültigen Definition zu entziehen und stets neue und immer vagere Gesichter annehmen zu können, je weiter man auf dem wahren Weg unterwegs ist. "Gemütlich", weil man sich so vollkommen im Recht wähnt, das Höchste, das man sogar irgendwie bereits erkannt hat, plötzlich offen zu verachten. "Banalität", weil das die unausweichliche Gefühlslage ist, in der man sich irgendwann allmählich oder schlagartig vorfindet, wenn man das Große Unternehmen einmal begonnen hat; in manchen Fällen bereits dann, wenn man ihm auch nur von Ferne begegnet.

Gerade die Intelligenzija sieht sich gerne berufen, hier ihr vermeintliches Licht in das große Dunkel zu bringen. Damit wird das Dunkel aber immer nur noch größer. Dort einmal angekommen, inmitten der Akedía, erscheint dann nichts logischer, als jeglichen hohen Kampf endgültig aufgeben zu wollen. Ist das angeblich so Große in Wirklichkeit denn nicht nur eine große Banalität? –, frägt sich die Intelligenzija dann gerne und lautstark. Und das sich selbst und allen anderen dabei suggestiv offerierte Aufgeben erscheint als eine weise und nüchterne

Entscheidung. Die einzig sinnvolle Entscheidung. Und nicht selten wird diese Entscheidung genauso umgesetzt. Das Absurdeste ist dabei, dass diese Entscheidung gar nicht als Entscheidung erlebt wird. „Irgendwann habe ich dann damit aufgehört“, – das ist der abschließende Satz und das maximale Bewusstsein über die letztlich gewählte und gelebte Apostasie. Es sei aber nochmals betont, dass niemand, der nicht an jenem Ort des wahren Weges gewesen ist, von der Akedía auch nur annähernd eine Kenntnis haben kann.

Ich musste dabei feststellen, dass gerade die Unfassbarkeit jener Vorgänge so besonders zermürbend war. Allmählich zeigte sich mir ein Muster, das wiederkehrte. Jedoch zeigte sich jenes Muster jedes Mal in einer anderen Verpackung, sodass es jedes Mal neu schwierig war, es überhaupt als Muster zu erkennen. Die wichtigen Dinge, die zu arbeiten waren, auch intensiv zu beforschen waren, Dinge die eindeutig von hoher Bedeutung waren, in den Strukturen der Sprache, in der Geschichte der Autokratoría, im Alltagsleben der Sebastúpolis, alle diese Dinge zeigten die Tendenz, nach einer gewissen Zeit der Auseinandersetzung mit ihnen dann plötzlich einen schalen Geschmack zu entwickeln. Aus unerklärlichen Gründen wurde dies alles irgendwie und irgendwann zu einem Langeweiler. Obwohl das logische und kritische Denken weiter an der Wichtigkeit dieser Themen festhielt, begann der Wille auf Abwechslung zu sinnen. Auf irgendetwas Neues, auf irgendetwas Anderes, auf irgendetwas, das diese immense Langeweile verändern würde. Warum das Wichtige so ungeheuer langweilig geworden war, dafür gab es eigentlich kaum eine Erklärung. Die Dinge hatten sich nicht verändert; allerdings sehr ihre Bewertung.

Und da kommt besonders die allgemeine Stimmungslage ins Spiel. Gerade die bedeutenden Themen sind es, die kaum jemanden interessieren. Gerade in der Intelligenzija hatten sich stets die Ersten gezeigt, die von jenen Berghütten, in denen dies alles bearbeitet und verhandelt worden war, unter Bekundung

größter Langeweile, abgereist waren. Die großen Fragen waren ihnen äußerst unsympathisch. Sie zogen es vor, sich Fragen zweiter, dritter und siebenundzwanzigster Wichtigkeit zu widmen. Das dann freilich mit größter Akribie und Ausdauer. Ich musste immer wieder an Pepe und seine Forschung denken. War sie wichtig gewesen? War sie unwichtig gewesen? Was als sicher gelten konnte war, dass er für Höheres unzugänglich war. Er deklarierte darüber nicht einmal Langeweile. Er schaffte es, Höheres überhaupt nicht wahrzunehmen. Es war natürlich auch klar, dass er in keinster Weise ein Bewusstsein davon hatte, was Akedía ist. Nichtsdestoweniger war er äußerst eloquent gewesen im Berichten und Beschreiben von den so großen Mühsalen seines Forschungsweges. Was als weiterer Ausweis seines großen, ja umfassenden Wissens gelten sollte. Die Akedía und ein Bewusstsein über sie kamen darin freilich nicht vor. Konnten sie nicht. Er war mit Bewusstseinsinhalten zweiter, dritter und vermutlich siebenundzwanzigster Wichtigkeit so restlos abgefüllt, dass das wirklich Wichtige in ihm keinen Platz mehr hatte. Er lebte eine komplette Akedía dem wirklich Hohen gegenüber, in Form von dessen totaler gemütlicher Verachtung wegen angeblicher Banalität.

Babálu war weiter mit ihren Plänen einer Goldschmiedeausbildung beschäftigt. Sehr beschäftigt. Wir sprachen nun sehr oft durch die Maschinen, es gab viel zu planen. Ich hatte ja schon angekündigt, dass ich das nächste Mal nach Malandéde reisen würde. Nun war es soweit. Wir mussten die Zukunft persönlich besprechen. Es war wieder September, genau ein Jahr nach meinem letzten Besuch in Malandéde. Ich kam wieder bei Frühlingstemperaturen an. Die Familie empfing mich so freundlich wie beim ersten Mal. Diesmal lernte ich noch die Familien von zwei weiteren Schwestern kennen, die nicht mehr in Malandéde lebten. Hauptsächlich waren wir aber mit den Zukunftsplänen beschäftigt. Babálu war entschlossen, eine Goldschmiedeausbildung zu machen. Sie war davon überzeugt,

dieses Wissen und Können erlangen zu müssen, um ihre Entwürfe so umsetzen zu können, wie es ihren Ansprüchen genügen würde. Sie hatte sich schon über vieles informiert, nicht nur über das Chrysochoeĩon in Sebastópol, die prestigiöseste Schule der Goldschmiedekunst in der gesamten Autokratoría. Es gab Alternativen, wenn auch niedrigeren Ranges. Unter anderem hatte sie sich auch in Brasilien umgesehen. Es gab Optionen sogar in Paulisto. Das Problem mit dem Chrysochoeĩon war, dass sie eine strenge Auswahl bei der Aufnahme hatten. Da kam durchaus nicht jeder hinein.

Wir studierten gemeinsam all die Anforderungen, die da und dort gestellt wurden. Unter anderem wurde Beherrschung der Landessprache gefordert. In Paulisto war das klarerweise kein Problem. In der Sebastúpolis war neben dem *Mund* aber auch explizit die Helleniké gefordert. Ich sagte Babálu, dass sie Griechisch nun in jedem Fall ausreichend beherrschte. Sie hatte in der Tat noch weitere, große Fortschritte gemacht. Das würde sicher genug sein, auch für einen eventuellen Sprachtest. Sie fühlte sich da aber nicht so sicher. Gemeinsam verfassten wir ihren Lebenslauf und die Bewerbungsschreiben. Gleichzeitig half ich ihr, eine Mappe von Entwürfen, handgezeichneten und maschinell überarbeiteten, sowie von fertigen Werken zusammenzustellen. Wir verfertigten auch Ausdrucke auf Hochglanzkarton, die originale Schmuckstück möglichst authentisch wiedergeben sollten.

Für mich war das eine sehr interessante Erfahrung. Hier zeigten sich dieselben Probleme der Optolinguistik, wie ich sie im Briefcorpus aus Portucale erfahren hatte. Auch hier war nicht nur das Schmuckstück in seiner so und so Machart zu beurteilen, also einfach das "Objekt an sich" mechanisch abzubilden. Sondern genauso wichtig war das Inbild, das der Schmuck zu evozieren vermochte. Und um dieses Inbild für einen Betrachter erreichbar zu machen, musste "das Objekt an sich" ins korrekte Licht gerückt werden, in den gültigen Kontext gesetzt werden und ihm

der passende Rahmen gegeben werden. Die Abbildungen, die wir dann ausdruckten, erlaubten eine Beurteilung, ob dieses oder jenes Abbild auch einen legitimen Zugang zum Inbild darstellte. Oder ob das Abbild den Betrachter durch irgendwelche Detailmängel in die falsche Richtung lenkte. Irgendein rasch einmal gemachtes Foto, auf dem dieses oder jenes Stück sichtbar war, war noch lange keine authentische Bildrepräsentation des Originalschmuckstückes. Hier gab es unendlich viel herauszuarbeiten, sowohl im Prozess des Fotografierens als auch danach, in der Überarbeitung bis zum Endprodukt "Bild". Erst ganz am Ende, die Glanzkartone in Händen haltend und sie in hochweißem Licht leicht bewegend, konnte man sehen, ob das Schmuckstück in diesem oder jenem Bild auch authentisch repräsentiert war. Wir mussten buchstäblich hunderte solcher, vermeintlich bereits letztgültiger Kartons wegwerfen. Sie hatten vor dem jeweiligen Original einfach nicht bestanden. Babálu hatte eine ungeheure Ausdauer in diesem Prozess. Wir saßen Stunden über Stunden, Tage über Tage, bis wir "das Bild an sich" erreicht hatten. Aber dieser Prozess war keine Chimäre. Es gab wirklich den Punkt, wo jenes wahre Bild erreicht war.

Als wir die Kollektion einigermaßen fertig hatten, sah ich, dass es nicht wenig war, was Babálu vorzuweisen hatte. Es waren viele Stücke, sie waren von verschiedenem Konzept, und sie waren exzellent bis in die Letztausführung. Ich fand die Qualität beachtlich. Natürlich, ich war nicht die Jury, die sie von ihren Werken und von sich zu überzeugen hatte. Das primäre Ziel für Babálu war Sebastópol. Ich unterstützte sie natürlich in diesem Plan. Aber, wie schon gesagt, dieses Ziel war sehr hoch gesteckt. Es gab viele andere Orte, wo man sich bewerben konnte. Babálu musste ihre Auswahl treffen, insbesondere was ihre Pläne B und C betraf, alle die Orte nämlich, die nicht die Sebastúpolis sein würden.

Ich musste dann wieder nach Sebastópol zurückfliegen. Wieder war die Zeit zu schnell vergangen. Was mich, zurück in

Sebastópol, einigermaßen von der Abwesenheit Babálus ablenkte, war die Menge an Arbeit, die ich vor mir hatte. Seit der Rückkehr von meinem Forschungsaufenthalt in Flúmina gingen die Arbeiten an den Briefen Mumadonas weit weniger rasch vorwärts, als ich gehofft hatte. Das erklärte sich daraus, dass ich sowohl im Metrografeĩon zu arbeiten hatte, wie eben auch die Studienerfordernisse erfüllen musste. Ich hatte mein volles Studienprogramm. Kálamos war mit seinen Vorlesungen über die Grundlagen der hellenischen Geschichte fertig. Danach nahm er sich spezielle Themen und Ereignisse vor. Nun hörten wir bei ihm von dem nahezu endlosen Hin und Her des Pelopónnesischen Krieges, den er den großen, panhellenischen Bürgerkrieg nannte. Siebenundzwanzig Jahre lang konnte keiner der Protagonisten jenes Krieges, weder die Athener noch die Spartaner, den jeweils anderen vernichten. Das war nämlich das beiderseitige Ziel. Die Vernichtung. Schließlich wurde sie erreicht. Die Spartaner besiegen die Athener. Aber der Sieg war von sehr relativem Wert. Letztlich gingen auch die Spartaner sehr geschwächt aus diesem Konflikt hervor. Und Athen ist nicht nur unterworfen und entmachtet, es hat mit dem Ende der Kampfhandlungen nicht nur seine Weltglanzzeit endgültig beendet, sondern es hat in diesem Krieg auch sein hässlichstes Gesicht gezeigt.

Thukydídes, der große Schreiber und Chronist, berichtet, wie Athen während dieses Krieges mit den Vertretern der kleinen Insel Mélos verhandelt. Die bis dahin freie Insel soll sich nun bedingungslos Athen unterwerfen. Das athenische Angebot an Mélos ist das der blanken Faust eines übermächtigen Imperiums. Vor Kampfbeginn teilen die Athener ihrem Opfer unverhohlen mit, dass sie, die schwachen Melésier, weder auf Hoffnung bei den Göttern noch auf Hilfe von den befreundeten Spartanern sinnen sollten. Das sei alles nur lächerlich und dumm. Auch eine Neutralität der kleinen Insel, die von sich aus vorschlägt, sich aus jeder Parteiung heraushalten zu wollen, möchte das bereits gewaltbereite Athen nicht akzeptieren. Das Argument der

Athener dafür lautet sehr logisch und sehr zynisch: eine Freundschaft der Athener mit den Melésiern würde allgemein als Schwäche der Athener gesehen werden; Hass zwischen Athen und Mélos sei hingegen ein warnendes Beispiel der athenischen Macht an alle von Athen Beherrschten. Die Melésier akzeptieren die Aufforderung, sich willenlos zu unterwerfen, nicht. Es folgt die monatelange Belagerung der Inselbewohner. Als die Melésier ihre Aussichtslosigkeit der athenischen Übermacht gegenüber erkennen müssen, ergeben sie sich bedingungslos. Woraufhin die Athener alle erwachsenen Männer von Mélos töten. Frauen und Kinder verkaufen sie in die Sklaverei. Dann gründen die Athener den Ort mit eigenen Siedlern neu.

Kálamos wies uns in jener haltlosen Brutalität auf die ihr inhärente, große Logik hin. Diese Logik sei stets für viele beeindruckend gewesen. Nicht wenige politische Entscheidungen, durch alle Epochen der Geschichte, seien diesem Muster gefolgt. Später habe Machiavelli diese Prinzipien noch anschaulicher herausgearbeitet und noch grundsätzlicher formuliert. Er habe durch die Jahrhunderte viele Bewunderer gefunden. Jede menschliche Macht stehe vor der Möglichkeit, sich zu überheben. Der klassische Begriff dafür sei Hýbris. Das sei der Frevel gegen die gerechte Ordnung des Kosmos. Wo die Macht keine Grenze anerkenne, sei die Hýbris logische und notwendige Konsequenz. Als am Ende des Pelopónnesischen Krieges die Athener ihre Seemacht verlieren und sich hinter die Stadtmauern ihres Athens flüchten müssen, fürchten sie nun ihrerseits, das selbst erfahren zu müssen, was sie anderen besorgt hatten: nämlich dass sie nun von den Spartanern gänzlich ausgelöscht würden. Dieses Strafgericht vollziehen die Spartaner dann doch nicht an ihnen. Wohl, um sich nicht selbst neue Probleme zu schaffen. Was vom Lehrstück des Pelopónnesischen Krieges bleibe, so Kálamos, sei die historische Frage, für welche Ziele welche Übermacht eingesetzt werden solle und dürfe. Das bei Kriegsausbruch glänzende und in der hellenischen Welt alles

dominierende Athen ist bei Kriegsende entmachtet. Der Krieg habe sich für Athen eindeutig nicht ausgezahlt. Sparta sei zwar Sieger und übernehme die Macht unter den Hellenen, habe aber sonst nicht viel zur griechischen Welt beizutragen. Die besondere Tragik bestehe aber darin, dass Athen mit all seiner Genialität und Führungsrolle es nicht geschafft habe, eine Kultur, eine Filosofie, ein Staatsgebilde hervorzubringen, in das alle Hellenen gemeinsam eintreten hätten können.

Kálamos machte von hier ausgehend weitreichende Vergleiche. Das Problem mangelnder Integrationsfähigkeit zeige sich auch in der späteren griechischen Geschichte. Wenige Jahrhunderte später hat Alexandria die Position Athens übernommen. Dann ist Alexandria die glänzendste, gebildetste und inzwischen auch kosmopolitischste Metropole der hellenischen Tradition. Aber zunächst kann das hellenische Alexandria unter den Ptolemäern nicht das pharaonische Erbe integrieren. Und etwas später grenzt das byzantinische Alexandria die Kopten aus einer gemeinsamen Zukunft in der Offenbarung aus. Auch in Alexandria, so Kálamos, gelinge es der zweifellos großartigen und Epoche machenden griechischen Kultur nicht, sich selbst soweit zu hinterfragen, dass sie für alles Gute Platz schaffen könnte, und zwar in ihrer Mitte selbst.

Eine solche universelle Integrationsfähigkeit, nicht einfach für alles, das irgendwo und irgendwann existiert, sehr wohl aber für alles Gute der jeweiligen Epoche, das sei eine der schwierigsten Aufgaben der Menschheit. Vor dieser Aufgabe stehe auch die Autokratoría, heute wie seit jeher. Mit etwa diesen Worten spannte Kálamos den Bogen bis zu uns Heutigen. Wir waren wieder einmal einigermaßen erdrückt, nicht so sehr von der Last der Geschichte, sondern viel mehr von der Last unserer Gegenwart. War unsere Zeit fähig zur Integration all des Guten, das es in unserer Zeit gab? Waren wir selbst dazu fähig?

Inzwischen informierte mich Babálu, dass sie drei Bewerbungen nun endgültig ausgesendet hatte. Eine war nach

Paulisto gegangen, eine nach Syrákusai und die dritte nach Sebastópol. Syrákusai hatte neben der ebenfalls sehr angesehenen Goldschmiedeschule auch noch den Vorteil, dass die Helleniké dort als die erste Landessprache gilt. Falls sie einen Studienplatz bekäme, würde sie mit Griechisch und dazu noch dem Neometaindoeuropäischen gut durchkommen. Sie müsste nicht einmal das in Syrákusai auch anerkannte Latinum lernen. Jetzt hielt ich Babálu und hielten wir uns gemeinsam die Daumen dafür, dass das Chrysochoeĩon zusagen würde. Die Antwort und dann die weiteren Abklärungen, eventuell auch Prüfungen, würden Monate dauern. Geplant war ein Studienbeginn nächsten September. Sofern alles nach Plan verliefe. Babálu war erschöpft. Sie hatte ihre Mappe in dreifacher Ausfertigung zusammengestellt. Die Bilder der Schmuckstücke hatte sie als Originalhochglanzkartone ausgedruckt, und die Begleitschreiben hatte sie in der Helleniké verfasst. Eine Biografía von Geburt bis zum aktuellen Tag musste handschriftlich zu Papier gebracht werden, in griechischer Kursivschrift. Ja, das waren Anforderungen, durch die nicht einmal ich gegangen war, nicht bei den Aufnahmeprüfungen an der Akadémeia und auch nicht am Metrografeĩon. Ich sah ihr die Müdigkeit nach dieser Anstrengung sogar durch die Bildmaschine hindurch an. Nun hieß es für Babálu warten und sich erholen.

Weitere Besuche bei Géron Serafím hatten nicht nur die Praxis der Hesychía zum Thema, sondern auch theoretische Aspekte. Dabei verwies er immer wieder auf den Gipfel der Akrópolis. Er meinte, das russische Kloster hier auf dem Berg der Akrópolis sei zwar durchaus von zentraler Bedeutung, was das Verständnis der Hesychía betreffe, der wahren Ruhe nämlich, als der Grundlage sämtlicher wie auch immer gestalteter Aktivität. Letztlich aber sei die Praxis der Hesychía nicht verständlich und nicht begründbar ohne Kenntnis der Theorie über sie. Dieses Lehrwissen der Theorie werde durch den Gipfel der Akrópolis repräsentiert, nämlich durch die dort befindliche

Metropolitankirche Hágios Gregórios Palamás. Es sei alles andere als eine Nebensächlichkeit oder gar ein Zufall, dass der Haupttempel der Sebastúpolis jenem Namen geweiht worden war.

Damit hatte Géron Serafím meine Aufmerksamkeit und mein Interesse auf diesen Theologenmönch gelenkt. Wer war Gregórios Palamás? Ich musste zur Klärung dieser Frage nicht nur in die Tiefen der Bibliotheken der Sebastúpolis steigen. Sondern ich musste dafür auch meine Sprachkenntnisse ausweiten. Denn der Grieche Palamás hatte in einer Zeit lange nach der klassischen Sprachepoche gelebt, ja sogar lange nach der Zeit der Koiné, sodass ich mein Vokabular erweitern musste, auf die Ausdrucksformen des ausgereiften Byzanz. Vermutlich ohne es direkt anzustreben, war Gregórios Palamás in den größten Intelligenzstreit seiner Zeit geraten, der das byzantinische Reich zerriss, und sich sogar noch darüber hinaus auswirkte. Einmal in jene Kämpfe verwickelt, entwickelte er sich zum herausragenden und ersten Vertreter der Lehre, die es damals als endgültig zu formulieren galt. Es handelt sich um die Lehre der Hesychastaí, all derjenigen also, welche die Hesychía lebten und als wesentlich erkannt hatten. Wie ich in diesen Archivforschungen herausfand, hatte Gregórios Palamás nicht Neues erfunden. Er formulierte, erläuterte, argumentierte und verteidigte das, was er lediglich ererbt hatte. Ererbt von den Jahrhunderten von Erfahrung und Praxis seiner früheren Kollegen, die seit den Tagen der koptischen Anachóresis nicht aufgehört hatten, der Realität der hesychastischen Erfahrung nachzueifern.

Wie ich nun lernte, war jene Anachóresis im koptischen Ägypten so etwas wie ein Aussteigertum gewesen. Allerdings das edelste Aussteigertum aller Geschichte und eines, das eben nicht in Wohlstand oder Genusssucht bestand. Es begann in der Zeit, als die scheinbar allmächtige und scheinbar allwissende hellenische Intelligenzija, welche die Weltstadt Alexandria zu ihrer eigenen Selbstbestätigung und Selbstverherrlichung verwaltete, als

jene Intelligenzija die wirkliche Intelligenz dieser Epoche nicht mehr von sich zu überzeugen vermochte. Irgendwie war damals sichtbar geworden, beziehungsweise hatten es die weitblickendsten Persönlichkeiten jener Zeit klar erkannt, dass das allgemein verbreitete Konzept von Kultur und Identität, das nach den großen, blutigen Persekutionen nun einer wankelmütigen Messiastoleranz gewichen war, dass dieser lauwarme und selbstgerechte Generalkonsensus in keiner Weise der existentiellen Realität entsprach. Das wurde von den machthabenden Autoritäten natürlich nicht akzeptiert. Das griechische Alexandria, noch nicht oder auch schon getauft, Metrópolis und Weltmacht, konnte so viel authentisches Leben, wie es diese Anachoretaí in den ägyptischen Wüsten vorlebten, nicht in seine kulturelle Mitte aufnehmen.

Der wahren, existenziellen Intelligenz der Zeit blieb nichts Anderes übrig, als in die Randzonen jener Welt zu gehen, dorthin, wo der Arm der allmächtigen Intelligenzija nicht hinreichte und wo ihre Dominanz schwächer wurde. Der Begriff Anachóresis lässt sich am besten übersetzen mit Hinaufreisen in die Provinz. Das bezog sich auf die Reise den Nil aufwärts, eben in das Land Ägypten an sich, das sich für die hellenische Elite als das langweilige Provinzgebiet der originalen Ägypter und Kopten präsentierte. Und selbst dort siedelten sich jene Anachoretaí nicht einfach in den grünen Provinzgegenden des fruchtbaren Niltales an, sondern sie gingen an den Wüstenrand oder direkt in die unwirtliche Wüste. Die Differenz der Lebenskonzepte war zu groß, um mit einem geringeren Abstand auszukommen. Dies alles hatte sich gut tausend Jahre vor Gregórios Palamás ereignet. Seither war viel Erfahrung gesammelt worden, in den Fragen jenes alternativen Lebens. Insbesondere hatten jene Anachoretaí ein großes Wissen akkumuliert über die Erfolge, welche ein solches Leben tatsächlich erbringen konnte. Inzwischen hatten auch unendlich viele Griechen, nicht nur Kopten, den Weg der Anachóresis gewählt und gelebt. Trotzdem waren diese

objektiven Erfahrungen nicht unbedingt anerkannt, gerade auch nicht in der offiziellen Lehre. Die offizielle Theologie, die Orthodoxía, hatte sich hierüber nicht endgültig geäußert, bis in die Zeit von Gregórios Palamás.

Damals brach in Byzanz dieser Kampf aus. Es ging um die Anerkennung des innersten Wissens und Könnens und um die Akzeptanz der wichtigsten Erfahrungen und Lehren, die jene Anachoretaí über die Zeit von mehr als tausend Jahren vorgefunden und entwickelt hatten. Gregórios wurde der Hauptvertreter der Verteidigung. Was er vertrat, war das Erbe der Hesychastaí, all jener, welche die Hesychía lebten. Die Auseinandersetzung wurde Teil eines Bürgerkrieges, der das ganze Byzántion erschütterte, Stadt und Staat. Die wesentliche Frage bestand darin, ob die Erfahrungen, welche die Hesychastaí von sich und ihrem Weg berichteten, authentisch waren oder falsch. Orthodoxía oder Haíresis; Wahrheit oder willkürliche Auswahl aus dem Verkehrten. Die Auseinandersetzungen dauerten lange. Besonderer Widerstand gegen die Hesychastaí kam von lateinisch orientierten Gelehrten. Ihnen erschienen die Berichte und Behauptungen über den Wert der Hesychía blasfemisch oder überhaupt krankhaft. Die Hesychastaí würden doch tatsächlich glauben, die Seele bestehe im Bauchnabel; das war eine der Karikaturen, die von den Gegnern in die Diskussion geworfen wurden. Worum ging es aber wirklich? Was wurde an der Hesychía als so gefährlich und verabscheuenswürdig bekämpft?

Sofern man das überhaupt kurz zusammenfassen kann, habe ich Folgendes in den Archiven finden können. Die Übung der Hesychía, so wie ich sie bei Géron Serafím gehört und erlernt hatte, führt letztlich zu einer Erfahrung dessen, was Göttliche Energien genannt wird. Der Streitpunkt und der Skandal für die Gegenseite lag darin, dass die Hesychastaí daran festhalten, dass diese Energien, die sie klar erfahren, nicht alleine eine Gnade Gottes sind, sondern dass diese Energien ungeschaffene Energien

sind. Das heißt, dass das, was sie erleben, direkt Gott selbst ist, nicht eine Wirkung von ihm. Wer die Hesychía erreicht, dem zeigt sich nicht irgendetwas, das Gott geschaffen hat, sondern dem zeigt sich Gott selbst. Die Lehre besagt, dass jene Erlebnisse der wahren Hesychía nicht metaforisch verstanden werden und auch kein Symbol sind, sondern dass sie real sind. Real in dem Sinn, dass der lebende Mensch eine wirkliche und direkte Erfahrung dieser Energien Gottes machen kann. Darin erreiche der Mensch etwas, das jenseits der Schöpfung besteht. Daher seien auch diese Erfahrungen Grundlage und prinzipieller Beweis, dass der Mensch in das Leben Gottes aufgenommen werden könne. Der Begriff dafür lautet Théosis. Letztlich heißt das, der Mensch kann Gott werden; das freilich nur durch die Gnade Gottes, der als der Messias bereits Mensch geworden ist. Diese Teilnahme am Leben Gottes ereignet sich der Gnade nach, nicht dem Sein nach. Das heißt, obwohl die Théosis, die Vergöttlichung, real ist, kommt es in keiner Weise zu einer Vermehrung der göttlichen Personen. Die Hagía Triás bleibt das eine Sein Gottes und sie bleibt drei Personen.

Diese Lehre war lange umstritten. Schließlich kam die endgültige Entscheidung, und die Lehre der Hesychastaí, so wie sie Gregórios Palamás herausgearbeitet hatte, wurde als rechtmäßig erklärt. Auch danach war es noch ein langer Weg, bis diese Lehre allerorten anerkannt war. Besonders die lateinischsprachigen Regionen hatten ihre Probleme damit. Das war es eben, was dort noch hinzugelernt werden musste. Letztlich führten diese Auseinandersetzungen aber zu der Betonung, ja man kann sagen der Bevorzugung der griechischen Tradition, besonders was die Lehre selbst betrifft. Daher kommt der Name der Metropolitankirche auf der Akrópolis, Hágios Gregórios Palamás, und überhaupt die Tatsache, dass in der Sebastúpolis die Helleniké die tragende Sprache ist. Und deswegen kommt der Pápas regelmäßig hierher und feiert hier die Feste in griechischer Sprache. Das erste Rom erfüllt nach wie vor sein hohes Amt. Das

tut es seit der Einsicht in die umfassende und rechte Lehre gerne bilingual und also auch in griechischer Sprache und Tradition.

Babálus Bewerbungsprozess um eine Ausbildungsstelle beschäftigte natürlich auch mich. Ich konnte zwar nicht viel tun, aber das endgültige Ergebnis würde eben für uns beide sehr entscheidend werden. Wo würde sie hingehen? Nachdem sie ihre Bewerbungsmappen versendet hatte, geschah lange nichts. Außer den Empfangsbestätigungen der jeweiligen Institutionen kam monatelang nichts. Babálu wurde nervös. Sie begann zu überlegen, ob sie überhaupt eine Antwort bekommen würde und ob es überhaupt sinnvoll gewesen war, sich zu bewerben. Ich versuchte sie zu beruhigen, dass es natürlich sinnvoll gewesen war. Denn eine solche Ausbildung würde ihr ganz neue Möglichkeiten in der Umsetzung ihrer Entwürfe geben. Aber das Warten war zermürbend.

Die erste Meldung, die eintraf, kam aus Paulisto. Sie lehnten eine Aufnahme Babálus in die dortige Goldschmiedeschule ab. Keine weiteren Fragen ihrerseits. Die Begründung war, sie hätten zu viele Bewerber, alle von herausragendem Niveau, man danke Babálu für ihr Interesse und wünsche ihr, Babálu, dass die Erfahrung des Bewerbungsprozesses ihre Bewerbung noch aussagekräftiger machen würde. Das klang etwas hohl. Denn von gewonnener Erfahrung im Bewerbungsprozess in Paulisto konnte nicht die Rede sein. Die Verantwortlichen dort hatten keinerlei Aktivität gezeigt, aus der man irgendetwas lernen hätte können. Dafür war das Antwortscheiben auf teurem, schwerem Papier gedruckt, mit vielfarbigem Kopf und einem in das Papier eingepressten Siegel. Form statt Inhalt eben. Ich tröstete Babálu damit, dass diese Selbstvorstellung der Schule in Paulisto ja wohl wenig überzeugend sei und der Kurs dort vermutlich ähnlich abgelaufen wäre. Als Brasilianer ärgerte es mich schon etwas, dass die Antwort so kulissenförmig dahergekommen war. Das entsprach jedenfalls nicht den Kriterien, an die wir im Adelspraktikum herangeführt worden waren. Das Gute dieses

ablehnenden Ergebnisses war es, dass weiter die Chance bestand, dass Babálu nach Sebastópol kommen könnte.

Der Frühling war schon eindeutig nach Sebastópol gekommen, als innerhalb einer Woche von beiden anderen Schulen endlich Informationen eintrafen. Beide zeigten Interesse. Man habe die Schriftstücke und das Bildmaterial aufmerksam studiert, mehrfach und durch verschiedene Personen, und sei an weiteren Informationen interessiert. Beide Schulen wollten ein persönliches Interview, das aber über eine Bildmaschine gemacht werden würde. Offensichtlich wollten sie sehen und hören, wer sich da bewarb. Vermutlich würden sie mit den Kandidaten, deklariert oder versteckt, ihre Tests machen wollen. Von Syrákusai aus gaben sie an, etwa fünfundvierzig Minuten für das Interview zu planen. Das Chrysochoeĩon in Sebastópol beraumte eine Stunde dafür an. Sie würden konkrete Terminvorschläge demnächst senden.

Babálu war wieder enorm aufgeregt. Jetzt würde es sich wohl entscheiden, ob und wo sie einen Platz bekommen würde. Sie versuchte sich vorzustellen, was sie wissen wollten, was sie fragen würden. Diese Spekulationen waren nun unser Thema an den Hörmaschinen. Schließlich kamen die konkreten Termine. Die Sebastúpolis war zuerst geplant. Einige Tage danach sollte das Gespräch mit Syrákusai stattfinden.

Was dann in den Interviews genau die Inhalte waren, weiß ich im Detail nicht. Babálu erzählte jedenfalls, dass es hauptsächlich mehr oder weniger informelle Gespräche mit einigen Leuten waren, Vertreter des jeweiligen Lehrkörpers, offenbar aus verschiedenen Fächern. Im Interview des Chrysochoeĩon waren nur einige Eröffnungssätze in Neometaindoeuropäisch gesprochen worden, der Rest in, wie Babálu sagte, sehr anspruchsvoller Helleniké. In Syrákusai hatten sie weithin im *Mund* gesprochen. Die Inhalte waren natürlich fachspezifisch, über die bereits gesammelten, praktischen Erfahrungen in Metallverarbeitung, das theoretische Wissen zu

den Werkstoffen und den Verarbeitungsmethoden, die Erwartungen über den durch das Studium möglichen Lernzuwachs. Babálu war glücklicherweise keineswegs eine Anfängerin. Wobei man sagen muss, dass in beide dieser Schulen wohl kaum jemand ohne Vorerfahrung aufgenommen wird. Sie war dann auch über ihre vorgelegten Schmuckstücke befragt worden. Man wollte im Detail wissen, was ihr Anteil an diesen Produktionen gewesen war. Konkretes Ergebnis gab es am Ende beider Interviews keines. Sie müsse auf die Entscheidung warten.

Nach weiterem Warten kam Ende Mai die Zusage eines Studienplatzes aus Syrákusai. Babálu war begeistert. Sie hatte es geschafft einen Platz zu bekommen. Im zweiten Moment ließ die Begeisterung dann wieder nach, denn der Weg von Syrákusai nach Sebastópol war zwar kürzer als der von Malandéde. Aber wir wären weiterhin getrennt. Etwa zwei Wochen später, ich erinnere mich noch an das genaue Datum, es war der 5. Juni, ein Dienstag, kam die Entscheidung des Chrysochoeĩon. Der Brief formulierte es in etwa folgendermaßen: Bei einer hochbegabten, anspruchsvollen Konkurrenz, die sowohl in den Bewerbungen als auch in den Interviews exzellente Leistungen gezeigt hatte, sei die Aufnahmejury nach langen Überlegungen und harten Diskussionen zu ihrer Entscheidung gekommen. Benedicta Anastasia Bereníke Antonia Leopoldina Ulissa Kazundé-Membúto hat mit den von ihr eingereichten Unterlagen, mit ihren Werkstücken und ihrer Präsentation in einem Interview die notwendigen Voraussetzungen für ein Studium am Chrysochoeĩon, der führenden Goldschmiedeakademie der Autokratoría, nachgewiesen und kann mit September dieses Jahres den Kurs in der Sebastúpolis beginnen.

Das war die Bombe. Syrákusai war hinfällig geworden. Babálu informierte mich innerhalb von Minuten, nachdem sie den Brief aus Sebastópol erhalten hatte. Sie war so aufgeregt, dass sie mir gar nicht die Details erzählen konnte. Die erfuhr ich erst später. Sie sagte nur, – Ich komme nach Sebastópol! Ich verstand

zuerst gar nicht, dass sie die Zusage bereits hatte. Erst wie sie anfügte, dass das Chrysochoeĩon sie akzeptiert hatte, war mir klar, was sie meinte. Dann war dieses Gespräch auch schon beendet, denn sie musste die Nachricht erst einmal zuhause mitteilen.

In den nächsten Tagen konkretisierten sich dann die Pläne über das weitere Vorgehen. Sie hatte auch nach Umbanto telefoniert. Leila und Jaime hatten freudig gratuliert. Babálu bat nun Leila, bei den Lumbawési–Matáwos in Umbanto nochmals anzufragen, ob sie wirklich die Verbindung nach Sebastópol herstellen könnten. Babálu wollte während ihres Studiums nicht im Hotel wohnen. Anschluss an eine Sebastopolitaner Familie wie die der Lumbawési–Matáwos wäre nicht nur ein Zuhause in der riesigen Metrópolis, sondern das würde sicherlich auch wertvolle und interessante Kontakte in der neuen Umgebung ermöglichen. Leila versprach, sich für Babálu einzusetzen.

Ein Termin in den weiteren Abläufen war klar. Mit September begann das Studium am Chrysochoeĩon. Bis dann musste Babálus Aufenthalt in Sebastópol geregelt sein. Es verblieben noch knapp drei Monate bis dahin. Sie begann sofort mit den Vorbereitungen. Es ging ihr dabei ähnlich wie mir, als ich mich für den Forschungsaufenthalt in Flúmina vorbereiten musste. Viel Bürokratie, eine Menge Logistik, was die Auswahl der lebenswichtigen Dinge betraf, die mitzunehmen waren, und die mentale Ausrichtung auf die große Veränderung. Vater Zolile war mächtig stolz auf seine Tochter. Sie würde in die Große Stadt gehen, das Zentrum der Autokratoría, und zwar an die beste aller Goldschmiedeschulen. Es war auch allseits klar, dass sie dort nicht wegen ihres Namens hineingekommen war. Die Institute der Sebastopolitaner Akadémeia sind in der Auswahl der Kandidaten wie überhaupt in ihrer Arbeit als unbestechlich bekannt. Zolile hatte den Erfolg der Tochter sofort überall herumerzählt, in der Familie, in der Mine und bei allen Kunden. Ein wenig bedauerte er aber auch den Ausfall ihrer Hilfe in der Arbeit. Sie würde nicht mehr mit ihm reisen. Die Auswahl der Steine musste nun anderes

organisiert werden, und bis auf weiteres musste die Werkstatt in Malandéde auf die bereits gezeichneten Entwürfe zurückgreifen. Davon hinterließ Babálu allerdings eine Menge.

Auf die Intervention Leilas hin durfte Babálu Kontakt mit dem Sebastopolitaner Zweig der Familie Lumbawési–Matáwo aufnehmen. Sie sollte sich bei der Herrin des Hauses in Sebastópol, Condessa Ifigéneia, melden und ihr ihre Situation darlegen. Das tat dann Babálu auch, mit einem schönen, handgeschriebenen Brief, der zum Teil im *Mund* und zum Teil in Griechisch verfasst war. Bald darauf hatte sie noch ein weiteres Interview über eine Bildmaschine. Condessa Ifigéneia wollte sehen und hören, wer ihr denn da von Marquesa Leila de Albuquerque und Sebastogénnetos Jaime aus dem tiefsten und heimatlichen Afrika empfohlen worden war. Diese technische Erstbegegnung muss gut verlaufen sein. Die Condessa sagte Babálu dabei sofort Aufenthalts- und Wohnrecht direkt im Familienpalazzo zu. Dieser große Palast liegt in Pix, hinter der Akrópolis und südlich der Hodós Eleutherías Alethinês. Das war nun wirklich eine ausgezeichnete Adresse. Babálu durfte ab sofort jederzeit anreisen. Damit musste sie sich keine Sorgen mehr bezüglich des Aufenthaltes machen. Die Lage war äußerst zentral. Der Weg in das Chrysochoeĩon war per Röhrenverbindung in etwa einer halben Stunde machbar. Und der Palast lag dazu auch noch relativ nahe zum Metrografeĩon. Mit einem Wort, es war ein Glücksfall für uns beide.

Nachdem Babálu in Malandéde alles geregelt hatte, die Bürokratie erledigt und das Gepäck soweit vorbereitet war, hatte sie sich für Anfang August in Sebastópol bei der Familie Lumbawési angesagt. Sie wollte einen Monat Eingewöhnungszeit vor Ort haben, bevor das Studium mit seiner vollen Beanspruchung beginnen würde. Außerdem wollten wir feiern, was wir nach Jahren erreicht hatten: ein Leben ohne unüberwindliche Distanzen. Anfang August, ich erinnere mich genau an diesen Tag, es war drei Tage vor dem Metamórfosiszug,

kam sie in Sebastópol an. Ich war auf den Flughafen gekommen. Das Flugzeug war verspätet. Ich hatte mir schon Sorgen gemacht, dass es irgendein Problem gäbe. Aber dann kam sie doch. Es war ihre erste Reise nach Sebastópol, sie kannte nichts von der Stadt. Beim Ausstieg mussten wir etwas warten, sie hatte großes Gepäck, drei schwere Koffer. Die konnte sie natürlich nicht tragen. Wir brauchten ein größeres Taxi. Damit fuhren wird über den Leofóros Daidálu, der vom Flughafen ins Zentrum führt. Es war ein sehr glückliches Wiedersehen.

Mehr als fünf Jahre war es nun her, seitdem wir uns in Flúmina kennengelernt hatten. Damals war ich sechzehn Jahre gewesen. Nun würden wir endlich Zeit für einander haben, Zeit, die nicht immer begrenzt sein würde durch das baldige Ende dieses oder jenes Besuchs. Es war ein unvorstellbares Gefühl, nun ohne einen solchen baldigen Abreisetag zu leben. Wir fuhren mit dem Taxi dann auch den Chrysómallos entlang. Da gibt es sehr schöne Ausblicke, die Babálu einen ersten Eindruck von der Stadt geben konnten. Ich sagte dem Fahrer, er solle den Weg über den Akmepylón nehmen. Von dort sah Babálu das erste Mal das großartige Panorama der Sebastúpolis. Dort sieht man den Chrysómallos in beide Richtungen, hinauf zum Inneren Hafen und hinunter zum Meer, auch Pálatin und Akrópolis sind frei einsichtig, und natürlich der Fáros, sowie andere markante Gebäude. Ein Stück fuhren wir auch das Heptastádion entlang. Dann bogen wir nach Süden ab, um den Démos Lumbawési zu erreichen. Wie gesagt, Palazzo und Démos Lumbawési liegen südlich der Hodós Eleutherías Alethinês.

Wir meldeten uns am Torposten des Parks. Nachdem Babálu bereits angekündigt worden war, wurde der Wagen sofort eingelassen. Wir fuhren die Vorfahrt entlang bis zum offensichtlichen Haupteingang des Palazzo. Ich half Babálu noch mit dem Ausladen der Gepäckstücke, dann kamen schon zwei Bedienstete des Hauses und nahmen mir das ab. Wir hatten ausgemacht, dass ich Babálu bis hierher begleiten würde. Dann

würde sie sich alleine präsentieren. Schließlich war nur sie hier eingeladen. Ich war lediglich ein Bekannter. Daher verabschiedeten wir uns nun. Sie würde sich bei mir melden, sobald sie Näheres über die nächsten Schritte wüsste. Dann fuhr ich mit dem Taxi aus dem Gelände hinaus und zum nächsten Röhrenanschluss.

Es war August, das Wetter sommerlich und stabil. An der Akadémeia herrschte Sommerpause. Im Metrografeĩon musste ich zwar von Zeit zu Zeit meine Arbeit machen, im Übrigen war ich aber frei. Wir hatten geplant, zunächst einmal gemeinsam die Sebastúpolis und ihre wichtigsten Sehenswürdigkeiten zu besichtigen. Das war für den nächsten Tag vorgesehen. Am Ankunftstag würde Babálu wahrscheinlich bei den Lumbawési–Matáwos beschäftigt sein. Vielleicht wäre am Abend noch Zeit für ein Treffen. Am demnächst stattfindenden Metamórfosiszug wollten wir teilnehmen. Das war stets ein außergewöhnliches Ereignis und eine gute Chance, Sebastópol und das Leben seiner Bewohner näher kennenzulernen.

Am Nachmittag rief mich Babálu an. Sie war für das Erste einquartiert. Wir würden uns abends treffen können. Ich holte sie dann am Torposten des Palazzos ab. Wir gingen die Hodós Eleutherías Alethinês ein Stück entlang, bis wir zu einer Röhrenverbindung kamen. Mit der Metro fuhren wir an die Agorá und gingen ein wenig herum, bis wir ein Kafeneĩon fanden, das uns zusagte. Auf dem Weg fragte mich Babálus das und jenes, was sie gerade entdeckte und noch nicht kannte. Ich erklärte das Röhrenverbindungssystem, die Gebäude, an denen wir vorbeikamen und die berühmten Lokale, die wir in der Agorá sahen. Babálu war begeistert. Von vielem hatte sie schon irgendetwas gehört. Nun sah sie es mit eigenen Augen. Es würde noch lange dauern, bis sie das Wichtigste gesehen haben würde. Alles kann man in Sebastópol nie gesehen haben. Man stirbt einfach früher.

Die Condessa Ifigéneia de Lumbawési–Matáwo hatte Babálu also empfangen. Babálu hatte ihr Zimmer bekommen, das auch über einen Balkon mit schöner Gartensicht verfügte. Dann hatte es ein Mittagessen gegeben. Condessa und Conde waren anwesend gewesen, dann noch andere Gäste, die anlässlich ihres sommerlichen Besuches auch im Palazzo logierten. Die Töchter, es gab zwei, und die drei Söhne, sie waren alle nicht anwesend gewesen. Dies zum Teil wegen der Sommerreisezeit und zum anderen, weil sie schon verheiratet und ausgezogen waren. Nach Babálus Urteil war die Küche, jedenfalls für dieses Begrüßungsessen, authentisch zentralafrikanisch gewesen. Es müsste wohl einen Koch aus dem Kongo geben, meinte sie. Sie hatte es allerdings noch nicht gewagt, danach zu fragen. Gesprächsthema bei Tisch waren natürlich die Mine in Malandéde gewesen und der Diamantenschmuck aus dem Hause Kazundé-Membúto, von dessen Fama auch die Condes schon gehört hatten. Sie gratulierten Babálu zu ihrem Studienplatz im Chrysochoeĩon. Auch Nichtfachleuten war dieser Name geläufig. Es war eine der – im wahrsten Sinn des Wortes – Talentschmieden der Autokratoría.

Dann wollten die Condes auch noch Näheres erfahren über das Adelspraktikum in Flúmina. Ob es wirklich so großartig gewesen sei, wie man allgemein berichtete. Wie Babálu bei dieser Gelegenheit erfuhr, kannten die Condes de Lumbawési Leila schon lange persönlich, sozusagen innerfamiliär. Die Gerüchte und Kommentare, die offensichtlich auch in Sebastópol über die beiden von Leila veranstalteten Biénnia kursierten, dürften sie dann allerdings doch überrascht haben. Und zwar sehr positiv. Nun überlegten sie, ob sie ihre jüngste Tochter, für die das Adelspraktikum noch anstand, auch nach Flúmina schicken sollten. Babálu hatte diese Idee selbstverständlich sofort bestärkt und das dortige Biénnium wärmstens empfohlen. Obwohl, das war der Nachteil, das nächste Biénnium würde zwar von Leilas Vorarbeit sicher profitieren, würde aber nicht von ihr persönlich

geleitet werden. Nach dem Essen waren sie noch gemeinsam auf die Vorterrasse des Palazzo getreten, von wo sich ein sehr schöner Blick auf den Garten bot. Für einen Besuch des Gartens hatte dann die Zeit gefehlt. Aber das würde sicher noch kommen. Wir planten dann noch rasch unseren nächsten Tag, der einer Stadtrundfahrt gewidmet sein sollte. Danach brachte ich Babálu in ihr neues und für uns beide so glückvolles Zuhause. Als wir uns beim Torposten verabschiedeten, war es diesmal wirklich nur für die unbedeutend kleine Zeit einer Nacht. Von nun an würde uns einfach nichts mehr trennen.

Nächsten Morgen holte ich sie wieder ab. Ich hatte mir überlegt, welche wohl die beste Präsentation Sebastópols wäre. Ich beschloss, es wie damals in Paulisto zu machen, als wir dort als Schüler die Stadt zuallererst per Flugtaxi kennengelernt hatten. Ein ähnliches System existiert in Sebastópol. Wir gingen also zu einem der Bürotürme in der Nähe des Lumbawési-Palazzos und fuhren auf die Dachplattform hinauf. Dort warteten schon zwei Helikopter, die Linien in Richtung Agorá bedienten. Nach einigen Minuten war unser Hubschrauber voll besetzt und wir starteten.

Zunächst flogen wir nach Norden in Richtung Zentrum, vorbei an der Akrópolis. Das Wetter war klar und sonnig, mit guter Fernsicht. Wir konnten all die Gebäude und Anlagen auf der Akrópolis bestens sehen. Man kommt zwar nicht ganz direkt heran, denn der Überflug dieses Berges wie auch des Pálatin ist gesperrt. Dies geschieht primär natürlich aus Sicherheitsgründen. Aber wohl auch wegen der zu berücksichtigenden Pietät und zur Respektierung der Ehre dieser Orte. Als wir uns der Akrópolis näherten, sah man trotz der Distanz ganz deutlich die bunten und goldenen Zwiebeltürme des russischen Kosters, von dem ich Babálu ja schon viel erzählt hatte.

Etwas weiter kam dann der große Komplex des Juan de la Cruz Klosters in Sicht. Die Fassade der Kirche, gebaut aus gelbbraunem Stein, war in ihrer Gliederung und Reliefierung schön zu erkennen. Oben, über dem abschließenden Giebel, steht

ein hohes, gemauertes Kreuz mit dem getöteten Messiaskönig. Man sieht das von weitem, aus der Stadt selbst und auch vom Meer. Beim Vorbeifliegen erschien es uns nun plötzlich, als sähen auch wir, was Juan de la Cruz selbst gesehen hatte. Eine Vision des Gekreuzigten. Gesehen nicht wie üblich von unten, sondern von oben, aus dem Himmel. Hier vom Hubschrauber aus wirkte jene Handzeichnung seiner Vision, die er selbst aufnotiert hatte, nicht extravagant, sondern wie eine Architekturskizze. Die Skizze erschien uns fast wie der Bauplan für dieses Gebäude, entworfen für eine Zeit lange nach der seinigen. Für eine Zeit, in der Fliegen normal geworden war. Und für eine Zeit, in der die Fähigkeit zur Vision bereits eine Notwendigkeit für das alltägliche Überleben war.

Im Morgenlicht oben auf dem Gipfel der Akrópolis lag Hágios Gregórios Palamás mit seiner goldenen Kuppel und dem großen Campanile. Wegen des relativ tiefen Fluges bewegten wir uns fast auf gleicher Höhe und sahen die Anlage in seitlicher Schrägansicht. Dann kam die via sacra in den Blick, wie sie sich auf der Vorderseite den Hang der Akrópolis hinaufwindet. Das armenische und das äthiopische Kloster an der via sacra waren zu sehen. An den Rückseiten der Kirchen und der anschließenden Gebäude sah man die schönen Gärten, bei den Armeniern auch ihre große Bibliothek. Am unteren Ende der via sacra kam nun der Propylón mit dem großen davorliegenden Platz ins Blickfeld. Ich hatte Babálu ja schon früher von den beiden mächtigen Sfingen und den Inschriften auf ihren Sockeln erzählt, die Sebastós III. Eusébios Naofýlax dort errichtet hatte. Nun machte ich sie darauf aufmerksam, dass wir übermorgen hier am Metamórfosiszug teilnehmen würden. Hier würde der Zug vorbeikommen, Station machen und dann die via sacra hinaufziehen. Der Propylón bezeichnet genau die Grenze zwischen der Sebastúpolis als der Zone des Sebastós, und dem Gebiet des heiligen Berges, der Akrópolis.

Dann flogen wir in die Agorá ein, in dieses einzige Gewirr von Hochhäusern und Straßenschluchten. Von oben sahen wir, wie der morgendliche Verkehr tief unten in den Straßen staute. Dieses Chaos umgingen wir gemeinsam mit den im Helikopter Mitreisenden soeben erfolgreich. Bald waren wir beim Fáros angelangt. Seine Landeplattform ist nur eine unter vielen in der Agorá. Aber sie ist die höchste. Dort stiegen wir aus und machten Pause, um das Panorama zu genießen. Von hier oben sah man die ganze Stadt. Unter uns lag die Agorá. Vom Fuß des Fáros sah man das Heptastádion abgehen. Von dort läuft es schnurgerade quer durch die Agorá zwischen Akrópolis und Pálatin hindurch Richtung Meer. Linker Hand, hinter den Zonen der Agorá, lag die Akrópolis, rechts der Pálatin. Noch weiter entfernt, hinter der Akrópolis, im Démos Lumbawési, musste irgendwo der Palazzo der Lumbawési–Matáwo liegen. Man konnte den Palazzo aber nicht sehen, da es viele Hochhäuser davor gab.

Rechts des Heptastádions dehnte sich Pix noch ein gutes Stück weiter aus, bis hin zum Ufer des Chrysómallos. Dort sah man die hohe Brücke. Die einzige, die über den Fluss führt. Das Élektron an den Spitzen des Akmepylóns strahlte im morgendlichen Licht. Man konnte gar nicht genau hinsehen, ob das aufgelegte Metall weiß oder golden funkelte, die Reflexe waren einfach zu stark. Hinter dem Pálatin war das offene Meer zu sehen, dem der Chrysómallos gemächlich zufloss. Auf der anderen Seite des Chrysómallos dehnte sich Lox nahezu endlos aus. Ich zeigte Babálu den Viminál. An seinem Fuß war das Ásty epistémes mit der Akadémeia zu sehen. Weiter im Nordosten musste irgendwo die Schule der Väter vom Berge liegen. Den Ort genau zu finden war unmöglich. Die Schule liegt zu weit draußen und in einer Zone, wo es allmählich grün wird. Ebenso ziemlich fern, in leichtem Dunst schon etwas unscharf, lag der weite Démos von Rhakótis. Man sah Industriekomplexe, Kräne, Schlote. Wegen der Entfernung war das alles sehr klein. Aber

selbst aus der Distanz von hier oben sah man, dass Rhakótis eine enorme Ausdehnung hat. Es ist die große Werkstatt Sebastópols.

Babálu fragte mich, wo denn nun die Tabérna lag, das altehrwürdige Lokal, wo ich mit dem Wirt gesprochen und dann die schöne Musikaufführung miterlebt hatte. Ich zeigte ihr im Osten, am Horizont, Vinhas mit der Hügelkette der Weinberge. Dort ungefähr musste die Tabérna liegen, auch die Kóme mit den verschiedenen anderen Lokalen. Ich sagte, wir würden sicher bald einmal dorthin gehen und einen guten Wein probieren. Für uns würde das ja nun ein ideales Ausflugsziel sein. Dann wollte sie von mir noch erklärt haben, wie das bei der Flottenparade abgelaufen war. Wo die U-Boote aus dem Chrysómallos aufgetaucht waren, wo die Schiffe aus dem Inneren Hafen ausgefahren waren. Und natürlich, von wo aus ich den Sebastós das erste Mal gesehen hatte.

Ob sie den Sebastós auch sehen könnte und wann das wohl möglich wäre. Ich sagte, prinzipiell werde er zur Teilnahme am Metamórfosiszug erwartet. Wenn nicht irgendeine besondere Schwierigkeit auftauchte, dann wäre er dort anwesend und würde sich der Öffentlichkeit zeigen. Wir müssten früh aufstehen. Wenn wir einen guten Platz bekämen, irgendwo auf dem Weg des Zuges, am Áfixis-Platz vor der Teilverbotenen Stadt, in der Agorá oder vielleicht am Propylón, dann könnten wir auf seinen Vorbeizug warten. So komfortabel wie bei der Flottenparade würde es leider nicht werden. Dort hatte ich das Festzelt der Sebastogénnetoi, die Sebastoí selbst und die Familie mit dem Feldstecher stundenlang beobachten können. Aber immerhin, der Sebastós würde vorbeikommen. Babálu war trotzdem begeistert. Sie wollte ihre Chance unbedingt nutzen. Es macht einen großen Unterschied, ob man nur die Sebastúpolis gesehen hat, oder ob man auch ihren Herren kennengelernt hat. Übermorgen würden wir also sehr früh aufstehen und uns einfinden.

Nachdem wir uns so einigermaßen orientiert hatten und Babálu die wichtigsten Punkte der Stadt optisch in sich

aufgenommen hatte, nahmen wir das nächste Taxi. Nun ging es zuerst das Heptastádion entlang. Quer durch die Agorá fliegend, sahen wir das sehr geschäftige Finanz- und Handelszentrum der Stadt. Es folgte ein extravagantes Hochhaus nach dem anderen, Fassaden mit abstrakten Mosaiken aus gefärbten Fenstern, mit Dachgärten, Hubschrauberlandeplätzen und Piscinas mit Palmeneinfassungen. Nun, in entsprechendem Flugabstand, konnte man auch die soeben auf der Oberfläche des Fáros laufenden Nachrichten lesen. Nächste Landestation war der Turm des Sideroempórions, der Eisen- und Stahlbörse der Sebastúpolis und der gesamten Autokratoría. Es steht direkt am Heptastádion. Von dort sah man den Pálatin mit den sich auf ihm erstreckenden Palastanlagen schon in relativer Nähe. Ich zeigte Babálu auch, wo das Metrografeĩon in etwa lag, inmitten der ausgedehnten Gebäude, welche die Verwaltung der Autokratoría beheimaten.

Mit dem nächsten Flug kamen wir den Ministerien schon etwas näher, sodass Babálu einen genaueren Eindruck bekommen konnte, wo ich arbeitete. Dabei sah man die Parkanlagen um die Paläste des Sebastós, auch die japanischen Pavillons waren zu sehen und die Umfassungsmauern, welche den Schutz der Teilverbotenen Stadt sicherstellen. Babálu war sehr beeindruckt von der Ausdehnung und der Eleganz des Palastes der Sebastoí. Das überstieg natürlich alles, was wir in Flúmina gesehen hatten, bei weitem. Selbst Palast und Insel des Vizekönigs in Flúmina erschienen ihr nun klein im Vergleich zum Pálatin. Sie wollte unbedingt einmal einen der Öffnungstage nutzen, um die dann zugänglichen Teile der Palastgärten kennenzulernen. Ich versprach, dass wir das tun würden.

Dann flogen wir um den Pálatin herum an seine Meerseite und landeten dort. Von der Plattform fuhren wir mit dem Lift hinunter auf Bodenniveau und begannen einen Spaziergang den Drómos Thalásses entlang. Das ist die elegante Meeresuferpromenade, die sich am Fuß des Pálatin erstreckt. Noch etwas weiter südlich beginnen die Strände, die von den

Sebastopolíten im Sommer stets gerne frequentiert werden. Vom Drómos Thalásses hat man großartige Ausblicke sowohl auf das Meer wie auch auf den von Palastanlagen und Gärten überzogenen Pálatin. Hier, unterhalb der Bauten des Pálatin, gibt es diese entspannte, aber elegante Strecke des Drómos, der besonders abends gegen Sonnenuntergang eine beliebte Ausgehmeile der Sebastopolíten ist. Bei entsprechendem Wetter wird dann sichtbar, was dem Fluss, den Namen gegeben hat. Dann breitet sich das goldene Fell, das Widderfell, in der Mündungsbucht des Flusses und über das Meer bis zum westlichen Horizont aus. Das ist ein Ausblick, den nicht jede Hafenstadt zu bieten hat. Hier, sozusagen unter dem Blick des Sebastós, geht man aus, man trifft sich, promeniert ein wenig, konversiert sehr viel und geht dann gut essen. Die Kleidung am Drómos Thalásses ist elegant, oder wenn einfacher, dann jedenfalls Kleidung. Der Badestrand beginnt etwas weiter südlich, dort wo der Pálatin schon ausläuft. Die eigentliche Bademode ist für die Kilometer jenseits des Pálatin reserviert.

Es war inzwischen Mittag geworden. Wir beschlossen hier eines der zahleichen Lokale am Meeresufer aufzusuchen. Es gibt dort schöne, aus Holz konstruierte Terrassen. Die Wellen branden an, man fühlt sich schon wie auf einem großen Segler. Und bei dem sonnigen Augustwetter, das wir hatten, war es selbst in der Sebastúpolis fast wie in Flúmina. Nur ein geeister und aufgehackter Coco fehlt uns. Es war unser erster Tag in Sebastópol. Es ist seltsam, mit wie vielen Details man sich an solche besonderen Ereignisse und Tage erinnert. Ich weiß noch genau, was wir aßen. Als Vorspeise nahmen wir gemischte Meeresfrüchte, Októpous und Jakobsmuscheln. Danach gab es gebratenen Lachs. Dazu einen Weißwein aus Vinhas. Keine große Besonderheit, aber eben der solide Wein, der an den Südwesthängen außerhalb der Sebastúpolis seit Jahrhunderten gezogen wird. Das war der Geschmack des Landes. Ich erinnere mich noch heute, wie Babálu das damals kommentierte, mit

einem, – Das ist also, was man hier trinkt; frisch und unverbogen. Dieser Geschmack gefiel ihr. Er schien ihr zu dem übrigen Eindrücken zu passen, die sie an diesem Tag gesammelt hatte.

Nach dem Essen fragte Babálu, – Und was machen wir noch? Wirst Du mir die Sebastúpolis zeigen? Ich bestätigte, dass ich das natürlich tun würde. Ich hatte auch schon ein Programm für den Nachmittag geplant. Wir würden nun hinübergehen, über den Chrysómallos nach Lox, und dort unsere Besichtigungen fortsetzen. Aber das hatte Babálu nicht gemeint. Sie hatte wieder ihren charakteristischen Blick bekommen. Sie hatte sich zum Meer gewandt und schien irgendetwas in der Ferne zu beobachten. Ich blickte auch in diese Richtung. Aber es war dort nichts zu sehen, außer Wellen, Horizont und Himmel. Wirst Du mir die Sebastúpolis zeigen? Ich meine die ganze, alles, was Du über sie weißt und hier gelernt hast? Ich dachte, das könnte schwierig werden. Alles? Ich studierte hier seit viereinhalb Jahren, arbeitete seit drei Jahren im Metrografeĩon. Wollte sie, dass ich das alles im Einzelnen erklären sollte? Das würde ziemlich lange dauern. Aber auch das war es nicht, was sie meinte. Ich möchte verstehen, wie Du hier der geworden bist, der Du bist –, sagte sie. Das Wesentliche möchte ich wissen. Dass Du es mir zeigst. Möchtest Du das machen? Für mich? Ich nickte langsam. Es war mir immer noch nicht recht klar, was sie meinte. Das verstand ich dann erst mit der Zeit. Sie wollte wirklich das Wesentliche kennenlernen, die Essenz. Das Original. Das, was mich ausmachte. Und das, was Sebastópol mir gegeben hatte, um es zu erreichen. Wir absolvierten dieses Kennenlernen dann langsam und Schritt für Schritt. Genau genommen weiß ich bis heute nicht, ob wir damit schon zu Ende gekommen sind. Ich vermute, eher nicht.

Dieser Tag war jedenfalls der Anfang unseres gemeinsamen Lebens. Wir kannten einander schon lange. Aber nie waren wir länger gemeinsam an einem Ort gewesen. Es war, als ob wir erst jetzt anfingen, einander kennenzulernen. Es gab nicht mehr diese

Limits. Wo, wann, wie, wie lange? Diese Fragen fielen nun plötzlich weg. Unsere Situation war auf einmal unlimitiert. Ein bis zu diesem Tag unvorstellbares Gefühl. Wir mussten nicht mehr dieses oder jenes noch schnell erledigen, denn morgen wäre es zu spät. Wir hatten plötzlich alle Zeit der Welt. Wir und unsere Liebe standen nicht mehr unter dem Zwang von Raum- und Zeitlimitierung. Ich glaube, das können sich Paare, die immer an einem gemeinsamen Ort gelebt haben, gar nicht vorstellen. Das ist ein großer Luxus. Aber vielleicht haben uns diese ersten Jahre in einer schicksalhaften Ferne reif gemacht, den Wert des Anderen wirklich zu erkennen. Wir wussten von Anfang an, was es heißt, den anderen plötzlich nicht mehr zu haben. Umso mehr wussten wir es nun zu schätzen, dass wir einander jederzeit in persona sehen konnten.

Nach dem Mittagessen ging es also weiter. Wir nahmen ein Taxi, das uns über den Chrysómallos nach Lox flog. Zunächst kamen wir nochmals am Pálatin vorbei, dann konnten wir die Flussmündung sehen und den Fluss hinauf zum Akmepylón. Hinter dem loxseitigen Ufer des Chrysómallos und der parallel dazu versenkt verlaufenden Uferautobahn kommt man zunächst zu den ausgedehnten Wohngebieten. Sie sind in die einzelnen Bezirke, die Démoi, gegliedert, deren jeweiliges Zentrum ein Adelspalazzo mit Gartenanlagen bildet. Von oben sah man diese Organisation sehr schön. Die nahezu endlosen Raster an Wohnblöcken oder auch kleineren Häusern waren durch die eingestreuten Grünzonen aufgelockert, in deren Zentrum jeweils ein Palazzo zu sehen war. Ich erklärte Babálu, welchen der Palazzi wir gerade passierten. Wir sahen Démos und Haus der Dermendirián, der Anagáthas, etwas später dann der Galudénski, der Takamátu und der Flaviárii. Direkt vor den Torposten zu den Palästen der Familie Dermendirián und der Familie Takamátu befinden sich größere Plätze, die Raum für den ein- bis zweimal in der Woche stattfindenden Markt bieten. Auch sonst gibt es an diesen Plätzen immer wieder Veranstaltungen, sodass sie

Brennpunkte des kommunalen Lebens des jeweiligen Démos und seiner Bevölkerung bilden, des Démos der Dermendiriánis und des Démos der Takamátuis.

Wir kamen auch am Sitz des Sebastopolitaner Zweiges der Familie de Monçalves vorbei. Sie sind mit den Duques de Monçalves vom Quirichiquí in Flúmina verwandt. Die Anlage hier in Sebastópol ist auch beachtlich, obwohl sie, wie es in der Großen Stadt weithin üblich ist, nicht auf einem Morro, sondern in der Ebene angelegt ist. Wir sahen von oben den ausgedehnten, aufwändig gestalteten Palazzo und den Park mit geschlungenen Wegen und diversen Wasseranlagen. Sie haben dort alle möglichen Biotope aus dem heimatlichen Brasilien angelegt. Leider habe ich nie Gelegenheit gehabt, das mit eigenen Augen zu sehen. Angeblich gibt es sogar einen Sertão dort. Vermutlich besteht der hauptsächlich aus dem stacheligen Xiquexique. Von oben aus sah man tatsächlich eine recht steinige Zone. Das könnte wirklich jenes Sertão-Biotop sein, ein Stück brasilianischer Nordosten also.

Dann näherten wir uns dem Viminál, dem Hügel, den sich die Sitze der Familien Parakatúzenos und Efigmérenos teilen. Die beiden Hauptpaläste stehen auf dem Höhenrücken dieses Berges, die übrigen Anlagen und Gärten verteilen sich auf die Hänge. Die Parakatúzenoi sind eines der führenden Geschlechter in der Autokratoría. Sie haben vielfache verwandtschaftliche Beziehungen mit den Sebastogénnetoi. Entsprechend ausgedehnt und aufwändig ist ihr Palazzo hier auf dem Viminál. Wie man es von den Fotos her kennt, – ich bin auch hier nie persönlich gewesen –, sind die Anlagen in verschiedenen Reminiszenzen an byzantinische Bauten errichtet. Es gibt dort auch architektonische Anklänge an den Blachernenpalast und den Palast der Porfyrogénnetoi aus dem alten Byzántion. Das ist natürlich nur möglich, weil die Parakatúzenoi mit den Sebastogénnetoi seit den Anfängen der Autokratoría eng verwandt sind. Andernfalls wäre ihnen das ja wohl kaum erlaubt worden. Am Fuß des Viminál

beginnt der Démos Parakatúzenoi, in dem sich unter anderem das Ásty epistémes befindet. Alleine die Wissenschaftsstadt mit der Akadémeia ist schon ziemlich ausgedehnt. Aber der Démos Parakatúzenoi ist noch weit größer und überhaupt der zweitgrößte der Sebastúpolis, nach Rhakótis.

Am Eingang zum Ásty verließen wir unser Taxi. Ich wollte Babálu ein wenig von der Akadémeia zeigen. Wir nahmen einen der Busse, welche zwischen den ausgedehnten Institutsbereichen zirkulieren. Nachdem wir durch die Grünzonen und Sportanlagen gekommen waren, stiegen wir beim Historiografischen Institut im Westsektor aus. Dort zeigte ich Babálu die inneren Räume, auch die Aula, in der Kálamos seine großen Vorlesungen hielt. Hier hatte ich zu Beginn meines Studiums seine Ausführungen über Ägypten und Mesopotamía gehört. Er hatte uns zu erklären versucht, was kultische Reinheit ist. Dass sie eines der maßgeblichen Charakteristika Ägyptens ist. Und dass demgegenüber Antikultur und Antireligion erkannt und zurückgewiesen werden müssen. Dies sei gerade auch Aufgabe von uns Studenten der Geschichte. Kultische Reinheit? – , erinnerte sich Babálu, – das hast Du mir doch damals in Flúmina erklärt, mit der Mantilla, die ich mir bei der Hochzeit von Leila und Jaime in der Capela umgelegt hatte. Solche Dinge unterrichtet Kálamos hier? Ich konnte das bestätigen. Aber er sprach natürlich über noch weit mehr. Und was ist mit Mesopotamía, was sagt Kálamos darüber? –, fragte Babálu. Dieses schwierige und auch gefährliche Thema wollte ich nun, an diesem ersten Tag, den wir gemeinsam in Sebastópol erlebten, besser auslassen. Ich sagte daher, wir würden darüber sicher einmal im Detail sprechen, aber für heute wäre das zu umfangreich und auch zu störend. Wir hatten Besseres zu tun. Auch bei den Gebäuden der Linguistik kamen wir vorbei und zuletzt bei der Casa Colón, meinem bescheidenen Zuhause in Sebastópol.

Der Tag war schon fortgeschritten, und wir beschlossen, nun langsam umzukehren. Wir entschieden uns, das Chrysochoeĩon an

diesem Tag nicht mehr aufzusuchen. Da Babálu aber wenigstens einen Eindruck haben wollte, wo es in Lox liegt, nahmen wir für den Rückweg eine Hubschrauberlinie, die daran vorbeiführt. Es befindet sich in relativer Nähe zum Aventín, einem weiteren der sieben Hügel der Stadt. Das ist im Démos Galudénski, der für seine erstklassigen Kunst- und Handwerksschulen bekannt ist. Von oben sahen wir das Gebäude des Chrysochoeĩon, das direkt an der Hodós Poíesis liegt. Babálu beugte sich an das Fenster des Helikopters und versuchte sich ein Bild zu machen. So sah also die Goldgießerei und Goldschmiede der Autokratoría aus. Ein etwas größerer Zentralhaus war zu sehen. Dahinter lagen niedrigere Gebäude. Das würden wohl die Werkstätten sein. Sonst war nicht allzu viel zu sehen von hier oben. Jedenfalls wusste sie jetzt, wo sie die nächsten drei Jahre lernen würde.

Das Taxi landete dann in die Nähe des Akmepylóns. Dort stiegen wir um in eine Linie, die uns nochmals auf die Plattform oben auf dem Fáros brachte. Direkt unter der Landeplattform des Fáros, in den beiden obersten Stockwerken des Turmes, gibt es ein Restaurant und ein Kafeneĩon. Das Lokal nennt sich Skopós. Ein Tisch mit Aussicht auf Heptastádion und Akmepylón war frei. Wir beschlossen, noch einen Café zu nehmen und unsere heutige Reise von dort oben nochmals nachzuzeichnen. Die späte Sonne lag jetzt über den Hügeln der Stadt und gab ihnen und den Rasterflächen der Straßen ein schönes Relief. Allmählich zeigte sich die Goldfärbung über dem Chrysómallos, dann auch draußen auf dem Meer. Die Stadt hatte vielleicht nicht das Wunderbare von Flúmina. Aber ihre Größe, ihre Würde und ihre strukturierte Anlage, mit den Hügeln, dem Fluss und der Küste, das war äußerst beeindruckend für uns. Babálu blickte stumm in das zunehmend golden werdende Panorama.

Selbst für mich, der ich die Stadt ja schon einigermaßen kannte, war jener Besichtigungstag noch ziemlich aufschlussreich gewesen. Ich hatte den Situs von Sebastópol noch nie so konzentriert und sozusagen in einem einzigen Blick erlebt. Babálu

war animiert, trotz der vielen Stunden, die wir nun schon unterwegs waren. Sie war sichtlich zufrieden, dass es diese Stadt war, die nun ihre Heimat sein würde. Es sei alles noch viel größer, als sie es sich vorgestellt hatte, meinte sie. Besonders gefallen hatte es ihr rund um den Pálatin, mit den dortigen Palastanlagen und dann der Meerespromenade. Sie war sehr gespannt, wie es sein würde, den Sebastós im Zug der Metamórfosis zu sehen. Übermorgen sollte es soweit sein.

Wir gingen dann nochmals hinauf auf die Landeplattform des Fáros und nahmen ein Taxi Richtung Süden, nach Démos und Palazzo Lumbawési. Bald waren wir wieder auf unserem Ausgangsturm, wo wir die Tagestour begonnen hatten. Wir fuhren hinunter, ich brachte Babálu noch bis zum Torposten des Palazzos, und wir verabschiedeten uns. Nun war sie doch recht müde geworden. Kein Wunder, ihr erster voller Tag in der Großen Stadt war sehr fordernd gewesen. Ich nahm die Röhrenverbindung Richtung Viminál. Mit zweimal Umsteigen war ich am Eingang in das Ásty epistémes und wenig später in der Casa Colón. Das war keine Entfernung im Vergleich dem, was wir die Jahre zuvor zwischen uns gehabt hatten. Erschöpft fiel ich ins Bett. Babálu war wirklich angekommen.

Der nächste Tag verlief ruhiger. Zunächst schliefen wir uns etwas aus. Am späteren Vormittag holte ich Babálu ab. Wir nahmen die Röhrenverbindung nach Oinopoíesis. Als wir dort wieder an die Oberfläche kamen, schlug uns die Hitze des Augustmittags entgegen. Ich fand, es war heiß wie in Campos Secos. Babálu meinte, das wäre eher wie in Malandéde. In jedem Fall, wir waren in unserem Zuhause angekommen. Wir überquerten rasch den sonnenglühenden Vorplatz von Vinhas und suchten uns einen Pferdewagen. Mit dem ging es in die Hügel hinein. Bald kamen wir in die kleinen Wäldchen, wo es bedeutend kühler wurde. Ich sagte dem Hippokybernétes, er solle eine Route mit schattigen Wegen nehmen. Das war erträglicher, als in dem offenen Wagen in der gnadenlosen Sonne zu rösten. Wir

beschlossen, die Blaue Grotte zu besuchen. Dort, mit den darin installierten Wasserspielen, war es wesentlich kühler. Es ist eine Naturhöhle, die aber dann ausgebaut worden ist. Es gibt unterirdische Seen, die mit den buntesten Farbspielen ausgeleuchtet werden. Bei so heißem Wetter wie an jenem Tag kommt aus gut versteckten Wasserdüsen plötzlich kühles Wasser, ausgelöst von den vorbeigehenden, nichtsahnenden Besuchern. Das erfreut sich besonders bei den Kindern großer Beliebtheit. An diesem Tag war das aber auch uns sehr willkommen. Einigermassen durchnässt kamen wir wieder ans Sonnenlicht zurück.

Wir nahmen nochmals einen Wagen und fuhren nun Richtung Kóme, in das Dorf von Vinhas. Nach den gestrigen Meeresgerichten wollten wir nun etwas von der Festlandnahrung probieren. Im Dorf Hágios Panteleímon gibt es ja die beste Auswahl aus all dem, was die Chóra, das Hinterland der Sebastúpolis, bis in die nördlichen und nordöstlichen Steppen zu bieten hat. Zuvor gingen wir noch in den Naós, die kleine Dorfkirche, um die sich die Kóme einst entwickelt hatte. Drinnen war es recht dunkel. In mehreren Sandbecken waren brennende Kerzen aufgestellt. Eine ältere Frau, ganz in Schwarz, zündete eine Kerze vor dem Bild von Panteleímon an. Sonst war niemand zu sehen. Wir gingen vor zu den Bildern und machten die Proskýnesis. Dann sprachen wir die drei ersten Häuser des Akáthistos Hýmnos. Als Dank an die Mächtige und ihren milden Sohn, dass sie uns hierhergeführt hatten. An einen Ort, an dem wir nun gemeinsam leben durften. Es erschien uns adäquat, den Besuch in diesem kleinen Naós zu nutzen, um gemeinsam ein Zeichen zu geben, dass wir um Schutz baten für alles, was immer wir auf unserem Weg noch erleben würden.

Danach suchten wir uns ein Lokal, wo wir etwas essen könnten. Treĩs Adelfaí, “Zu den drei Schwestern“, sah freundlich aus. Wir traten ein. Die Räume rochen geräuchert, wie nach Holzkohlenfeuer. Es war eines der typischen Wirtshäuser von

Vinhas. Niedrige Zimmer, Holzbänke und Sessel, an den Wänden alte Werkzeuge und Keramikschüsseln. Hinten ging es in den Garten hinaus. Dort gab es unter hohen Bäumen kühlen Schatten. Wir setzen uns und bestellten vom Wein der Gegend. Serviert wurde er in einem kleinen Tonkrug. Er war ähnlich wie tags zuvor. Frisch und unverbogen, wie Babálu gesagt hatte. Dann aßen wir die kleinen Spieße von Rind- und Schaffleisch, für die Vinhas bekannt ist. Dazu gab es Salat von Zwiebel und Melitzána. Nach dem Essen erholten wir uns noch etwas dort, denn der Ort war relativ kühl. Babálu wollte noch die Tabérna sehen. Das war ein unbedingtes Muss für sie. Ich warnte sie, der Weg dorthin würde ziemlich heiß werden. Sie wollte sie aber unbedingt besuchen, und zwar zu Fuß. Wir kauften uns für den Weg noch Wasser und brachen auf. Es ging nun durch die Hitze des Nachmittags, auf den etwas staubigen Straßen und Wegen von Vinhas. Es war so heiß, dass sich die normalerweise hier vorhandenen Tiere nicht blicken ließen. Sie waren offensichtlich alle irgendwo in den Schatten geflohen. Nur die Insekten waren aktiv, laut und zum Teil lästig. Aber Babálu war in bester Stimmung. Es war nicht heißer als in Malandéde, sie war Hitze gewohnt.

Wir waren froh, endlich zusammen sein zu können. Wir erlebten einen Sommerurlaub, der diesmal durch keine Abreise limitiert war. Langsam bemerkten wir, wie neu diese Situation war. Wir hatten immer auf Abruf gelebt, immer noch schnell vor dem Ende dies und das unternommen. Jetzt gab es kein Limit. Wir waren nun zur Tabérna unterwegs. Wir würden sie besichtigen, vielleicht dort etwas trinken. Dann würden wir nach Hause gehen. Morgen wäre der Tag des Metamórfosiszuges. Danach würden wir das und jenes machen. Zwischendurch musste ich ins Metrografeĩon und ein wenig arbeiten. Später würde die Ausbildung im Chrysochoeĩon beginnen und bei mir wieder das Studium an der Akadémeia. Und später ... , ja später würde anderes kommen. Irgendetwas. Aber keiner von uns beiden würde abreisen. Von nun an würden wir in Sebastópol bleiben.

Das war unvorstellbar. Jetzt bemerkten wir, dass wir uns das bisher wirklich nicht vorstellen hatten können. Denn das Gefühl, das wir nun hatten, nämlich das der zeitlichen Unbegrenztheit, das war uns völlig neu und früher einfach unbekannt gewesen.

An einem Waldstück, wo es etwas kühler war, setzten wir uns in die Wiese und tranken von dem Wasser, das wir gekauft hatten. Dann küssten wir einander. Ungestört, ausgiebig, lange. Und ohne den Druck, dass es nicht genug wäre. Wir konnten es nun nämlich jederzeit wiederholen. Danach machten wir das letzte Stück bis zu der Tabérna. An jenem Nachmittag gab es dort keine Musik, und in den Räumen waren nur wenig Leute. Wir nahmen einen Café. Der Wirt erinnerte sich an mich. Er fragte Babálu, ob sie auch aus Südamerika käme. Sie verneinte. Auf seine Frage, woher sie komme, antwortet sie ihm, da müsse er schon raten. Zunächst schlug er die Karibik vor. Nach diesem Fehltreffer wollte er offensichtlich mehr von Babálus Sprachmelodie hören, um vielleicht so einen Hinweis zu bekommen, woher sie stamme. Wir sprachen im *Mund*. Er fragte, wie lange sie schon in Sebastópol war, was sie machte, woher wir uns kannten. Die Antworten machten ihn nur noch neugieriger.

Nachdem Babálu genug von den Fragen hatte, sagte sie, er müsse jetzt nur noch sagen, woher sie komme. Er meinte, sie klinge eben doch nach Lateinamerika. Nachdem das aber angeblich nicht stimme, bliebe ja nur noch Afrika direkt übrig. Aber er könne keinen genaueren Ort vorschlagen. Das Gehör des Wirtes war gut, das hatte ich ja früher schon bemerkt. Aber das subsaharische Afrika konnte er offensichtlich doch nicht differenzieren. Babálu beendete die Konversation damit, dass sie sagte, er hätte noch eine Chance zu raten, woher sie komme. Diese Chance könne er dann bei unserem nächsten Besuch der Tabérna nutzen. Damit beendete sie weiteres Fragen.

Wie genossen noch unseren Café und machten uns dann auf den Rückweg. Jetzt war es schon ein wenig kühler, die Sonne stand nicht mehr so steil. In der Kóme fanden wir dann wieder

einen Pferdewagen und zogen es vor, das Stück zur Röhrenverbindung nun doch nicht mehr zu Fuß zu machen. Als wir dann im Démos Lumbawési wieder ankamen, waren wir froh, dass es nicht so spät war. Nächsten Tag mussten wir früh starten, denn es war der Tag des Metamórfosiszuges.

Nachdem wir an diesem Festtag der Metamórfosis früh im Zentrum sein mussten, hatten wir beschlossen, einander gleich am Áfixis-Platz zu treffen. Babálu kannte sich mit dem Röhrensystem schon hinlänglich aus. Als ich dort ankam, am Platz direkt vor der Teilverbotenen Stadt und am Fuß des Pálatin, wartete Babálu bereits an dem tags zuvor vereinbarten Röhrenaufgang. Sie war sichtlich sehr motiviert, unbedingt einen guten Platz zu erreichen. Obwohl es erst kurz nach sechs Uhr morgens war, waren schon viele Leute hier. Wir versuchten, uns zu orientieren, wo der Zug sich formieren würde und wo der beste Beobachtungspunkt wäre. Es gab schon verschiedene Absperrungen, Sicherheitspersonal patrouillierte. Babálus primäre Motivation war es, den Sebastós zu sehen. Und natürlich auch die Sebasté. Sie kannte beide von Fotos und hatte sie unzählige Male über die Bildmaschinen gesehen. Dieser Tag war aber ihre erste Gelegenheit, sie lebendig zu erleben. Wir gingen an das Ende des Áfixis-Platzes, dorthin wo der Zug in eine Straße zur Agorá hin einbiegen würde. Hier waren die Absperrungen weniger weiträumig, und wir würden dem Zug näher sein können. Dieser Standort erlaubte auch den Blick zurück auf den Áfixis-Platz, wo der ganze Zug zuerst Aufstellung nehmen würde. Zu dieser morgendlichen Zeit gab es dort auch noch weniger Leute, sodass wir bis direkt an die Absperrungen vorgehen konnten.

Dort warteten wir also. Bald waren auch hier die Reihen aufgefüllt, und wir hatten nur noch wenig Bewegungsspielraum. Auf dem Áfixis-Platz zeigten sich bereits einzelne Gruppen von Teilnehmern des Zuges. Als erstes kamen verschiedene Militärabteilungen in ihren Galauniformen und bezogen ihre Positionen. Dann kamen viele Beamte, unter ihnen hohe

Würdenträger, von denen ich einzelne erkennen konnte. Es folgten Angehörige des Hofes, in zum Teil aufwändigen Trachten, die Herren mit Orden, manche mit Schärpen, die Damen zum Teil mit Mantillas oder großen Schultertüchern. Babálu fragte mich alles Mögliche zu den Personen, ihrer Kleidung, den Farben, die sie trugen, den Orden. Ich gab Antwort, so gut ich es vermochte. Vieles von diesen komplexen Abstufungen der Rangordnungen und den Signalen der jeweiligen Stellung in der Autokratoría oder am Pálatin war auch mir unbekannt. Auch Logothétes Andréas, mein Chef am Metrografeĩon, war gekommen und nahm Aufstellung in einer Abteilung. Als er bei uns vorbeikam, winkte ich ihm zu. Er blickte zu mir und sah dann auch Babálu. Dabei lächelte er ihr zu. Wir hatten zuletzt ein Gespräch gehabt, in dem ich erzählt hatte, dass Babálu nach Sebastópol studieren kommen würde. Babálu bemerkte sein Lächeln und fragte, wer das sei. Sie war beruhigt zu hören, dass ich bei ihm arbeitete. Sie fand es aufmerksam, dass er sie in dieser Art gegrüßt hatte.

Inzwischen hatten sich schon viele Gruppen auf dem Platz formiert. In der Ferne hatte Babálu die Condes Lumbawési-Matáwo erkannt. Für mich waren sie zu weit weg, als dass ich einen konkreten Eindruck von ihnen bekommen konnte. Sie gliederten sich in ein Corpus der Edlen ein. Für neun Uhr war der Beginn vorgesehen. Davor war es schon ziemlich still geworden auf dem gesamten Platz. Dann schlug die Glocke der Palastkapelle die Stunde. Wenig später erschien langsam, aus dem Eingang in die Teilverbotene Stadt heraustretend, die Statue des Christós nikefóros. Sie kam in einer leicht schwingenden Bewegung, welche durch die Schritte der sie Tragenden verursacht war. Als die Statue sichtbar wurde, wurde es auf dem ganzen Platz still.

Der Messias auf dem großen Trageaufbau war geschultert von einem Doppeldutzend der St. Georgs- und Santiago-Ritter. In ihren goldenen beziehungsweise purpurnen Gewandungen, mit den hohen Hüten auf ihren Häuptern, stellten sie den zahllosen Zuschauern Würde und Ernst des aktuellen

Geschehens deutlich vor Augen. Babálu war absorbiert von den Bildern. In Brasilien haben wir entfernt vergleichbare Umzüge dieser Art. Aber in Moçambique ist das nicht üblich. Sie fragte mich, warum die Ritter diese steilen Hüte trugen. Ich erklärte, dass sie hier Buße taten, für sich und auch für viele andere. Es ist ein Dienst an allen, ein Dienst, der die Übertretungen und Schuld sühnen soll, die jeder einzelne irgendwie und irgendwann, hier und in der gesamten Autokratoría begangen hat. Aber hilft das denn etwas? Müssen das nicht alle Leute bei sich selbst tun –, flüsterte Babálu. Ich bestätigte das. Aber die vierundzwanzig Ritter an der Spitze des Zuges zeigten allen Anwesenden eben deutlich vor, dass jeder genau das auch für sich selbst tun müsste.

Dann wurden, auf zwei Pferden einreitend, die Sebastoí sichtbar. Sebastós LVII. Patriasotér und Sebasté Tabithá. Sie ragten aus der Menge heraus und waren so trotz der Entfernung relativ gut erkennbar. Sind sie das? –, fragte Babálu aufgeregt. Ich bestätigte. Die Ritter trugen nun den Aufbau mit der Statue in die Mitte des Platzes. Direkt dahinter gingen die Pferde der Sebastoí im Schritt. Ihnen folgten, ebenfalls beritten, Mitglieder der Familie der Sebastogénnetoi und aus Familien der höchsten Edlen. Aber die Zahl der Reiter war gering. Der Rest, insbesondere auch das Militär, war unberitten und auch nicht motorisiert. Das Fest der Metamórfosis verlangt das so. Es ist eine Demutsbezeugung, den Weg eben zu Fuß zu machen. Das gilt auch für die Sebastoí und die Edlen zu Pferd. Auf der Akrópolis sitzen dann nämlich auch sie alle ab. Hinter ihnen reihte sich nun die weitere Familie der Sebastogénnetoi ein, dahinter der Hof.

Als die Aufstellung der Gruppen erreicht war, begannen die Ritter mit der eigentlichen Prozession. Es war weiter sehr still. Sobald sie den Platz überquert hatten, kamen sie in die Straße, wo wir standen. Nun konnten wir wirklich alles ziemlich gut sehen. Die Statue des Christós nikefóros ist sehr alt. Sie ist aus relativ dunklem Holz gearbeitet. Vielleicht ist das Holz auch durch das Alter noch weiter nachgedunkelt. Stehend hält er in der Hand eine

Fahne, als Siegeszeichen. An den Händen sieht man, ausgelegt in funkelnden Rubinen, die Perforationen. Die ganze Figur ist umgeben von einem großen, vergoldeten Flammenkranz. Dargestellt ist also die Anástasis, als der endgültige Sieg in Geschichte und Kosmos. Diese Anástasis ist eingefasst vom Licht der Metamórfosis. Was zeigt diese flammende Aureola? –, fragte mich Babálu. Ich erklärte, dass der Flammenkranz für das Taborlicht steht, für das Licht der Metamórfosis, das die drei Schüler auf dem Taborberg gesehen hatten. Kann man das wirklich sehen –, sah mich Babálu an, – ich meine auch heute? Das wird so behauptet –, antwortete ich, – aber vermutlich gibt es wohl nur wenige Menschen, die wirklich befähigt sind, es schon hier auf der Erde zu sehen. Babálu nickte, – Du musst mir einmal erklären, was man wirklich über dieses Licht weiß, später.

Jetzt kamen nämlich bereits die Sebastoí selbst in unsere Straße. Sie passierten uns in geringer Entfernung. Es waren vielleicht zwanzig Meter bis zu ihnen. Wir konnten sie sehr genau sehen. Der Sebastós trug den hohen blauen Hut. Am Hut war die große Kokarde der Autokratoría sichtbar, darüber Binse und Biene in Gold, seine Hoheitszeichen als der Herrscher. An der linken Brust war eine Reihe großer Orden zu sehen. Er ritt knapp voraus, einen Schritt vor der Sebasté. Sie kam auf einem fast schwarzen Pferd. Es ging in ruhigem Schritt, seinen Kopf erhoben. Die Herrscherin selbst war kaum zu sehen, ein dunkelblauer Schleier verdeckte Kopf und Gesicht. Dazu bedeckte ein enormer Mantel sie und weithin auch ihr Pferd. Der Mantel war offensichtlich aus einem recht leichten Stoff, denn ein wenig Wind bewegte ihn. Dieser Umhang war von ebenderselben dunkelblauen Farbe wie der Schleier, und er war mit Szenen aus Goldfäden bestickt. An seinem unteren Ende war der Mantel mit goldenen Quasten beschwert, die so rundherum um das Pferd hingen. In dieser ihrer vollplastischen und dunklen Präsenz, hoch auf dem schwarzen Pferd, war uns die Sebasté sehr nahe. Jene vielleicht zwanzig Meter trennten uns. Gleichzeitig war sie auch

wieder von einer unerreichbaren Andersartigkeit. Das Dunkel, das sie trug und vorbrachte, erschien wie ihr besonderer Anteil am Licht dieses Festes. Ein besonders verborgenes Licht, das – so schien es – nur nach vielem Dunkel zu finden sein würde.

Babálu blickte zu mir und sagte nur, – Blau mit Schwarz! Ich verstand was sie meinte. Das war Babálus eigener primärer Farbakkord. Schwarz und Blau. Die Goldstickereien auf dem großen Mantel und die hängenden, goldenen Quasten korrespondierten offensichtlich mit dem Goldschmuck, der unter den Bedeckungen verborgen geblieben war. Babálu blickte den Sebastoí gebannt nach. Sie entfernten sich langsam von uns Richtung Agorá. Von hinten sah man nun, dass auf dem Rücken des blauen Mantels der Sebasté, leuchtend und weithin sichtbar, der Messiasname aufgestickt war, in Gold. Außen, um den Namen herum, war eine ähnliche strahlende Aureole zu sehen, wie es sie auch an der Statue gab, die ganz vorne an der Spitze des Zuges getragen wurde.

Als die Sebastoí schon weit entfernt und nur noch schlecht sichtbar waren, sagte Babálu, – Das ist enorm, ich habe schon so oft Bilder von der Sebasté gesehen, aber es ist, als ob ich sie hier zum ersten Mal gesehen hätte. Dabei habe ich ihr Gesicht gar nicht zu sehen bekommen, so vollkommen verschleiert ist sie. Inzwischen waren die Familie der Sebastogénnetoi und weitere edle Familien vorbeigezogen. Es folgten Ritter, Hofbeamte, Militär. Zuletzt würde der große Zug der Bevölkerung folgen. Wir besprachen, was wir tun wollten. Babálu war nicht damit zufrieden, dass das alles gewesen sein sollte, was sie von den Sebastoí gesehen haben würde. Wenn wir uns nun hinten an den Zug anreihten, würden wir aber wirklich nichts mehr von ihnen sehen. Können wir nicht irgendwie wieder nach vorne gehen? – , meinte Babálu. Das war nicht so einfach, wie sie sich das vorstellte. Es gab allerorten Absperrungen. Und die Sicherheitseinheiten kontrollierten alles. Man konnte sich da nicht einfach vordrängen.

Ich hatte aber dann die nötige Idee. Wenn wir jetzt sofort einen Umweg nehmen würden, was allerdings nur mit einem Taxi möglich wäre, denn die Wege waren zu weit, wenn wir also sofort die Sperrzonen weiträumig umfahren würden und von hinten auf die Akrópolis kämen, dann hätten wir vielleicht noch eine Chance. Der direkte Weg über den Propylón und die via sacra war seit Stunden gesperrt und jetzt vermutlich bereits mit Leuten voll. Sollen wir es über die Rückseite der Akrópolis versuchen? – , fragte ich. Unbedingt! –, war Babálus Antwort. Wir liefen also, wir liefen buchstäblich, die nächste Seitenstraße entlang, weg vom großen Zug, bis wir ein Taxi fanden. Ich instruierte den Fahrer, er solle versuchen, die Auffahrt auf der Rückseite der Akrópolis zu nehmen, um dort zum russischen Kloster zu fahren. Er verstand sofort, – Sie wollen die Sebastoí sehen; oder geht es um den Pápas? Ich sagte, – Es geht um alle drei.

Relativ bald gelangten wir tatsächlich an die Steigung zur Akropolis, wegen des Festtages war die Stadt sonst nämlich ziemlich ruhig. Mein Plan war es, auf halber Höhe der Akrópolis die Umrundung auf die Vorderseite zu versuchen. Wenn wir Glück hätten, könnten wir so noch den Tempelvorplatz erreichen. Beim russischen Kloster winkten Sicherheitseinheiten unseren Wagen an den Straßenrand. Hier war Endstation. Das Taxi musste umdrehen. Wir zahlten rasch und liefen dann weiter. Der Weg, den ich geplant hatte, war offen. Die meisten Leute kamen offensichtlich eben doch über die Vorderseite des Berges. Diese Wegstrecke über die Rückseite ist nicht ganz kurz, wir brauchten etwa zwanzig Minuten, bis wir uns dem Tempelvorplatz näherten. Dort wurde nun das Geschehen deutlich dichter. Es waren aber sicher noch zwei Stunden, bis der Zug hier ankommen würde. Er musste noch die ganze Agora durchqueren, ein Stück am Heptastádion entlang. Und dann würde es am Propylón noch die große Station geben. Erst danach begann der Aufweg über die Windungen der via sacra. Wahrscheinlich würde es noch länger als zwei Stunden dauern, bis sie auf dem Tempelvorplatz wären.

Der Tempelvorplatz war zwar auch schon voll, aber nicht so sehr, dass wir uns nicht noch bewegen hätten können. Da wir nun schon von der Bergseite gekommen waren, blieben wir gleich hier. Wir suchten uns eine Position in relativer Nähe zum letzten Stück der via sacra, wo diese vom Tempelvorplatz abgeht und direkt hinauf zu Hágios Gregórios Palamás führt. Wir rechneten uns aus, dass hier eigentlich alles sehr gut zu sehen sein müsste.

Es dauerte tatsächlich Stunden. Es war enorm heiß. Glücklicherweise hatten wir Wasser mitgebracht. Inzwischen waren immer mehr Leute gekommen, und es gab nicht mehr viel Freiraum um uns. Dann war es soweit. Die Statue wurde sichtbar. Leicht vor und rückwärts schwingend kam sie über den Grat der via sacra herauf auf den Tempelvorplatz. Dahinter ritten die Sebastoí, so wie wir sie zuvor schon gesehen hatten. Der Zug machte auf dem Platz Station. Die Statue mit ihrem Tragegerüst wurde abgestellt. Beweihräucherung und Wasserbesprengung folgten. Ein Diakon sang den Psalm. Dann sahen wir, und dafür waren wir nun wirklich günstig positioniert, dann sahen wir, wie der Pápas von weiter oben die via sacra herunterkam. Es hatte einen Esel bestiegen und ritt auf ihm nun Richtung Tempelvorplatz, hinter ihm kamen der Metropolit der Sebastúpolis und ein großes Gefolge an Priestern und Diakonen. Als der Pápas bei uns vorbeikam, konnten wir ihn von nahe sehen. Er hatte das Haupt leicht gesenkt und trug die berühmte Krone. Es ist das der aus sehr vielen Goldstäbchen gefertigte Kranz, der mit einer Unzahl von geschliffenen Rubinen übersät ist. Sie erinnert mich immer an unsere stachelige Xiquexique. In der Tat, diese Krone steht für sehr ähnlich unangenehme Dornen. Ich sah, wie Babálu alles wieder mit dem größten Interesse verfolgte.

Als der Pápas vorbei war, sagte sie, – Weißt Du, wer diese Krone gemacht hat? Ich wusste es nicht, lediglich, dass sie schon ziemlich alt sein musste. Später dann, nach dem ganzem Fest, erklärte mir Babálu, dass es sich um ein hochkomplexes Goldschmiedekunstwerk handelt. Es war in der Postwirrenzeit in

Spanien, in der Tradition der alten Visigothischen Königskronen geschaffen worden. Damals musste auch die Institution des Pápas wiederhergestellt werden. Unendlich viel war zerstört worden, und auch im ersten Rom hatte das Operatorentum vollkommen um sich gegriffen gehabt. Die mesopotamischen Entwicklungen und Verbrechen hatten an den Toren der römischen Tempel keineswegs haltgemacht. Nach den großen Vernichtungsschlägen und mit entschiedener Hilfe der ersten Sebastoí der Metanoetendynastie konnte dann im ersten Rom der Cultus wiederaufgenommen werden.

Sebastós VII. Kalokrátor versprach damals dem Pápas und seinen Nachfolgern allen Schutz jeglicher Art, sofern dies irgendwann nötig werden sollte und vom Pápas angefordert würde. Im Gegenzug verpflichtete Sebastós Kalokrátor den Pápas und alle seine Nachfolger aber auf folgende Bedingungen: Der Pápas müsse erstens bei offiziellen Feiern eine Krone tragen, als seinen Pflichtanteil an der Herrschaft des Messias; zweitens müsse diese Krone Demut darstellen und solle das Leiden des Messias allen Gläubigen und dem Pápas selbst stets klar vor Auge stellen; und drittens dürfte der Pápas diese Krone für alle folgenden Zeiten weder verkaufen noch verschenken, sondern müsste sie immer klar als sein Pflichterbe behalten und verwenden. Die nötigen Materialen für die Herstellung dieser Krone, Gold und falls nötig Edelsteine, versprach Sebastós VII. Kalokrátor als freie Schenkung zur Verfügung zu stellen. Der damalige Pápas Messiádulos I., dem die Schutzzusage der Sebastoí willkommen war, nahm die Kronenverpflichtung an. Immerhin knüpfte er auch hier an alte Gewohnheiten an, denn vor der Wirrenepoche hatten die Pápas stets Kronen getragen. Er entschied sich also für einen Entwurf in der Tradition der Toledaner Goldschmiedekunst, wie sie schon unter den Visigothi gepflegt worden war. Man suchte damit Anschluss an die authentisch weströmische Tradition. Dieser Goldkranz war jedenfalls unheimlich aufwendig gefertigt worden. Babálu wusste viele

Details und Fachbegriffe dazu, die mir allerdings gar nichts sagten. Auch die Verarbeitung und Aufbringung der zahllosen Rubine in Form von Blutstropfen auf dem Kranz war ein epochales Ereignis gewesen. Vermutlich würde die Herstellungsgeschichte dieser Krone irgendwann auch Gegenstand detaillierten Unterrichts am Chrysochoeĩon sein, meinte Babálu.

Wir standen nach wie vor am Rande des Tempelvorplatzes auf der Akrópolis. Kaum hatte der Esel des Pápas den Tempelvorplatz betreten, saßen die Sebastoí von ihren Pferden ab. Die übrigen Berittenen taten es ihnen nach. Die Pferde wurden vom Platz fortgeführt. Von diesem Punkt an gehen dann alle Teilnehmer nur noch zu Fuß. Nur der Pápas macht die Ausnahme, indem er mit seinem Esel den Zug anführt. Zuvor gab es aber die eindrucksvolle Begegnung der Sebastoí mit dem Pápas. Dabei begeben sich die beiden zu Fuß zum Pápas, der inzwischen von seinem Esel absteigt. Dann knien die Sebastoí auf Kissen nieder, die vor dem Pápas in den Staub gelegt worden sind. Damit erbitten sie seinen Segen. Es ruft diesen herab und erteilt ihn dann an beide. Zuerst segnet er den Sebastós in der griechischen Formel, danach die Sebasté in der lateinischen Version. Danach folgt der Segen für alle Anwesenden, der nun im *Mund* gegeben wird. Dieser zeremonielle Akt ist einer der Höhepunkte des Festes der Metamórfosis. Und ohne Übertreibung kann man sagen, dass es sich dabei um die entscheidende Begegnung zwischen dem Pápas und den Sebastoí und gleichzeitig zwischen dem ersten und dem siebenten Rom handelt. Der Pápas macht sich auf den weiten Weg in die Sebastúpolis zum Fest der Metamórfosis. Er nimmt diese Mühe auf sich und tritt in den Dienst der ihm anvertrauten zahllosen Bürger dieser Stadt und der Autokratoría. Die Sebastoí bringen zum Ausdruck, dass auch gerade sie einer höheren Hilfe bedürfen und dass es ihnen nicht an der Demut mangelt, darum auch auf Knien zu bitten.

Obwohl der Platz und die ganze Umgebung voll mit teilnehmenden Besuchern waren, war es vollkommen still. Man

hörte kein Geräusch. Ich sah, wie auch Babálu die Luft anhielt, als sich die beiden den Kissen näherten und tatsächlich niederknieten. Es ist ein seltsam einprägsamer Augenblick, zu sehen, wie diese Mächte auf einander angewiesen sind. Was hier gefeiert wird, kann niemand alleine feiern. Das Metamórfosisfest in der Sebastúpolis ist ein Fest der gesamten Menschheit. Es kann nur gelingen und den von oben erhofften Segen erlangen, wenn alle zur Demut bereit sind. Nach dieser Begegnung der höchsten Repräsentanten und dem Segen des Pápas für alle, ging spürbar eine Erleichterung durch die Menge. Man hörte wieder Atmen und Murmeln.

Nun nahmen die Ritter das Bildnis wieder auf ihre Schultern und gingen mit ihm in unsere Richtung. Damit begann das letzte Stück der Prozession, die nun den obersten Abschnitt der via sacra hinauf zu Gregórios Palamás führen würde. Der Pápas bestieg den Esel und folgte direkt hinter der Statue. Dahinter kamen die Sebastoí, ihre Familie und der übrige Hof, alle nun nur noch zu Fuß. Jetzt kamen sie sehr nahe an uns vorbei. Wir sahen nochmals den Pápas, der im Gebet versunken schien. Er nahm keine Notiz von den zahllosen Anwesenden. Es schien, dass er gleichermaßen auf dem Einzug in die Heilige Stadt war wie auch auf dem Aufstieg auf den Berg Tabor. In seinem nun entrückt wirkenden Gesicht schienen Metamórfosis, Staúrosis und Anástasis gleichzeitig anwesend. Ich fand es dem hohen Anlass sehr entsprechend, dass er, – dies alles nun in sich tragend –, kein Zeugnis von irgendjemandem annahm. Den Segen hatte er schon gegeben. Nun lächelte er niemandem zu und grüßte niemanden unterwegs. Trotz der zahllosen Menge, und obwohl er ja stets ihr Repräsentant ist, ging er diesen Weg alleine, nur den Fußspuren seines Kýrios folgend, der, von den Ritten getragen, vor ihm herging. Er gab damit allen ein Vorbild. Denn obwohl wir in diesen und jenen Gemeinschaften leben, in den wichtigsten Dingen gibt es kein Weiterkommen, wenn wir uns unseren Herausforderungen nicht auch in völliger Einsamkeit stellen.

Babálu beobachtete dies alles ebenfalls vollkommen stumm. Es sind das überwältigende Bilder. Und man merkt, dass es den anderen Anwesenden ähnlich ergeht. Wir alle waren Zeugen fundamentaler Ereignisse. Das sind keineswegs Gedächtnisfeierlichkeiten anlässlich vor unendlicher Zeit stattgehabter Ereignisse. Alles das geschieht tatsächlich im Augenblick dieser Handlungen. Es sind Geschehnisse, welche die Autokratoría, Akrópolis und Pálatin, einfach uns alle, individuell betreffen. Nun begannen alle laut den Psalm Hundert und neun anzustimmen: *Εἶπεν ὁ κύριος τῷ κυρίῳ μου – Der Herr sagte zu meinem Herrn.* Später fragte mich Babálu, warum gerade dieser Psalm dort gebetet worden war. Nun, in diesem Text geht es um Herrschaft und Macht des Messias, gerade auch über alle seine Feinde. Ich vermute, es ist durchaus angebracht, dies hier zu proklamieren, an diesem Fest, wo das ganze Messiasvolk anwesend ist, von den Kindern angefangen bis zu dem höchsten Priester und dem obersten König. Wahres Leben gibt es für sie alle einzig in der Macht, die von dem wahren Kýrios gegeben wird.

Nun sahen wir nochmals die Sebastoí, diesmal aus noch größerer Nähe als zuvor. Obwohl Sebasté Tabithá den großen Umhang gemeinsam mit ihrem Pferd zurückgelassen hatte, war sie unverändert verschleiert und weiter vollkommen eingehüllt in jenes dunkle Blau. Nun, hinter dem verinnerlichten Pápas, schien ihre Bedeckung noch überzeugender. Auch sie musste, in ihrer Art, in ihr Inneres eintreten. Der wesentliche Weg, der hier zu gehen war, war gar nicht die Durchquerung der Agorá oder der Aufstieg auf der via sacra, sondern der wesentliche Weg war der Weg nach innen. Letztlich musste dort im Inneren, in vollkommener Parallelität mit den gemeinsam gefeierten Riten, das Reich des himmlischen Lichtes entdeckt werden. Die Sebasté zeigte das in unvergleichlicher Deutlichkeit. Plastischst sichtbar, und dennoch verhüllt und dunkel. Demgegenüber war der Sebastós der am meisten nach außen gewandte. Er blickte immer wieder etwas in die Runde, hatte ein Auge auf den korrekten

Ablauf der Prozession. Offensichtlich nahm er die Verantwortung wahr, dass der Festzug hier auf der Akrópolis richtig verlief, so wie er sonst die Autokratoría lenkt. Selbst in den alltäglichsten Dingen muss das Kommando klar geführt werden. Für das Gelingen großer Unternehmungen gilt dies umso mehr. Der Festzug der Metamórfosis macht diese Relationen allerdings unvergleichlich sichtbar. Es klingt vielleicht ein wenig respektlos, aber es ist erlaubt festzustellen, dass dieses Fest auch eine hohe optolinguistische Funktion erfüllt. Man muss das gesehen haben. Die Sebastopolíten wissen es zu schätzen, dass sie Augenzeugen einer solch mächtigen Initiation sein dürfen.

Jetzt zogen die langen Reihen des Festzuges an uns vorbei. Nun gab es keine Möglichkeit des seitlichen Überholens mehr. Wir warteten bis die ganzen Abteilungen an uns vorübergegangen waren, dann der nahezu endlose Besucherstrom. Wir reihten uns danach ein. Es war klar, dass wir nicht in die Metropolitankirche eintreten könnten. Es gab einfach viel zu viele Teilnehmer. Wir hörten dann das Geläute des großen Campanile, das den Einzug des Pápas in die Kirche begleitet. Mit deutlicher Verzögerung erreichten auch wir dann die Tempelterrasse und die sie umgebenden Säulenhallen. Die Menge füllte den ganzen Platz um Hágios Gregórios Palamás aus. Wir fanden einen Platz auf der rechten Seite, in der Nähe der Säulenhallen. Jetzt gab es noch die Pause vor der eigentlichen liturgischen Feier. Die Statue des Nikefóros war in der Kapelle vor dem Tempel aufgestellt worden. Wegen der vielen Anwesenden war es aber unmöglich, nun diese vollplastische Ikone zu besuchen. Wir hatten schon Glück, dass wir an den Brunnen in unserer Nähe herankamen und dort die Wasservorräte auffüllen konnten. Bald würde die eigentliche Leitourgía beginnen.

Die Feier ging dann nochmals gut zwei Stunden. Wir sahen auf Bildmaschinen das Geschehen drinnen in Hágios Gregórios Palamás. Das war natürlich nur ein schwacher Ersatz. Aber wir waren froh, dass wir an der gesamten Feier teilnehmen konnten.

Danach waren wir recht müde. Wir hatten ein großes Fest miterlebt. Und einen Staatsakt. Es ist schwer zu beschreiben, was an diesem Tag der Metamórfosis alles begangen wird. Wie wenig ich noch darüber wusste, wurde mir erst später bewusst, als Géron Serafím mir noch mehr darüber erklärte.

Nach den offiziellen Akten gingen an jenem Tag die Feierlichkeiten dann noch informell weiter, auf der Akrópolis, in der Agorá und gerade auch auf dem Pálatin. Viele der hohen Gäste, die anwesend waren, kamen danach dort zum Empfang, zu dem die Sebastoí geladen hatten. Unsereins, als Normalbürger, feierte den Tag einfacher, aber nicht weniger freudig. Wir entschieden, an den Drómos Thalásses zu gehen, wo wir schon zwei Tage zuvor gute Meeresgerichte gegessen hatten. Nach den stehend verbrachten Stunden war das eine verdiente Erholung. Babálu ging nochmals all die Ereignisse und Szenen durch, die wir soeben erlebt hatten. Unter anderem beschäftigte sie die Frage, ob und wenn ja welchen Schmuck Sebasté Tabithá unter dem Schleier getragen haben mochte. Ihre Annahme war, dass sie sehr wohl Juwelen getragen haben musste, denn nach dem ganzen Zug auf die Akrópolis hatte es ja noch den Empfang auf dem Pálatin gegeben. Dort war sie dann sicherlich ohne Schleier und mit entsprechenden Schmuckstücken erschienen. Dennoch war sie der Meinung, dass die Sebasté sicherlich alleine schon wegen des Festzugs ihren Schuck angelegt hatte, von dem wir nur leider nicht wissen konnten, welcher es genau war. Aber ein solch hohes Fest, so Babálu, verpflichte zu hohem Schmuck. Daran ändere die, wie sie es nannte, Riesenmantilla, die sie um sich und ihr Pferd gelegt hatte, gar nichts. Ich musste Babálu insofern zustimmen, als die Goldstickereien und die Goldquasten an dem besagten großen Mantel der Sebasté letztlich als eine Art von Juwelen zu verstehen gewesen waren. Das war eben die unter diesen Umständen des Zuges passende Form an äußerem Schmuck gewesen. Dem verinnerlichten Anlass entsprechend, lagen die eigentlichen Juwelen in verborgeneren Zonen.

Was Babálu aber ganz besonders beschäftigte, war der Farbakkord, in dem die Sebasté erschienen war: Dunkelblau – Schwarz. Babálu rätselte, wie sie wohl darauf gekommen sein mochte. Oder ob es eine Verpflichtung des Zeremoniells wäre, das solches vorschreibt. Babálu klagte mir nun, dass sie schon Erfahrungen gemacht hatte, dass Leute es gar nicht gelungen gefunden hatten, dass sie gerne dunkelblaue Kleider als zu ihrem Teint passend wählte. Deshalb fühlte sie sich nun besonders bestärkt, da selbst Sebasté Tabithá sich in diesen Farben gezeigt hatte, und noch dazu am hohen Festtag der Metamórfosis. Das musste Gutes verheißen. Ich fand jene Ansicht, die Babálu von irgendwelchen Leuten berichtet hatte, schlichtweg absurd. Und von besonders schwachem Geschmack. In der Tat gab es keine Farbe, die Babálus Persönlichkeit besser zur Geltung gebracht hätte, als ihr typisches Dunkelblau. Sei es ein großes Abendkleid, wie auf der Hochzeit von Isabelita und Miguel am Quirichiquí, oder sei es eine ihrer alltäglicheren Ausstattungen.

In diesem Moment erinnerte ich mich an alle möglichen Details, unter anderem, wie sie damals zu unserer ersten Verabredung in das Boquinha im Zentrum von Flúmina gekommen war. Ich hatte sie damals vom Fenster des Cafés aus gesehen, wie sie die Straße herunterkam. Sie trug ein dunkelblaues Kleid, breite Schulterträger, Arme frei, mit einem weiten Rock bis eine Handbreit ober dem Knie, wobei dieser bei jedem Schritt deutlich ausschwang. Dazu Ledermappe und hohe Schuhe in ebendiesem Blau. Ich erinnerte mich nun an jedes einzelne dieser Details. Und ich erinnerte Babálu daran. Weißt Du noch? –, sagte ich, – damals haben wir beschlossen, in den Tanzkurs zu gehen. Natürlich weiß ich das noch –, gab Babálu aufgebracht zurück, – aber ich erinnere mich auch daran, dass ich Altportugiesisch lernen sollte, um so besser Französisch lernen zu können. Das war ein wenig anders –, korrigierte ich, – ich habe vorgeschlagen, dass Du Dir Deiner altportugiesischen Wurzeln bewusst werden

kannst, um so leichter Französisch lernen zu können. Stimmt –, lenkte Babálu ein, – ich habe es dann ja auch gelernt.

Aber weißt Du –, gestand ich ihr nun, – dass Du jenes Blau getragen hattest, das hat mich damals enorm beeindruckt. Ich glaube, gerade dieses Blau war entscheidend, dass ich wirklich mit Dir in den Tanzkurs gehen wollte. Wieso? –, staunte Babálu. Nun wurde es heikel. Aber ich musste es ihr sagen. Weißt Du –, fuhr ich fort, – bei unserer ersten Begegnung, anlässlich der Eröffnung des Adelsbiénniums auf dem Quirichiquí, da warst Du ja mit blaulackierten Fingernägeln gekommen. Ich fand das einerseits verrückt und gleichzeitig sehr erotisch. Ich wusste nicht, was das bedeuten sollte. Warst Du das wirklich, oder war Dir das nur passiert? Ich wusste es nicht. Als ich Dich aber am darauffolgenden Tag zum Boquinha kommen sah, nun von oben bis unten in jenem Tiefblau, da wusste ich, dass Du das wirklich bist. Was bin? –, fragte Babálu. Das ... –, sagte ich, und ich glaube jetzt wurde ich rot, – Das eben: schwarz und blau wie die Nacht. Und schön. Nun blickten wir einander an. Es gab eine Pause. Dann setzte Babálu wieder ein, – So; dann hat es aber noch ziemlich lange gedauert, bis Du endlich verstanden hast, dass die Farbe meiner Nägel nicht Blau ist, sondern Lapis-lazuli. Ja –, musste ich zugeben, – aber heute weiß ich, dass nicht nur Deine Fingernägel, sondern auch Dein Haar wie Lapis-lazuli ist. Nun blickte mich Babálu wieder an. Lange. Dann sagte sie, – Küss mich, bitte, sofort. Wir saßen nach wie vor in jenem Restaurant an der Meerespromenade und warteten, dass unsere Bestellung serviert würde. Die Terrasse war voll mit Gästen. Wir fielen hier schon wieder etwas auf. Dann schloss sie ihre Augenlider. Auf ihnen fand ich nun wieder jenes Blau vor, von dem wir die ganze Zeit gesprochen hatten. Der Kuss war lange.

Dann wurde serviert. Der Kellner hatte leicht gehustet. Er wollte uns nicht stören. Aber er hatte es eben doch tun müssen. Nachdem er den Fisch serviert hatte, wünschte er uns guten Genuss. Ich weiß nicht, ob das eine Anspielung war. Wie auch

immer, wir hatten Hunger, sehr umfassenden Hunger. Der Tag war weiter schön und sehr heiß. All die Restaurants am Drómos Thalásses waren voll. Man feierte den Tag. Nach dem Essen gingen wir die Promenade entlang Richtung Süden. Wie hier stets, ich habe es schon erwähnt, war das Publikum trotz Hitze und arbeitsfreiem Tag ziemlich elegant gekleidet. Man sah viele Hüte, bei Damen und bei Herren, Halstücher, weiße Handsonnensegel. Die Nähe zu den Palästen hier auf dem Pálatin wird als zu Haltung verpflichtend erlebt. Zur selben Zeit, als wir und die vielen anderen Gäste hier feierten, waren die Feierlichkeiten auf dem Pálatin ebenso im Gang. Dort herrscht natürlich das Zeremoniell. Es wird entsprechende Kleidung getragen und der hohe Umgang gepflegt.

Am Drómos Thalásses, die Palastanlagen und Gärten auf den Hängen des Pálatin direkt vor Augen, nehmen die Metropolitanos an den Ereignissen des Hofes teil. Die Sebastoí und überhaupt die Familie der Sebastogénnetoi sind sehr populär. Die enorme Faszination für die Ereignisse dieses Tages, die ich ja soeben auch bei Babálu miterlebt hatte, ist alles andere als eine Besonderheit. Ganz allgemein herrscht größtes Interesse an den Aktionen und aktuellsten Ereignissen am und rund um den Hof. Seine Vorbildfunktion ist nicht nur vollkommen anerkannt. Sondern man erwartet auch, dass die jeweils nächsten Schritte der personalen und gesellschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten von den Sebastoí und den hohen Edlen initiiert werden. Nicht einfach nur Mode möchte man von den hohen Herrschaften erlernen, sondern noch vielmehr Lebensstil und Wissen um das Führen eines geglückten Lebens. Schließlich haben die Edlen nicht nur alle Mittel dazu, dies zu entwickeln, sondern sie stehen auch unter der Verpflichtung, diese Leistung unter sich und dann auch für alle anderen zu erbringen.

Für Babálu war es natürlich im höchsten Maß erstaunlich und erfreulich gewesen, ihren ureigenen Farbakkord von Sebasté Tabithá selbst hier in der Sebastúpolis vorgetragen zu sehen. Aber

das war sozusagen eine besonders glückliche Fügung für sie persönlich. Es ist jedoch praktisch gewiss, dass zigtausende, wahrscheinlich hunderttausende andere Teilnehmerinnen des Zuges, die keinerlei biografische Beziehung zu der Farbkombination Tiefblau – Schwarz haben, dass auch sie von der Erscheinung der Sebasté und von sämtlichen Details ihres Auftretens genauso vollkommen absorbiert gewesen waren wie Babálu. Die in dieser Art gesammelten Eindrücke werden dann in den nächsten Tagen, Jahren oder auch Jahrzehnten von den Einzelnen verarbeitet und integriert. Solche Eindrücke und Begegnungen sind nicht selten der maßgebliche Anstoß für Lebensentscheidungen. Eine derartige Inspiration geht natürlich genauso vom Sebastós und von hervorragenden Mitgliedern unter den Edlen aus. Leila Albuquerque übrigens verfügt ganz besonders über diese Begabung. Und sie lebt sie als einen Dienst.

Dasselbe Prinzip kann sich sogar auf vom eigentlichen Hof weit entfernten Gebieten realisieren. Ich selbst bin dafür das beste Beispiel. Bei mir war es die wiederholte Erfahrung jener Soldaten, die stets an der glühend heißen Straße vor der Infanteriekaserne in Petrolina als Wachposten standen. Nur die stachelige Xiquexique, die dort in staubig-steinigen Beeten quasi als Kulturpflanze gesetzt worden war, war noch zäher als die Soldaten in ihrem Widerstand gegen die unerbittlichen Einwirkungen von Sonne und Staub. Ich denke tatsächlich, dass dieser damalige Eindruck der Soldaten im Dienst des Sebastós in mir die Faszination erwachen hatte lassen, einmal in diese ferne Stadt zu gehen, wo jener mir eigentlich unbekannte Sebastós herrschte, um in irgendeiner Art auch in seinen Dienst zu treten. Nun war ich wirklich hierhergekommen. Und ich arbeitete am Metrografeĩon tatsächlich an den Agenden des Sebastós.

Den Festtag der Metamórfosis ließen wir dann noch mit dem Besuch von Tino's Gelateria ausklingen, die sich rühmt, am Drómos Thalásses sämtliche Geschmacksrichtungen und Eiskreationen anzubieten, die man sich nur vorstellen kann. Wie

wir aber feststellten, war das Angebot nur fast komplett. Was wir leider vermissten, war Sorvete de Jabuticaba. Das ist eben doch eine Besonderheit, die man nur in Brasilien bekommt. Aber die Copa Palatína, die Babálu bestellte, war ihres Namens würdig. Das Eis von Vanille, Acerola und Maracujá kam doch tatsächlich unter einer nahezu lapislazulifarbenen Bedeckung von zerstoßenen Blaubeeren. Der Tag der Metamórfosis hätte für Babálu nicht besser enden können.

Das waren unsere ersten Tage in Sebastópol, in unserer neuen und unserer ersten gemeinsamen Heimat. Wir konnten einander nun jeden Tag sehen. Die Zeit jener Sommerferien verging wie im Flug. Wir trafen uns jeweils vormittags und verbrachten dann den ganzen Tag mit Besichtigungen oder Unternehmungen irgendwo in oder um Sebastópol. Auch die südlichen Strände suchten wir wiederholt auf. Das Augustwetter war optimal und die dortigen Sandstrände bestens geeignet, den einen oder anderen Tag ohne irgendein anderes Ziel zu verbringen, als mit eben demjenigen, gemeinsam das eingetretene Wunder des unbegrenzten Zusammenseins zu genießen. Wir fuhren nochmals nach Vinhas. Auch die Akadémeia besichtigten wir nochmals. Babálu wollte sich etwas einstimmen auf das Studentenleben. Wir gingen in die Hauptbibliothek und in die verschiedenen Studierräume, wo trotz des Sommers ein gewisser Betrieb herrschte. Das Mittagessen hatten wir in der Mensa, einem riesigen Speisesaal, in dem es an jenem Tag vergleichsweise ruhig war. Viele Studenten waren über den Sommer nach Hause gefahren. Das Essen dort ist unvergleichlich billig, aber trotzdem recht gut. Babálu war sehr animiert von dem Ambiente. Es war ein deutlicher Wechsel von Malandéde hierher. Und natürlich war es schon ziemlich die Ausnahme, dass eine sebastopolitaner Studentin in einem der großen Palazzi der Stadt wohnte. Aber alle diese Spannungen musste Babálu nun eben verarbeiten.

Auf dem Gelände des Ásty epistémes gibt es auch einen Uhrturm. Er ist das höchste unter den dortigen Gebäuden. Man

kann hinauffahren und hat von dort eine gute Aussicht auf das gesamte Ásty. Man sieht den Viminál mit dem Palazzo der Parakatúzenoi und weite Teile des Démos. Babálu sah, wie groß das Ásty wirklich ist. Es ist tatsächlich eine Stadt. Sie fragte mich, ob die Wissenschaft wirklich eine so große Sache sei, dass sie einer solchen riesigen Anlage bedurfte. Ich sagte, wenn sie ihre Aufgabe wirklich erfüllt, dann sei die Wissenschaft schon eine große Sache. Persönlichkeiten wie Kálamos mégas oder auch Professor Maa würden ein solche Wissenschaft schon berechtigterweise begründen. Aber Babálus Frage schien mir durchaus ihre Berechtigung zu haben. Es gibt Mechanismen der Selbstrepetition, die aus dem, was vielleicht einmal Wissenschaft gewesen sein mag, nur noch Subabteilungen ökonomischer Begehrlichkeiten machen. Dann können derartige Entitäten vor sich hinwuchern und sind doch eigentlich nur Rudergaleeren für mehr oder weniger mesopotamische Auftraggeber und ihre dubiosen Projekte. Ich dachte an Pepe. Was immer der rein technische Wert seiner Forschungen gewesen sein mag; die Integration seines regen Schaffens in eine humane Welt, das war ihm definitiv nicht gelungen. Die hohe Tugend der hellenischen Klassik, die Kalokagathía, Schönheit und Gutsein als Ziel alles Edlen nämlich, sie ist dort garantiert kein Thema. Wenn sie nicht sogar, offen oder versteckt, gezielt verfolgt wird.

Dann kam der September und Babálus erster Tag am Chrysochoeĩon. Damit änderte sich unser Tagesplan deutlich. Wir trafen uns nun nachmittags oder abends. Die Wochenenden hatten wir aber weiter für uns. Besonders anfangs, und überhaupt während des ersten Jahres, war Babálu sehr beansprucht von Theorie und Praxis des dortigen Unterrichtes. Sie entschuldigte sich manchmal, dass sie so viel Zeit dort verbrachte oder dann auch alleine lernen musste. Aber natürlich war die Situation für uns viel besser als jemals. Selbst wenn sie die ganze Woche zu studieren und zu arbeiten hatte, die Wochenenden für uns zu haben, das war ein Luxus, den wir bis dahin nicht gekannt hatten.

Am Chrysochoeĩon hatte sie Unterricht in den verschiedensten Fächern, unter anderem in Geschichte der plastischen Kunstäußerungen der großen Epochen. Da gab es für sie viel Bildmaterial aufzuarbeiten. Sie sagte mir einmal, – Lapis, ich verstehe jetzt besser, was Du immer mit den Bildern gehabt hast; man muss es wirklich lernen, sie korrekt zu lesen. Zur Förderung dieser Fähigkeit hatten die Studenten Unterricht in Aktzeichen, an weiblichen und männlichen Modellen. Auch sonst wurden grafische Kapazitäten gefordert und gefördert. Es gab Arbeitsexkursionen auf die Akrópolis, in verschiedene Museen und auch nach Vinhas. Das diente dem Training im Skizzieren. Es ging also nicht einfach um das Handwerk des Goldgießens. Profunde Kenntnisse und Fertigkeiten darin waren vorausgesetzt worden, bei allen aufgenommenen Kandidaten. Beziehungsweise hatten diese dezidiert nachweisen müssen, dass sie bereits professionelle Erfahrung in der Gold- und Metallverarbeitung hatten. Da hatte Babálu ja einiges aus der eigenen Werkstatt vorzuweisen gehabt.

Nun ging es in diesen drei Jahren darum, die bereits vorhandenen technischen Fähigkeiten in einem dem jeweiligen Kandidaten entsprechenden, kreativen Rahmen zur vollen ästhetischen Entfaltung zu bringen. Oder dafür jedenfalls die Grundlagen zu legen. Babálu analysierte also sehr viele Bilder und plastische Werke. Unter anderem waren auch die Benin- und Yoruba-Bronzen darunter. Babálu, und das wurde von den Lehrenden am Chrysochoeĩon gefördert, war auf der Suche nach ihrer Identität in Aísthesis und Poíesis, in Wahrnehmung und Schaffen. Zu Babálus und meiner freudigen Bestätigung nahm das Werk von Sidi Maarouf am Chrysochoeĩon einen entscheidenden Rang im Lehrkanon ein. Die von ihm begründete, sogenannte Gräkoafrikanische Schule steht übrigens allgemein in Sebastópol in hohem Ansehen. Sie wird als eine geglückte Integration sehr unterschiedlicher Traditionen betrachtet. Als besonders bemerkenswert an der Gräkoafrikanischen Schule gilt die

Tatsache, dass sie sich lange Zeit nach den antiken Synthesen entwickelt hatte und dennoch deren Niveau an Qualität und Authentizität erreichen hatte können.

Ich habe es schon einmal kurz erwähnt, Sidi Maaroufs Leistung wird vor allem gesehen in Ausgleich und Synthese zwischen einerseits der klassisch-ponderierten Personauffassung der hellenischen Tradition und andererseits der expressiv-ekstatischen Auffassung afrikanischer Herkunft. Dazu kommt die sehr starke Farbgebung der Gräkoafrikanischen Schule, die aber durch klare grafische Strukturierung im Gleichgewicht gehalten wird. Wir hatten Werke von Sidi Maarouf ja schon in Flúmina bewundert. Dort steht die Capela São Sebastião da Glória auf dem Quirichiquí und daneben, im Palazzo der Duques de Moçalves, ist die Sala de Fiestas mit dem enormen Deckenmosaik der Begegnung der Kulturen geschmückt. Hier in der Sebastúpolis war die Große Opera einst von Sidi Maarouf und seinen Schülern in dieser Maniera ausgestaltet worden. Auch dorthin ging einmal eine Studienexkursion von Babálus Studentenklasse. Babálu zeigte mir dann die Skizzen, die sie dort angefertigt hatte. Sidi Maarouf hatte großflächige Fresken gemalt, mit Szenen der berühmten Operngestalten, aber auch von Komponisten und gefeierten Sängern. Babálu hatte während jener Exkursion besonders die mythischen Paare der Librettowelt studiert. Orfeo und Euridice nach Monteverdis Werk. Die beiden vordergründig-fröhlichen Naturvögelchen Papageno und Papagena. Natürlich hatte sie auch Aïda nach Sidi Maaroufs Interpretation skizziert, die todesmutige äthiopische Königstochter, und dazu ihren treuen Radamés, den ägyptischen General.

Auch das glücklichste unter all diesen Paaren hatte sie mit Silberstift aufgenommen, Don Emiliano und Donna Luisa. Vermutlich nicht ohne autobiografisches Interesse. Das Liebesduett der beiden aus Carmettis Belcanto-Opera Gli Amanti Liberati hatten wir ja bei der Eröffnung des Biénniums in Flúmina miterlebt. Damals hatten es die unvergesslichen Stimmen Amalia

Perettis und Eugenio Bastos interpretiert. Babálu hatte die zentrale Szene der wechselseitigen Liebeserklärung und des gemeinsamen, mutigen Entschlusses, aus der Hand der sie gefangenhaltenden Korsaren zu fliehen, in nur wenigen Strichen von der Decke der Opera auf ihren Zeichenblock gebracht.

Später habe auch ich Maaroufs Originale an den Deckengewölben der Opera gesehen. Ich muss sagen, Babálus Skizzen hatten wirklich die wesentlichen Charakteristika dieser Gestalten treffend festgehalten. Ich hatte dabei das Gefühl, dass sich Babálu mit Emilianos und Luisas Befreiungstat irgendwie identifizierte, mit jenem gemeinsamen Ausbruch aus der Gefangenschaft in einem Piratennest. Aus Liebe und um der Liebe willen wagen die beiden die Flucht. Es war natürlich nicht Malandéde, nicht ihre Familie und auch nicht Moçambique, wovor Babálu geflohen war. Aber ich denke, sie hat sich doch befreien wollen von den allgemein sehr prävalenten Erwartungen einer Normalität, die derartig disparate Existenzlagen, wie diejenigen von uns beiden, als schlichtweg unvereinbar erklären möchten. Es scheint mir, dass wir wirklich einer solchen Versklavung anheimfallen hätten können. Gestrandet und gefangen in einer sogenannten Normalität, die sich sicherlich niemals dazu entscheiden wird, die schwierige Liebe zu wählen. Gefangen in einer Welt, in der sicherlich nur das passiert, was alle niederen Seelen sich und ihrer gesamten Umgebung als normal vorschreiben möchten.

Selbst in der kosmopolitischen Sebastúpolis fällt eine Kombination wie die unsere immer noch auf. Das betrifft die verschiedensten Dimensionen. Wir kommen eben in fast jeder Hinsicht aus verschiedenen Ecken des Globus. Was ist es, das uns doch zusammenhält? Ich kann hier vielleicht ein gewisses Geheimnis preisgeben. Meine Vermutung ist es nämlich, dass es zu einem nicht unbedeutenden Anteil unsere gemeinsamen altportugiesischen Wurzeln sind, die unserer kontrastreichen Verbindung eine natürliche Grundlage geben können. Irgendwie

ist es doch Tatsache, dass nur die lusitanische Kultur weiß, was ein Kuss wirklich ist. Zweifelsohne ist Babálu Erbin dieses hohen Wissens. Das hatte ich damals in Flúmina bei unserer ersten Begegnung sofort gesehen. Irgendwo zwischen ihrem schwarzen Knöchel und den tiefblauen Lidern hatte ich das sofort bemerkt. Ich hatte sie damals ja sogar für eine Brasilianerin gehalten. Aber natürlich, es bleibt ein unergründliches Geheimnis, dass gerade uns, und so wie wir eben sind, die Kraft der Kohäsion gegeben ist. Da uns diese Kraft aber gegeben ist, sehen wir es als hohen Auftrag, sie gegen alle niedrige Entwertung zu verteidigen. Gegebenenfalls muss man dann eben auch aus dem einen oder anderen Piratennest der Mediokrität ganz einfach ausbrechen.

Trotz all des Stresses, den Babálu besonders in ihrem ersten Studienjahr zu bewältigen hatten, hatten wir nach ihren ersten Wochen am Chrysochoeĩon beschlossen, uns eine schon länger geplante, gemeinsame Unternehmung nicht von einem allzu strengen Zeitplan verderben zu lassen. Wir meldeten uns zu einem Tanzkurs an. Schließlich waren wir damals in Flúmina mit dem Tanzunterricht ja keineswegs zu Ende gekommen. Es waren gerade einmal zwei Monate gewesen, in denen wir am Kurs teilgenommen hatten. Immerhin, durch die Intensität und das Niveau des damaligen Trainings hatten wir doch eine sehr wertvolle Grundlage mitgenommen. Nun wollten wir darauf weiter aufbauen.

In der Agorá, in der Nähe des Pálatin, gibt es eine renommierte Tanzschule, die gerne von allen aufgesucht wird, die klassische Tänze des Hofes erlernen möchten. Im Prinzip gibt es dort eine allgemein zugängliche Version desjenigen Unterrichtes, der an den Adelsbiénnia erteilt wird. Dazu gehören dann auch die Etiketteinstruktion und der Unterricht in den edlen Umgangsformen im Allgemeinen. Wir gingen also hin und erkundigten uns, ob es einen passenden Kurs für uns gäbe. Bei dieser Gelegenheit wurden wir aufgefordert zu zwei, drei Musikstücken unsere Tanzkünste vorzuzeigen. Wir kamen damit

ganz gut zurecht und wurden sofort einem Fortgeschrittenenkurs zugeteilt. Damit hatten wir ein neues Fixprogramm für unsere Donnerstagabende. Der Ablauf war wirklich ähnlich wie in Flúmina. Zwei Stunden, die erste Stunde mit dem offiziellen Tanzpartner, die zweite mit wechselndem Partner. Die Unterrichtenden waren natürlich nicht Leila und Jaime, aber trotzdem gaben sie wertvolle Hinweise, nicht nur zu den Tanzfiguren, sondern auch über das wie und was im gesellschaftlichen Umgang.

Wir lernten hier auch verschiedene, ganz angenehme Paare kennen, mit denen wir manchmal nach dem Kurs als Gruppe in ein Lokal gleich um die Ecke der Tanzschule gingen. Es waren das ebenfalls Studenten oder Leute, die schon ihre ersten Anstellungen hatten. Falls sich mit den anderen Tanzschulbesuchern einmal nichts ergab, gingen Babálu und ich dann meist in das Málko. Ich war dort ja fast schon Stammgast. Nun, mit Babálu, war es aber weit angenehmer dort einzukehren. So bedeutend das Málko als Kafeneĩon und Treffpunkt in der Agorá ist, leider kann es mit der Colombina nicht mithalten. Natürlich ist auch das Málko ein distinguiertes Lokal, die Speisekarte ausgezeichnet, der Service zuvorkommend. Sie haben sogar Coco-Gebäck, was in Sebastópol nicht der Standard ist. Aber, aber, es ist nicht die Colombina. Die Stimmung ist eben eine andere. Man geht einfach woanders hin. Vielleicht ist es die Summe von Details, dass man eben doch nicht die brasilianischen Gerichte bekommt, dass das Publikum ein anderes ist, dass der Café anders serviert wird, was auch immer. Trotzdem wurde uns das Málko ein Fixpunkt in unserer Sebastúpolis. Babálu schätzte das vergoldete Stehbildnis des Sebastós am Eingang und den Brauch der Militärangehörigen, vor ihm ihre Kappen niederzulegen, solange sie das Málko frequentieren. Auch diejenigen Aspekte des Kafeneĩon Málko, die ihm den informellen Namen Karawanserei eingebracht hatten, waren Babálu lieb. Von zuhause her kannte sie Umgang und Haltung der arabischen

Bevölkerung. Die hier zahlreich verkehrenden sogenannten Málkis, die dem Sebastós treu ergebenen arabischen Militärs, erweckten in ihr nämlich heimatliche Erinnerungen.

Inzwischen hatte Babálu im Palazzo Lumbawési-Matáwo schon wiederholt berichtet, dass ihre zahlreichen Unternehmungen in die noch fremde Stadt nicht unbegleitet erfolgten. Als Konsequenz davon, es war das irgendwann in diesem ersten gemeinsamen sebastopolitaner Herbst, wurde ich eingeladen, mich bei den Condes vorzustellen. Ich erinnere mich, dass es damals schon ein kalter Abend war, als ich wieder einmal am Torposten zum Palazzo ankam, diesmal aber, um in die Anlage einzutreten. Der Posten kontrollierte mich, nahm auch mein Dokument auf. Dann ging ich ein gutes Stück durch den dunklen Garten, in dem man trotz des Dunkels sah, das er aufwendig angelegt war. Es gab verschiedene Bauminseln, mit zum Teil hohen und alten Bäumen. Ich glaube, es waren auch Zedern darunter, aber in der Dunkelheit war es schwierig, das zu unterscheiden. Neben verschiedenen Blumenbeeten, die schon umgestochen waren, gab es Wasserbecken, die für den bald kommenden Winter bereits entleert worden waren.

An Haupteingang empfing mich ein Hausangestellter und brachte mich in die Vorhalle. Dann kam schon Babálu die Treppe herunter und wenig später die Condessa Ifigéneia Lumbawési selbst. Sie war das, was man von mittlerem Alter nennt. Ein Zustand, in dem man nicht recht weiß, ob es sich um eine größere Schwester oder um eine Mutter handelt. Nachdem ich wusste, dass sie fünf Kinder hatte und dass diese zum Teil älter als Babálu waren, war mit klar, dass sie auch das war, was man gut erhalten nennt. Sie kam sehr rasch, fast jugendlich die Treppe herunter. Sie sagte, sie freue sich, mich endlich kennenzulernen, nachdem ich offensichtlich der Grund bin, weshalb Babálu so wenig Zeit bei den Condes im Palazzo verbringt. Ich verteidigte mich, dass es vielmehr das Chrysochoeĩon sei, das Babálu so sehr beschäftige. Aber Babálu lächelte darauf, und die Condessa meinte, sie wisse

ganz genau, dass Babálu sehr beschäftigt sei mit mir. Denn sie sei ja stets auch zu Zeiten unterwegs, wo es im Chrysochoeĩon gar keinen Unterricht gebe.

Dann kam der Conde selbst. Er schien etwas älter als die Condessa, hochgewachsen und mit einer natürlichen Autorität in seiner Haltung und Auftreten. Wir gingen in den Salon und hatten einen Aperitif. Der Conde sagte zu mir, heute lerne er wohl den tieferen Grund für Babálus Übersiedelung nach Sebastópol kennen. Ich wusste nicht recht, was ich darauf sagen sollte. Er hatte zwar recht, und es machte mich stolz und froh, dass es so war. Aber gleichzeitig wusste ich, dass es für Babálu ebenso äußerst wichtig war, dass sie die Ausbildung am Chrysochoeĩon machen würde. Es ging dabei nicht nur um das Erreichen eines ausgereiften Niveaus in ihrer Arbeit, sondern es war klar, dass Babálu in ihre umfassende, kreative Autotransformation eingetreten war. Sie war nicht mehr einfach das Mädchen, das ich in Flúmina kennengelernt hatte, die reiche Erbin des Hauses Kazundé-Membúto, die ihrem Vater bei den Kundenpräsentationen assistierte. Sie hatte ein eigenes Profil entwickelt, hatte sich sogar bereits einen Namen in der Welt des Schmuckdesigns gemacht. Nun hatte sie die Gelegenheit, sich an der führenden Institution der Autokratoría in ihren Begabungen vollkommen zu entfalten.

Ich antwortete daher dem Conde, dass ich meine Position eher darin sähe, Babálu begleiten zu dürfen, auf ihrem aktuell sehr spannenden und rasanten Weg ihrer künstlerischen Vervollkommnung. Als ich das sagte, legte Babálu ihren Arm um mich. Der Conde schien mit meiner Feststellung zufrieden und antwortete, dass er nun besser verstehe, weshalb Babálu ihren mutigen Schritt in die Ferne getan hatte. Dann wurde ich interviewt, was mich in die Sebastúpolis geführt hatte und was ich nun hier machte. Ich erzählte die Eckpunkte, unsere Begegnungen in Flúmina, das Schulstipendium, das mich nach Sebastópol gebracht hatte, Akadémeia und Metrografeĩon.

Als wir zu Tisch gegangen waren, wechselten die Condes dann unvermittelt zu Mittelägyptisch. Offensichtlich wollten sie wissen, was es mit meiner Ausbildung tatsächlich auf sich hatte. Diese Prüfung war auch für mich sehr interessant. Ich hatte noch nie ein nobles afrikanisches Haus besucht. In Leichtigkeit und Eleganz hörte ich nun nicht nur das Idiom, das ich in der Hofschreiberschule erlernt hatte. Sondern ich erfuhr auch, dass die Condes Lumbawési-Matáwo die Konversation in Mittelägyptisch als besondere Ehre hochhielten, denn sie sahen in dieser afrikanischen Sprache einen der edelsten Repräsentanten ihres heimatlichen Kontinents. Dies sei allgemein die Ansicht unter den afrikanischen Noblen, erfuhr ich bei dieser Gelegenheit. Auch die näheren und entfernteren Verwandten der Lumbawésis im Kongo, die Babálu dank Leilas stets reger gesellschaftlicher Aktivität in Umbanto zum Teil selbst kennenglernt hatte, sie alle benutzten das Mittelägyptische zuhause und in ihren internen Angelegenheiten als ihr nobelstes Erbe. Diese tiefe Verwurzelung in den ägyptischen Gebräuchen hätte das Haus Lumbawési schon vor Jahrhunderten dazu befähigt, hohe diplomatische Missionen in der Autokratoría zu übernehmen, die sie dann stets zur Zufriedenheit der jeweiligen Sebastoí bekleidet hätten.

Conde Lumbawési-Matáwo selbst war am Pálatin tätig, in jenem Büro, das informell Tría-Álfa heißt, im Amt Afrikanischer Angelegenheiten. Wie ich erfuhr, war er dort für die Koordination der diplomatischen Missionen des gesamten Kontinentes und ihrer Verbindungen in die Sebastúpolis zuständig. Ein hoher Posten also. Er kannte auch Didáskalos Kýrillos von der Hofschreiberschule und bezeichnete ihn als einen Botschafter Afrikas. Das ist natürlich als Ehrenbezeichnung zu verstehen. Kýrillos ist nämlich geborener Sebastopolít. Aber es ist eine schöne Auszeichnung für ihn, wenn ihn das Oberhaupt der Lumbawési-Matáwos hier in Sebastópol informell so betitelt. Ich kann die Bedeutung Kýrillos’ jedenfalls nur bestätigen. Er hat nicht umsonst den Titel eines Didáskalos Aigýptou, eines Lehrers

Ägyptens. Das ist allerdings sein offizieller Amtstitel, nicht lediglich eine Höflichkeit. Der Conde gratulierte mir, dass es Kýrillos war, bei dem ich Mittelägyptisch lernte.

Nach dem Essen gingen wir kurz hinaus auf die Terrasse vor dem Salon, um etwas frische Luft zu bekommen. Es war ziemlich kühl. Die dabei angehenden Scheinwerfer ließen einen gewissen Blick in den Garten zu. Vor der Terrasse gab es angelegte Beete für das Blumenparterre, die nun aber wegen des kommenden Winters ohne Bewuchs waren. Im Zentrum lag ein großes Bassin, dessen Wasser auch schon geleert worden war. In der wärmeren Jahreszeit musste das hier ein sehr schöner Garten sein. Babálus Zimmer blickte mit einem Balkon auf diese Seite. Sie hatte wirklich Glück gehabt, dass Leila ihr diese Art von besonderem Studentenheim vermittelt hatte. Tja, Babálu war eben doch eine Prinzessin. Auch wenn sie das nicht gerne hörte, jedenfalls in Verbindung mit den Familiendiamanten.

Wir gingen bald wieder hinein und hatten dann noch Café. Nun wollte die Condessa wissen, wie ich denn das Adelspraktikum in Flúmina gefunden hätte. Tochter Zoé Fayola sollte demnächst ihr Adelsbiénnium absolvieren. Ob ich Flúmina empfehlen würde, wollte die Mutter wissen. Das tat ich natürlich. Ich erklärte, dass ich allerdings nur zwei Monate dort gewesen war und keineswegs an allen Aktivitäten zugelassen war. Aber was wir, Babálu und ich, gesehen und miterlebt hatten, war sehr instruktiv gewesen. Ob es wirklich stimme, dass Leila Albuquerque dort in Flúmina alles neu organisiert habe. Ich konnte das bestätigen. Sie war es ja gewesen, warum ich überhaupt zum Biénnium gekommen war. Auch war Leila es, die uns beide, Babálu und mich, zur Eröffnungsveranstaltung auf dem Quirichiquí gebracht hatte und dort einander vorgestellt hatte. Ich konnte der Condessa nur meine Erfahrung mitteilen, dass Leilas reale Persönlichkeit, so wie ich und Babálu sie kennenlernt hatten, alle über sie kursierenden Gerüchte verblassen lässt. Was das nächste Biénnium in Flúmina betraf, das ohne Leilas persönliche

Anwesenheit ablaufen musste, war natürlich offen, wie viel von Leilas Prägung dort weiter spürbar sein würde. Flúmina selbst aber, die Patronanz der Vizekönige Pedro und Ana Maria und die edlen Familien, die ich kennengelernt hatte, das alles würde auch weiterhin einen glänzenden und sicherlich empfehlenswerten Turnus dort garantieren. Condessa Ifigéneia schien erleichtert durch diese Informationen.

Sozusagen als Schlusswort fragte die Condessa uns dann sehr direkt, wann wir denn nun heiraten wollten. Ich muss sagen, darauf war ich damals nicht vorbereitet gewesen. Das war bis dahin auch kein wirkliches Thema zwischen Babálu und mir gewesen. Zugegebenermaßen, ich hatte sehr wohl darüber nachgedacht. Zumal seitdem sich abgezeichnet hatte, dass Babálu tatsächlich nach Sebastópol kommen würde. Aber wir waren derart beschäftigt gewesen mit der Organisation ihrer Bewerbung, mit der Übersiedelung, und dann mit ihrem Studienbeginn, dass wir eine Zukunft jenseits der jeweils nächsten Wochen nicht weiter geplant hatten. Außerdem waren wir uns nun endlich einmal nahe, frei von diesen Bild- und Tonmaschinen. Wir waren nahezu in einen Rauschzustand verfallen, angesichts des realen Lebens, das wir nun endlich führen konnten. Und das seit schon geraumer Zeit. Ich blickte Babálu an, die auch nicht wusste, was sie sagen sollte. Ich antwortete daher, ich wüsste gar nicht, ob Babálu mich für ein ganzes Leben überhaupt nehmen würde. Und in jedem Fall, ich würde wohl zuerst einmal meine Ausbildung an der Akadémeia beenden müssen. Vorläufig war ich Student, lebte von einem großzügigen Stipendium des Sebastós, vermittelt durch das Metrografeĩon. Die Mittel für ein Familienleben hatte ich also durchaus nicht.

Ifigéneia meinte darauf nur, das könne sich auch ändern. Ich sollte jedenfalls wissen, und sie sage dies aufgrund nur der kurzen Zeit, die sie nun Babálu kenne, dennoch aber aus echter innerer Überzeugung, ich sollte unbedingt wissen, dass Babálu nicht irgendein Mädchen sei. Sie beziehe sich damit nicht auf ihre

Herkunft aus der Diamantenfamilie und nicht einmal auf den sehr bemerkenswerten Schritt, nach Sebastópol zu gehen und noch dazu an das Chrysochoeĩon. Alles das sei nicht das Wesentliche. Sie, die Condessa, habe nämlich Töchter, und sie empfange auch permanent Besuche junger Leute, wegen der diplomatischen Beziehungen nach ganz Afrika. Babálu rage da eben als Persönlichkeit ganz einfach heraus. Sie sei sich sicher, dass Babálu am Chrysochoeĩon und in der ganzen Sebastúpolis zahllose Verehrer finden werde. Und das sei nur zu verständlich. Wenn ich mich also ernsthaft für sie interessierte, dann solle ich mir gut überlegen, Babálu niemals unachtsam auf irgendetwas warten zu lassen. Dann schloss sie mit, – Gut, das war es, was ich sagen wollte.

Das war in der Tat ziemlich direkt gesagt. Ich muss wohl etwas hilflos ausgesehen haben. Der Conde vermittelte damit, dass ich das alles nicht zu persönlich nehmen solle. Er freue sich jedenfalls, dass Babálu nun bei ihnen wohne, denn sie sei eine angenehme junge Dame. Wo er jetzt uns beide kenne, könne er verstehen, dass wir so viel Zeit gemeinsam verbrächten. Er fände, wir seien ein schönes Paar, und er wünsche uns alles Gute für unsere gemeinsame Zukunft. Das war dann das Zeichen, dass die Einladung ihrem Ende zu ging. Babálu sagte, sie würde mich noch hinausbegleiten. Ich verabschiedete mich von den Gastgebern.

Zu meiner Verwunderung umarmten mich beide Condes an der Türe. Babálu ging noch mit mir bis zum Posten. Sie sagte, ich solle mir nichts daraus machen. Die Fragen der Condessa Ifigéneia seien sicherlich nicht böse gemeint gewesen. Und sie, Babálu, habe mich gerne und sei nicht in die Sebastúpolis gekommen, um jetzt hier jemand anderen kennenzulernen. Ich war nicht in der besten Stimmung, denn ich konnte auch nicht sehen, was ich nun wirklich falsch gemacht hätte. Wir waren immer noch ziemlich jung. Im Allgemeinen heirateten nur diejenigen, bei denen jedenfalls ein gewisses Maß an Stabilität in ihre Biografie eingezogen war. Das war ja kaum der Fall bei uns.

Ich küsste dann Babálu die Hand und entschuldigte mich für alle Unannehmlichkeiten, die ich, wenn auch nicht wirklich verursacht, aber eben doch ausgelöst hatte.

Am Heimweg dachte ich noch nach, was das jetzt bedeuten sollte. Natürlich war es überlegenswert, was wir beide denn nun weiter im Leben machen würden. Ich war glücklich mit Babálu. Aber es war für uns eben nicht wie am Hof Mumadonas. Vielleicht hatte Babálu zwar so etwas wie einen Stammsitz. Sie war prinzipiell gut versorgt. Aber ich war wohl kaum Hermenegildo. Ich hatte weder Titel noch Besitz. Und das, was ich hatte, meine Fähigkeiten und meine Bildung, das würde in Malandéde kein günstiges Betätigungsfeld finden. Was hatte ich also anzubieten als Grundlage für ein gemeinsames Leben mit Babálu? Nicht viel.

Genau dieses Problem hatte ich ja übrigens auch gleich am Abend unserer ersten Begegnung auf dem Quirichiquí erkannt. Babálu war eben eine Diamantenprinzessin. Und ich war kein Prinz. An jenem Abend lag ich ziemlich desanimiert in meinem Bett. Der Schlaf wollte sich nicht recht einstellen. Hatte ich etwas falsch gemacht? Wir waren tatsächlich sehr verschieden. Das zeigte sich nun einmal mehr. Ich musste nachdenken, was ich tun könnte, dass wir nicht an diesen oder ähnlichen Schwierigkeiten scheitern würden. Unsere Verschiedenheit war schön. Aber sie war auch eine mögliche Quelle von ernsten Problemen. Irgendwann schlief ich schließlich doch ein. In der Folge sprachen wir nicht mehr über dieses Ereignis anlässlich meiner Vorstellung im Hause Lumbawési-Matáwo. Wir setzten unser neues Leben und unsere Unternehmungen in der Sebastúpolis einfach fort.

Dann kam die Sensation. Babálu hatten es vorher schon von Leila persönlich erfahren. Nun wurde es offiziell bekannt. Jaime und Leila würden nach Sebastópol kommen, das heißt, sie übersiedelten in die Metrópolis, um hier zu leben. Jaime hatte seine Studien in Umbanto abgeschlossen und offensichtlich sofort neue Betätigungsfelder gefunden. Die beiden hatten beschlossen, nach Rhakótis zu gehen. Um dort den Puls der Zeit

zu fühlen, ihn aber eben auch zu steuern. In Efemerídes Póleos, dem quotenstärksten Tagesjournal Sebastópols, lautete die Titelblattschlagzeile jenes Tages: "Conquista in Rhakótis: Prinz Jaime und Prinzessin Leila beziehen den Palazzo des bevölkerungsreichsten Démos der Sebastúpolis". In jenem Artikel wurde dann gerätselt, was die beiden wohl zu diesem Schritt veranlasst haben mochte. Ob der Prinz in die Metallindustrie einsteigen wolle. Oder ob Leila das Adelsbiénnium in der Sebastúpolis übernehmen würde. Schließlich hätte den beiden ja auch sonst wo jede Karriere offen gestanden. In Iberien, in Brasilien, oder eben auch im Kongo. Jedenfalls war sich der Redakteur gewiss, dass man von den beiden, nun in der Großen Stadt angekommen, noch einiges zu erwarten haben würde. Damit hatte er durchaus recht.

Ich habe es schon gesagt, Rhakótis ist der größte Démos in Sebastópol. Im Norden von Lox gelegen, heißt er auch Poíesis megále, die große Werkstätte. Hier wohnt die Bevölkerung, die die großen Industrie- und Produktionsanlagen bedient. Die Fabriken und viele weitere Firmen befinden sich vor allem im nördlichen Industriegürtel, der sich noch hinter Rhakótis ausdehnt. Aber ein Großteil der dort Arbeitenden wohnt eben in Rhakótis. Damit ist das natürlich eine sehr wichtige und geradezu neuralgische Zone Sebastópols. Wer wissen will, was gerade die Befindlichkeit in der Bevölkerung ist, der braucht sich nur in das Zentrum von Rhakótis zu begeben, auf die Hauptachsen von Hodós Euergétou I. und Hodós tõn Érgon oder auch in die Lokale an der Plateía Koinonías. Dort erfährt man alles, was man über die aktuelle wirtschaftliche Lage, die Moden, die Hoffnungen und die Ängste der autochthonen Sebastopolíten wissen muss. Viele der Bewohner von Rhakótis stammen aus den nördlichen Steppen, die hinter Sebastópol beginnen und sich bis weit in die dann schon kühler werdenden Regionen ausdehnen. Steppen ist gut gesagt, das waren sie nämlich früher. Heute sind das ausgedehnte Agraranbaugebiete, die die Sebastúpolis und die zentrale

Autokratoría mit Getreide, Hülsenfrüchten, aber auch Gemüse und Obst versorgen. Originale Steppen gibt es nur noch im hohen Norden, wo der Anbau wegen des kühleren Klimas und der weniger ertragreichen Böden kaum rentabel ist. Von dort überall kommen Zuwanderer nach Sebastópol und suchen hier ihre Arbeit. Rhakótis ist die erste Anlaufstelle. Für viele von ihnen bleibt es ein Leben lang ihr Wohn- und Arbeitsort, oft auch für die folgenden Generationen.

Es dauerte nicht lange, bis Babálu von Leila zu einem Treffen eingeladen wurde. Die Freundschaft zwischen den beiden lebte in der Sebastúpolis wieder auf. Babálu besuchte sie wiederholt in ihrem neuen Zuhause, im Palast inmitten des Demos von Rhakótis. So erfuhr auch ich, was bei Leila und Jaime gerade der Stand der Dinge war. Sie hatten vor kurzem ihren ersten Sohn bekommen, Filíppos, der bei ihrer Ankunft in Sebastópol gerade fünf Monate alt geworden war. Leila war natürlich einigermaßen beschäftigt mit ihrem kleinen Felipe. Wie Babálu mit vielen Details wusste, hatte Jaime die Leitung eines der größten metallverarbeitenden Betriebe im nördlichen Industriegürtel übernommen. Vom Palazzo in Rhakótis aus flog er täglich dorthin mit seinem Hubschrauber. Er hatte diese Arbeit übernommen, zum einen weil er die dafür nötige Ausbildung im Kongo gründlich erhalten hatte. Zum anderen wollte er aber eben genau in dieser Problemzone von Rhakótis und dem sebastopolitaner Industriegürtel arbeiten. Weil, wie Leila es ausdrückte, dort gleichermaßen die originalen Sebastopolíten wie auch die echten Probleme der Autokratoría zuhause waren. Jaime wollte anwesend sein, bei der Arbeit und dem Leben all derer, für die er sich verantwortlich sah. Und er wollte seinen Beitrag in der Optimierung der dortigen Lebens- und Arbeitsbedingungen leisten.

Besonders anfangs war das wirklich eine Herausforderung für ihn. Babálu sah ihn so gut wie nie im Palazzo. Offensichtlich war er stets in seinem Betrieb oder sonst in seinen Agenden

unabkömmlich beansprucht. Es ging dabei, gemäß Leila, unter anderem um die Einführung neuer Metallaufbereitungstechnologien, die er in Umbanto kennengelernt hatte. Dabei kamen ihm auch die weltweiten Kontakte sehr zugute, die er während des Studiums im Kongo aufbauen hatte können. Sozusagen nebenbei lernte er natürlich die Situation der Bevölkerung, die in seinem und in benachbarten Betrieben der Industriezone arbeitete, näher kennen. Hier in Sebastópol ähnelten die Herausforderungen weithin den Gegebenheiten, wie er sie schon in Flúmina kennengelernt hatte. Die Maßnahmen, die Vizekönig Pedro XVII. unter anderem mit seiner ADAT, der Academia da Arquitetura Tropical, in Flúmina umgesetzt hatte, und auch die "Cursos", die Carlos de Mončalves dort aufgebaut hatte, erwiesen sich nun als äußerst wertvolle Vorerfahrungen für die Gestaltung vergleichbarer Aktivitäten in Rhakótis. Carlos hatte für Flúmina folgenden Satz als Motto geprägt, "Niemand soll sich selbst aufgeben". Er drückte damit aus, dass alle sich darum mühen sollten, ihr Leben aktiv und betrugsfrei in die Hand zu nehmen. Man muss sicherlich zugeben, dass ein solcher Satz nicht nur ein guter Rat für die Bewohner Flúminas oder Brasiliens ist. Jaime stand nun vor durchaus vergleichbaren Aufgaben. Vermutlich waren sie hier in Sebastópol noch um einiges größer, als sie es in Flúmina gewesen waren.

Carlos' Konzept in Flúmina war es gewesen, jene "Cursos" anzubieten, in denen jeder Arbeitstätige, parallel zu seiner normalen Tätigkeit und inkludiert in seinen Arbeitsvertrag, auch eine Facette seiner Persönlichkeit aus- beziehungsweise weiterbilden konnte. Es gab Cursos handwerklicher Natur, Sporttraining mit Wettkämpfen oder ohne, künstlerische Ausbildungen, mathematisch-technische Trainings, etc. Positive Effekte auf die Arbeitsleistung waren erwünscht, primär ging es jedoch dabei um die Persönlichkeitshöherbildung. Die Logik dahinter ist, wer zufrieden in seiner Alternativaktivität ist und dort seine Persönlichkeit weiterentwickelt, der wird auch besser im

Beruf arbeiten. Damit soll der Ausbruch der berühmten Entwertungskaskade der Maschinenwelt verhindert werden. Jene destruktive Durchnummerierung der Arbeitenden, ihre Reduktion auf spezielle Handgriffe und diese fatale Schrumpfung des Selbstwertes auf den eines Rädchens in einem absolut undurchschaubaren Prozessgetriebe, alles das wurde offen und massiv durch Carlos' Cursos aufgearbeitet.

Man sollte sich dazu vielleicht vor Augen halten, was man so in den Archiven zu diesem Thema finden kann. Ich fand da doch tatsächlich die seltsamsten Symbole, unter die verschiedenste Demagogen und Operatoren die arbeitende Bevölkerung einst sammeln und versklaven hatten wollen. Damals leider mit großem Erfolg. Eines unter diesen Sammelsymbolen war der Hammer gewesen. Man muss wissen, dass dies ein Zeichen roher Gewalt und Nivellierung ist, das Emblem einer nördlichen Gottheit, die Donner und Zorn auslebt. Was soll man von einem solchen Zeichen als Integrationssymbol für die Bevölkerung erwarten außer Unterdrückung und Gewalt? Andere hatten das Zahnrad auf ihre Fahnen geheftet. Dabei handelt es sich um ein Objekt, das unter Ausschluss eines freien Willens an einem Ort niedergenagelt ist und sich dort, in kompletter Fremdvorgabe, um sich selber drehen darf. Was erwartet man von Menschen, die sich so etwas zum Identifikationsobjekt wählen? Wieder andere hatten sich unter dem Zeichen der enggekrümmten Sense gesammelt. Das bedarf ja kaum weiterer Erklärungen; der sichere Tod ist vorprogrammiert in solch einem System. Genauso war es dann auch gekommen.

Jene sinistren Zeichen entwickelten sogar ein seltsames und weitausgedehntes Eigenleben über nicht kurze Epochen. Warum? Nun, solche obskurantistischen Erfolge des Antihumanen gehören letztlich unter die großen Menschheitsrätsel. Aber, Schwäche in der Analyse dieser Verirrungen und im Widerstand dagegen ist lediglich sinnlos. Man muss an der Dekonstruktion solcher Verwirrungscluster aktiv arbeiten. Um hier klarer sehen

zu können, ist es sicher wesentlich, die Suchtkaskade zu erkennen, welche solche Antisymbole und die hinter ihnen stehenden Antienergien zuerst initiieren und dann lange aufrechterhalten können. Ganz offensichtlich war jenen historischen Bewegungen ein ganz spezifischer Kick zu eigen, ein Genuss, den viele suchten, den sie durchaus bekamen, der sie berauschte, statt sie zu echter Arbeit hinzuführen, und dem sie bis zur letztlichen Selbstzerstörung auch gehorsam folgten. Entscheidend ist es in diesem Zusammenhang, die Mechanismen des etablierten Selbst- und Fremdbetruges zu durchblicken. Einsicht macht auch hiervon frei.

Der ersten, hohen Wahrheit nicht folgen zu wollen, ist ein Wunsch, der nicht selten vorkommt. Sei es aus Stolz, aus Größenwahn, aus Faulheit, was auch immer das Motiv sein mag. Diese tiefsitzende Abneigung gegen die erste Wahrheit kann am besten ausgelebt werden, wenn man große, scheinbar große Tugenden und Heldentaten zweit-, dritt- und siebenundzwanzigwichtigsten Ranges mächtig in den Vordergrund schiebt. Dort, im Nicht-Wichtigsten, unter wütendem oder auch arglistigem Ausschluss des wirklich Wichtigsten, werden dann eiserne Gesetze zum Schutz irgendwelcher nachgeordneter Werte exekutiert. Der einzige Zweck dieses scheinbar so korrekten und scheinbar so großen Fleißes sind aber nicht einmal die nachgeordneten Wahrheiten, sondern nur die vollkommene Amnesierung der ersten und wichtigsten Wahrheit. Es ist das eine Form von Hass, der vor kaum einem Verbrechen zurückschreckt. Die seltsame Freude, in den wirklich wichtigen Belangen niemals das Richtige zu tun; das kann sich zu einer Sucht entwickeln, die ganze Epochen und Kulturen, samt ihren humanen Bewohnern, in die Inexistenz hinwegkorrodiert.

Das Ergebnis ist dann, dass beispielsweise das zufällige Treten auf ein Insekt und dessen knackendes Zerquetschen und vergleichbare Marginalitäten mit drakonischen Strafen von Staats

wegen verfolgt werden. Während der Mord an Menschen, oder vielleicht gerade auch an Kindern, gerne gesehen wird. Insbesondere weil solches als unbedingt notwendig für einen erfolgreichen Wirtschaftskreislauf erachtet wird. Man könnte sich nun entrüstet fragen, wo bitte soll es eine solch perverse Gesellschaft geben oder gegeben haben? Nun, wenn wir uns das auch in unserer heutigen Autokratoría glücklicherweise kaum vorstellen können, die Archive bieten durchaus reiches historisches Dokumentationsmaterial zu derartigen Aberrationen.

Prinz Jaime hatte sich nun in Rhakótis und im nördlichen Industriegürtel diesen Herausforderungen zu stellen. Freilich, er hatte diese Begegnung freiwillig und bewusst aufgesucht. Was er in der Leitung des Betriebes, die er übernommen hatte, im Detail zu tun hatte, weiß ich nicht. Ich gehe aber davon aus, dass er auch dort seine Ideen umgesetzt hat. Was ich allerdings erfuhr und woran ich später auch mitgearbeitet habe, war seine Gründung der "Schule von Rhakótis". Er realisierte dieses Projekt gemeinsam mit Didáskalos Aigýptou Kýrillos und mit weiteren Schreibern der Hofschreiberschule. Die Idee war, in Rhakótis ein Institut einzurichten, an dem Mittelägyptisch unterrichtet würde, und zwar in genau dem Horizont, wie es für die Bevölkerung von Rhakótis nützlich wäre. Ich habe es schon einmal erwähnt, in den weniger gebildeten Bevölkerungsschichten und auch bei den Schriftunkundigen erfreuen sich die Piktogramme einer ganz besonderen Beliebtheit. Einerseits, weil sie eben doch eine Art Verschriftlichung erlauben, selbst wenn man Schreiben nur rudimentär oder vielleicht gar nicht gelernt hat. Illiterate können damit einfache Botschaften notieren und austauschen. Andererseits aber haftet den Piktogrammen eine etwas magische Aura an, da sie als zwar niedrige Ausdrucksform gelten, dennoch aber – in einem weitgespannten Analogieverständnis – Anteil an der Etikette des Hofes vermitteln.

So absurd es vielleicht für jemanden, der das Leben in jenen Vororten nie mitgelebt hat, klingen mag, aber die dort dem

Sebastós durchaus ergebene Bevölkerung schätzt ganz besonders den Piktogrammgebrauch. Das Aufmalen von Binse und Biene auf einem kleinen Verkaufsstand, zwei Löwen über dem Eingang in ein Haus, oder ein gezeichneter stehender Mann vor dem Namen des Besitzers, derartige Zeichen gelten als sicherer Ausweise unverbrüchlicher Treue dem Pálatin und der Autokratoría gegenüber. So, und im Gebrauch weiterer Zeichen, die allesamt keineswegs echte Hieroglyfen sind, bekommt man einen einfachen, aber als identitätsgebend erlebten Anteil am Leben des Hofes. Auch wenn das weder ägyptisches Schriftwissen ist noch kaum die reale Hofetikette erreicht, für die einfachen Bewohner in Rhakótis oder sonst wo in der Autokratoría sind solche Äußerungen von höchstem selbstdefinitorischen Wert. Darin wird die Anhängerschaft an den Sebastós und die Autokratoría begründet und täglich neu vollzogen.

Jaime war sich dieser Zusammenhänge natürlich klar bewusst. Was er nun in Rhakótis anzubieten begann, war die Chance für die Bewohner, diese ihre weitverbreitete aber wenig elaborierte Grundhaltung zu vertiefen und zu überarbeiten. Wer immer es wollte, konnte in der Schule von Rhakótis einen seinem Bildungsniveau gemäßen Kurs über die offiziell anerkannten Piktogramme oder eben auch eine Einführung in die echte Hieroglyfenschrift durchlaufen. Der Zulauf zu diesen Kursen entwickelte sich beachtlich. Gleichzeitig wurden insbesondere die Kinder der Familien in Rhakótis aufgefordert und gefördert, an solchen Kursen teilzunehmen. Dies geschah mit der klaren Konzeption, dass alle, die Begabung und Ausdauer im Zeichenerlernen zeigten, weitere schulische Förderung erhalten würden. Wer darin bestand, dem stand eine Ausbildung zu einer Beamtenkarriere offen.

Auf diesem Weg wurden wirklich begabte Kinder und Jugendliche gefunden, die sich im weiteren Verlauf tatsächlich einer Beamtenkarriere zuwandten. Jaimes Konzept war es also, Begabungen zu entdecken und zu fördern und damit gleichzeitig

die Verbindung zwischen einerseits den Herkunftsfamilien und deren Umgebung in Rhakótis und andererseits dem Leben auf dem Pálatin und der Bürokratie zu stärken. Diese begabten Köpfe aus Rhakótis wurden wirklich zu Botschaftern zwischen jenen beiden Zonen und Existenzformen. Im Prinzip hatte Jaime damit das institutionalisiert, was ich individuell in meiner Ausbildung selbst durchlaufen hatte. Nur war ich nicht aus einer einfachen Familie aus Rhakótis gekommen, sondern aus einer Familie von Viehhirten aus dem brasilianischen Sertão. Ich habe später dann selbst an der Schule von Rhakótis Unterricht gegeben. Ich fand es sehr interessant und unterhaltsam, hier auf die hellsten Köpfe aus Rhakótis zu treffen, in einem irgendwie spielerischen und dann auch wieder sehr ernsthaften Set. Ich erkannte mich in ihnen selbst wieder. Diese Jugendlichen zeigten jenes Verlassen einer Einfachheit, die man, so wie es sie einst zuhause gegeben hatte, nicht mehr hat. Gleichzeitig behielten sie sich aber für ihr gesamtes Leben genau jene Intelligenz der Unkompliziertheit, welche die anderen, die aus gehobeneren Kreisen kommen, nie haben werden. Auch nahmen mich die Jungen von Rhakótis als Lehrer ziemlich problemlos an. Ich vermute, sie spürten eben, dass mir ein einfaches Leben nicht fremd war.

Rhakótis ist überhaupt sehr lehrreich, wenn man verstehen will, was in etwa die Prinzipien sind, die die Autokratoría zusammenhalten. Die Akzeptanz der Familie der Sebastogénnetoi und des Adels im Allgemeinen ist in Rhakótis keineswegs geringer als in anderen Démoi der Sebastúpolis, vielleicht ist sie in Rhakótis sogar noch höher. Im *Mund* gibt es ein geläufiges Sprichwort, das besagt: "Der Himmel ist blau und regnet". Damit wird ein bekanntes Naturfänomen, nämlich der blaue Himmel und der aus ihm von Zeit zu Zeit hervorbrechende, fruchtbare und lebensnotwendige Regen, auf die gesellschaftliche Sfäre übertragen. Gemeint sind die Edlen, die eine Region hoch über der normalen Erdoberfläche bevölkern. Sie leben damit in einer klaren Entfernung zu den übrigen Normalbürgern der

Autokratoría, wie wir es sind. Sie leben auch ihren eigenen Rhythmus, weithin unabhängig von der übrigen Bevölkerung. Allerdings leisten sie dabei Wesentliches und lassen die anderen zur rechten Zeit und in sehr effektiver Weise daran Anteil haben. Das ist der Regen, von dem man praktisch sicher sein kann, dass er irgendwann und letztlich rechtzeitig fallen wird. Das Entscheidende dabei ist, dass es überhaupt einen Himmel gibt, aus dem Regen kommen kann. Das ist es, was jenes Sprichwort bezeichnet. Ohne einen Adel bleibt diese repetitive Befruchtung der Menschheit einfach aus.

Auch wenn das historische Gedächtnis zu allen Zeiten und bei allen Völkern eine klare Tendenz zu Ungenauigkeit, Verzerrung, ja bisweilen zu Amnesie hat, ein tiefes Grundwissen über die Ecksteine der eigenen Vorgeschichte bleibt meist irgendwie doch erhalten. Im Fall unserer Autokratoría ist ein solches halb- bis unbewusstes historisches Wissen durchaus weitverbreitet vorhanden, auch über die Wirren, die der Gründung der Autokratoría durch Sebastós I. Metanoetés vorausgegangen waren. Es finden sich klare Erinnerungsspuren in der Bevölkerung, dass die damaligen, adelsvernichtenden Regime, – ganz entgegen ihrer hochtrabenden Versprechungen einer ewig zunehmenden Befreiung und eines baldigst einziehenden, universellen Glückszustandes –, in Wirklichkeit kaum irgendetwas zur Optimierung der conditio humana hervorgebracht hatten. Bestenfalls hatten sie etwas in der Verbesserung der conditio materiae geleistet, – und auch das nur selten. Die eine oder andere Verbesserung irgendwelcher Materialeigenschaften oder irgendwelcher Steuerungsmechanismen niedriger Ordnung. Das war so ziemlich alles, was damals hervorgebracht wurde. Der ganze primär menschliche Bereich, die Zoé eben, das echte Leben jenseits des vordergründig vitalistischen Bíos, die eigentliche Kultur, das menschliche Zusammenleben in entwickelten Formen, und erst recht der wahre Cultus, alles das wurde in jenen

Regimen prinzipiell missachtet, verachtet und häufigst sogar direkt zerstört.

Wenn es also im Staatswesen keine Edlen gibt, welche die höheren Dinge des komplexen Menschseins zu entwickeln befähigt sind, dann findet diese Höherentwicklung definitiv nie statt. Die Bevölkerung der Autokratoría mit ihren irgendwo im Geschichtsgedächtnis eben doch klar verankerten Erinnerungen ist darin sehr lucide. Sie hofft und erwartet mit ausdauernder Zuversicht, dass die für die Menschheit besseren Dinge von den Edlen Schritt für Schritt entwickelt werden. Wenn diese höheren Dinge nur irgendwo dort oben hervorgebracht werden –, so lautet die Hoffnung. Danach sickern sie schon langsam auch zu allen anderen durch. Das ist gemeint, wenn die Leute sagen: Der Himmel ist blau und regnet. Revolten verhindern diesen Prozess lediglich, bringen aber keinerlei Ersatz für ihn hervor. Man kann die Arbeit der Edlen verhindern, zerstören, auslöschen, der damnatio memoriae übergeben. Das Ergebnis davon ist Trockenheit und tödliche Wüste für alle. Die Bevölkerung der Autokratoría verzichtet auf die schillernden Hoffnungen, die Revolutionen, gewalttätige oder auch subtile, stets versprechen. Die Heutigen haben offenbar erkannt, dass das keine Hoffnungen sind, sondern leere, letztlich lügenhafte Versprechungen. Deren wahrer Zweck besteht lediglich in der Versklavung aller unter diese oder jene machtgierige, perverse Pseudoelite von Revolutionsmachern. Die Versprechungen eines existentiellen Gewinns aus einer Revolution werden als irreale Chimäre erkannt, auf die niemand mehr hereinfällt. Die allgemeine Meinung dazu lautet: darauf können wir mühelos verzichten.

Schließlich kam auch eine offizielle Einladung aus dem Palazzo in Rhakótis an uns beide, Babálu und mich. Wir waren zu einer informellen Soirée in kleinem Kreis geladen. Es war das irgendwann Ende April, oder vielleicht schon Mai, des ersten Studienjahres von Babálu. Ich erinnere mich, dass das Wetter wieder milder geworden war und dass wir in schönem

Abendsonnenschein in Rhakótis ankamen. Der Palazzo liegt auf einer leichten Erhebung. Diese wird nicht als eigentlicher Hügel der Stadt gezählt, aber man sieht die Anlage doch schon aus der Entfernung. Rundherum gibt es auch hier einen schönen und ausgedehnten Garten. Vor dem Haupteingang liegt die Plateía Koinonías, der Zentralplatz von Rhakótis. Es war einige Tage vor dem Démosfest von Rhakótis. Auf dem Platz waren schon eine Bühne und eine Menge von kleinen Verkaufsständen aufgebaut. Demnächst würde hier das große Bezirksfest stattfinden. Dann kommen die Bewohner von Rhakótis zahlreich, nehmen an den Musikdarbietungen teil, essen an den Ständen, treffen Freunde, unterhalten sich. Für die Kinder gibt es extra aufgebaute Spielplätze. Das Fest dauert drei Tage und ist ein Meilenstein im Jahresablauf von Rhakótis, so wie es das lokale Fest in allen Démoi der Sebastúpolis stets ist. Auch der Garten des Palazzos wird dann für gewisse Zeiten geöffnet und die Bevölkerung erhält Einlass in das, was sonst Privatzone ist.

Der Anlass, weshalb wir eingeladen waren, war wohl primär Babálu. Wie Leila es ausgedrückt hatte, sollte es ein internationales Bergbautreffen sein. Der Leiter eines großen chinesischen Bergbauunternehmens war gemeinsam mit seiner Frau in Sebastópol zu Besuch. Jaime kannte ihn schon aus seiner Zeit im Kongo. Nun wollte er ein informelles Treffen mit ihm ermöglichen, gleichzeitig aber auch weitere Beziehungen aufbauen. Es ging um Transfer irgendwelcher neuer und sehr kostspieliger Bergbautechnologie. Ich verstand natürlich nichts davon. Jedenfalls lud Jaime das chinesische Paar in den Palazzo nach Rhakótis ein und dazu auch den Bergbauminister der Autokratoría, Aristeides Eto und dessen Frau Mbiri. Für diese Runde war Babálu sowohl als Freundin des Hauses als auch als Mitglied einer afrikanischen Diamantenbergbaufamilie natürlich passend.

Zuerst gab es einen Begrüßungsaperitif auf der Terrasse. Danach folgte eine kleine Führung durch den Garten. Die

Dämmerung setzte schon ein, aber Leila wollte noch das Glashaus zeigen, wo sie begonnen hatte, Pflanzen aus dem Kongo auszusetzen. Drinnen war es feuchtwarm wie in Brasilien. Die Bepflanzung war erst im Aufbau. Was es aber schon zu sehen gab, war eine Sammlung verschiedener Orchideen, die Leila aus Zentralafrika kommen hatte lassen. Dazu hatte sie auch einen Gärtner engagiert, der das nötige Wissen über diese kongolesischen Pflanzen mitbrachte. Er erklärte uns nun einiges über Herkunft, Lebenszyklus und die erforderlichen Bedingungen, unter denen diese bunten Prachtexemplare sich wohlfühlten. Herr Chou, der chinesische Taikun, und seine Frau waren begeistert. Er meinte, das Pflanzen solcher diffizilster Farbwunder sei das ideale Erholungsprogramm für Leute, die im Bergbau tätig seien, als Kontrast zu den dunklen Gesteinsmassen, denen man in dieser Profession in der einen oder anderen Art immer wieder ausgesetzt sei. Leila brach eine der Blüten ab, sie war gelb mit roten Sprühpunkten darauf, und steckte sie Babálu ins Haar. Sie tat das mit der Bemerkung, das könnte vielleicht eine Inspiration für einen neuen Schmuckentwurf Babálus sein.

Diese schönste Seite des Bergbaus war dann zunächst auch das Thema an der Tafel. Minister Eto und seine Frau erkundigten sich eingehend über Malandéde, die Diamantenmine und die Familie Kazundé-Membúto. Der Minister ist Westafrikaner. Er nutzte die Gelegenheit, wertvolle Informationen über den afrikanischen Diamantenabbau aus erster Hand zu erfahren. Babálu berichtete alle möglichen Details aus der Mine in Malandéde. Später erzählte sie auch von der dort aufgebauten Werkstatt, die inzwischen ein echtes Atelier geworden war. Für dessen weiteren Ausbau machte sie nun die Ausbildung am Chrysochoeĩon. Minister Eto erzählte, dass er ursprünglich vom westafrikanischen Bergbau startend dann für verschiedene Abbaugesellschaften in ganz Afrika gearbeitet hatte. Bis er zuletzt vom Sebastós in das Bergbauministerium in die Sebastúpolis berufen worden war. Nach wie vor lag ihm die Bergbauindustrie

seines Heimatkontinents am Herzen. So hatte er auch Jaime kennengelernt, bereits in Umbanto im Kongo. Offensichtlich interessierte ihn deswegen auch, was Babálu aus Moçambique zu erzählen hatte.

Später verlagerte sich das Gesprächsthema zu den Kontakten zwischen der Autokratoría und dem chinesischen Reich. Die Beziehungen zwischen dem Sebastós und dem Huángdi – seinem ersten Freund, wie es offiziell heißt –, sind seit jeher sehr gut. Ich erwähnte es schon einmal, die chinesische Monarchie wird als völlig selbstständiges politisches Gebilde sehr geschätzt. In all der enormen Unterschiedlichkeit, welche die beiden Entitäten trennen, bestätigt China in seiner Verfasstheit als Monarchie, mit einem starken Adel als Kulturträger, letztlich die Struktur der Autokratoría. Darüber herrscht also bestes Einverständnis. Die Herren diskutierten nun über die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Bergbauindustrie in der Autokratoría und im Reich der Mitte. Wie ich sah, bemühte sich Minister Eto darum, die Qualitäten der kongolesischen Bergbauschule darzulegen. Offensichtlich wollte er Bergbauberater an Chou und andere Repräsentanten in China vermitteln. So könne man vielleicht auch bezüglich des Technologietransfers nach China einig werden, meinte Eto. Die Verhandlungen setzten Chou offensichtlich deutlich zu, das war ihm anzusehen, obwohl ich inhaltlich ja kaum etwas von dieser Bergbaumaterie verstand. Es war Chou klar, dass er jenes afrikanische Fachwissen und die daraus hervorgegangene Technologie wirklich brauchte.

Nachdem ich in dieser Diskussion nicht als Gesprächspartner gefordert war, konnte ich inzwischen unauffällig das Interieur des Raumes studieren. Die kleine Tafel, zu der wir geladen waren, befand sich in einem nicht so großen Raum. Wie ich von Babálu schon erfahren hatte, gab es im Palazzo von Jaime und Leila noch ganz andere Räumlichkeiten. Hier jedenfalls war es eher intimer und einfacher. Der längsovale

Tisch war ganz in Weiß gedeckt. Auch das offensichtlich chinesische Porzellan, man sah das an den eingeprägten Motiven und an den Schriftzeichen auf der Unterseite, war gänzlich weiß. Dazu Silberbesteck und farbloses, aber geschliffenes Glas. Der kleine Blumenschmuck auf dem Tisch und im Raum war ebenso weiß, eingefasst mit hellgrünem Laub. An der Fensterseite gab es große, offensichtlich handbemalte Vorhänge, augenblicklich waren sie über die Fenster halb zugezogen. Die Stoffe musste Leila aus Brasilien geordert haben. Es waren breit gemalte Amazonasmotive, großflächiges Blattwerk, mit Vögeln, Schmetterlingen und am unteren Ende verschiedenen größeren Tieren. Eine gemütliche Capivarafamilie war versammelt, und einzelne Jacarés, die gefährlich grinsend ihre Zähne blinken ließen. An der einen Wand gab es eine Sitzgruppe, die mit ähnlich gehaltenem Stoff wie die Vorhänge bespannt war, darüber hing ein großer Spiegel. Der übrige Raum war völlig weiß ausgemalt und strahlte im hellen Licht. Dieses kam aus unzähligen Dioden, die in mehreren Kugeln von dunklem Jacarandá-Holz eingelassen waren und von dort aus stark strahlend den Raum vollkommen ausleuchteten. Die Stimmung hatte etwas von einem Operationssaal. Hier blieb nichts verborgen. Vielleicht war das die optolinguistische Botschaft, die Jaime einem solchen halbgeschäftlichen Treffen geben wollte. Zwielichtige Verhältnisse waren hier offensichtlich nicht erwünscht.

Das Essen war vorzüglich. Wie wir erfuhren, hatten die beiden ihren Koch aus Umbanto, an den sie sich während ihrer Zeit im Kongo sehr gewöhnt hatten, in die Sebastúpolis mitgebracht. Hier versorgte er sie nun, so gut das über die Märkte vor Ort möglich war, weiter mit der bewährten afrikanischen Küche. Babálu war begeistert und erklärte bei jedem Gang, worum es sich bei dem jeweiligen Gericht genau handelte, welche Zutaten und welche Gewürze eingesetzt worden waren. Mir schmeckte es sehr gut, obwohl ich in den Details dieser Kompositionen wesentlich weniger bewandert bin. Ich erinnere

mich an eine Art überbackenen Kuchen aus Maniok mit kleinen Fleischstücken darin, an den Hauptgang, der eine Auswahl von Fischen brachte, und an die köstlichen Süßkartoffeln. Danach gingen wir in einen Nebenraum, welcher der fortgeschrittenen Stunde und der schon gelösteren Stimmung gut entsprechend nun in milderem Licht und gedämpften Farbtönen gehalten war. Es gab Café und kleines brasilianisches Gebäck mit Kokos und anderen Nüssen, Cajú, Pará etc. Das musste die Herrin des Hauses selbst ihrem Koch beigebracht haben. Leila bot Herrn Chou und seiner Gattin auch verschiedenen Tee an, aber sie wollten die Gelegenheit eines originalen, brasilianischen Cafezinhos nicht auslassen. Sie baten nur, der Café solle unbedingt ohne Milch serviert werden. Aber diese Gefahr für die Verdauung besteht beim stets schwarz zubereiteten Cafezinho sowieso nicht. Der bereitstehende, dunkle Rohrzucker wurde von ihnen dann in einem guten Quantum eingerührt; dieser dürfte also keine unangenehme metabolische Herausforderung für Ostasiaten darstellen.

Wirkliche Entscheidungen in der internationalen Bergbau- und Metallindustrie schienen an diesem Abend nicht zu fallen. Aber die Stimmung war allseits gut. Beim Café kamen sich Babálu und Mbiri Eto noch näher. Da der Minister und seine Frau schon länger in der Sebastúpolis lebten, erhielt Babálu so einige Tipps über die besten Orte in Sebastópol für den Einkauf afrikanischer Spezialitäten. Nach Genuss von Café und Gebäck meinten Herr und Frau Chou, dass ihnen der Abend außergewöhnlich gut gefallen hätte und sie nun ein viel klareres Bild von der Kultur ihrer Geschäftspartner hätten, nicht nur in Sebastópol, sondern auch in Afrika. Das war der Auftakt zum Ende des Abends. Nach wiederholten Verbeugungen der Chous vor jedem von uns, begleitet von freundlichsten Verabschiedungsworten, wurden sie von Jaime hinausbegleitet. Auch Aristeides und Mbiri Eto signalisierten nun ihren Aufbruch. Wir dachten, dass wir uns da am besten anschließen würden, erhielten aber von Leila ein

Zeichen, dass wir noch bleiben sollten. Als die anderen Gäste das Haus verlassen hatten, kam Leila zu uns und sagte, – Ihr müsst noch ein bisschen bleiben, ich zeige Euch noch ein wenig das Haus, Lapis hat ja Felipe noch gar nicht gesehen. Und dann könnt Ihr schnell mit unserem Taxi nach Hause fahren. Was mit "unser Taxi" gemeint war, erlebten wir dann etwas später.

Nun kam auch Jaime zurück. Er war mit dem Ergebnis des Abends offensichtlich zufrieden, obwohl es eigentlich kein wirkliches Ergebnis gegeben hatte. Er meinte aber, Chou und seine Kollegen würden sich zuletzt sicherlich für die Kompetenz aus Umbanto entscheiden. Und das würde wertvolle neue Kontakte und Geschäfte eröffnen. Nun zeigten sie uns noch den Gala-Saal des Palazzos. Er war wesentlich größer als die Räume, die wir bisher gesehen hatten und in klassischem Sebastopolitaner Stil ausgestattet. Dann ging es über Treppen und durch eine Reihe von Räumen, bis wir in den Wohnbereich kamen. Vor einer Türe blieb Leila stehen, legte den Finger stumm an den Mund und öffnete langsam die Türe. Drinnen war in einem kleinen Bett Felipe sanft und friedlich schlummernd zu sehen. Leila lächelte uns an, sie war stolz und glücklich. Der Stammhalter war geboren.

Es war an ebendiesem Abend, dass mir Jaime noch von dem neuen Projekt der "Schule für Rhakótis" erzählte und mich fragte, ob ich nicht mitmachen wollte. Er hatte mit Didáskalos Kýrillos schon darüber gesprochen. Vorläufig fand der Unterricht nachmittags in einer Schule gleich in der Nähe des Palazzos statt. Vielleicht würde es später ein eigenes Gebäude für dieses Projekt geben. Aber vorläufig fand Jaime es gut, dass das Projekt so ganz im Zentrum von Rhakótis aufgebaut wurde, denn das würde Interesse und Akzeptanz der Schule in der Bevölkerung sicherlich fördern. Zuletzt zeigte er uns noch die kleine Palastkapelle. Zu dieser Stunde war alles recht dunkel in ihr. Nur ein kleines, brennendes Öllicht erhellte den Raum etwas. Wir machten die Proskýnesis. Der Raum war nicht sehr groß, aber schön und mit allem Nötigen ausgestattet. Vorne an der Bilderwand gab es eine

alte Darstellung der Hodegétria. Zu sehen war die Messiasmutter, die ihren Sohn auf dem Arm sitzen hielt und mit der anderen Hand auf ihn zeigte, als den wahren Weg zum Leben. Es war seltsam. Dieses alte Gemälde erinnerte mich nun an den Eindruck, den wir soeben empfangen hatten, als uns Leila ihr Kind gezeigt hatte. Leila hatte sichtbar ihren Weg angenommen, den ihr die Einzige Mutter gezeigt hatte. Sie folgte offensichtlich ihrem Vorbild.

Als wir diesen kleinen Naós wieder verlassen hatten, sagte Leila, – So, nun habt Ihr das Wichtigste gesehen; wir freuen uns, wenn Ihr wiederkommt. Damit Ihr jetzt rasch nach Hause kommt, fahre ich noch mit Euch im Taxi. Wir dankten und lehnten das ab. Es war zwar ein bisschen spät geworden, es war aber durchaus kein Problem, nun Babálu noch nach Lumbawési zu bringen. Nein, nein –, warf Leila ein, – ich muss da schon mit Euch mitfahren. Babálu und ich blickten einander etwas unverständig an. Wir wollten dann das Haus verlassen, um am Torposten ein Taxi anzufordern. Da sagte Leila, – Hier geht es weiter –, und öffnete in der Eingangshalle eine Lifttüre. Nachdem sich die Kabine geschlossen hatte, ging es in die Tiefe.

Als wir ausstiegen, standen wir vor einem kleinen Wagon für vielleicht zehn oder zwölf Personen. Er stand auf Geleisen, und man sah hinter ihm eine Röhre, die in eine weiter nicht erkennbare Dunkelheit führte. Ich hatte schon von diesem System gehört. Auch Babálu wusste von den Lumbawésis darüber. Aber wir hatten es noch nie benutzen dürfen. Leila gab an einem Glas irgendwelche Codes ein. Wir stiegen ein, und der Wagen schloss die Türe. Dann sagte Leila, – Zuerst Hinsetzen, sonst fährt es nicht los. Nachdem wir uns gesetzt hatten, verstanden wir, warum es diese Anordnung gab. Der Wagon beschleunigte nämlich enorm, man hätte sich im Stehen schon sehr gut festhalten müssen. Unser Taxi verbindet ausschließlich die diversen Palazzi und den Pálatin –, erklärte Leila, – streng exklusiv und kreuzungsfrei; wir sind gleich bei den Lumbawési-Matáwos. Das

stimmte auch. Den Rückweg legten wir so in weit weniger als der halben Zeit zurück, die wir für den Hinweg gebraucht hatten. Wir kamen an einer ebensolchen Station an, wie wir sie zuvor unter dem Palast von Rhakótis gesehen hatten. Willkommen zuhause –, sagte Leila zu Babálu. An der Station gab es eine Sprechverbindung. Leila betätigte sie. Sofort meldete sich der Torposten der Lumbawésis, ich erkannte ihn an der Stimme. Leila gab die Ankunft Babálus durch, und dass der Torposten mich nach draußen begleiten solle. Wird gemacht –, war seine Antwort. Zu Babálu sagte Leila, – Lass die Condessa Ifigéneia schön von mir grüßen; ich gehe jetzt nicht mit Euch hinauf, es ist zu spät. Dann küsste sie uns beide, dankte nochmals für unseren Besuch und schob uns in einen Lift. Die Türe ging zu.

Das war es gewesen, unser erster gemeinsamer Besuch bei Leila und Jaime. Oben öffnete sich die Türe in einen kleinen Raum. Als wir diesen verließen, standen wir in der großen Eingangshalle des Palazzo Lumbawési-Matáwo. Der Torposten empfing uns und fragte, – Alles in Ordnung? Wir bestätigten. Ich küsste Babálus Hand und verabschiedete mich von ihr. Dann führte mich der Posten zum Ausgang aus dem Park. Draußen, auf der Hodós Eleutherías Alethinês, winkte ich ein vorbeikommendes Bodentaxi heran und fuhr, nun an der Oberfläche, in das Ásty epistémes, in mein kleines Studentenheimzimmer in der Casa Colón.

So sah also das dritte Untergrundbahnsystem der Sebastúpolis aus. Im *Mund* wird es sinnigerweise auch "Die blauen Adern" genannt. Die andern beiden, das grobmaschige, schnelle und das kleinräumigere, langsamere, werden täglich von Millionen Fahrgästen öffentlich benutzt. Leilas "Taxi" ist den Edlen vorbehalten. Letzteres System ermöglicht es den diversen hohen Familien ihre Kontakte mühelos, rasch und in jeder Hinsicht sicher aufrechtzuerhalten. Ein- und Ausgänge zu diesem System gibt es nur von innerhalb der Palazzi. Ich habe es schon erwähnt, den Edlen ist kein Aufwand zu groß, um möglichst viele ihrer

Begegnungen persönlich zu realisieren, ohne irgendwelche technischen Zwischenstücke. Da muss eben viel gereist werden, auch innerhalb der Sebastúpolis. Das System ist noch effizienter als die Helikoptertaxis. Die sind bei schlechter Witterung anfällig, im Winter unbequem, prinzipiell langsamer, und letztlich ist ein sich bewegender Helikopter auch beobachtbar. Ein vollkommenes Inkognito gibt es nur unterirdisch. Und mit den Untergrundtaxis gibt es auch nie Unfälle. Es ist wirklich eine geniale Einrichtung.

Ich erinnere mich, wie wir, Babálu und ich, zu dieser Zeit, es muss wenige Wochen nach diesem ersten gemeinsamen Besuch bei Jaime und Leila gewesen sein, wie wir wieder einmal im Málko saßen. Es muss ein Freitagabend gewesen sein. Wir hatten Zeit zum Reden und mussten nicht gleich wieder nach Hause eilen, da der nächste Tag frei war. Irgendwie kamen wir darauf, dieses noch nicht volle Jahr, das wir nun gemeinsam in der Großen Stadt gelebt hatten, im Gedächtnis an uns vorüberziehen zu lassen. Wir erinnerten uns an unsere erste gemeinsame Tour durch die Sebastúpolis, die wir anlässlich Babálus Übersiedelung in den Tagen ihrer Ankunft unternommen hatten. Inzwischen hatten wir ja noch so viel mehr gesehen und so viele andere Orte aufgesucht. Dann sagte Babálu zu mir, – Weißt Du, was Du mir noch immer nicht erklärt hast? Ich musste gestehen, ich wusste es nicht. Erinnerst Du Dich –, fuhr sie fort, – wir waren damals in der Akadémeia, bei Dir im Ásty epistémes, Du hast mir die Räume des Historiografischen Institutes gezeigt, auch die Aula, in der Kálamos mégas seine Vorlesungen hält. Wir hatten damals über die Frage der kultischen Reinheit gesprochen. Auch über die Hochzeit von Leila und Jaime in Flúmina und über meine Mantilla, mit der Du mir erklärt hattest, was das ist, die kultische Reinheit. Dann wollte ich wissen, was er, Kálamos, über Mesopotamía zu sagen gehabt hatte. Du meintest damals, über Mesopotamía würden wir ein anderes Mal sprechen. Das haben

wir bis jetzt noch nicht getan. Ich wüsste aber doch gerne, was Du darüber denkst. Ist vielleicht jetzt der richtige Zeitpunkt dafür?

Ja, dieses Thema hatten wir wirklich noch nicht besprochen. Aus gutem Grunde. Es ist nicht der schönste Gesprächsgegenstand. Kálamos hatte das ja immer wieder angesprochen, bereits in jenen ersten Vorlesungen bei Studienbeginn, die uns junge Studenten einigermaßen geschockt zurückgelassen hatten. Er hatte betont, dass die Ägypter der Mesopotamía die kultische Reinheit entschieden entgegengesetzt hatten. Und dass die Griechen wieder und wieder Erkundungs- und Kriegszüge unternommen hatten, um jene seltsame Mesopotamía in die Schranken zu weisen. Aber was konnte man über Mesopotamía selbst sagen? Was konnte ich Babálu darüber erklären?

Ich versuchte mich möglichst genau an das zu erinnern, was Kálamos uns über diesen Gegenstand unterrichtet hatte. Einer seiner aussagekräftigsten Sätze dazu hatte gelautet: Die Mesopotamía könne man als die prinzipiell gescheiterte Kultur bezeichnen, die sich dennoch immer wieder neu manifestierte. Das war Kálamos' Zusammenfassung der Ereignisse. Seine Einschätzung der Mesopotamía war ja alles andere als gut. In der unbedarfteren Geschichtsschreibung, so nannte Kálamos die ubiquitär vorhandenen historiografischen Übersimplifikationen, dort figuriert Mesopotamía ja weithin als eine der frühen Flusskulturen, als eine Oase inmitten biologisch und kulturell unfruchtbarer Umgebung, als ein Zentrum der Entwicklung von Kulturtechniken, von Handel und von Schrift, als ein Nährboden für Staatenbildungen und die Selbstbewusstwerdung des frühen Menschen. Diese Sichtweisen werden in unbedarfter Weise repetiert, gelobt, gefeiert. Ich kann das aus meiner eigenen Erfahrung durchaus bestätigen. In manchen Details mögen diese Sichtweisen ihre gewisse Berechtigung haben.

Problematischer werde es aber, so sagte Kálamos, wenn man versuche, Mesopotamía als Gesamtheit in den Blick zu

bekommen. Wenn man beginne, die wirklich existenziellen Fragen an diese Geschichte zu stellen. Was ging dort vor? Worum ging es eigentlich? Was gab es dort zu lernen? Wozu wurde man dort erzogen? Diese Fragen würden in der unbedarfteren Geschichtsschreibung aber kaum gestellt und noch seltener beantwortet. Vielmehr werde dort Mesopotamía einfach als vergleichbar mit anderen frühen Kulturbildungen vorgestellt, besonders mit Ägypten, dann auch mit Indien und China, später dann mit Hellás. Manchmal werde sogar versucht, Mesopotamía den ersten Rang zuzusprechen, chronologisch oder auch qualitativ, so zum Beispiel in der Schriftentwicklung. In dieser unbedarften Sichtweise sei Mesopotamía in vielem nicht nur die erste, sondern gleichzeitig auch die beste aller Kulturen gewesen. Ich kann auch das bestätigen, derartige Urteile finden sich tatsächlich nicht selten in den Archiven.

Während die exakte Chronologie soweit zurückliegender Ereignisse in der Tat stets schwierig zu bestimmen sei, so sei die Qualität von Kulturäußerungen, auch von sehr frühen, schon viel eher ein objektivierbarer Forschungsgegenstand. Allerdings, so schränkte Kálamos deutlich ein, sei die einer Kultur tatsächlich inhärente Qualität nur für Leute und Forscher erkennbar, die wirklich sehen und wirklich verstehen wollten. Und da werde eben die Inkommensurabilität der mesopotamischen Erzeugnisse mit den Kulturbildungen anderenorts deutlich erkennbar. Eine Inkommensurabilität allerdings, die der Mesopotamía wenig zur Ehre gereiche. Der Vergleich mit den anderen frühen Hochkulturen falle für jenes ausgedehnte Tiefland nämlich sehr schlecht aus. Die frühesten Zeugnisse in der Mesopotamía, das was allgemein als Sumer bezeichnet wird, gäben zunächst noch gute Hoffnungen auf eine schöne Entwicklung. Das sei der Fall in eben der frühen Schriftbildung und auch in den wenigen, frühen, vollplastischen Menschendarstellungen, die bis zu uns erhalten geblieben sind. Darin drücke sich noch eine Achtung vor der Schönheit des Individuums und vor seiner einzigartigen

Berufung aus. Was danach komme, setze dieser Hoffnung aber ein definitives Ende und beseitige so gut wie alles, was es an Würde und Respekt im Menschen geben kann. Diese Kultur, oder ist es eher eine Zivilisation, fragte sich Kálamos immer wieder, ist es ein Mechanismus, eine kollektive Psychose, eine Obsession Weniger, die jene effizient auf die versklavte Mehrheit projizieren können, was immer es genau ist, die historischen Abläufe in jenem großen, flachen und lehmigen Gebiet würden zu einem Schauspiel der stets weiter fortschreitenden Entwertung der Schöpfung. Dort komme die Schönheit nicht auf, die Liebe werde vorgetäuscht, die Beziehungen seien nur utilitaristisch, die Stadtstrukturen agglomerativ, die Herrschaft despotisch, die Religion von genussreich zelebriertem Betrug durchtränkt. Krieg geführt werde gerne, aber nicht um das Edlere zu verteidigen, sondern viel eher um den Konkurrenten zu quälen.

Das Erstaunliche, und in einem abstoßenden Sinn Faszinierende, sei es, dass alles in und aus der Mesopotamía so kompetent daherkomme, so ausschließlich, so konkurrenzlos. So, als ob es nichts Anderes geben könne. Und sicherlich nichts Besseres. Nach Kálamos laute die permanente Selbstrechtfertigung des großen Flachlandes: Das ist es. Als ob buchstäblich allem aus der Mesopotamía natürlicherweise der höchste Rang zukomme. Niemand dort sähe einen Korrekturbedarf an sich selbst oder an den dortigen Prinzipien. Und wenn es nur irgendwie erreichbar ist, wird das dortige System auch allen anderen aufgezwungen. Diesen Versuchen habe Ägypten seine ganze Geschichte hindurch widerstanden. Es habe außenpolitisch mit hohen Verlusten immer wieder Krieg gegen den jahrtausendelangen Feind geführt. Im Inneren habe es sich dagegen durch die permanente Bemühung um die kultische Reinheit abgegrenzt. Die Persís erobert die Mesopotamía schließlich militärisch. Hellás bringt die letztgültige Antwort und das vernichtende Urteil. Dieses Urteil werde nicht nur historisch vollzogen und in den Archiven dokumentiert. Sondern dieses

vernichtende Urteil gehe auch in die Weltliteratur ein. Nur als ein Beispiel, wenn natürlich eben kein Nebensächliches, kann hier sogar Aristoteles zitiert werden. In seiner Nikomachischen Ethik erwähnt Aristoteles den berühmten Assurbanipal, den er in griechischer Umschrift Sardanápallos nennt, und karikiert ihn als großes und mächtiges Vorbild für alle diejenigen, die ein primitives Leben wählen. Das Thema der Abgrenzung und der Ablehnung der Mesopotamía sei damals also durchaus literaturfähig gewesen. Die Mesopotamía sei alles andere als ein Vorbild gewesen. Sie wäre vielmehr die abschreckende Hintergrundsfolie gewesen, von der sich Hellás bewusst abzuheben wusste.

Was macht jene Mesopotamía aus, die zuerst eine Weltgegend ist und später ein Existenzzustand wird? Als das entscheidende Charakteristikum sah Kálamos hier das Verhältnis zum Numinosen, zum Númen. Dieses Númen sei nur ungenau übersetzt, wenn man es das Göttliche nenne. Besser sei es zu bezeichnen als die Kräfte, die jenseits des Menschen bestehen, und die, wenn auch stets nur ungenau fassbar, doch entschieden einen Willen und auch personale Züge zeigten. Damit könne natürlich auch das bezeichnet sein, was Gott genannt wird. Oder auch die Götter; was immer sie sein mögen. Aber wirklich numinos, im innersten Sinn der Bedeutung, sei vor allem das ganze, endlose Panorama des Dämonischen. Und dafür, für alles Dämonische, herrscht lebhaftestes Interesse in der Mesopotamía. Die Wesenheiten, die irgendetwas können, die irgendetwas wissen, die irgendetwas auslösen oder hemmen können, die Macht über Menschen und Situationen haben, die das eigene und das fremde Schicksal beeinflussen können, diese Wesen möchte man sich geneigt machen. Oder, wenn es möglich sein sollte, auch in diesen oder jenen Dienst zwingen, für den man sie verwenden will. Um das zu erreichen, werden die obskursten Forschungen angestellt, im Gestirnehimmel, in den Eingeweiden von geschlachteten Tieren, im Verhalten von Ölsubstanzen, die man

auf eine Wasseroberfläche tropft, und so fort. Derartiges gilt in Mesopotamía nicht als abseitige Verfahren. Vielmehr stützen sich die obersten Machthaber in ihren Staatsentscheidungen darauf.

Im Prinzip, befand Kálamos, seien das Formen von Voodoo. Man hext herum und hat keinerlei Zweifel, dass ein solches Vorgehen erstens real und zweitens hoch wirksam ist. Der Unterschied zwischen Voodoo und Mesopotamía sei aber ein sehr klarer. Während Voodoo derartig unkontrolliert, ja naiv angewendet werde, dass es durchaus auch einmal einen hohen Priester jener Religion tödlich vergiftet oder eine obsessive Priesterin langsam oder auch plötzlich in die Luft sprengt, so arbeite Mesopotamía mit größter Ausdauer und endlosem Fleiß daran, genau diese Selbstschädigung möglichst zu umgehen. Das offensichtliche Ideal sei es, noch intelligenter, noch verschlagener und nach Möglichkeit noch mächtiger zu werden als all die Dämonen, die man als dienstbare Geister in seine hinterhältigen Unternehmungen gezwungen hat. Es sei ganz egal, woher diese Energien kämen. Es komme dabei auf nur zwei Dinge an. Erstens, die jeweilige Energie müsse mächtig sein. Und zweitens, sie müsse steuerbar sein; nämlich im eigenen Interesse.

Dabei sei es logisch, dass derartige Energien nicht von Gott kommen können. Die göttlichen Energien könnten zwar stark sein. Aber wenn sie wirklich von Gott kommen, dann seien sie nicht menschlich steuerbar, und schon gar nicht im Interesse der eigenen Bosheit. Gott müsste man bitten, bescheiden und demütig. Und dann entscheide er, was geschehe. Menschen und Dämonen hingegen könne man durchaus in die eigenen Begierden zwingen. Dieses, ganze Epochen andauernde Vorgehen habe zur Konsequenz, dass Mesopotamía zum stets aktuellsten und stets höchsttechnifizierten Zentrum des Missbrauches werde. Was immer an Information erreichbar sei, was immer an neuester Technik und Machtausübungskapazität rekrutiert werden könne, sowohl im menschlichen Bereich wie auch in den “numinosen Zonen“, das werde sofort herangezogen

und für die eigenen, dubios-machtgierigen Ziele ausgeschlachtet. Natürlich könne man auch so etwas als Religion verkaufen. Wer es allerdings wage, hier ernsthaft daraufzublicken, der werde sehen, worum es sich in Wirklichkeit handle: die bestorganisierte Form von universellem Betrug, eingesetzt als Herrschaftsinstrument.

Um Babálu besser erklären zu können, worum es sich bei alledem handelt, griff ich nun auf das zurück, was Kálamos über die berühmte und hochgerühmte Bibliothek Assurbanipals berichtet hatte. Sie ist nämlich ein äußerst anschauliches Produkt jenes Unternehmens der Mesopotamía. Ganz offensichtlich bestand ihr Zweck darin, Daten zu sammeln und komplett und erschöpfend einzuspeichern. Dies geschah allerdings unverkennbar mit dem Ziel, so nur noch viel effizienter allen denen schaden zu können, für die im eigenen Weltbild kein anderer Platz vorgesehen ist als die Versklavung. Den größten Teil jener Bibliothek machen Orakeltexte aus. Aber auch jede andere Wissenschaft wird mit emsigstem Eifer eingegliedert. Wenn sie nur dem bösen Zweck dienen kann. Die absolute Bedrohung für ein solches System ist natürlich das Licht der Wahrheit. Dieses Licht kam dann historisch endgültig; im Messias, der Aramäisch sprach und lehrte, und in dem Buch, das auf Griechisch geschrieben wurde und das alles über ihn notiert hatte.

An diesem Punkt unseres Gespräches, an jenem Abend saßen wir immer noch im Málko, unterbrach mich Babálu mit, – Aber das klingt ja alles schrecklich. Wenn das damals so war, was ist denn dann heute in Mesopotamía los? Sie sah mich entsetzt an. Nun, das weiß niemand so genau –, war meine Antwort. Das Land selbst ist flach wie eh und je. Die großen Ereignisse finden dort aber nicht mehr statt. Man kann hinreisen. Das ist aber wenig attraktiv. Es gibt nicht viel zu sehen. Ich selbst war nie dort. Kálamos dürfte ein oder zweimal dort gewesen sein, er blieb aber über diese Reisen recht vage.

Was er erzählt hatte, war, dass man problemlos hinreisen kann, auch in die einstmals radioaktiv verseuchten Zonen. Trotz der Folgen der großen Vernichtungsschläge, die dort ganz besonders heftig gewesen waren. Es muss dort beispiellose Kämpfe gegeben haben. Heute strahlen die Böden nicht mehr. Da und dort sieht man angeblich immer noch seltsame Gesteinsformationen, die infolge von Kampfaktivitäten geschmolzen waren. Und dann gibt es die Zonen der Ausgrabungen. Man kann sie angeblich besuchen. Kálamos deutete damals an, dass es dafür Sicherheitsmaßnahmen gäbe. Hinreisen sei kein Problem. Da aber offensichtlich die Gefahr besteht, sich dort zu infizieren, sei es verboten, danach direkt in die Autokratoría zurückzureisen. Wer in den Ruinenzonen gewesen ist, müsse sich vor der Rückreise einer Art Quarantäne unterziehen. Wenn ich mich recht erinnere, sprach er damals von einer Zeitspanne von mindestens vierzehn Tagen. Da werde überprüft, ob sich irgendeine Krankheit zeige, eine körperliche oder eine geistige. Besonders das zweite komme immer wieder vor. In solchen Fällen würde dann die Quarantäne auch verlängert. Bis es zu einer Ausheilung kommt. Die Autokratoría schützt sich entschieden vor solchen Infektionen.

Und gib es solche Menschen heute noch –, warf Babálu ein, – ich meine solche, wie heißen sie, Mesopotamer? Mesopotamĩtai –, korrigierte ich, – sie heißen Mesopotamĩtai. Ja, das ist eine schwierige Frage, ob es sie heute noch gibt. Jemand von den Studenten hatte diese Frage damals Kálamos mégas auch gestellt. Kálamos antwortete ausweichend. Vermutlich wollte er nicht direkt auf das eingehen. Ich weiß nicht recht –, antwortete ich Babálu, – ich weiß nicht, ob es sie gibt, dort, oder anderswo. Die Mesopotamía hat ja nie die Metamórfosis mitvollzogen. Die Veränderung zum Edleren, die vom wahren Gott kommt und die sehr häufig mit Selbstbeschränkung zu tun hat. Das haben die Mesopotamĩtai stets verweigert. Es ist ein tiefer Unwille, dem Höchsten zu folgen, es anzuerkennen, ihm zu dienen. Die

elaborierteste Dämonenreligion, verpackt in Kompetenz und scheinbaren Gottesdienst. Es ist das ein System, das sich den besten Lügner zum König wählt. Die Mesopotamía hatte schon das antike Hellás nicht als die Befreiung, sondern viel eher als ihre definitive Bedrohung erlebt. Noch vielmehr brachten dann der Messias und alle, die ihm nachfolgten, das Ende für jene Existenzform.

Es gibt das Sprichwort: etwas ist zu schön oder es ist zu gut, um wahr zu sein. Beides trifft eigentlich auf die Mesopotamía nicht zu. Sie ist weder schön, noch ist sie gut. Obwohl sie versucht, Schönheit und Gutsein vorzugeben, sind die diesbezüglichen Ergebnisse wenig überzeugend. Aber die Mesopotamía glänzt unendlich in Kompetenz. Das erste dies, das erste das. Die ersten Formungen von Gesellschaften, die ersten Staatenbildungen. Die größte Astronomie, die beste Astrologie. Die schnellste Mathematik, die meisten Ziegelbauten. Die ausgedehntesten Bewässerungssysteme, die tödlichsten Heere. Und damit geht es fast endlos so weiter. Ob die Mesopotamía in allem tatsächlich der maximale Erstverwirklichlicher ist, und alle anderen stets nur hilflose Zuspätkommer sind, das kann man durchaus hinterfragen. Die hellenische Wissenschaft hat dann ja alles dieses Frühere endgültig übertroffen. Was aber sicher ist, in der Mesopotamía funktioniert etwas gar nicht: die Existenz. In dieser Gesellschaft gibt es nämlich nur zwei Klassen: die Missbraucher und die Missbrauchten. Diesen schwerwiegenden Systemfehler zu erkennen, ist offensichtlich dennoch ziemlich schwierig. Vermutlich wegen des enormen Suchtpotentials, das diesem System immanent ist. Sucht gibt einen Kick, und der wird gesucht; gleichzeitig macht Sucht blind für das echte Leben. Das scheint der Grund der Dauerhaftigkeit jener Sackgasse zu sein. Dabei wäre es so einfach, es zu durchschauen. Die Mesopotamía ist in all ihrer ostentativ ausgewiesenen Kompetenz einfach zu kompetent, um wahr zu sein. Oder vielmehr zu pseudo-kompetent, um wahr zu sein. Aber dieses Pseûdos zu erkennen,

diesen Betrug zu sehen, darauf kommt alles an. Wer diesen Betrug nicht erkennt, erreicht – gemeinsam mit der Mesopotamía – niemals die eigene Existenz.

An jenem schon späten Abend sah ich in den Gesichtszügen von Babálu, und spürte in ihrer Gegenwart, wieder jene Stimmung, die wir als erstsemestrige Studenten in den denkwürdigen Vorlesungen von Kálamos zu diesem Thema erlebt hatten. Es ist enorm beklemmend, wenn man zu verstehen beginnt, dass hinter jener so beeindruckenden, aber falschen Kompetenz in Wirklichkeit einzig und alleine die Verneinung des Höheren steht. Es ist eine schaurige Einsicht, die man da gewinnt, nämlich, dass sich jene verbissene Verweigerung jeder historischen Höherentwicklung und dass sich jener versteckte Hass auf Schönheit und Wahrheit sehr irreführend tarnen, und zwar mit der größten Geschäftigkeit, mit der größten Scheintugend und mit der glänzendsten Scheinkompetenz.

Jener Abend im Málko war also auch denkwürdig geworden. Dennoch, wir ließen uns nicht erdrücken von diesem Thema und setzten unsere Studien und Arbeiten in der nun allmählich schon gewohnten Weise fort. Am Chrysochoeĩon war Babálu inzwischen in den Werkstätten tätig geworden. Sie setzte dort ihre neuesten Entwürfe um, wobei sie nun Experimentiermöglichkeit und Unterstützung in den verschiedensten Techniken hatte, die sie in Malandéde bisher nicht annähernd anwenden hatte können. Und außerdem gab es hier Lehrende, die große persönliche Erfahrung hatten in der Unterstützung der Studierenden auf ihrem Weg der Formung ihrer individuellen Künstlerpersönlichkeit.

Ich selbst war in der Endfase der Aufarbeitung des Briefcorpus. Es war eine enorme Arbeit gewesen bis hierher. Ich hatte die Bildausdrücke, die Symbole, die Metafern, überhaupt alles optolinguistische Material in den Manuskripten klassifizieren und in seiner Hierarchie ordnen müssen. Die schwierigste Herausforderung war es gewesen, die nicht explizit benannten

imaginellen Aspekte zu erfassen, also die praktisch endlose Reihe der Inbilder, die von jenen poetischen und bisweilen hymnischen Texten evoziert wurden. Das stellte sich als eine Aufgabe heraus, die in etwa so einfach zu bewältigen ist, wie wenn man zum Beispiel eine Art Periodensystem sämtlicher möglicher Trauminhalte erstellen wollte. Und zwar nicht in allgemeinen Kategorien, sondern auf dem Niveau der individuellen Bilderwelten und persönlichen, biografischen Narrative.

Glücklicherweise hatte ich die Briefe allesamt bis zum letzten Buchstaben auswendig gelernt. Das war nun der einzige Weg, die Unmenge an Querverbindungen in dieser Bilderwelt überhaupt wahrzunehmen. Ohne diese Texte im Originalwortlaut in meinem Gedächtnis zu tragen und sie permanent und simultan in ihrem spezifischen Gewicht erwägen zu können, wäre es niemals möglich gewesen, die Strukturen dieses Ausdruckskosmos in seiner humanen Bedeutung angemessen zu erfassen. Auswendiglernen gilt nicht immer und überall als respektable Form des Lernens. Und für vieles sind die Maschinen bessere, detailreichere, exaktere Speichermedien als das menschliche Gehirn. Aber wenn es um das Verstehen komplexer humaner Zusammenhänge geht, um den Kosmos der Bedeutungen, der Ausdrucksformen, der verdichteten Botschaften, dann bekommt Auswendiglernen eine einzigartige Bedeutung. Es hilf nichts, dass sämtliche Epen der Menschheitsgeschichte irgendwo in irgendwelchen Bibliotheken eingespeichert sind. Es hilft auch nichts, dass wir das jederzeit auf den Lesemaschinen aufrufen können, komplett und bis zum letzten Schriftzeichen. Wenn es darum geht, irgendwann zu verstehen, was jener Dichter, jener Geschichtsschreiber, jener Maler wirklich ausdrücken wollte, was sie wirklich zu sagen hatten und was das für uns heute tatsächlich bedeuten kann, dann ist es der einzige Weg, diese Botschaften tief, ganz tief in das Gedächtnis zu versenken, einzubrennen sozusagen. Nur dort ist der Ort, wo alles existentiell Bedeutsame wirklich gewogen werden kann. An allen anderen Orten ist es tot,

weil nämlich noch nicht im Innersten des Menschen angekommen.

Nur vollkommen verinnerlicht, mit jedem Detail aufgesogen, mit jedem Pinselstrich verschluckt, können die wahren Kräfte wahrgenommen und mit unserem eigenen Leben abgeglichen werden. Wer hier über Auswendiglernen lacht, es verachtet, geringschätzt, hat nicht verstanden, wo existentielle Formung tatsächlich stattfindet. Ich würde sogar sagen, die Notwendigkeit eines umfassenden mimetischen Lernens zu verkennen, zeigt, dass man überhaupt noch nicht erkannt hat, wo man als wahre Persönlichkeit lebt und überhaupt leben kann. Wer nicht gewillt ist, den Vorgang des Kopierens mit viel Fleiß in seinem Gedächtnis zu verwirklichen, um auf diesem Weg erst einmal reiches Material für eine freie Lebensführung zu erwerben, der ist dazu gezwungen, den Vorgang des Kopierens als seinen definitiv einzigen Existenzvollzug zu leben. Wer es nämlich nicht gelernt hat, die diversen möglichen Schablonen der Existenz als breite Modellpalette in seinem Gedächtnis abzulagern, sie zu prüfen, frei zu jonglieren und jeweils das Beste davon auszuwählen, der wird gezwungen sein, die eine oder die andere jener Schablonen, die ihm von irgendwoher aufgeprägt worden ist, in kompletter Fernsteuerung als sein vermeintlich individuelles Leben platt zu reproduzieren. Das sind die Fallen der Selbstidentifikation mit den sogenannten mentalen Projektionen, von denen die indische Literatur stets so viel zu berichten und zu warnen weiß.

Um mich in dieser Materie der Briefe und ihren optolinguistischen Botschaften nicht gänzlich zu verlieren, konsultierte ich die hiesigen Archive ausgiebig. Ich musste mich nämlich nochmals in die altportugiesische Literatur vertiefen. Dies wollte ich nicht nur an den Bildmaschinen tun, welche zwar vorzügliche, aber dennoch mangelbehaftete Abbildungen der bekannten Manuskripte bieten, sondern direkt in den Manuskripten selbst. Solche Handschriften findet man eigentlich

nur in der offiziellen Staatsbibliothek der Sebastúpolis, im, wie es genau heißt, Archiv für Pálatin und Autokratoría. Dort verbrachte ich nun weithin meine Arbeitstage. Dieses Archiv ist riesig. Der Eingang liegt am Pálatin. Dort befinden sich im oberirdischen Teil auch die großen Lesesäle. Das Archiv selbst ist aber während der Jahrhunderte derart angewachsen, dass es sich heute unter dem Drómos Thalásses hindurch und dann noch kilometerweit hinaus unter dem Meeresboden erstreckt. Das wurde alles in die Tiefe gegraben, um die ungeheuren Mengen an Originalschriftstücken verwalten zu können, die in der Sebastúpolis eben anfallen.

Natürlich erfolgen die allermeisten Publikationen heute papyrus-, pergament- und papierfrei. Aber zum einen gibt es endlose Mengen von alten, fysischen Schriftträgern, die korrekt abgelegt werden müssen. Und zum anderen erfolgen nach wie vor bestimmte Veröffentlichungen auf materiellen Schriftstücken. Das betrifft zum Beispiel wichtige Verträge oder Entscheide des Hofes. Da möchte man auch ein fysisches Original mit den begleitenden, fälschungssicheren Realien ablegen können. Das ist ähnlich wie bei dem Pergament samt angefügtem Lacksiegel, das ich unlängst vom Staatsarchiv erhalten habe und das den Auftrag zu einem Standardwerk über die Grundzüge der offiziellen Geschichtsschreibung der Autokratoría enthält. Dabei handelt es sich um einen offiziellen Auftrag des Staatsarchives. Solche Schriftstücke werden im Büro des Staatsarchives verfasst, das der Bibliothek übergeordnet ist. Dieses Büro ist auch verantwortlich für die Dokumentation aller offiziellen Schriftvorgänge der Autokratoría. Von Dokumenten, die dort verfasst werden und von entsprechender Wichtigkeit sind, gibt es immer auch eine fysische Kopie, die dann in das Archiv für Pálatin und Autokratoría geht. Ich gehe davon aus, dass eine solche Kopie von dem an mich ergangen Auftrag ebenfalls dort abgelagert worden ist.

Jedenfalls brauchte ich Zugang zu den originalen altportugiesischen Manuskripten im Archiv für Pálatin und

Autokratoría, um so Vergleiche mit dem Briefcorpus aus Flúmina anstellen zu können. Was war der Vorteil der Originale im Vergleich zu den Reproduktionen an den Maschinen? Nun, man wird das nicht verstehen, wenn man hier nicht selbst in die Forschung eingestiegen ist. Aber ein Originalmanuskript in Händen, selbstverständlich ausgerüstet mit den feinsten Zwirnhandschuhen, manchmal wird auch ein Mundschutz verordnet, und bisweilen sind ausschließlich Pinzetten als Zugriff erlaubt, das sind Begegnungen, welche diese Schriftstücke nochmals wirklich lebendig werden lassen. So kann man alle Details des Originals mit Hilfe von Lupe und Lichtfokussierung aus jeglichem Blickwinkel studieren; die Textur des Trägermediums und die Aufbringung des Schreibmittels, sei es Tinte, Tusche, Pflanzensäfte, was immer. Auf den Bildmaschinen ist das unerreichbar. Und dann scheint es mir, dass immer noch, auch nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden, gewisse feine Dämpfe von diesen Originalobjekten abstrahlen. Manchmal hat man sogar die Wahrnehmung von intensiven Gerüchen. Das kann zum einen lediglich von den Trägermedien und den Schreibmitteln herrühren.

Nicht selten jedoch hatte ich schon die unglaublichsten Inspirationen, wenn ich so ein Originalmanuskript in meinen Händen hielt. Und ich muss gestehen, ich hatte dabei stets den intensivsten Eindruck, dass es sich hierbei um die Einwirkung von subtilen Abdampfungen handelte, die irgendwie vom Schreiber, von seiner Schreibwerkstatt, oder auch von den Lesern herrührten. Diese feinen Dämpfe sind bisweilen von ebensolchem Informationsgehalt wie der explizite Text selbst. Und oft sind sie sogar noch aufschlussreicher. Ich fand Dokumente über glückliche und über unglückliche Verträge. Fast immer waren sie von entsprechenden Ausatmungen der jeweils Verhandelnden begleitet. Heiratsurkunden und Kriegserklärungen, dies alles ist in Mikroquanten von den vitalen Substanzen ihrer Protagonisten durchtränkt.

Was die altportugiesischen Manuskripte betraf, brauchte ich solche subtilen Mitteilungen aus den Originalquellen der Zeit, um die Botschaften der Briefe vom Hof Mumadonas und deren Wertigkeit im Gesamtkontext besser einordnen zu können. Da eröffnen sich Gebiete der Subtilkommunikation, die sogar noch über das Optolinguistische hinausgehen. Es sind das einzigartige Erfahrungen, solchen Manuskripten zu begegnen, eingespeichert im bedeutendsten Archiv der Menschheit, draußen unter dem Ozean, etliche zig Meter unter dem Meeresboden. Immer wieder musste ich mich davon losreißen, um mich anderen, aber nicht weniger drängenden Aufgaben zu widmen.

Wir, Babálu und ich, waren nun schon fast ein Jahr gemeinsam in Sebastópol. Die Zeit war enorm schnell vergangen, wohl wegen der vielen Arbeit, die wir beide hatten. Gleichzeitig konnten wir einander aber doch häufig sehen, und das nun eben in fysischer Wirklichkeit und ohne die Bild- und Tonmaschinen. Eines samstags machten wir wieder einen Ausflug nach Vinhas. Es war das irgendwann im Juni, ich erinnere mich an einen schönen Frühsommertag. Diesmal gingen wir von der Röhrenendstation Oinopoíesis aus zu Fuß in die Weinberge. Im Dorf, in der Kóme, kehrten wir bei Treĩs Adelfaí ein, zu den Drei Schwestern. Wenn ich mich heute daran erinnere, wundert es mich, wie dieser Tag verlaufen ist. Ich hatte eigentlich gar keinen Plan gehabt, mit Babálu irgendetwas Heikleres zu besprechen. Wie gesagt, es war eines unserer Wochenenden, die wir nun gemeinsam verbringen durften. Die Jahreszeit war lieblich und die Gegend von Vinhas wie immer gastfreundlich.

Babálu erzählte von der vergangenen Woche am Chrysochoeĩon. Sie hatte wieder den intensiven Mix aus Werkstätte und Theorievorlesungen gehabt. In der Analyse waren sie damals bei Benvenuto Cellinis Saliera angelangt. Dieser Tafelaufsatz, der vordergründig als Speisesalzbehälter bei Tisch dient, ist ja ein äußerst komplexes Produkt elaboriertester Goldschmiede- und Steinschneiderkunst. Babálu erzählte mir, ich

weiß nicht was alles, über den Aufwand, der für die Herstellung dieses Kunstwerkes nötig gewesen war. Gleichzeitig, und deswegen sage ich, dass es nur vordergründig ein Salzfass ist, gleichzeitig ist dieses Schmuckstück voll von erotischen Anspielungen. Diese sind offensichtlichst. Denn gleich neben der Salzschale räkeln sich unbekleidet ein Poseidon mit seinem Dreizack als Herr der Meere und in ebensolcher Freiheit des Körpers erstrahlt eine goldglänzende Gaia, Göttin der Erde. Oder ist es nicht vielleicht eine Afrodite? Jene Schaumgeborene scheint soeben dem Meer entstiegen zu sein, um sich nun – vielleicht am Strand von Ipanema – von Sonne und Wind umspielen zu lassen. Die Nähe des ebenso halb hingegossenen Poseidons scheint ihr gar nicht unangenehm zu sein. Die Stimmung dieser Inszenierung in Gold und Juwelen ist äußerst knisternd. Vielleicht hatte mich dieses Bild inspiriert.

Wie auch immer. Als Babálu mit ihren Ausführungen geendet hatte, fragte ich sie, und das kam eben spontan und unbeabsichtigt, einfach so aus mir heraus, – Magst Du mich noch? Sie staunte mich an und sagte, – Aber Lapis, wie kommst Du denn auf diese Frage? Was ist los? Ich wunderte mich selbst, aber präzisierte, – Nun, jetzt hast Du mich schon bald ein Jahr aus der Nähe erlebt, nicht nur in Flúmina oder in Malandéde und nicht nur für ein paar Tage oder Wochen. Vielleicht siehst Du das alles inzwischen ganz anders. Aber nein, Lapis –, meinte sie, – ich bin doch nicht hierhergekommen, um jemanden anderen kennenzulernen, sondern Dich; und bisher hat es sich rundherum ausgezahlt. Ich bin froh, dass wir hier in Vinhas und überhaupt in Sebastópol gemeinsam sein können. Aber magst Du mich denn noch, wenn Du so fragst? Jetzt gab es eine Pause. Ja, warum hatte ich eigentlich so gefragt? Es war wirklich etwas seltsam gewesen. Dann sagte ich, – Doch, doch, ich mag Dich, noch mehr als früher, aber eigentlich möchte ich, dass Du immer dableibst, bei mir. Sie schaute mich nun groß an, mit so großen schwarzen Augen und so großen weißen Lichtzeichen herum, dass ich

ausnahmsweise ihr Blau auf den Lidern gar nicht sehen konnte. Dann kam es plötzlich und unkontrolliert, aus mir heraus, – Willst Du mich heiraten? Für immer?

Es gab wieder eine Pause. Dann sagte sie, – Heiraten? Was meinst Du damit? Du hast doch gesagt, dass Du keine Diamantenprinzessin möchtest. Ja, damit hatte sie irgendwie recht. Ich hatte das zwar nicht direkt so gesagt, aber es war mir damals in Flúmina, als wir einander kennenlernten, wirklich mulmig gewesen, als ich erfuhr, woher sie kam. Inzwischen sah das aber alles ganz anders aus. Sie war eine Prinzessin. Und die Familie und sie besaßen tatsächlich Diamantenberge. Das war nach wie vor korrekt. Aber sie war eben nicht das, was ich mir anfangs unter einer solchen Kombination vorgestellt hatte. Sie lebte nicht in einer abgehobenen Welt des Reichtums und war dort unzugänglich. Sie definierte sich nicht einfach durch den Besitz und Status ihrer Familie. Natürlich war das eine Realität. Aber es war nicht die einzige und vor alle nicht die wichtigste. Ich sagte daher, – Weißt Du, ich habe inzwischen gesehen, dass Du vor allem Babálu bist, alle anderen Dinge kommen später. Und was meinst Du mit “für immer“? –, fragte sie nach. Meine Antwort hier war rasch, ich dachte nicht einmal nach, was das alles impliziert, ich sagte – “Für immer“ heißt für immer, bis einer von uns stirbt. Sie blickte jetzt wieder vor sich hin, wie damals in Flúmina, im Boquinha, als wir versucht hatten, uns zu entscheiden, ob wir gemeinsam in den Tanzkurs des Biénniums gehen würden. Dann sagte sie, – Du könntest mich das nochmals in Malandéde fragen, dort gebe ich lieber eine solche Antwort. Und dann kannst Du auch gleich meinen Vater fragen, was er dazu sagt. Dabei lächelte sie.

Das war’s. Sie hatte nicht auf meinen, zugegebenermaßen plötzlichen, Heiratsantrag geantwortet. Ich dürfte sie aber später nochmals fragen. Dafür müsste ich allerdings nach Malandéde fliegen. Babálu fand das natürlich wunderbar, denn so würde sie einen Heimaturlaub bei der Familie haben. Wir beschlossen also

im September, noch bevor das Studienjahr wiederbeginnen würde, gemeinsam nach Moçambique zu reisen. Babálu war sichtlich begeistert von dieser Idee. Es war das erste Mal in ihrem Leben gewesen, dass sie ein ganzes Jahr entfernt von ihrer Familie gelebt hatte. Ich war das seit Kindheit gewohnt, seitdem ich in die Grundschule in Petrolina geschickt worden war. Das sind eben die Unterschiede zwischen Prinzessinnen und Söhnen von Viehhirten.

Bevor es mit jener Reise soweit war, kam noch der Sommer in Sebastópol. Und mit ihm der Metamórfosiszug. Anfang August besuchte ich wieder einmal Géron Serafím im russischen Kloster. Ich hatte das Fest ja schon wiederholt persönlich miterlebt, auch gemeinsam mit Babálu. Wir hatten teilgenommen am Zug der Statue des Christós nikefóros, gefolgt von Sebastós und Sebasté, sowie dem Hof und unzähligen Festteilnehmern. Die Prozession verbindet Pálatin und Akrópolis, sie geht dabei durch die Agorá und die via sacra hinauf. Dort werden dann alle vom Pápas empfangen und auf die Höhe die Akrópolis hinaufgeleitet, bis zur Gregórioskirche.

Bei meinem Besuch kam Géron Serafím auf das Fest zu sprechen. Weißt Du, was wir demnächst, an diesem hohen Festtag feiern? –, fragte er mich. Ich gab die allgemein bekannten Antworten. Metamórfosis, die Verwandlung des Messias auf dem Taborberg, die Lichterscheinung, Pétros, Joánnes und Iákobos sehen den Messias in hellstem, weißen Licht leuchten, Moysés und Elías sind anwesend. Schließlich spricht sogar die Stimme Gottes selbst, der den Messias als seinen geliebten Sohn deklariert und ruft: Auf ihn sollt ihr hören!

Ja –, sagte Géron Serafím, – wir feiern, dass die ungeschaffenen Energien wirklich sichtbar geworden sind und dass sie das auch heute wieder werden können. Dass die Energien Gottes wirklich unter uns sind, und wir so Gott wirklich erleben können. Und wir feiern, dass Gott uns Gewissheit gegeben hat über seinen Sohn, der unter uns gelebt hat und lebt. Aber was

feiern all die Leute, die zum Metamórfosiszug kommen? –, fragte er mich nochmals. Ich antwortete, sie würden wohl auch das Taborlicht sehen wollen, obwohl das vermutlich nur wenige erreichen würden.

Dann wusste ich auch nicht mehr recht weiter. Ich sagte, – Ja, ich hatte mich auch schon gewundert, warum immer so viele Menschen kommen und tatsächlich solange in der Sommerhitze aushalten, um am Zug teilzunehmen. Es ist zwar vieles wirklich beeindruckend genug, die Sebastoí, sogar der Pápas ist anwesend, die ehrwürdige Statue des Christós nikefóros, getragen von den Abordnungen der Georgs- und Santiagoritter, die ganzen Festgewänder. Das waren alles Gründe, um am Fest teilzunehmen. Aber dennoch, es ist sehr anstrengend und dauert viele Stunden. Was ist hier nun aber das eigentliche Thema? Was macht die Leute solange ausharren und noch dazu mit offensichtlicher Hingabe?

Géron Serafím sagte, – Es stimmt, dass nur wenige das Taborlicht mit ihren eigenen Augen sehen. So wie wir einander jetzt sehen. Das ist eine Seltenheit. Und die vielen Festgäste können nicht einfach erwarten, dass sie alle das an diesem Tag sehen werden. Viele werden es in ihrem Leben überhaupt nie sehen. Aber, so ist das mit dem Glauben. Man glaubt Dinge, die man noch nicht sieht, für die man aber glaubwürdige Zeugen hat. Die Kainé Diathéke berichtet uns das. Und die Zeugen sind die drei, Pétros, Joánnes und Iákobos. Und darüber hinaus gibt es unzählige andere Menschen, die jene Erfahrung gemacht haben. Deshalb ist es glaubwürdig, dass dies der Weg für alle ist, die mit dem Messias auf den Berg hinaufsteigen. Damals gingen sie auf den Tabor. Demnächst gehen sie wieder auf unseren Berg hier, die Akrópolis.

Gefeiert wird heute wie damals –, sagte Géron Serafím, – gefeiert wird, dass auch wir verwandelt werden. In unendlich mehr als das, was wir jetzt schon sind. Sogar die Sebastoí kommen und unterziehen sich dieser Mühe, weil sie auf einen Segen hoffen.

Sie knien vor dem Pápas, er gibt ihnen seinen Segen. Und der Pápas verkündet mit dem ganzen Zug die Lehre der Metamórfosis und der ungeschaffenen, göttlichen Energien. Aber darüber hinaus erwarten alle den Segen vom Messias direkt. Er möge seine Energien, welche gleichzeitig die Energien der Hagía Triás sind, ihnen schenken. Und ebenso allen anderen, die anderswo, nicht nur in der Sebastúpolis, darum bitten. Die Statue des Christós nikefóros, die den Zug anführt und die von den Rittern von St. Georg und Santiago geschultert wird, sie steht für den Messias, der den Sieg bringt. Es macht also sehr viel Sinn, an diesem Zug der Metamórfosis teilzunehmen. Und die Leute wissen das. Ob schon direkt das Licht sehend oder noch nicht, wer hier bittet, der bekommt von der Energie, die nicht von dieser Welt, sondern direkt von Gott kommt. Daher rührt die Hingabe der Festteilnehmer, die man an diesem Tag auf der Akrópolis so besonders stark spüren kann.

Es gibt verschiedene Typen von Energien –, fuhr Géron Serafím fort. Alles Leben braucht Energie. Sonne zum Beispiel, und Nahrung. Auch jede Handlung ist mit einer ganz spezifischen Energie verbunden, gibt diese oder nimmt diese, gute oder schlechte. Dann kann man auch die universellste aller Energien anstreben, beziehungsweise das, was man dafür halten kann, das Geld nämlich. Diese Energie ermöglicht fast alles. Fast. Nur das Wichtigste wird durch Geld nicht selten total unerreichbar gemacht. Dann gibt es noch andere Stoffe, die auch Energien geben, rasch und beeindruckend. Jene Substanzen, die verschiedene direkte Wirkungen auf den Körper, insbesondere das Gehirn haben. Man kann sich diese Energie holen, sehr einfach, sehr rasch, und zunächst sehr genussreich. Später verhindern diese Energien aber mit praktischer Gewissheit, dass man jemals noch höhere Energien bekommen kann. Eine Sackgasse an Energie, die letztlich Zerstörung ist. Falsche Energie kann die richtige Energie definitiv verhindern. Selbst die Bilder stehen in diesem Fluss der Energien. Wahre Bilder führen zum

Besseren. Falscher Gebrauch von Bildern und deren Energien zerstört. Alles das aber sind geschaffene Energien. Gute oder schlechte. Sie alle sind ein Teil der Schöpfung.

Darüber hinaus gibt es aber die ungeschaffenen Energien. Sie kommen direkt von Gott. Daher sind sie auch vollkommen gut. Es ist eine große Gnade –, hielt Serafím fest, – dass wir in einer Zeit und einem Land leben, wo die Menschen diese Energien suchen. Wo sie sich nicht selbst zerstören und sich den Zugang zu diesen Energien auch nicht zerstören lassen. Das wird am Tag der Metamórfosis gefeiert. Dass wir, die Menschen hier in unserer Autokratoría, eher die guten als die schlechten Energien wählen. Und dass hier alle wissen, genau oder noch ungenau, dass es ungeschaffene Energien gibt. Und dass diese ungeschaffenen Energien anzurufen ein sinnvolles, ja heiliges Unternehmen ist. Sebastoí und Pápas wirken an diesem Tag zusammen, bitten um diese ungeschaffenen Energien, direkt von Gott. Und so viele Menschen sind anwesend, um an diesem Unternehmen mitzuarbeiten und die Früchte mitzuernten. Es ist ein heiliges Ritual und ein Staatsakt gleichzeitig.

Danach muss dann jeder suchen, was er und sie noch ganz alleine in ihrem Leben tun müssen, damit diese Energien auch zu ihnen direkt kommen können. Aber am Festtag der Metamórfosis geschieht die Vorbereitung darauf gemeinsam. Wenn Du, Lapis, wieder mitgehst auf dem Zug zur Akrópolis, wirst Du diese Vorbereitung einmal mehr vollziehen. Es ist gut, das in Gemeinschaft zu tun. Es ist die gemeinsame Zeugenaussage, dass jeder von uns etwas braucht, was ihn unendlich übersteigt. Etwas, das er selbst nie hervorbringen kann. Etwas, das den ganzen Kosmos übersteigt und auch von keinem Menschen gegeben werden kann. Der noch genauere Name für die Akrópolis ist ja tò óros tês kainês diathékes; der Berg des neuen Gesetzes. Das erste Gesetz kam vom Sinai. Das vollendete, endgültige Gesetz, das nicht mehr in Buchstaben aufgeschrieben wird, sondern in heiligen Körpern, das wurde auf dem Tabor gezeigt. Wenn Du

demnächst die via sacra wieder hinaufgehen wirst, musst Du suchen, wie Du nicht nur auf die Akrópolis hinaufgehst, sondern wie Du auch den Tabor und seine ungeschaffenen Energien erreichen kannst.

Anlässlich dieses Besuches bei Géron Serafím wurde mir langsam bewusst, wie wenig ich immer noch von dem Fest der Metamórfosis verstanden hatte. Offensichtlich war es nicht nur das Fest aller Gläubigen in der Autokratoría, sondern ebenso das Fest der Familie der Sebastogénnetoi, der Metanoetendynastie. Mit der Metamórfosis ist ganz besonders die Metánoia verbunden. Die Veränderung, die alleine von Gott kommt, ist notwendig, damit der Mensch fähig wird, sich höher zu entwickeln. Ein neuer, höherer Geist des Menschen, gegründet in der Veränderung, die von Gott kommt. Diese Metánoia heißt in den *Mund* übersetzt so viel wie "Umgeist", ein Bewusstseinszustand und gleichermaßen eine Lebensform, die gewillt ist, die primäre Natur in das Licht des Messias zu stellen, und so zu einer höheren Existenzform zu gelangen. Das ist das Gegenteil der Mesopotamía. Statt der Verneinung des milden Gottes besteht die Metánoia in der Anerkennung seiner alles umformenden Herrschaft. Diese Anerkennung leben die Sebastoí, die Edlen, die Leute. Und ebenso der Pápas und die übrigen Diener des wahren Gottes.

Wenige Tage danach nahmen Babálu und ich wieder am Zug vom Pálatin bis zur Akrópolis teil. Diesmal vollzogen wir das Fest ruhiger. Wir überholten den Zug nicht außen, sondern gingen im Rhythmus der Santiago- und St. Georgsritter in den langen Reihen mit. Wir erfuhren dabei ein Stück mehr der inneren Zusammenhänge dieses Ereignisses, nahmen teil an der Veränderung des Geistes- und Herzenszustandes, die notwendig ist, um in der Wahrheit wachsen zu können. Es war das auch eine Vorbereitung auf alles, was in unserem höchst privaten Leben demnächst kommen sollte.

Im September folgte dann der gemeinsame Flug nach Moçambique. Babálus Bruder Ekene holte uns am Flughafen wieder mit dem Hubschrauber ab. In Malandéde war dann großer Empfang. Die verlorene Tochter kam nach Hause. Die Eltern, Zolile und Nehanda, waren auf den Landeplatz geeilt und umarmten uns, sobald wir aus dem Helikopter stiegen. Dann kam fast die ganze Angestelltenbelegschaft des Villenkomplexes der Familie Kazundé-Membúto. Sie begrüßten uns lautstark. Einige begannen sogar zu tanzen. Babálu tanzte sofort mit. Der Empfang war so herzlich, dass ich beinahe das Gefühl hatte, nach Hause zu kommen.

Nachdem wir unsere Zimmer bezogen hatten, ich bekam wieder meinen Bungalow, Babálu wohnte im Haus der Eltern, gab es ein großes Festessen in der zentralen Sala des Haupthauses. Wer von den Familienangehörigen an diesem Tag auf dem Gelände war, kam nun und begrüßte uns. Glücklicherweise hatte ich inzwischen schon so viel Tsonga gelernt, dass ich der Konversation bei Tisch einigermaßen folgen konnte. Malela, Babálus jüngere Schwester, war damit zufrieden. Sie hatte mir ja die ersten Worte des Tsonga beigebracht. Nur über meine Aussprache lachten alle noch. Vater Zolile berichtete von seinen Geschäftsreisen. Inzwischen war er auch wieder in Flúmina gewesen. Sogar die Colombina hatte er besucht, dort aber nur einen Tee getrunken, wie er bedauernd kommentierte. Sein Gallenleiden erlaubte ihm nicht mehr. Die Geschäfte gingen gut. Die Mine fördere nach wie vor reichlich Steine, und die Nachfrage sei weltweit gut. Nur die Werkstätte laufe nicht so gut, weil Babálu eben nicht hier sei.

Babálu berichtete enthusiastisch vom Unterricht und den Praktika am Chrysochoeĩon. Was sie dort lernte, würde ihre Möglichkeiten der Schmuckproduktion enorm befördern. In Malandéde hatte sie letztlich alleine herumexperimentieren müssen. Aber in der Sebastúpolis gebe es die besten Handwerker und die genialsten Künstler. Die Besten seien beides gleichzeitig.

Sie könne sich keine Schule vorstellen, wo sie effizienter lernen würde. Und natürlich, Sebastópol selbst sei hochinteressant. Wir hätten dort die unglaublichsten Dinge gesehen und erlebt. Als Babálu vom Metamórfosiszug erzählte, wurden Malelas Augen riesengroß. Ob Sebasté Tabithá wirklich so elegant sei, wie man es höre, wollte sie wissen. Babálu bestätigte das, fügte aber an, dass man die Sebasté wegen der Verhüllung eigentlich relativ wenig gesehen hatte. Ihre Haltung zu Pferd allerdings und ihr Auftreten vor dem Pápas seien sehr beeindruckend gewesen. Auch die anderen lauschten hier schweigend den Berichten Babálus.

Dann sollte ich erzählen, was es Neues bei mir gebe. Ich stand damals weniger als ein Jahr vor meiner Doktoratsprüfung. Ich erzählte von meinen auf Hochtouren laufenden Abschlussarbeiten dafür. Es war noch eine Menge zu tun, bis ich mich dem Termin der Verteidigung meiner Thésis stellen würde können. Mutter Nehanda erkundigte sich wieder nach meinen professionellen Aktivitäten am Metrografeĩon. Ich konnte nur vorweisen, dass ich nach wie vor dort meinen kleinen Posten hatte und dass das für weitere Anstellungen eine günstige Ausgangsposition war. Babálu hatte in diesem Moment die geniale Idee zu erzählen, dass Prinz Jaime, ein Sebastogénnetos, mich kürzlich dazu eingeladen hatte, an seinem Projekt der Schule für Rhakótis mitzuarbeiten. Sie erzählte noch einiges mehr von Jaime und Leilas neuem Zuhause in Rhakótis, und dass man von Prinz Jaime mit seinem stets entschiedenen Engagement, nach dem Kongo nun im nördlichen Industriegürtel Sebastópols, noch einiges zu erwarten haben werde. Mutter Nehanda schien durch diese Informationen einigermaßen beruhigt.

In den folgenden Tagen musste sich Babálu um die Werkstätte kümmern. Die Produktion war in einem reduzierten Ausmaß fortgesetzt worden. Sie musste die Ergebnisse überprüfen. Und vor allem hatte sie die Handwerker neu für ihre Projekte zu motivieren, um das bereits erreichte Niveau der

Arbeiten nicht zu gefährden. Darüber hinaus erholten wir uns an der Piscina und machten wieder kleine Touren in die Umgebung. Als wir einen Zwischenstopp in einem gemütlichen Restaurant machten, sagte Babálu zu mir, – Möchtest Du mich nochmals fragen? Ich dachte, sie beziehe sich auf irgendetwas auf unserem Ausflug, und fragte zurück, – Was fragen? Sie lächelte und präzisierte, – Du wolltest mich fragen, ob ich Dich heiraten möchte. Ich war nicht gefasst, auf diesen plötzlichen Themenwechsel und reagierte offensichtlich einfach gar nicht. Sie erklärte, – Mach Dir keine Sorgen, ich wollte nicht, dass Du mich jetzt fragst. Aber Du könntest meinen Vater fragen, was er dazu meint. Wenn er nichts dagegen hat, dann würde ich Ja sagen.

Was, also Du würdest mich heiraten? –, sagte ich, – wirklich heiraten, für immer? Wie gesagt –, antwortete sie nochmals, – erst muss mein Vater damit einverstanden sein. Jetzt war ich es, der die Denkpause hatte und beim Fenster hinausschaute. Was sollte ich jetzt tun? Was sollte ich zu Babálus Vater sagen? Ich blickte sie nochmals an. Sie lächelte tiefgründig. Dann nahm ich ihre Hand, küsste sie und sagte, – Wir werden das machen; also, ich werde das machen.

Nun war es praktisch so weit. Ich konnte nicht mehr lange warten. Babálu hatte ich ja schon in Sebastópol gefragt. Nun musste ich den Vater fragen. Sie hatte zwar nicht ja gesagt, aber eigentlich doch deutlich gemacht, dass sie ja sagen würde. Was würde der Vater sagen? Das Verhältnis, das ich zu ihm hatte, war eigentlich gut, seit der ersten Vorstellung im Quinta da Praia in Flúmina. Er hatte Babálu erlaubt, mit mir in den Tanzkurs zu gehen. Auch hier in Malandéde hatte ich immer wieder seine Unterstützung gespürt, auch dann, wenn Mutter Nehanda detaillierte Fragen zu stellen begann. Aber was würde er sagen, wenn es um die Heirat seiner Tochter ginge? Da waren die unleugbaren Differenzen unserer Biografien doch plötzlich wieder ein Thema. Es war mir klar, dass Babálu wer weiß wen hätte heiraten können. Sie war, wie man sagt, jung und reich.

Außerdem war sie: hübsch, elegant, künstlerisch fähig, gebildet, welterfahren ..., um nur einiges aufzuzählen. Ehrlich gesagt, ich weiß bis heute nicht wirklich, warum sie mich nehmen wollte.

Sie hätte nur auf der nächsten Party ein wenig tanzen müssen, in Sebastópol, in Flúmina, in Umbanto, wo auch immer, sofort wären ein Fürst Grigorij Sergejewitsch Mornov nach dem anderen zur Hand gewesen. Ich denke, das wusste Vater Zolile auch. Was würde er sagen? Aber es half nichts. Die Zeit war gekommen, jetzt musste ich es versuchen, über diesen Graben von gesellschaftlichen Unterschieden hinwegzuspringen. Ich ging daher nächsten Tag zu Babálu und sagte, ich wäre soweit, ich würde den Vater fragen. Jetzt? –, fragte sie. Ich bestätigte.

Wir gingen ihn suchen. Es war späterer Vormittag. Er arbeitete gerade in seinem Büro und hatte Ferngespräche zu erledigen. Nach einiger Zeit konnten wir hinein. Er war etwas erstaunt, warum wir gerade jetzt gemeinsam kamen. Ich sagte, dass wir etwas zu besprechen hätten, etwas das Babálu und mich betreffe, aber auch die Familie. Der Vater blickte gespannt auf. Dann sagte ich es einfach heraus. Ich hatte Babálu gefragt, ob sie mich heiraten würde, und sie hatte gesagt, ich müsste ihn, Zolile, fragen, was er dazu sage. Ob es ihm recht wäre.

Zolile war überrascht, aber ich denke eher über den Zeitpunkt und die Umstände des Büros, weniger, dass die Frage irgendwann kommen würde. Es stand auf und nahm uns zu einem kleinen Nebentisch, an den wir uns zusammensetzten. Der Vater dachte ein wenig nach. Dann fragte er, – Magst Du Babálu wirklich? Ich nickte. Nach einer Pause sagte er, – Ich glaube Dir das, weil Du hast Dich immer um Babálu bemüht, mit einigem Aufwand. Ich habe das in Flúmina gesehen. Und hierher bist Du jetzt schon zum dritten Mal gekommen. Babálu hat auch schön von Dir geredet. Was ich aber sagen will, ist, das Leben kann lange dauern. Diamanten hat Babálu genug. Was sie braucht, ist ein Mann. Nicht nur jetzt, sondern für immer. Es gibt hier in Malandéde sehr viele schöne Frauen, und auch überall sonst auf

der Welt. Für einen Minenbesitzer interessieren sie sich durchaus; gerade auch die Kundinnen. Aber ich bin immer noch mit Babálus Mutter verheiratet, und wir haben bisher niemand anderen gesucht. Ich gehe davon aus, dass diese Dinge in Sebastópol nicht anders liegen. Es soll für immer sein. Das möchte ich, dass Du weißt. Und sonst ... Ich denke, Lapis macht erst sein Studium fertig, dann könnt ihr heiraten.

Jetzt fragte ich Babálu offiziell, ob sie mich heiraten wolle. Sie sagte einfach, – Ja, das will ich. Es war das alles fast zu einfach gewesen. Plötzlich war nun die Entscheidung gefallen und auch vom Vater bestätigt. Er meinte, wenn wir es wollten, könnten wir es heute Abend allen mitteilen, dass wir nun verlobt waren. So kam es dann auch. Zolile ließ alle Familienmitglieder informieren, dass es nach dem Abendessen etwas zu verkünden und zu feiern gäbe und dass alle kommen sollten. Dort hielt er dann eine kleine Rede, die darin gipfelte, dass er heute als Erster die freudige Nachricht erhalten habe, dass wir uns verlobt hatten. Er wünschte uns viel Glück und eine baldige Hochzeit, nachdem ich ja wohl schon demnächst mein Studium beenden würde. Der Jubel im Raum war beträchtlich. Wir wurden von allen umarmt. Auch Nehanda schien sich wirklich zu freuen. Malela war ganz aufgeregt und wollte wissen, ob die Hochzeit wohl in Malandéde und nicht in Sebastópol stattfinden würde. Wir hatten uns das noch gar nicht überlegt. Aber alle bestätigten nun, dass es natürlich nur in Malandéde sein könnte. Und wann? Da stand ich nun unter Zugzwang. Denn es hing jetzt von mir ab, mit welcher Geschwindigkeit ich mein Studium beenden könnte und den Doutor erreichen würde. Ich versprach, mein Bestes zu tun. Planmäßig sollte die Verteidigung meiner These im kommenden Mai stattfinden, also in sieben Monaten. Wenn alles richtig funktionierte.

Als wir wieder in Sebastópol zurück waren, brach sofort der Alltag über uns herein. Babálu hatte wieder ihren strengen Tagesablauf am Chrysochoeĩon. An den Wochenenden hatten wir

Zeit für einander. Aber während der Woche war es zum Teil schwierig, noch freie Zeit zu finden. Woran wir eisern festhielten, war der Tanzkurs. Jeden Donnerstagabend trafen wir uns dazu in der Agorá. Wir waren schon ziemliche Könner in den verschiedenen Tänzen, wollten aber dieses zweite Jahr noch komplettieren, um wirklich die Perfektion zu erreichen. Nach den beiden Stunden gingen wir in eines der nahen Lokale, nun meistens ohne die anderen. Wir hatten einander zu viel mitzuteilen, und die Zeit war immer zu kurz. Nachdem wir nun verlobt waren, gab es eine Menge zu planen. Wann sollte die Hochzeit sein? Würden wir es schaffen, bis nächsten Sommer? Das betraf zunächst einmal mich. Ich sollte ja mein Studium abgeschlossen haben, das war die Bedingung von Babálus Vater. Einen Termin für die Verteidigung der Thésis gab es bereits. Ich wusste nicht den Tag, aber sie sollte im kommenden Mai stattfinden. Demnach wäre Juli ein möglicher Termin für die Hochzeit gewesen. Natürlich ginge das nur unter der Voraussetzung, dass ich das Studium wirklich erfolgreich abschließen würde. Babálu müsste die ganzen Vorbereitungen für das Fest in Malandéde treffen. Dies hauptsächlich von Sebastópol aus. Diese Distanz war nicht ideal, allerdings hatte Mutter Nehanda ihre Unterstützung zugesagt. Letztlich entschieden wir uns, den Hochzeitstermin für Ende Juli festzusetzen. Ich musste einfach bis dahin mit meinem Studium fertig sein.

Nun lief die Uhr rasch ab. Babálu hatte weiter mit Leila Kontakt, was aber wegen Babálus sehr engem Terminkalender auch Einschränkungen erfuhr. Ich hatte begonnen, in Jaimes Schule von Rhakótis ersten Unterricht in Mittelägyptisch zu geben. Manchmal sah ich dort Jaime, vor allem gegen Abend war er dort anzutreffen. Er wusste auch kaum, wie er bei all seinen Verpflichtungen den Tag organisieren sollte. Einmal waren wir beide wieder bei Leila und Jaime in ihrem Heim in Rhakótis eingeladen. Dort erfuhren wir Leilas neueste Pläne. Sie würde die Leitung des nächsten Adelsbiénniums in der Sebastúpolis

übernehmen. Sie war angefragt worden und hatte zugesagt. Erfahrung hatte sie darin ja genug, der Unterschied würde vor allem in der Größe liegen. Für Sebastópol war mit sicher der doppelten Teilnehmerzahl zu rechnen als in Flúmina. Sie hatte mit der Planung und den Vorbereitungen bereits voll begonnen. Der Start war für August festgesetzt. Dieser Terminplan erlaubte es, dass Babálu die beiden zu unserer Hochzeit nach Malandéde einlud. Und sie sagten tatsächlich zu. Das würde sich vor dem Beginn des Turnus eben noch machen lassen, hatte Leila Babálu mitgeteilt. Leila und Jaime wollten die Reise mit einem Besuch im Kongo verbinden. Es lag sozusagen auf dem Weg. Jaime wollte dort seine Kontakte auffrischen. Und ich vermute, dass sie beide mit dem Kongo gewisse nostalgische Gefühle verbanden. Das war immerhin die Heimat ihrer ersten gut eineinhalb Ehejahre und insgesamt ein heroisches Unternehmen gewesen. Sohn Felipe war inzwischen auch schon deutlich größer geworden. Auf die Reise würden sie ihn mittnehmen. Schließlich war er das afrikanische Klima von Geburt an gewohnt.

Mit Kálamos hatte ich nun gehäuft Privatissima. Dabei ging es darum, die Ergebnisse meiner Forschungen in die letztgültige und präsentable Form zu bekommen. Er half mir da sehr, er hatte eben eine enorme Erfahrung in diesen Dingen. Die ursprünglich geplante, erneute Kontaktierung von Plumaginho in Flúmina und die Einbindung seiner Expertise in Altlusitanistik unterließen wir schließlich. Der Grund dafür war, dass wir doch kein Risiko eingehen wollten. Wir hätten keinen echten Diebstahl von seiner Seite erwartet. Das wird nicht gemacht auf dieser Ebene der Akadémeia. Aber eine kleine Indiskretion in Fachkreisen oder auch zu den Medien über einen sehr interessanten Fund, der kürzlich in Flúmina selbst entdeckt worden sei, zur Geschichte immerhin ja auch Brasiliens, so etwas kann schon ungewollt oder auch gewollt passieren. Mir wäre die Erstpublikation in jedem Fall erhalten geblieben. Ich hatte alle Daten und vor allem auch ihre Auswertung. Aber die Erst-Fama, der Ruhm und das Gedächtnis

der Ersterwähnung in den Kanälen der Archive, so etwas kann schon einmal sozusagen irrtümlicherweise an eines der großen Institute gehen, wo die Arbeit aber gar nicht gemacht worden ist. Dagegen kann man dann gar nichts unternehmen. Das ist dann eben schon passiert.

Zwischendurch überlegten wir uns bereits, wo wir denn nach unserer Hochzeit wohnen sollten. Was würde unser erstes gemeinsames Zuhause werden? Das war nun ein nicht ganz einfaches Thema. Ich hatte nach wie vor keine erwähnenswerten Summen von Einkommen zur Verfügung. Babálu war Erbin. In Flúmina hatte sie stets im Quinta da Praia gewohnt. Hier in Sebastópol im Palazzo Lumbawési. Sie hätte sicher alle Mittel gehabt, Vergleichbares in Sebastópol für uns einzurichten. Aber sie wollte nun eine Wohnung suchen, die unserem gegenwärtigen existentiellen Zustand eher entsprechen würde. Sie war nach wie vor Studentin am Chrysochoeĩon. Wenn ich fertig wäre, würde ich hoffentlich eine passende Anstellung finden. Reich wäre ich dann sicherlich weiter nicht. Also fand Babálu, wir sollten uns ein nicht zu großes Appartement suchen, das zu uns, so wie wir nun waren, passen würde. Sie meinte, etwas Größeres könnten wir immer noch beziehen, wenn es uns später vielleicht so in unser Leben passen würde. Wir begannen die entsprechenden Anzeigen zu studieren. Allerdings hatten wir dafür auch nicht viel Zeit. Endgültige Entscheidungen hierin mussten warten.

Dann war es soweit. Der Termin für die Verteidigung meiner These war auf den dreizehnten Mai festgesetzt worden, ein Mittwoch. Um zehn Uhr Vormittag war der Beginn. Der Ort war die Aula des Historiografischen Institutes im Ásty epistémes, Démos Parakatúzenoi. Ich hatte mich nun lange vorbereitet, jahrelang durch die Arbeit selbst, und in den letzten Monaten dann sehr intensiv für den Vortrag. Ich war zu einem Ringkampf bereit. Der Titel meiner Doktoratsarbeit war in langen Diskussionen mit Kálamos ausgereift und lautete: Gestaltstrukturen des Eros in der altportugiesischen Dichtung des

frühen Minho und Douro. Das war ansatzweise auch die Zusammenfassung meiner Thésis. Ich suchte systematisch aufzuzeigen, dass die Briefsammlung vom Hof in Guimarães einzigartig erhellende Dokumente über die Sichtbarkeit des wahren Eros bietet.

Die sieben Vorsitzenden waren allesamt ausgewiesene Größen ihres jeweiligen Gebietes. Eingeladen, und tatsächlich gekommen, war unter anderen Professor Sebastião Sabér, der führende Lusitanist der Academia de Conímbriga. Dann Boutros Dschoome aus Kairo, Optolinguist der orientalischen Schule, der wesentliche Beiträge zum Fortleben ägyptischer Allegorien in der späteren arabischen Dichtung geliefert hatte. Auch ein theoretischer Mathematiker war in den Vorsitz eingeladen worden, Iwán Sférowitsch Ístina aus Kiew. Der Cultusminister des Vizekönigreiches Brasilien war aus Flúmina gekommen und hatte in der ersten Reihe Platz genommen, mit der offiziellen Schärpe in Grün-Gelb und darauf der großen Kokarde des Sebastós in Purpur–Gold–Blau. Melinda war ebenso aus Flúmina angereist, Melinda Condessa de Róvere-Guimarães e Portucale. Sie war sozusagen die Repräsentantin der Familie, um die es in meiner Thésis unter anderem ging und von der letztlich die Briefe stammten. Sie saß neben Babálu in der dritten Reihe und hatte den Arm mütterlich um sie gelegt. Das Auditorium war voll. Ich hatte dies nicht erwartet, da sich mein Thema nicht mühelos als von allgemein historiografischer Bedeutung ausweist. Aber ich vermute, dass die Namen der Jury dann doch das Interesse weiterer akademischer Kreise geweckt hatten. Aus der Anwesenheit dieser Größen wurde doch ersichtlich, dass es sich um die Beurteilung einer irgendwie wissenschaftlich herausragenden Forschungsarbeit handeln musste. Auch Kálamos und Professor Maa waren anwesend. Allerdings hatten sie sich unter die zahlreichen Zuhörenden in den oberen Bänken gemischt, da sie als meine Lehrer ja keinen Einfluss auf die Diskussion und die Entscheidungen nehmen durften.

Meine Arbeit beruhte im Wesentlichen auf drei von mir formulierten Theoremen der Optolinguistik, deren axiomatische Gültigkeit ich anhand des in der Bibliothek von Flúmina aufgefunden Briefcorpus vom Hof Mumadonas aufzuweisen suchte. (i) Erstens, Nähe und Distanz als rituelle Stufen der Annäherung; (ii) zweitens, Gewährung und Verweigerung des Blickes; und (iii) drittens, Der Samba der Metafern. Irgendwie war es wie damals, im meinem ersten Schuljahr in Petrolina, als mich Pai Athanásios aufgefordert hatte, vor den versammelten Mitschülern etwas auf Altportugiesisch vorzutragen. Ich hatte damals die Rede von Cavalheiro Givanildo an Mumadona ausgewählt, worin jener Ritter beginnt mit: Mumadona, minha dona, vos olhei no jardim. Während die Schulkinder emotional in den für sie zwar fremden Worten aber auch wieder heimatlichen Rhythmen und Klängen versunken waren, hatten sie doch kaum etwas vom Text wirklich verstanden. Nun stand ich hier aber vor einem Auditorium, in dem die meisten alles bis zum letzten Wort verstehen und überprüfen würden.

Ich legte zuerst das Material dar, das ich in der Biblioteca in Flúmina aufgefunden hatte. Alleine das Alter, der Umfang und die inhaltliche Brisanz des Briefcorpus vom Hof Mumadonas war von entschieden wissenschaftlichem Wert. Insbesondere da das alles bis anhin völlig unbekannt gewesen war. Es handelte sich also um einen Glücksfund. Damit konnte ich punkten. Natürlich war darüber hinaus aber die Auswertung dieses Corpus mein Thema. Und dessen Aufarbeitung würde letztlich Inhalt der Beurteilung durch die Jury sein. Ich begann also die von mir angewandten Analysetechniken darzustellen.

Kurz zusammengefasst, mein Zugang zu jenem Konvolut von Briefen aus dem antiken Portucale war es gewesen, dieses historisch und literarisch hochwertvolle Textcorpus nach (a) den diversen mechanistischen und quantitativen Sichtungsvorarbeiten, nach (b) der historischen Verortung im Kontext des frühen Portucale und nach (c) der Würdigung der

herausragenden poetischen Leistungen, schließlich (d) einer umfassenden optolinguistischen Analyse zu unterziehen. Dabei ging ich von Professor Maas Definition der Optolinguistik aus, die besagt, dass die optolinguistische Disziplin die Sehsinnaspekte jedes möglichen sprachlichen Ausdrucks untersucht. Das ist natürlich ein weites Feld. Ich musste mich beschränken. Dem mir vorliegenden Material entsprechend konnte ich nur auf Basis geschriebener Dokumente und der darauf verzeichneten Sprache und Inhalte versuchen, optolinguistische Gesetzmäßigkeiten zu entdecken. Das, was ich in meinen Forschungen wirklich herausarbeiten hatte können und nun darlegen konnte, war, dass die Briefe tatsächlich eine ausgeprägte und hohe optolinguistische Kultur reflektierten. Das wurde alleine aus diesen Texten erkennbar. Es ermangelte mir nämlich an all den anderen optolinguistischen Dimensionen, die an jenem Hof in Guimarães gelebt und gepflegt worden sein müssen. Es fehlte mir all das dort einstmals gelebte Anschauungsmaterial, das Bild des Alltags, etwa der Handwerker und Händler auf den Märkten oder der Wächter auf den Befestigungen, noch mehr aber die privilegierten Manifestationen jener hochentwickelten optolinguistischen Kultur, wie der Glanz der Pferde und Rüstungen, die Farben der Flaggen und Wappen oder auch die Bewegungen der Kampfeinheiten und der Jagdgesellschaften.

Und allem voran gab es natürlich kaum eine außerverbale Dokumentation über die Frauen jenes Hofes. Auch von ihnen konnte ich nichts direkt sehen. Allerdings, die Briefe der Ritter ließen die Welt der Frauen der Grafschaft Portucale auferstehen, und zwar in der einzigen und ersten Dame des Condados. Die da beschriebenen und angedeuteten Bilder und die im Leser wiederevozierten Inbilder waren von epischer Größe. Mumadona muss außergewöhnlichen Eindruck gemacht haben mit ihrem tiefschwarzen und glänzenden Haar. In nahezu jedem zweiten Brief kamen Lobpreisungen ihres Haares vor. Wiederholt erbaten sich die Ritter eine ihrer Locken als Beweis ihrer Aufmerksamkeit,

als Hoffnungszeichen. Oder wenigstens ein einzelnes, durch Boten gesendetes Haar sollte ihnen höchste Wunscherfüllung sein. Einer erbat sich sogar wörtlich eine einzige Wimper aus einer Träne ihres Augenwinkels. Alle hofften sie, sich so oder in ähnlicher Weise irgendwie nähern zu dürfen. Aber die Prätendenten konnten das alles nur im Wort und in den durch das Wort bewegten Bildern ausleben. Fysische Nähe war unerreichbar. Die Konvention verbot dies, und Vater und Brüder exekutierten das. So musste alle Überwindung der Distanz und alle Hoffnung auf Annäherung in die gewagtesten Worte, meist eben Verse, gekleidet werden. Je bewegender das Bild, je profunder die Metafer, je wahrer die Assoziation, desto eher bestand Hoffnung, vielleicht doch von Mumadona erhört zu werden. Das Corpus aus Guimarães erlaubte es also, die existentiell so grundlegende Thematik der Nähe-Distanz-Relation in all ihren rituellen Abstufungen und in ihren nahezu endlosen Variationen der Annäherung in paradigmatischer Weise sichtbar mitzuerleben.

Als zweites meiner Thémata hatte sich der Kampf um den Blick herauskristallisiert. Im untersuchten Corpus waren Mumadonas dunkle Augen Ausgangspunkt der wildesten Fantasien und Kombinationen geworden. Es gab keinen Briefschreiber in diesem Corpus, und meistens war es sogar das ostentativ repetitive Thema, der nicht irgendwann über ihre Augen und dann über ihren Blick deliriert hätte. Ihr Blick war segnend und verurteilend, lebenspendend und todbringend gleichzeitig. Er richtete auf, spornte an, trieb zu Heldentaten im Krieg und zu Todesmut vor dem Feind im Süden. Aber ihr Blick konnte auch das Ende jeder Hoffnung bedeuten, wenn er vorenthalten würde. Ihre Augen waren Sonne, Mond und Gestirne. Und ihr Blick konnte der Eingang in die Unterwelt der Toten sein. Die Schreiber erbaten sich einen Blick ihrerseits, wenn Mumadona zum Gottesdienst gehen würde, wenn sie den Turnieren der Ritter zusehen würde, oder wenn die Ritter über die

Brücke der Burg ausziehen und in ihren vielleicht letzten Kampf gehen würden. Die Dichter wollten sich ihren Blick, ihren letzten Blick, auf ihr Herz legen, wollten ihn vor sich leuchten sehen in der Hitze des Kampfes oder träumten sogar davon, diesen Blick um ihren rechten Streitarm gebunden zu wissen. Gewährung des Blickes oder eben dessen Verweigerung waren in diesen Dichtungen, ganz offensichtlich aber genauso im Leben jener Protagonisten, bedeutungsgleich mit Leben und Tod.

Schließlich waren es die Briefe Hermenegildos, ihres Einzigerwählten, die mir zeigten, dass all die Metafern, die hier aus den Rittern hervorbrachen, dass diese Metafern eigentlich großen Tanzbewegungen entsprangen. Es ist natürlich einfach unmöglich zu wissen, was letztlich den Ausschlag gegeben hatte, dass Mumadona einzig Hermenegildo erhörte und wählte. Derartiges zu wissen wäre ja selbst dann kaum möglich, wenn wir Zeitgenossen der beiden wären und an den Tafeln des Hofes sitzen dürften. Die Liebe hat stets ihre unerfindlichen und unerforschlichen Gründe. Aber allein in dem reduzierten Einblick, den mir die Briefe gewährten, erwies sich Hermenegildo als der wahre Held im Vergleich zu seinen Mitbewerbern. Mit Abstand war er der Sieger im Tanz der Metafern, in jenem Samba der Andeutungen, Assoziationen, Anspielungen, Verhüllungen, absichtsvollen Zufälligkeiten und letztentscheidenden Nebensächlichkeiten, die echte Dichtung und wahre Liebe eben auszeichnen.

War er so begabt, dies alles zu schreiben? Oder hatte er Mumadona einfach mehr geliebt und daher mehr an ihr gesehen als alle die anderen? Er verwendete genauso all die Bilder, die die anderen verwendeten. Er bewunderte ihr Haar, war hingerissen vom Glanz ihrer Augen, bat um ihren Blick. Aber er pries nicht nur sie, sondern er erzählte auch von seiner Welt, von den Dingen, die primär ihm selbst widerfuhren. Im Unterschied zu den anderen, die nur Mumadona sahen und fanden, fand Hermenegildo nicht nur sie, das natürlich und primär auch, aber

er fand darüber hinaus in all den anderen Dingen und Begegnungen seines Lebens immer wieder Mumadona. Das Leben lenkte ihn nicht von ihr ab, sondern wurde zu einer Serie nicht endender Anlässe, ihr zu begegnen. Alles was war, ob naheliegend oder auch ganz fern, es wurde zur Metafer für seine Mumadona. Wovon immer er sprach, schrieb, dichtete, er sprach in allem stets auch von seiner Geliebten. Das gab ihm die Leichtigkeit eines Tänzers. Und mir zeigte es, wie sehr die Tanzbewegung eine Gestaltstruktur des Eros ist.

Das waren in etwa meine Ausführungen. Als ich mich selbst so den Vortrag halten hörte, dachte ich, ob ich das Auditorium wohl von dem überzeugen können würde, was mir in jenen Jahren der Auseinandersetzung mit diesen Briefen widerfahren war. Es war ja eine seltsame Mischung aus individuellsten Bekenntnissen und einzigartigen Lebenserfahrungen einerseits und andererseits der Entdeckung von geradezu universellen Strukturen der Optolinguistik im Eros einer der elaboriertesten Gesellschaften jener Zeit. Würde ich meinen Zuhörern das Erlebnis dieses Kairós vermitteln können? Dieses allesentscheidenden Augenblicks, in dem das Leben begriffen und erfasst wird, wenn er, der biografische Kairós, erkannt wird? Oder in dem alles auch für immer verwirkt wird, wenn die Erkenntnis des Lebens verweigert wird. Würde ich die wahren Inbilder hiervon an das Auditorium transmittieren können? Als ich geendet hatte, stand ich nun endgültig vor dem abzuwartenden Urteil der Jury.

Es gab eine ausgedehnte Diskussion über das von mir Vorgetragene. Besonders interessant fand ich die Anmerkungen Iwán Sférowitschs. Er begann seinen Kommentar damit, festzustellen, dass ihm mit der Einladung, als Mathematiker im Vorsitz über eine solche Thésis zu fungieren, vermutlich die Rolle des Advocatus diaboli zugedacht worden war. Die Mathematik stehe zweifelsohne in einem Spannungsverhältnis zum Bild, zum mythischen Symbol und zum personalen, humanen Erleben. Insofern gebe es strukturell bedeutende Differenzen zwischen

mathematischen und historischen oder linguistischen Sicht- und Vorgehensweisen. Biografisch bedingt, habe er dennoch einiges wesentliche aus dem Vortrag des Kandidaten entnehmen können. Als Student war er nämlich über ein Austauschprogramm zwei Jahre an die Academia nach Teresina in den brasilianischen Nordosten gekommen. Neben Studium und Forschung habe er dort auch eine brasilianische Freundin kennengelernt. Nun, die Details darüber werde er auslassen, aber jeder im Raum werde sich wohl vorstellen können, dass eine solche Begegnung ein enormes Potential der Horizonterweiterung in sich trägt.

Damals habe er im Wesentlichen gelernt, dass die Mathematik dem Leben folgen müsse, und nicht umgekehrt. Es gebe nicht wenige Strömungen in der Mathematik, welche die Möglichkeit der erschöpfenden, mathematischen Formalisierung aller Bereiche des Lebens als real postulierten. Demnach würden irgendwann alle Humansprachen, alle innerpsychischen Vorgänge und auch alle Kunst mathematisch abschließend ausdrückbar sein. Dies sei nach wie vor eine Theorie. Seiner, Iwáns, Meinung nach sei diese Theorie aber kaum mit den beobachtbaren und erlebbaren Realitäten vereinbar. Selbst wenn mathematische Formalisierungen gefunden werden könnten für all dies, es wären immer nur Nachzeichnungen von Realitäten, nicht die Realität selbst. Zum Beispiel könne eine Computergrafik mehr oder weniger "perfekt" ein Gemälde, sagen wir von Tizian, "nachbilden". Allein darin blieben aber schon eine Menge von Differenzen evident. Wobei diese vielleicht nicht jedem Mathematiker auffallen würden. Sicherlich jedoch werde kein Computer und kein mathematisches Theorem je ein Gemälde wie von Tizian hervorbringen.

Und jenseits der mathematischen Unverwaltbarkeit eines solchen Meisterwerks ist ja sogar das reale Gemälde selbst nur die vergleichsweise graue und matte Nachzeichnung einer höheren, gelebten Realität, die der Künstler, sein Modell, die Porträtierten beziehungsweise die Gesellschaft, welche im Kunstwerk

irgendwie “abgebildet“ werden, ursprünglich durchlebt haben. Das gelte auch für die sogenannte abstrakte Kunst. Auch die stehe stets in irgendeinem Abbildverhältnis zu anderen Realitäten, im mindesten jedenfalls zum Erleben dessen, der das Kunstwerk genau so und nicht anders hervorbringt. Selbst der Künstler kann sich nur mühsam und – wie er, Iwán, hoffe – demütig der Realität in und hinter seinem Werk nähern. Auch die fantasiegeladenste Fiktion ist nicht eine freie Schöpfung aus dem nichts und noch weniger ein irreales Geflimmere, sondern sie ist Abbild einer komplexen, aber äußerst wirklichen Realität, die sich in der durchschnittlichen Alltagsrealität eben nur in exzeptionellen Bildern, Tönen, Worten usw. abbilden kann. Hier träten Wissen, Kräfte, Energien, aber vermutlich auch Wesenheiten ein, die vor und über jeder strukturellen Formalisierung stünden. Eben auch jenseits jeder mathematischen Nachzeichenbarkeit.

Was Mathematik schaffe, sei hingegen eine Art von Landkarten, mit denen man noch unbekannte Regionen virtuell vorab bereisen und sogar noch unentdeckte Inseln vorhersagen könne. Die Wissenschaftsgeschichte sei voll davon. Landschaften, wie überhaupt jegliche Realität, werden aber von Mathematik nicht geschaffen, sie existieren unabhängig von ihr. Daher ist die Arbeit des Expeditionisten, des Erstbesteigers, des Landnehmers und aller existentiellen Pioniere, wie es viele Künstler sind, so unersetzlich, denn nur sie begegneten der Wirklichkeit und nicht nur lediglich den für sie aufgestellten Prognosen. Selbst bei prognostizierten Entdeckungen sei die dann real erfolgte Entdeckung immer unendlich reicher und in vielen Dimensionen unendlich anders als diese und jene Aspekte, die man in der Tat vorhersagen hatte können. Wenn da nicht die tatsächlichen Eroberer der Wirklichkeit einsetzten, bleibe alles graue Theorie, mit einem hohen Potential an Obsession und psychotischer Realitätsverweigerung.

Insofern sähe er in meinen Ausgrabungen altportugiesischer Briefe und den daraus formulierten Theoremen einen

wesentlichen Beitrag zur Gewinnung von Realität. Sie erlaubten eine Erfahrung vom Ernst der Schönheit, und von einer tiefen Freude daran. Solche Erfahrungen seien prinzipiell gefährdet, durch mögliche Entwertung in ihre uneigentlichen Kopien hinein und durch dekonstruktive Atomisierungen in untergeordnete Bestandteile. Freilich, es gebe tatsächlich Strukturen; in der Mathematik und, wie der Kandidat gezeigt habe, auch im Eros. Entscheidend sei aber, immer offen zu bleiben für die Tatsache, dass diese Strukturen nur Teilen entsprechen und dass darüber, darunter, dahinter und mitten durch diese Strukturen hindurch höhere Entitäten wirken können und tatsächlich wirken. Angesichts alles Höheren müsse sich jeder Wissenschaftler die Haltung des "Das ist ja nur" verbieten. Die Entwertung komplexer Fainómena in eine übersimplifizierende Struktur hinein ist vergleichbar mit der Bevorzugung der Masturbation vor der Mühe des Liebeswerbens um eine schöne und wirklich existierende Frau. Die rasche Befriedigung am Konstrukt ist kurzlebig; und vor allem verunmöglicht sie es, die wirklich hohen Realitäten jemals überhaupt zu erreichen.

Der ungetrübte Wissenschaftler hingegen wird das Komplexe, das unverwaltbar Höhere, das sich seinem strukturierenden Zugriff nicht einordnen lässt, als Faszinosum auf sich wirken lassen. Und er wird das tun bis zu dem Punkt und der Stunde, wo dieses Faszinosum gewillt ist, sich seinem demütigen Beobachter zu zeigen, ja zu offenbaren. Es zeuge von Charakterschwäche und sei letztlich zum Scheitern verurteilt, wenn man die Herausforderung des existentiellen Wagnisses durch mathematische Kalkulation beseitigen wolle. Derartige subjektive oder auch kollektive Gewissheiten einer Berechenbarkeit trügen in sich als einzige reale Gewissheit, dass die Realität auf diesem Weg tatsächlich nie erreicht werde. Das echte Leben ist eben nicht kalkulierbar. Die Ausführungen des Kandidaten hätten ihn, Iwán, und wohl jeden hier im Raum mit Höherem in der Geschichte und in uns selbst in einer klar

durchsichtigen Darstellung konfrontiert. Dies sei als bedeutender wissenschaftlicher Beitrag zu werten. Das Auditorium klatschte. Aus den oberen Reihen gab es viele Bravorufe.

Es folgten die Stellungnahmen der anderen Vorsitzenden. Alle waren ziemlich positiv. Zuletzt war es an Professor Sebastião, seine Beurteilung meines Vortrages und meiner Thesen abzugeben. Er begann mit der Feststellung, dass ihm, als Lusitanist, was er wie er sagte "nun schon ein paar Jahre lang ist", dass ihm die Literatur des Minho und Douro durchaus geläufig sei, auch die frühe, altportugiesische Fase. Es seien ja auch nicht wenige Kollegen im Raum, die dies alles ebenso kennten wie er. Umso mehr sei es den Anwesenden wohl klar, um welchen Fund es sich bei dem Corpus aus dem Vizeköniglichen Gabinete in Flúmina handle. Uns läge nun das offensichtlich mehr oder weniger komplette Archiv der Liebesbewerbungen um die primeira dama der Epoche vor. Dies ereignete sich im für die gesamte lusofone Welt einzigen und daher allesbestimmenden Vorläuferkönigreich von Portucale. Was man sich vor Augen halten müsse, sei auch, dass es natürlich nur Mumadona selbst gewesen sein kann, die jene Sammlung erstellt hat. Wer hätte es sonst gewesen sein können? Nur sie selbst konnte alle diese Briefe sammeln. Und wenn vielleicht der eine oder andere Brief verloren gegangen sein mag oder Mumadona selbst einige vernichtet haben sollte, wir könnten davon ausgehen, in diesem Corpus tatsächlich die repräsentative Sammlung der Prätendentenbriefe an Mumadona vorliegen zu haben.

Das erweitere unser Wissen über das Condado Portucale enorm. Noch bedeutender aber als der historische Wert jener Dokumente sei wahrscheinlich ihr kultureller Wert. Denn wenn auch Altportugiesisch in der Autokratoría nicht mehr gesprochen und nur wenig verstanden werde, es sei doch die Grundlage der gesamten lusofonen Kultur. Und für alle, die diesem Sprach- und Kulturkreis nicht biografisch verbunden seien, sei der Fund

ebenso von großer Bedeutung, denn er gebe Einblick in die Zeitlosigkeit des Ritterdaseins und die ewigen Fragen der Liebe.

Hier nun sei mein Beitrag zur Forschung zu bemessen. Natürlich sei alleine die Tatsache, dass ich diese Briefe aufgespürt habe, beachtenswert. Bedeutender sei aber, was ich in meinen Forschungen daraus ableiten habe können und nun im Vortrag dargelegt habe. Die von mir angewandten optolinguistischen Methoden hätten eben reiche Früchte gebracht, und ich hätte tatsächlich Gestaltstrukturen des Eros des frühen Minho und Douro herausarbeiten können. Den drei von mir aufgezeigten Theoremen – Annäherung, Blick und Tanz als optolinguistische Existenzformen – kämen in der höfischen Gesellschaft Portucales tatsächlich axiomatische Gültigkeit zu. Es sei mir gelungen, jenen – wie Sebastião es ausdrückte – ikonischen Liebeskampf offenzulegen, der die außergewöhnliche Höhe der portucalensischen Kultur belege. Darin zeige sich der schöne und zielführende Kampf der Bilder und Inbilder, der Metafern und Symbole, und letztlich all der unendlich vielen Sehsinnaspekte des sprachlichen Ausdrucks in ihrem gesamten optolinguistischen Ausmaß.

Abschließend brachte Sebastião einen Vergleich, der mir in all seiner Ehrenhaftigkeit fast etwas übertrieben erschien. Er bezog meine Entdeckung auf nicht weniger als die Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco da Gama. Wie dieser hätte ich einen neuen Zugang in ein höchst reales Land gezeigt, das bis dahin aber nahezu Märchenstatus gehabt hatte. Erst die Eröffnung des realen Zugangsweges zeigte, dass jenes märchenhafte Indien intensivste und erlebbare Wirklichkeit war. Meine Entdeckungtat sei der Weg zur lusitanischen Ritterkultur, und zwar nicht lediglich historiografisch, sondern darüber hinaus in ihrer vollen Imago. Er nannte das: Bildexistenz als das Humanbiotop par excellence.

Und es sei ihm, Sebastião, ein besonderes Anliegen und eine Ehre, hier in der Sebastúpolis darauf hinweisen zu dürfen, dass

jene ferne Ritterkultur Portucales von großer Bedeutung nicht nur für alle Portugiesischsprachigen sei, sondern überhaupt für die gesamte Autokratoría. Hier, in der Sebastúpolis, in der Heimat der mittelägyptischen Sprache und ihrer edelsten Repräsentanten, dürfe auch darauf hingewiesen werden, dass Poetik und Bildsymbolik nicht nur in der ägyptischen Kultur tief verwurzelt sind, sondern dass das Rittertum, und gerade in seiner lusitanischen Ausformung, Ägypten in mancher Hinsicht sogar noch übertroffen hat. Der Dienst am Eros, der Minnedienst, die Verpflichtungen der Ritter im Krieg und vor ihrer Dame, das seien existentielle Dimensionen von unausgesetzter Wichtigkeit. Dennoch müssten sie immer wieder erneuert und neu entdeckt werden. Mein Beitrag sei es, diesen Weg neu eröffnet zu haben, hin zu wahrer Existenz in den wahren Bildern. Als Antwort auf Sebastiãos Ausführungen gab es spontanen Applaus aus dem Auditorium.

Die abschließende Abstimmung unter den Vorsitzenden über Annahme oder Ablehnung meiner Thésis fiel aus. Professor Sebastião sagte zu mir gewandt, Doutor Nilson, das Votum über Ihre Arbeit ist bereits gefallen. Ihre These wurde nicht nur –, dabei blickte er an den Tisch der Vorsitzenden, – siebenfach bestätigt, sondern –, und nun blickte er die Ränge des Hörsaales hinauf und sagte, – ich schätze mit circa Dreihundert gegen Null positiv angenommen. Wir können Sie als Doctoratus per acclamationem promovieren. Das Auditorium stand auf und begann rhythmisch zu stampfen. Sie skandierten: MAIS–QUE–NA–DA, MAIS–QUE–NA–DA. Dazwischen riefen sie auch: NA–DA–NUN–CA–MAIS. Das erste heißt in den *Mund* übersetzt: Mehr als nichts; das zweite: Nie wieder nichts. Es waren das nicht nur Manifestationen spontaner Zustimmung zu meinen Thesen, sondern viel mehr noch frenetische Absagen an jeden ikonoklastischen Nihilismus. Einige hatten Stellung am Ausgang bezogen, um es zu verhindern, dass ich die Aula verlassen würde. Es war offensichtlich, dass die Leute nicht einfach nach Hause

gehen würden. Dann stand Professor Sebastião auf und versuchte mit Handzeichen zu beruhigen, was ihm allerdings kaum gelang. Nachdem er einige Male SILÊNCIO gerufen hatte, wurde es ruhiger. Er wandte sich an mich, – Senhor Doutor Nilson, nosso querido Lapis, wie Sie sehen und hören, das Auditorium wird es Ihnen nicht erlauben, diesen Raum zu verlassen, ohne dass Sie uns noch weitere Ihrer Schätze eröffnen. Dann wandte er sich an das Publikum und fragte, – Sollen wir um noch einen Brief aus seiner Sammlung bitten? Tosende Zustimmung kam aus den Reihen.

Ich wählte einen Brief Hermenegildos aus, denjenigen, in dem er Mumadona schreibt, was ihm auf einer der Presúrias, auf einem der Kriegszüge gegen die Sarazenen, widerfahren war. Dort berichtet er, wie er von einem der Feinde mit dessen Säbel verletzt worden war. Es muss das ein tiefer Schnitt am Oberarm gewesen sein. Hermenegildo hatte in diesem Kampf die Möglichkeit des eigenen Todes plötzlich sehr nahe an seiner Seite gespürt. In diesem Augenblick, und das schreibt er Mumadona dann in den klingendsten, altportugiesischen Rhythmen, plötzlich sieht er sie vor sich stehen, mitten im Gefechtsgetümmel. Sie blickt ihn, so schreibt er es, lange und strahlend an. Inmitten des Schlachtfeldes, gestreift von der Klinge des Todes, gibt sie ihm, was er sich immer von ihr erbeten hatte: ihren Blick.

Diese Verse trug ich nun in jenem Ton und jener Stimmung vor, wie ich es von meinem Vater, dem lesekundigen Viehhirten im Dienste Fabianos, des Herren von Penha, gehört und gelernt hatte. Dabei war vollkommene Stille in die gefüllte Aula eingezogen. Sie lauschten nun mir, so wie ich einst meinem Vater in der Dunkelheit der Abende, draußen in der steinigen Landschaft des Sertão gelauscht hatte. Sie waren absorbiert, von den Worten und von den Bildern, die über sie hereinbrachen. Wenn das Große an uns vorübergeht, werden wir alle wieder wie Kinder. Mumadona war Hermenegildo am Schlachtfeld erschienen. Er hatte ihre Anwesenheit für vollkommen real gehalten. Er hatte ein *vulto* gehabt, ein Gesicht. Aber die Verse

ließen keinen Zweifel offen an seiner Überzeugung, dass es ihre persönliche Anwesenheit an diesem Kampfesort war, die ihm die Kraft zum schließlich rettenden Befreiungsschlag gegeben hatte. Trotz seiner Verwundung hatte sie ihm die Kraft zum Sieg gegeben.

Nach meinen letzten Worten entstand eine Pause. Die Zuhörer mussten aus diesem Raum zeitloser Wahrheit, in den Hermenegildo sie geführt hatte, erst wieder heraustreten. Danach brach der Beifall los. Die Leute standen auf und kamen die Treppen herunter. Die erste, die mich erreichte, war Condessa Melinda. Sie umarmte mich, konnte sich kaum fassen und rief, – Lapis, das war fantastisch! Warum hast Du uns das nicht früher erzählt? Das sind unsere Vorfahren! Ich antwortete, dass ich ihr und der ganzen Familie doch praktisch alles über Mumadona und Hermenegildo erzählt hatte, damals auf dem Boa Vista, in Flúmina. Aber das war doch gar nichts, damals –, beklagte sie sich, – Du hattest damals ja überhaupt nichts von den Zusammenhängen erklärt, jetzt verstehe ich das alles viel besser.

Zugegebenerweise, was ich damals ihr, der Condessa, und den anwesenden Mitgliedern der Familie de Róvere-Guimarães e Portucale auf dem Boa Vista tatsächlich noch nicht erzählt hatte und noch nicht erzählen hatte können, waren die von mir inzwischen herausgearbeiteten optolinguistischen Theoreme. Die hatte ich nun, anlässlich der Verteidigung meiner These, in der Tat zum ersten Mal vorgetragen. Aber ich war nicht vollkommen davon überzeugt, dass es das gewesen war, was Condessa Melinda nun kommentierte. Ich nickte der Condessa daher freundlich zu und dachte bei mir, vermutlich waren es weniger mein Vortrag und die erarbeiteten Theoreme gewesen, was sie nun überzeugt hatte, sondern viel mehr die Anwesenheit der hochkarätigen Jury, Dom Sebastião und Boutros Dschoome, und überhaupt die so positive Reaktion der lusofilen Akademikergemeinde hier im Saal. Aber wie auch immer, an diesem Tag verzieh Condessa Melinda mir gnädig und ein für alle Mal meine schrecklichen Vergehen

gegenüber Babálu, und gegenüber der Frauenwelt im Allgemeinen. Von da an stand sie nicht nur auf Babálus Seite, sondern auch auf der meinen. Dann konnte sich Babálu durch die Massen hindurch zu mir vorkämpfen. Sie küsste mich und rief, – Ich bin so stolz auf Dich, Du hast es geschafft, Lapisinho! Du bist Doutor!

Danach kamen die einzelnen Jurymitglieder und beglückwünschten mich. Auch Professor Sebastião Sabér kam zu mir und gratulierte persönlich. Er sagte, er hoffe, dass ich nach diesem nun von mir gesetzten Meilenstein der Lusitanistik weiter aktiv bleiben würde. Wenn ich das bliebe, wäre er sehr gespannt auf die Arbeiten, die man von mir noch erwarten dürfte. Vielleicht könnten wir auch einmal ein gemeinsames Projekt starten, ich solle ihn doch an seinem Institut in Conímbriga besuchen. Der brasilianische Cultusminister überbrachte mir den Glückwunsch von Vizekönig Pedro und betonte, dass ich diese Ergebnisse unbedingt auch dem Vizekönig vortragen müsse. Dom Pedro hätte sich an mich und mein Projekt über die Briefe aus dem Vizeköniglichen Gabinete in Flúmina lebhaft erinnert. Es sei sozusagen meine Pflicht als Brasilianer, Dom Pedro baldigst über all das in Kenntnis zu setzen. Ich versprach dies zu tun und binnen kurzem jedenfalls eine Kopie meiner Doktorschrift an die Palastinsel in Flúmina zu senden. Und machen Sie unbedingt den Vermerk darauf: “An den Vizekönig, persönlich“ –, ergänzte der Cultusminister.

Auch Kálamos und Professor Maa kamen vorbei und beglückwünschten mich. Kálamos sagte sogar, er habe immer gewusst, dass mein Fund aus Flúmina eine echte Entdeckung war. Was er aber unterschätzt hatte, und das gab er tatsächlich in diesem Moment zu, er habe es unterschätzt, von welcher allgemeinhistorischen Bedeutung dieses Corpus ist. Das habe Sebastião in seiner Würdigung meiner Arbeit nun sehr schön dargelegt. Und die Akzeptanz im Auditorium sei ja eindeutig gewesen. Danach kamen noch viele andere Leute, um zu

gratulieren. Viele kannte ich persönlich oder auch aus der Literatur, andere waren mir unbekannt. Ich war überrascht, fast überwältigt, von der Anerkennung und auch dem Dank, der mir hier ausgesprochen wurde.

Als sich die Gratulationen langsam beruhigten, kam der Cultusminister nochmals vorbei und sagte, er wolle uns, mich und Babálu, sofern wir Zeit dazu hätten, einladen zu einer kleinen, informellen Feier in einem der umliegenden Lokale. Er hatte schon Condessa Melinda dazu eingeladen und auch Prof. Sebastião, beide wären bereit mitzukommen. Ob uns das recht wäre. Natürlich sagten wir zu. Wir verließen dann die Aula des Historiografischen Institutes. Am Rand der Wissenschaftsstadt, des Ásty epistémes, schon in Richtung Rhakótis, gibt es ein Lokal, das sich "Braga" nennt. Es wird von einer portugiesischsprachigen Familie geführt, die dort, wie der Name schon sagt, die Küche des Minho anbietet. Das war der optimale Treffpunt für unsere kleine Gesellschaft. Nun sprachen wir nur noch im Lusofon, mit den Varianten von Português, Português arcaico, Brasileiro und Moçambicano. Das ist kein Lokal, wo der Minister und die Condessa normalerweise einkehren würden. Am Eingang gibt es an der Wand Azulejos mit segelnden Karavellen und drinnen dann kleine Tische mit blau-weißen Tischdecken. Aber die Küche ist sehr original. Wir hatten alle Bacalhau mit Papas assadas und Berinjela, dazu einen leichten Vinho verde. Es war vorzüglich gekocht.

Die Konversation bei Tisch ging nun um den Stammsitz Mumadonas in Guimarães und um den für sie und Hermenegildo offensichtlich so bedeutsamen Brunnen von São Mamede. Dort waren sie einander ja das erste Mal begegnet, in einem zunächst hitzigen Aufeinandertreffen von Hermenegildo und dem Mumadona begleitenden Knappen. In dieser Begegnung hatten sie einander das erste Mal erblickt. Professor Sebastião fand es von äußerstem Wert für das historische Bewusstsein der lusofonen Welt, dass mit der Auffindung der Briefe von

Hermenegildo und Mumadona, welche jene Ereignisse ja im Detail dokumentieren, nun tatsächlich die personale Geburtsstunde des Condado Portucalense sichtbar geworden ist. Hier könnten wir, von den Protagonisten selbst berichtet, lesen, wie die Personalunion der Herrscher Mumadona und Hermenegildo in nicht mehr als einigen Augenblicken begründet worden war. Daher wäre es von ebenso höchstem Interesse, auch den Ort dieses Ereignisses, den Brunnen von São Mamede eben, genau lokalisieren zu können.

Ich konnte nun ergänzen, dass ich in den Briefen eine Reihe von Orts- und Flurnamen auffinden hatte können, die bisher in der altportugiesischen Literatur nicht bekannt sind und auch nicht in den Thesaurus Linguae Lusitaniae aufgenommen sind. Ich erwähnte auch, dass diese Ortsnamen nicht einmal Plumaginho in Flúmina bekannt gewesen waren, als ich ihm die Liste persönlich übersandt hatte. Was sagst Du da, Lapis –, warf Professor Sebastião ein, – Du hast Lokalitätsnamen in den Briefen gefunden, die nicht einmal Plumaginho kennt? Ich konnte dies rundweg bestätigen. Sebastião erklärte den anderen kurz, wer Plumaginho ist, nämlich der herausragende Historiograf an der Fluminenser Academia, der dort den Sehr Distinkten Luís de Camões Lehrstuhl bekleidet.

Ja aber –, setzte Sebastião dann fort, – ja, da musst Du ja unbedingt weiter nachhaken. Hast Du noch mehr Angaben, als nur die Namen selbst? Ich meine zum Beispiel weitere Anmerkungen zur Landschaft, zu den Distanzen, zu Besiedlungen und so weiter. Ich konnte auch das bestätigen, ich hatte die diesbezüglichen, geografischen Informationen aus dem Corpus ja systematisch extrahiert. Sebastião war nun nahezu echauffiert. Ich müsste diese Daten unbedingt weiter aufarbeiten. Wenn ich es erlaubte, würde er sehr gerne hierbei behilflich sein. Er bot sogar an, von Conímbriga aus gegebenenfalls eine Expedition auszurüsten, um im Gebiet des alten Distrito de Braga, direkt vor Ort eben, die nötigen Feldstudien zur Ortung

jener unbekannten Lokalitäten durchzuführen. Hier könnten noch unsägliche Entdeckungen auf uns warten. São Mamede zu lokalisieren, und vielleicht noch weitere Siedlungsplätze der Epoche, das könnte die Altlusitanistik auf eine ganz neue Grundlage stellen.

Nun stimmte auch Condessa Melinda ein, dieses Projekt müsste unbedingt realisiert werden. Schließlich wäre es ja tatsächlich möglich, dass verschiedene dieser Orte genau lokalisiert werden könnten. Immerhin hatte ihr Schwager, der Bruder des Condes de Guimarães, die Ruinen der Burg von Guimarães ja bereits entdeckt, dank genauen Studiums der Ortsangaben in den Gedichten. Wer weiß, was da noch zu finden wäre. Sie meinte sogar, es wäre durchaus denkbar, dass sich der Conde und sein Bruder einer solchen Expedition, wenn sie tatsächlich von Conímbriga aus starten sollte, anschließen würden. Sie würde mit ihnen darüber sprechen.

Sehr angeregt verlief also dieses Arbeitsessen. Der Cultusminister hielt sich in der Diskussion weithin zurück und verfolgte aufmerksam die Entwicklung der Ideen. Im Hintergrund lief Musik uralter Fados. Deren Texte übermittelten ganz offensichtlich ferne Reflexe der altlusitanischen Welt, des Kampfes der Ritter gegen ihre Feinde und mit ihrem eigenen Schicksal, Hoffnung und Einsamkeit der Frauen, Fragen nach Bestimmung und Ziel der rätselhaften Reise der Existenz. Zuletzt meinte der Minister, es sei ihm eine Ehre und Freude gewesen, in dieser Runde so viele Inspirationen erhalten zu haben. Mir gratulierte er nochmals und dankte, dass ich den Anlass zu dieser Begegnung gegeben hatte. Falls ich wirklich mit Conímbriga jenes Projekt starten würde, so bitte er, ihn davon zu informieren, denn er könne dabei sicher auch unterstützend mitwirken. Schließlich sei ich ein Brasilianer und für ein solches Unternehmen würden sich daher sicher Mittel der Unterstützung finden lassen. Ich solle es nur nicht verabsäumen, Vizekönig Pedro von meinen

Ergebnissen in Kenntnis zu setzen. Nach einem abschließenden Gläschen Ginjinha trennten wir uns dann.

Ich war also Doutor. Die nächsten Tage feierten Babálu und ich noch weiter. Es war Mitte Mai und das Wetter war bereits bestens für Ausflüge an die südlichen Strände. Nachdem ich nun tatsächlich die von Vater Zolile gesetzte Bedingung erfüllt hatte, konnten wir den mit einiger Risikobereitschaft bereits festgesetzten Hochzeitstermin am letzten Samstag im Juli endgültig fixieren. In Malandéde war die Freude groß. Zolile und Nehanda winkten bewegt durch die Bildmaschine, Nehanda hatte sogar Tränen in den Augen. Sie würden alles vorbereiten. Aber das war noch ein gutes Stück Arbeit. Zum einen mussten die Gäste nun endgültig eingeladen werden. Vorab hatten wir schon die Hochzeit angekündigt, aber jetzt war es eben definitiv. Babálu hatte gleichzeitig vollen Lehrbetrieb am Chrysochoeĩon. Diese Situation zu bewältigen, war keine Kleinigkeit für sie. Sie entschied dann, dass sie bereits Ende Juni nach Moçambique reisen würde. Sie wollte ihr Hochzeitkleid in der Hauptstadt besorgen, es sollte die traditionellen Anforderungen erfüllen. Das wollte sie eher bei sich zuhause suchen als in der Sebastúpolis. Und außerdem war ja noch so viel vor Ort zu organisieren. Ich war anfangs von der Idee dieser Trennung nicht begeistert, verstand dann aber, dass es eigentlich eine gute Lösung war, um die diversen Herausforderungen dieses Festes zu bewältigen.

Professionell standen bei mir nun Entscheidungen an. Ich gab die Nachricht der erfolgreichen Verteidigung meiner Thésis und des erlangten Doktorats im Metrografeĩon bekannt. Logothétes Andréas gratulierte persönlich. Später erhielt ich auch noch ein offizielles Anerkennungsschreiben des Metrografeĩon, und außerdem einen halben Monatslohn extra. Ein Doktorat ist der Bürokratie am Pálatin durchaus etwas wert. Das war also alles sehr erfreulich. Gleichzeitig bedeutete mein Studienabschluss, dass auch mein bisheriges Stipendium auslaufen würde. Demnächst würden diese Finanzquellen versiegen. Ich musste

mich also nach etwas Neuem umsehen. Ich sprach deshalb bei Logothétes Andréas vor, ob es für mich allenfalls weitere Aufgaben im Bereich der Verwaltung am Pálatin geben könnte, wo ich eine umfassendere Tätigkeit, als ich sie bisher gehabt hatte, übernehmen könnte.

Er fragte mich, was ich mir denn vorstellen würde. Was meinen Begabungen und der nun abgeschlossenen Ausbildung entsprechen würde. Gelernt hatte ich bis dahin eben vor allem Geschichte und Sprachen. Was könnte ich nun damit machen? Was mich immer interessiert hatte, waren die Verbindungen zwischen den Ereignissen früherer Zeiten und unserer heutigen Gegenwart. Wie sich die Verbindungslinien aus unvordenklichen Zeiten bis in den Sertão, bis nach Flúmina und natürlich bis in die Sebastúpolis, an die Akrópolis, den Pálatin, die Agorá und keinesfalls zuletzt bis nach Rhakótis fortsetzten. Und Sprachen sind eben eines der besonderen Vehikel, in denen diese Kontinuität durch die Epochen gewährleistet wird. Die Arbeit, die ich bisher am Metrografeĩon gehabt hatte, hatte mich die Strukturen der Bürokratie am Pálatin kennenlernen lassen. Meine Tätigkeit im Büro für internationale Korrespondenz war letztlich eine Übersetzungstätigkeit gewesen. Wobei allerdings viele kulturelle Kenntnisse gefordert waren, da es auch um kulturkontextsensitive Übertragungen zwischen den verschiedenen Sprachen ging. Was ich dabei wenig gehabt hatte, waren historiografische Aspekte im eigentlichen Sinn. Diese Seite meiner Ausbildung war hier wenig gefragt gewesen. Ich brachte bei Logothétes Andréas daher zum Ausdruck, dass mich eine stärker historiografische Tätigkeit durchaus interessieren würde. Er nahm meine Äußerungen auf und versprach, sich in den Kanälen der palatinischen Bürokratie umzuhören.

Inzwischen kam der Sommer nach Sebastópol. Babálu war an der Grenze ihrer Belastbarkeit. Am Chrysochoeĩon fanden die Abschlussprüfungen des zweiten Studienjahres statt. Unter anderem ging es um Theorie und Praxis der

Metalllegierungstechniken. Sie hatte sehr viel zu lernen und dann den Prüfungsstress. Zwischendurch musste sie aber eben auch für die Hochzeit organisieren. Bei mir war es nun nach Studienende ruhiger, und ich übernahm von diesen Arbeiten, was ich konnte. Aber den Kontakt mit den Gästen und die diversen Anfragen, welche Flüge man nach Moçambique nehmen müsste, was die Kleidung vorschrieb und wie das Wetter dort sein würde, derartiges musste sie doch selbst zahlreich beantworten.

Schließlich hatte Babálu die Prüfungen hinter sich. Sie hatte alle bestanden. Das Chrysochoeĩon ging in die Sommerpause, und Babálu packte, um möglichst rasch nach Malandéde zu kommen. Ich brachte sie auf den Flughafen. Dort verabschiedeten wir uns, nun zum ersten Mal seit ganzen zwei Jahren in der uns von früher so bekannten Art. Nach letztem Café und Küssen gingen wir bis zu den Kontrollen vor. Dort musste ich zurückbleiben. Ich sah sie durch die Schranken gehen und dann langsam im Gedränge in den langen Gängen verschwinden. Ich war plötzlich wieder alleine in Sebastópol.

Auch in der Casa Colón wurde es ruhiger. Die meisten Studenten reisten ab, nach Hause, in ihre Praktika irgendwo in der Autokratoría oder in einen Urlaub. Die Zeit im Ásty epistémes ging zu Ende. Ich hatte jetzt ungewohnt viel Zeit. Das Studium war beendet. Babálu war nicht hier. Akadémeia und Stadt stellten sich zunehmend auf Sommerstimmung ein, was einen ruhigeren Ablauf bedeutete. Das Wetter war bestens. Ich ging spazieren. Ich wollte noch einmal fühlen, womit ich in den vergangenen Jahren hier in der Sebastúpolis eigentlich beschäftigt gewesen war. Ich ging durch die Anlagen des Ásty epistémes, die Institute und Lehrsäle, die Sportanlagen, die Mensa und die verschiedenen Cafeterias. Einmal fuhr ich auch zur Schule der Väter vom Berge. Dort hatte meine Zeit in Sebastópol vor nun mehr als sechs Jahren begonnen. Es war alles mehr oder weniger wie damals. Nur ich war ein anderer geworden. Ich hatte Einblick bekommen in die zentralen Institutionen der Autokratoría, in Pálatin und

Akrópolis, und ich hatte ein Studium durchlaufen. Wusste ich nun mehr als damals als Schüler? Ja. Aber dennoch fühlte ich mich erst am Anfang von allem. Wie würde es mit Babálu werden? Bald würden wir heiraten. Würden wir Kinder bekommen? Was würde das verändern? Und was sollte ich nun beruflich eigentlich machen? Meine Ausbildung war gut. Aber was konnte ich jetzt damit professionell erreichen?

In diesem Sommer vor der Hochzeit machte ich nochmals die Touren, die ich mit und ohne Babálu in der Großen Stadt gemacht hatte. Auch ein Hubschrauberflug vom Fáros zum Sideroempórion war dabei, mit den Einblicken von oben in das Heptastádion und die weiteren Straßenschluchten in der Agorá. Nochmals besuchte ich das Café Málko, das sogar wiederholt, lief die eleganten Uferkilometer des Drómos Thalásses entlang, ging abends zu Fuß über den Akmepylón, sah dabei die Goldfärbung des Chrysómallos und des Meeres draußen vor seiner Mündung, durchstreifte Rhakótis, suchte die Plateía Koinonías vor dem Palazzo von Jaime und Leila auf, ging nochmals am Chrysochoeĩon vorbei. Sebastópol war meine Stadt geworden. Dennoch, es blieb ein Rätsel mit ihr. Was war mein Auftrag hier? Was war es, was mich und demnächst uns beide hier hielt?

Einmal ging ich auch noch in das Restaurant "Braga". Ich wollte nochmals Bacalhau mit Vinho verde genießen. Dort hatten wir über die unlokalisierten Ortsnamen aus den Briefen Mumadonas gesprochen. Professor Sebastião hatte die Ausrüstung einer Expedition angeboten. Sollte ich dieses Conímbriga-Projekt weiterverfolgen? Das Braga war wirklich ein angenehmes Lokal. Ich saß diesmal alleine an einem Fenster und konnte sowohl die Gäste im Raum als auch das Geschehen auf der Straße verfolgen. Leute kamen und gingen, die meisten sprachen Portugiesisch. Die Kellner waren aufmerksam und ruhig. Hier gab es etwas von der Häuslichkeit, die uns im Lusofon von vielen anderen unterscheidet. Alles war gut geputzt, gut gekocht, mit netten Tischdecken und Vorhängen versorgt. Die

Leute waren bei guter Stimmung und eben nicht hysterisch. Die Lautstärke war fröhlich, aber erträglich. Es muss gerade diese Stimmung von unverhärteter Humanität gewesen sein, die einstmals aus Portugal kommend in den Sertão eingewandert war. Ich hatte heimatliche Gefühle.

Meine kleine Arbeit am Metrografeĩon ging weiter. Eines Tages kam Logothétes Andréas zu mir und sagte, er wolle mit mir sprechen. Wir gingen in ein Besprechungszimmer. Dort eröffnete er mir, er wolle mich über eine Arbeitsmöglichkeit informieren, von der er erfahren hatte. Es handle sich um einen Posten mit mehr historiografischer Ausrichtung als mein gegenwärtiger, aber es wäre weiter eine Stelle auf dem Pálatin. Im Dokumentationsbüro für Entwicklung der Autokratoría würde jemand mit Qualifikationen gesucht, die ich weithin erfüllen würde. Sie brauchten jemand mit Sprachkenntnissen und Verständnis für die Erfordernisse korrekter Chronistik. Es ginge dort um die Dokumentation der Entwicklungen und Leistungen lokaler Verwaltungen in der gesamten Autokratoría. Die in den verschiedensten Sprachen einlangenden Informationen müssten ausgewertet werden und dann nach komplexen Richtlinien der Archivistik in die jeweiligen Analen eingebracht werden. Dies muss alles auf der Höhe einer korrekten Historiografie geschehen. Ich könnte mich dort vorstellen. Dass ich schon im Metrografeĩon gearbeitet habe, wäre sicher kein Nachteil.

Das war natürlich eine interessante Information. Ich beschloss, das Dokumentationsbüro anzuschreiben um mich vorzustellen. Meine Bewerbungsmappe war nun ja um einiges gewichtiger geworden, denn ich hatte ein Doktorat in Historiografie mit Nebenfach Optolinguistik vorzuweisen. Darüber hinaus meine diversen Sprachkenntnisse und den jahrelangen Unterricht an der Hofschreiberschule bei Didáskalos Kýrillos in Mittelägyptisch. Logothétes Andréas bat ich um ein Empfehlungsschreiben. Das schickte ich dann alles gebündelt an das Dokumentationsbüro. Wenig später erhielt ich die

Eingangsbestätigung und bald danach wirklich einen Vorstellungstermin.

Es war Juli und auch auf dem Pálatin ruhiger als während des Jahres. Der Termin fand beim Chef des Dokumentationsbüros für Entwicklung der Autokratoría statt, bei Kefalé Népsis. Es war auch ein Assistent für Personalfragen dabei. Sie hatten mein Dossier offensichtlich schon näher analysiert. Das Gespräch wurde in der Helleniké geführt. Sie gingen meine verschiedenen Ausbildungsstationen, die ich absolviert hatte, durch. Wie ich auf die Idee gekommen sei, bei Kálamos zu studieren, war eine der Fragen. Das war wohl ein entscheidender Punkt, der auf meine Auffassung von Geschichte und Geschichtsschreibung zielte. Ich sagte, dass mich sein kritisch-imaginativer Ansatz der Historiografie schon früh beeindruckt hatte. Dann hatte ich ihn in den Vorlesungen kompetent, selbstkritisch und korrekt erlebt. Und schließlich hatte er mich in meinem Projekt des Briefcorpus voll unterstützt, obwohl es nicht seinem primären Arbeitsgebiet entsprach.

Kefalé Népsis meinte, dass es im Dokumentationsbüro eher um den kritischen Ansatz gehe und weniger um das Imaginative. Es würden dort eben unendlich viele Berichte und verschiedenste Daten einlangen, die in konzentrierter und repräsentativer Form verarbeitet werden müssten, um so eine möglichst authentische Annalistik zu erreichen. Es gehe um eine so weit als nur möglich nüchterne und umfassende Dokumentation. Damit sei nichts gegen Kálamos und seine kritisch-imaginative Schule gesagt. Vielleicht sogar im Gegenteil, denn damit sich letztlich der imaginative Ansatz im Geschichtsverständnis überhaupt realisieren kann, sind zuvor valide Informationen über die geschichtlichen Ereignisse und Fakten erforderlich. Und das sei es, was vom palatiner Dokumentationsbüro in Hinblick auf die sich stets fortentwickelnde Autokratoría geleistet werde. Ich müsste mir eben überlegen, ob ich in eine derart trockene Materie einsteigen wolle. Sie seien aber nicht einfach nur ein Archiv,

sondern ein historiografischer Filter zwischen Gegenwartsereignissen und dem für diese Ereignisse zuständigen Archiv. Hier seien also Verarbeitungsschritte zu tätigen, die Kreativität erforderten, nur eben eine sehr faktenbezogene Kreativität. Er führte mir dann durch verschiedene der Räumlichkeiten des Büros. Am Ende meinte er, ich könnte mir ja überlegen, ob ich mir die Arbeit bei ihnen vorstellen könnte. Er seinerseits werde nachdenken, welches Angebot für eine Stelle sie mir machen könnten. Er würde sich wieder bei mir melden. So gingen wir auseinander.

Nach dieser Vorstellung war es mir nicht recht klar, ob ich ein solches Angebot je bekommen würde. Ich fand die Arbeit prinzipiell interessant. Offensichtlich mussten sie aus der Unzahl der eingehendenden Daten Schlüsse ziehen, die formulierbar waren und auch in der Zukunft haltbar sein würden. Diese Reflexionsarbeit über Gegenwartsereignisse war die spezifische Aufgabe des Büros. In der erarbeiteten Form würden die Berichte dann in die Archive gehen. Ich musste nun warten, ob sich Kefalé Népsis wieder melden würde.

Dann war es soweit. Ich musste für die Reise nach Malandéde packen. Ich hatte mir einen hochzeitsadäquaten Frack gekauft. Das war möglich, da ich ja einen halben Monatslohn extra vom Metrografeĩon bekommen hatte. Der Frack entsprach den üblichen, klassischen Anforderungen für ein solches Ereignis. Dann hatte ich noch die Idee gehabt, etwas unüblicherweise, aber sozusagen als Hommage an Babálu mir auch noch ein dunkelblaues Stecktuch für die Frackjacke zu besorgen. Bevor ich das kaufte, kontaktierte ich aber Babálu in Malandéde, ob sie das eine passende Idee fände. Sie bestätigte mir sofort, dass ihr das gefallen würde. Ich würde dann bei der Hochzeit schon sehen, weshalb das passend wäre. Also kaufte ich ein solches Stecktuch. Wie würde ihr Kleid wohl aussehen? Das war nach wie vor ein Geheimnis für mich.

Mit relativ großem Gepäck kam ich in Moçambique an. Babálu war nicht an den Flughafen gekommen, sie war zuhause zu sehr im Vorbereitungsstress. Ein Hauspilot der Familie brachte mich nach Malandéde. Die Begrüßung war freundlich wie immer. Ich bekam meinen Bungalow. Es war drei Tage vor der Hochzeit, die für Samstagabend angesetzt war. Zeremonie und Fest danach würden die ganze Nacht durch dauern. Babálu war inzwischen sehr rege gewesen. Ich hatte ihre Einladungsaktivitäten ja schon in Sebastópol mitverfolgt, nun war die Gästeliste aber komplett. Zur Anreise am Freitag waren angesagt: Jaime, Leila und Felipe, sie würden tatsächlich an unserer Hochzeit teilnehmen. Gegenwärtig waren sie noch in Umbanto und pflegten dort offensichtlich den professionellen und gesellschaftlichen Umgang, und vermutlich auch ein wenig die eigene Nostalgie. Dann kamen auch Conde und Condessa de Róvere-Guimarães e Portucale. Dass Melinda kommen würde, war eigentlich nicht so überraschend. Sie hatte sich ja von Anfang an als eine Art Patentante für Babálu verstanden. Nun aber, nachdem ich der Familie de Guimarães wesentliches Material aus der eigenen Familiengeschichte aufgearbeitet hatte und dies auch international anerkannt worden war, nun hatte Melinda wohl auch den Conde für diese Reise begeistern können. Dann würde auch mein alter Schulfreund Miguel de Xique-Xique kommen, gemeinsam mit seiner Frau Isabelita, geborene de Róvere-Guimarães e Portucale, und ihre Tochter Elida Leandra.

Von meiner Familie waren mein Vater und mein Bruder Manuel angesagt. Für meinen Vater war diese Reise schon eine Herausforderung. Aber er wollte sich das nicht entgehen lassen und argumentierte, dass man in Moçambique ja im Prinzip die gleiche Sprache spreche wie im Sertão. Das stimmt so natürlich nicht, die Unterschiede sind beträchtlich. Aber vielleicht bezog er sich dabei einfach auf den gemeinsamen altportugiesischen Hintergrund beider Länder und vertraute, dass das genug für die wechselseitige Verständigung sein würde. Ansonsten war die

ausgedehnte Familie Babálus angesagt, des weiteren halb Moçambique und eine Unzahl von internationalen Gästen, die in geschäftlichen oder freundschaftlichen Beziehungen mit Vater Zolile und der Diamantmine von Malandéde standen. Einige der internationalen Gäste kamen schon im Laufe des Donnerstages an. Alle Festteilnehmer aus dem Ausland wurden im weitläufigen Familiensitz der Kazundé-Membútos untergebracht. Es war das ein enormer Aufwand für die Familie. Der Wohnraum war zwar in den ausgedehnten Gebäudekomplexen vorhanden, aber das Personal musste aufgestockt werden und es gab eine ungeheure Aktivität auf dem gesamten Gelände. Dauernd kamen und gingen Helikopter, in zahlreichen Lieferwagen trafen Lebensmitteln und sonstige Versorgungsgüter ein. Das Fest würde üppig werden.

Am Vorabend der Hochzeit gab es das Begrüßungsfest für alle bereits Anwesenden. Es war als informell angekündigt, das hieß normale Freizeitkleidung und kein besonderer Aufwand. Das Wetter war strahlend, kein Regen und mit Temperaturen, die in der Sebastúpolis als sommerlich gelten. Im Garten wurde an verschiedenen kleinen Feuern gebraten, es gab die ganze Palette der einheimischen Küche. Man holte sich, was einem zusagte. Getränke wurden serviert. Eine kleine Musik spielte, vier Bläser und zwei Perkussionisten. Babálu und ich gingen nun von Gruppe zu Gruppe. Sie begrüßte alle und stellte mich vor. Die Mehrzahl der Gäste war mir natürlich unbekannt. An diesem Vorabend waren vor allem diejenigen Gäste anwesend, die wegen ihres längerem Anreiseweg bereits früher gekommen waren. Unter den Geschäftsfreunden des Vaters, die Babálu aber durch ihre gemeinsamen Reisen mit dem Vater weithin bereits kannte, gab es illustre Persönlichkeiten aus Indien, von den indopazifischen Inseln, aus China, aus Äthiopien, von Chile und von anderen entfernten Orten mehr. Für viele von ihnen war die Einladung zur Hochzeit auch die Gelegenheit gewesen, die berühmte Kazundé-Membúto Mine in direkten Augenschein zu nehmen. Vater Zolile organisierte Besichtigungstouren in diesen Tagen. In diesen

Vorstellungsgesprächen konnte ich durch eine Reihe von Sprachen wechseln, was von den Gästen positiv wahrgenommen und, mit anerkennenden Blicken für Babálu, auch von ihnen kommentiert wurde.

Prinz Jaime und Prinzessin Leila waren auch schon angekommen und mischten sich nun unter die Gäste, von denen viele einen Bezug zu Bergbau oder jedenfalls zum Edelsteinhandel hatten. Ich vermutete bereits damals, später bestätigte Jaime dies, dass er bei unserem Fest in Malandéde wieder wertvolle Kontakte knüpfen konnte. Leila hatte ihren Felipe an der Hand, der gerade mit dem Laufen begann. Sie hatten in Umbanto alte Bekannte getroffen und ein paar Tage Urlaub gemacht. Nach der Hochzeit mussten sie gleich wieder nach Sebastópol, denn mit August begann das von Leila nun erstmalig in der Großen Stadt geleitete Adelsbiénnium. Babálus Eltern waren ebenfalls rege unter den Gästen unterwegs. Zolile stellte viele einander vor und nutzte die günstige Stimmung zur Herstellung diverser Kontakte. Zu den subtilen Rhythmen der Perkussion wurde immer wieder getanzt, frei und individuell, zum Teil bildeten sich aber auch kleine Gruppen, die afrikanische Formationen zeigten. Die Nacht war sehr angenehm mild, und das Fest ging lange. Babálu wollte sich aber nach Mitternacht zurückziehen, sie begründete das mit dem morgigen Hauptfest und der Notwendigkeit eines Schönheitsschlafes. Das wollte ich natürlich nicht behindern. Ich ging dann auch relativ bald zurück in meinen Bungalow.

Der Samstag verlief mit den verschiedenen Vorbereitungen für das Fest. Gegen Mittag begegnete ich Jaime am Pool. Er erkundigte sich, wie es mir bisher in der Schule von Rhakótis ergangen war. Wir sprachen in Mittelägyptisch. Ich sagte, dass ich damit zurechtkäme, das Interesse der Teilnehmenden sei sehr gut. Und überhaupt, die Stimmung besonders unter den Jugendlichen in Rhakótis machte mir keine Probleme. Im Gegenteil, sie erinnerte mich an die Bevölkerung im Sertão. Ich wollte jedenfalls damit weitermachen. Jaime meinte, er gehe natürlich zunächst

darum, den Jungen aus Rhakótis eine für sie interessante Chance zu geben. Das sei aber nicht alles. Er sähe die Schule nämlich gleichzeitig als eine Chance für die Autokratoría, denn auf diesem Weg könnten die klügsten Köpfe aus Rhakótis schließlich in die Bürokratie der Autokratoría eintreten. Und er, genauso wie der Sebastós, mit dem er über das Projekt auch gesprochen hatte, sehe hier ein enormes Potential an Kompetenz, auf das man nicht verzichten könne. Schließlich sei ich selbst ein schönes Beispiel dafür, dass intelligente und fähige Leute von überall herkommen können, aus dem Sertão und aus Rhakótis. Sie müssten nur entsprechend gefördert werden. Er erkundigte sich dann auch über die Details der kürzlich stattgefundenen Verteidigung meiner These. Über Babálu und Leila hatte er davon gehört gehabt.

Inzwischen waren mein Vater und Manuel eingetroffen. Sie wohnten in demselben Bungalow neben mir. Mein Vater war begeistert vom Helikopteranflug nach Malandéde. Er fand, es sei hier so schön wie in den fruchtbarsten Gegenden Brasiliens. Auf jeden Fall sei es grüner als in Campos Secos. Er hatte sich auch mit dem Piloten unterhalten, der ihm die Landschaft ein wenig erklärt hatte. Dabei hatte mein Vater festgestellt, dass er die wichtigsten Dinge durchaus auch mit jemandem austauschen könne, der Moçambicano spricht. Nun war er in bester Stimmung und bereit, an der Hochzeit teilzunehmen. Gemeinsam mit Manuel machten wir einen kleinen Spaziergang durch das Anwesen der Familie Kazundé. Wenig später musste ich mich vorbereiten. Alle Details mussten passen, korrekter Sitz von Manschetten und Halsschleife, kein Staub auf der Frackjacke. Schließlich war ich soweit. Der Frack mit Weste saß passend, das dunkelblaue Stecktuch war postiert.

Ich ging in die Halle des Haupthauses. Dort sammelte sich der innere Kreis der Familie. Mein Trauzeuge war Miguel. Er wartete bereits in der Sala. Mutter Nehanda war da. Dann kamen mein Vater und Manuel. Ich stellte sie beide Babálus Mutter vor. Sie erkundigte sich über die lange Reise und ob alles für sie in

Ordnung sei. Mein Vater war in gehobener Stimmung und begann die Konversation so mühelos, dass ich fast nicht übersetzen musste. Er machte Komplimente über das blühende Land und den wunderschönen Stammsitz der Familie Kazundé-Membúto. Er meinte, auch in Brasilien könnte es einfach nicht schöner sein. Ich hatte ihn zuletzt vor gut drei Jahren gesehen, damals, als ich meinen Forschungsaufenthalt von einigen Monaten in Flúmina gehabt hatte und von dort einmal ein Wochenende nach Petrolina geflogen war. Er war älter geworden. Dennoch konnte ich mich nicht erinnern, ihn jemals so eloquent erlebt zu haben.

In Gesellschaft von Babálus Familie zeigte sich während des gesamten Festes, dass mein Vater über mir unbekannte Ressourcen verfügte. Ich vermute, dass es vielleicht doch die altportugiesische Dichtung war, welche er ein Leben lang auswendig in sich getragen hatte, die nun natürlicherweise aus ihm heraustrat und ihn hier wahrlich ritterlich auftreten ließ. Nehanda war mit ihm wesentlich freundlicher, als sie es mit mir je gewesen war. Ich staunte nicht schlecht darüber. Später kamen auch die Condes de Guimarães hinzu. Ich stellte vor und erklärte, dass ich ohne die Familie de Guimarães nie nach Flúmina gekommen wäre, nicht am Adelsbiénnium teilgenommen hätte und wohl auch nie die Briefe von Mumadona entdeckt hätte. Mein Vater war ganz in seinem Element und begann verschiedene Gedichte über Mumadona zu deklamieren, die er aus seinen Manuskripten kannte. Auch Melinda war begeistert von ihm und beklagte sich nun bei mir, dass ich meinen Vater nicht früher vorgestellt hatte. Ich hätte ja mit ihm gemeinsam einmal nach Boa Vista kommen können. Warum ich denn das unterlassen hatte.

Es fiel mir hier etwas auf, das ich in Kálamos Vorlesungen wiederholt gehört, aber bis dahin nicht verstanden hatte. Kálamos pflegte nämlich zu sagen, – Sie müssen das einfach verstehen, Kulturen sind nicht irgendwelche abstrakten Sets von Ereignissen und Hervorbringungen geistiger oder materieller Natur, das trifft nicht zu, Kulturen sind vielmehr Stimmungen. Ich habe diesen

Satz nach wie vor im Ohr. In den Konversationen, die mein Vater hier elegant und zur Verzauberung der Damen führte, wurde mir plötzlich klar sichtbar, was Kálamos gewusst hatte. Die Verbalsprache litt in diesen Gesprächen eindeutig an Defiziten, was die wechselseitige Abstimmung der Konversierenden betraf. Um dies zu umgehen, machten alle Beteiligten sichtlich auch deutlichen Gebrauch der Optolinguistik. Aber das Entscheidende war, dass mein Vater genau jene Stimmung zum Ausdruck bringen konnte, die als das einzige Original erkannt wurde. Die Damen kamen dabei eindeutig in dieselbe Stimmung, und eben dadurch war die Kommunikation hergestellt. Alle trafen sich in jener ganz bestimmten Stimmung, die man allgemeinen gesagt den lusitanischen Kulturhintergrund nennen könnte, obwohl die Anwesenden ja von ganz verschiedenen Abstufungen innerhalb dieser Kultur stammten. Man muss das einmal selbst klar erlebt haben, wie es eben primär die Befähigung zu einer ganz distinkten Gestimmtheit der Existenz ist, welche die Zugehörigkeit zu einer Kultur und die Akzeptanz in ihr ausmacht.

Dann wurde es Zeit, mit der eigentlichen Feier zu beginnen. Auf dem Ansitz der Familie gibt es eine Hauskapelle. Sie befindet sich hinter dem Zentralhaus freistehend auf einem Stück Rasen, umgeben von einigen Banyan-Bäumen. Für die anwesende Gesellschaft war die Kapelle viel zu klein. Daher waren vor ihr ein Altar aufgebaut und davor Sessel aufgestellt worden. Wir gingen also dorthin. Miguel als mein Trauzeuge begleitet mich und wir nahmen unsere Positionen ein. Dort warteten nun alle auf die Ankunft der Braut mit dem Brautvater. Auch der Priester war schon da, es war Padre Fruméntios, ein Freund der Familie aus der Hauptstadt.

Vater Zolile trat aus dem Haupthaus. Kurz darauf kam Babálu heraus. Er führte sie an seinem Arm. Es war ja alles nicht weit, sodass sie zu Fuß gehen konnten. Er trug eine lange Tunika mit einheimischen Mustern in Grün und Gelb, dazu einen Art Turban aus demselben Stoff. Babálu kam in langem,

schneeweißen Kleid, hochgeschlossen und mit freien Armen. Über der hoch aufgesteckten Frisur, ihrem Gesicht und über fast dem gesamten Kleid lag aber ein riesiger Schleier in halbdurchsichtigem Dunkelblau. Das war also die Kombination die sie gewählt hatte. Ich verstand nun, weshalb sie ein dunkelblaues Stecktuch an meinem Frack für passend befunden hatte. Ich wartete vorne, in der Nähe der Kapelle. Miguel war bei mir. Langsam kamen die beiden durch die Sesselreihen nach vorne. Die Gäste standen auf und drehten sich um. Der Anblick war beeindruckend genug. Es wurde sehr ruhig, nur die beiden Perkussionisten gaben einen wechselnden Rhythmus vor. Bei der kleinen Sitzbank direkt vor dem Altar trafen wir aufeinander. Dort begrüßte Padre Fruméntios Brautvater und Braut, danach mich. Auch die Trauzeugen kamen nun an die beiden Seiten, für mich eben Miguel. Für Babálu hatte Leila diesen Dienst übernommen. Sie hatte sich offensichtlich im Kongo für dieses Fest eingekleidet und trug nun eine traditionelle Robe in Schwarz, Grün und Rot. Am Kopf saß ein fantastischer Turmturban in ebendiesen Farben, der ihre gesamten, blonden Wellengebirge irgendwie verschluckt hatte. Wenn man nicht genau hinsah, hätte man sie für eine der vielen Afrikanerinnen hier halten können.

Padre Fruméntios, bekleidet mit schweren Goldgewändern und einer goldenen Krone, begann nun mit der Zeremonie. Wie ich jetzt erst bemerkte, als Babálu an meiner linken Seite saß, trug sie am rechten Handgelenk ein goldenes Armband oder besser gesagt eine Art Armspange, die rundherum und in mehreren Reihen mit Diamanten besetzt war. Später erfuhr ich, dass sie dieses Stück in Sebastópol am Chrysochoeĩon selbst entworfen und selbst verfertigt hatte. Durch den dunkelblauen Schleier hindurch funkelte diese Art Schutzschild nun in der Abendsonne. Entsprechend der Mehrzahl der Gäste sprach der Padre die Begrüßung zunächst in Tsonga. Davon verstand ich das wesentliche soweit. Für das eigentliche Eheversprechen wechselte er in den *Mund*. Hierbei sollten keinerlei sprachlichen

Unklarheiten offenbleiben. Er erwähnte die Schönheit und Höhe der lebenslangen Verbindung, nannte sie ein Königtum über die Natur. Auch die Aspekte des Martyriums und der Treue bis in das ewige Leben ließ der Padre nicht aus. Auf seine rituelle Anfrage nach den korrekten Voraussetzungen für die Vermählung bekundete ich meine Eheabsicht laut und deutlich. Dann fragte er Benedicta Anastasia Bereníke Antonia Leopoldina Ulissa, ob sie bereit wäre für den Bund des Lebens. Babálu antwortete ebenfalls mit einem lauten Ja. Darauf spendete Padre Fruméntios das Sakrament der Ehe, wobei die beiden Trauzeugen, Leila und Miguel, die Kronen über unsere Häupter hielten. Dann steckten wir einander die Ringe an, welche natürlich Babálu selbst am Chrysochoeĩon angefertigt hatte.

Nach der Vermählung folgte die heilige Liturgie. Sie wurde im griechischen Formular gefeiert. Mit kräftigen und tragenden Stimmern sangen Padre Fruméntios und ein assistierender Diakon die heiligen Texte. Dann empfingen alle Gläubigen das Fleisch und das Blut des Messias. Am Ende gab es noch den großen Segen für alle Anwesenden. Danach folgte das Te Deum. Gesungen wurde es im Ton des ersten Roms. Zuletzt gratulierten uns Padre Fruméntios und der Diakon. Dann setze die Perkussion heftig ein und kurz darauf die Band, die ab nun die Musik des Abends und der Nacht bestreiten würde.

Jetzt kamen die Festgäste zu uns und gratulierten. Babálu schlug nun den Schleier zurück, und ich sah sie strahlen wie kaum je zuvor. Offensichtlich hatte sie ihre Entscheidung richtig getroffen. Wir küssten einander, was von den Gästen mit lautem Applaus quittiert wurde. Zuerst gratulierten Babálus Eltern, dann mein Vater und Manuel. Dann kam die sehr lange Reihe der Gratulanten. Vater Zolile blieb an Babálus Seite, was es uns und besonders mir erleichterte, die vielen Gäste einigermaßen korrekt anzusprechen, denn die Mehrzahl kannte ich einfach nicht. Aber alle waren äußerst freundlich und wohlwollend. Direkt zur Hochzeit waren auch einige Edle des Landes gekommen,

befreundete, titelführende Familien aus der Hauptstadt und aus dem Norden des Landes. Sie kamen alle in ihren traditionellen Trachten, bunt, aufwändig, extravagant. Es gab verschiedene Geschenke, die meisten wurden bei der Gratulation nur angekündigt. Man wollte uns nicht das Gepäck damit erschweren und würde die Dinge direkt nach Sebastópol senden. Leila und Jaime umarmten uns und wünschten uns das Beste. Leila bekannte, dass sie schon lange dafür gebetet hatte, dass wir es schaffen würden, uns füreinander zu entscheiden. Nun hatten wir es geschafft.

In der Zwischenzeit war es fast ganz dunkel geworden, und die Gärten wurden mit Fackeln erhellt. Nach den Gratulationen gab es verschiedene Tänze. Geschwister, Cousinen und Cousins von Babálu und Freunde von ihr bildeten einen Kreis. Sie folgten dem Rhythmus der Perkussion. Dabei begannen sie auch zu singen. Ich konnte nichts verstehen. Aber Babálu erklärte mir, dass es sich dabei um einen Ausdruck der Freude handelte und um die Beförderung der Fruchtbarkeit des Brautpaares. Nach einigen dieser Tänze begann der Cocktail. Getränke wurden serviert, und die vielen Gäste begannen sich zu unterhalten. An fackelerleuchteten Tischen gab es süße und salzige Kleinigkeiten. Dieses Buffet hatte Babálus Vater tatsächlich aus der Confeitaria Colombina in Flúmina beordert. Knapp vor dem Beginn der Hochzeitsfeier war es in zwei Hubschraubern eingetroffen. Wenigstens an diesem Tag wollte Zolle einmal nicht auf die Köstlichkeiten der Colombina verzichten. An den Tischen sahen wir das Logo der Confeitaria an den diversen Verpackungen und Unterlagen. Trotz des Fluges war alles genauso frisch, wie wir es aus Flúmina selbst kennen.

Viele der Gäste kamen zu uns und wollten mit uns sprechen. Sie erkundigten sich, wie wir einander kennengelernt hatten und wie es uns beim berühmten Adelspraktikum von Flúmina ergangen war. Auch nach unseren Erfahrungen in Sebastópol fragten viele. Dabei wurde natürlich insbesondere Babálus

Diamantarmspange bewundert. Unter anderem konnten wir zur Erläuterung unserer Erlebnisse in Flúmina gleich direkt auf das Buffet verweisen. Das gab den Fragenden einen sehr sinnenreichen Begleiteindruck zu dem, was wir von Quirichiquí, Boa Vista und der Palastinsel der Vizekönige erzählten. Es waren auch viele Kinder anwesend, Nichten und Neffen von Babálu, die sich zuerst an den Buffets vergnügten und später dann in den Swimming-Pool sprangen. Im Schein der Fackeln hatten sie dort besonders viel Spaß.

Gegen elf Uhr wurde eine Pause eingelegt. Die Gäste konnten sich zurückziehen, sich wiederherstellen, allenfalls auch umziehen. Die kleineren Kinder wurden schlafen gelegt. Für Mitternacht war das Galadiner angesagt. Im Garten war ein riesiges Festzelt errichtet worden. Von außen gesehen leuchtete es in die Nacht wie ein gelandetes UFO. Der Eingang war mit Blumengirlanden verziert. Drinnen war es sehr geräumig, schließlich mussten alle Festgäste Platz finden. Die Musik stand vorne auf einer kleinen Bühne. Daneben gab es eine Tanzfläche, die für Tanz nach dem Dîner vorgesehen war. Der Brauttisch befand sich in der Mitte des Zeltes, sodass wir von dort aus alles gut beobachten konnten. Bei uns am Tisch saßen Babálus Eltern, mein Vater und Manuel, Padre Fruméntios, Prinzessin Leila und Prinz Jaime, die als Sebastogénnetoi die höchstrangigen Gäste waren, Conde und Condessa de Guimarães, deren Tochter Isabelita und ihr Mann Miguel, der mein Trauzeuge war, und schließlich Babálus jüngere Schwester Malela. Sie hatte sich das unbedingt gewünscht. Sie wollte, wie sie es ausdrückte, bei den Großen dabei sein. Zu dieser Mission hatte sie sich auch passend ausgestattet und kam nun mit einem Kranz aus roten Rosen im Haar zu Tisch. Damit wurde sie in einem gewissen Sinn zum Star des Abends; natürlich nach Babálu, die dagegen nichts einzuwenden hatte.

Padre Fruméntios sprach Dank und Segen über alles, was wir zu uns nehmen würden. Dann wurde serviert. Alles Personal des

Hauses war nun auf den Beinen, um zeitgleich auftragen zu können. Es gab eine siebengängige Speisenfolge. Wir haben die Menükarten noch bei uns zuhause in Sebastópol. Es begann mit einer Auswahl aus Meeresmuscheln in Weißweinsoße gekocht. Daran erinnere ich mich genau. Die Teller waren mit tropischen Blüten verziert. Babálu macht mich dezent darauf aufmerksam, dass man die Blüten nicht isst. Ich muss zugeben, sie sahen sehr einladend aus. Aber vermutlich hätte ich sie sicherheitshalber auch ohne ihren Hinweis nicht gegessen. Die Abfolge war von einer Reihe jeweils dazu abgestimmter Weine begleitet. Diese kamen, dem Festort entsprechend, ausschließlich von der südlichen Hemisfäre, aus den Terrae australes americana, africana und australiana. Die weiteren Gänge waren ebenso sehr gelungen. Es kamen die Höhepunkte der Cozinha moçambicana. Besonders erinnere ich mich an köstlich zartes Rindfleisch mit Batatas portuguesas und Quiabo.

Zwischen den Gängen gab es eine Pause, die für die Rede von Babálus Vater vorgesehen war. Zunächst begrüßte er alle nochmals in Tsonga und wechselte dann in den allgemeinverständlichen *Mund*. Es war eine große Rede. Ich hatte auch ihn noch nie so eloquent erlebt. Zunächst gratulierte er uns und bekundete seine Freude und Zufriedenheit über diese neue Hochzeit in der Schar seiner Kinder. Babálu sei nicht das erste Kind, das das Haus verlasse, und sie habe das ja bereits vor zwei Jahren getan, als sie an das Chrysochoeĩon in Sebastópol studieren gegangen war. Er sei stolz darauf, dass sie eine solche Ausbildung erreicht habe, die beste, die man überhaupt in der Welt bekommen kann. Das gereiche der Familie und der Mine Kazundé-Membúto sehr zu Ehre. Hier applaudierten die Gäste. Dennoch sei Babálu nicht einfach ein weiteres Kind, das heiratet, sondern seine langjährige Reise- und Verkaufsassistentin, die unter anderem auch die Diamantenauswahl und -komposition bewerkstelligt hatte. Diesen Verlust habe er in den beiden vergangenen Jahren ja zur Genüge verspürt. Aber er sei

zuversichtlich, dass Babálu ihren eigenen Weg nun gemeinsam mit ihrem Mann gehen werde und dass dieser Weg auch die Entwicklung ihrer eigenen Schmuckproduktion beinhalten werde. Auf diesem Gebiet sei von ihr sicherlich noch einiges zu erwarten. Die Unterstützung aus Malandéde habe sie weiterhin wie bisher.

Dann sagte er, er wolle auch noch zu mir sprechen. Er habe mich in Flúmina kennengelernt, als den damaligen Tanzpartner von Babálu. Er habe mich damals nett gefunden und es daher erlaubt, dass Babálu mit mir am Tanzkurs des Adelsbiénniums teilnehmen würde. Wie er dann später bemerkt hatte, hatte diese Begegnung nicht nur die Fähigkeit Babálus in den klassischen Tänzen befördert, sondern auch in den Sprachen. Innerhalb weniger Zeit hätte Babálu zuerst Französisch und dann auch die Helleniké gesprochen, weit besser als zu Zeiten als nur die Hauslehrer sie unterrichtet hatten. Das habe ihn, Zolile, ziemlich beeindruckt, denn er wisse von seinen Geschäftsbeziehungen her genau, was es bedeute, fremde Sprachen zu beherrschen. Babálu hätte sich dann immer wieder positiv geäußert über mich. Und ich sei ja auch wiederholt nach Malandéde gekommen. Das sei ihm alles positiv aufgefallen. Nachdem ich nun mein Doktorat erreicht hatte, und wie er gehört habe, mit einem Thema das sowohl in der Sebastúpolis als auch in Flúmina Eindruck gemacht habe, stand der Heirat nichts mehr im Wege. Nun wünsche er uns alles Gute für das gemeinsame Leben. Er freue sich jederzeit, uns in Malandéde begrüßen zu können. Und außerdem würden wir einander sicher auch in der Sebastúpolis wiedersehen.

Das war kurzgefasst Zoliles Rede. Babálu ging zu ihrem Vater und dankte ihm dafür. Beim nächsten Gang ging die Konversation weiter über die Sebastúpolis und die möglichen Geschäfte, die Zolile dort vielleicht machen würde. Condessa Melinda berichtete von ihrem kürzlich dort stattgehabten Besuch. Und auch von dem, wie sie sagte, fantastischen Vortrag, den ich an der Akadémeia gehalten hatte. Nun wüssten sie, – dabei blickte sie zum Conde, der ebenfalls anerkennend nickte –, nun wüssten

sie viel mehr über die Vorfahren der Familie, über Mumadona und Hermenegildo, und überhaupt über das Leben in Guimarães. Ob ich meine Thésis schon an den Vizekönig Pedro geschickt hätte, wollte sie wissen. Der brasilianische Cultusminister hätte dies ja empfohlen, oder eigentlich eher angeordnet, meinte sie. Ich hatte das noch nicht getan. Mit den Hochzeitsvorbereitungen und der Bewerbung am Dokumentationsbüro für Entwicklung der Autokratoría war ich einfach zu beschäftigt gewesen. Das müsste ich aber unbedingt tun, es wäre unverzeihlich, wenn ich Pedro darüber nicht informierte. Dann erzähle sie noch, was es für ein fantastischer Erfolg in der Großen Aula des Historiografischen Institutes gewesen sei, als ich am Ende noch einen Brief von Hermenegildo an Mumadona vorgetragen hatte. Auf dem Schlachtfeld, nach einer akuten Verwundung seines Armes, sei Mumadona Hermenegildo leibhaftig erschienen, berichtete Melinda. So habe Mumadona ihm die Kraft gegeben, doch noch den Sieg zu erkämpfen. Wie hast Du diese Wissenschaft genannt, Lapis –, dabei wandte sie sich nun an mich, – Optolinguistik, stimmt das? War es das?

Das war nun nicht gerade die gelungenste Schlussfolgerung aus meinem Vortrag. Diese Erscheinungsszene zwischen Mumadona und Hermenegildo ist zwar historisch-biografisch von hohem Interesse, aber doch nicht der primäre Gegenstand optolinguistischer Forschung. Ich war schon knapp daran, direkt darauf zu antworten, als mir der Conde de Guimarães in umsichtiger Weise zur Hilfe kam. Offensichtlich hatte er diese gefährliche Klippe in Melindas Kombinationen besser erkannt als sie selbst. Es sagte rasch, – Also ich denke, was Hermenegildo damals erlebt hat, kann wohl ein psychologisches Fänomen gewesen sein, oder vielleicht auch ein telepathisches. Das können wir heute nur schwer beurteilen. Aber es erscheint nicht ausgeschlossen, dass sie einander tatsächlich auf dem Schlachtfeld begegnet sind. In unserer Familie der Guimarães gibt es noch andere Überlieferungen von Trans- und Bilokationen, zu

ungewöhnlichen Zeiten und an praktisch unerreichbaren Orten. Dazu würde ich mich nicht endgültig äußern wollen. Aber Lapis' Wissenschaft –, und dabei wandte er sich mir zu, – wenn ich es richtig verstehe, die besteht doch eher darin, dass Du die ganzen komplexen Verbindungen zwischen Sprachausdruck und Bildbotschaften in dem Briefcorpus aufgearbeitet hast. Wie war das noch mit dem Samba der Metafern?

Meisterhaft hatte der Conde die Diskussion in geordnete Bahnen zurückgelenkt. Nun konnte ich entspannter antworten. Es verwunderte mich allerdings nicht wenig, dass er über alle diese Details meines Vortrags informiert war. Er war ja gar nicht in Sebastópol anwesend gewesen. Hatte Melinda ihm das alles erklärt? Oder war er vom Brasilianischen Cultusminister informiert worden? Wie auch immer, ich wiederholte nochmals die von mir formulierten, optolinguistischen Theoreme, die sich eben als grundtypisch für das Leben des Hofes von Guimarães herauskristallisiert hatten: Erstens, Nähe und Distanz als rituelle Stufen der Annäherung; zweitens, Gewährung und Verweigerung des Blickes; und drittens, Der Samba der Metafern. Genau –, rief nun Melinda, – das war es, genau das hatte ich sagen wollen.

Dann sagte Jaime zu mir, – Lapis, hast Du uns nicht einmal erzählt, dass Deine ganze Faszination mit der altportugiesischen Dichtung im Sertão begonnen hat? Weil Dein Vater so viele Gedichte auswendig wusste und Euch, die Söhne, diese gelehrt hatte? Nach der Arbeit, am abendlichen Feuer, draußen im Sertão? Ich konnte das bestätigen. Jaime machte hier eine Pause. Ich verstand nicht recht, was er sagen wollte. In diesem Moment sah ich ein Blitzen in Leilas Augen. Offensichtlich hatte sie verstanden, worum es ging. Dann sagte Jaime, und noch bevor seine Worte gesagt waren, hatte auch ich es bereits verstanden, wohl durch Leilas Ausstrahlung, Jaime meinte, – Aber dann wäre es doch außerordentlich interessant, wenn wir hier an diesem Fest und zu dieser fortgeschrittenen Stunde eines der Gedichte von Deinem Vater vorgetragen hören könnten. Jetzt sah ich, wie

Malelas Kopfschmuck aus roten Rosen ganz unmerklich und angespannt zitterte. Sie, wie auch alle anderen am Tisch, blickten nun auf meinen Vater.

Er hatte das nicht erwartet. Er schaute mich fragend an. Ich sagte, – Prinz Jaime hat recht, es wäre wirklich schön, wenn wir alle eines Deiner Gedichte hören könnten. Dann blickte mein Vater zu Manuel. Manuel nickte. In diesem Moment sah ich ein Lächeln auf Malelas Gesicht. Offensichtlich war sie bereits davon überzeugt, dass sie nun eines dieser Gedichte hören würde. Gut –, ließ sich mein Vater überreden, – ich werde sprechen. Aber erst nach dem Café, das Essen muss beendet sein. Jaime nickte, und Zolile sagte, dann haben wir jetzt noch ein wenig Zeit für die Vorfreude, denn erst kommen noch die Desserts und dann der Café.

Inzwischen spielte die Band alles Mögliche, unter anderem auch schon einzelne Tanzstücke, sozusagen als Einstimmung auf den Tanz nach der Tafel. Die Stimmung im illuminierten Zelt war bestens. Die Gäste unterhielten sich ganz offensichtlich sehr gut. Zwischen den Gängen wechselten manche ihren Sitzplatz und die Gesprächspartner. Die Kinder liefen lautstark herum und übertönten zeitweise die Musik.

Schließlich war der Café serviert und beendet. Zolile stand auf, nahm ein Glas und klingelte mit dem Besteck daran. Die Blicke richteten sich auf ihn, und es wurde ruhiger im Zelt. Nun –, sagte er, – nun werden wir einen Vortag hören. Lapis' Vater möchte uns seine Botschaft übermitteln. Wenn ich es richtig verstanden habe, wird er auf Altportugiesisch sprechen. Unter den Gästen entstand ein erstauntes Gemurmel. Mein Vater stand auf und ging zur Bühne. Die Musiker machten ihm Platz. Er gab ihnen ein Zeichen, dass sie eine Pause einlegen konnten. Er wartete, bis es still wurde im Auditorium. Dann begann er zu sprechen.

Es war eine Ballade. Ich erkannte sie an den ersten Worten. Natürlich kannte ich auch diese Ballade seit frühesten

Kindheitstagen auswendig. Mein Vater sah nun wieder aus wie damals, an den Abenden, nach unserer Arbeit mit den Herden Dom Fabianos. Er hatte die Augen halb geschlossen. Den Kopf leicht zurückgelegt, begann er den unverwechselbaren Sprechgesang, den wir immer von ihm gehört hatten. Er lebte jetzt in seiner Identität als Rhapsodós. Jene Ballade erzählt von einem Mann, der sich auf den Weg gemacht hatte, Santiago zu besuchen. Er kommt aus dem Süden und wandert durch die Landstriche der Sarazenen. Er muss durch einsame Wälder ziehen, Flüsse durchqueren, Gebirge überschreiten. Der Weg ist gefährlich. Wegen Wölfen, Bären und anderer wilder Tiere. Und wegen der überall lauernden feindlichen Posten. Als Teller und Besteck führt er eine große Muschel mit sich. Die versteckt er gut in seinem Umhang. Weil sie ihm sehr wertvoll ist. Und weil man ihn daran erkennen würde. Ansonsten würde er vielleicht noch für einen reisenden Händler gehalten werden. Aber die Muschel spricht von seinem wahren Ziel, dem Grab von Santiago. Eigentlich hatte er seine Reise in die Heilige Stadt machen wollen. Aber daran ist schon lange nicht mehr zu denken. Die Stadt ist vollkommen besetzt von den Feinden des Messias. Dieses Ziel ist nun unerreichbar. So hat er das Heiligtum des Schülers als das Ziel seiner Fahrt gewählt. Würde er es erreichen? Würde er seinen Weg durch die feindlichen Mächte finden? Heil und gesund? Die Ballade endet schließlich mit einer Anrufung an Nossa Senhora und ihren lieben Sohn, um Segen und Schutz.

Die Gäste hatten sicherlich äußerst wenig des Textes wirklich verstanden. Aber einzelne Worte waren eben doch eindeutig. Santiago, die Muschel, Gefahr, Weg. Aber jenseits der verbalen Inhalte hatte der Vortrag seine Wirkung keineswegs verfehlt. Die Gäste applaudierten laut, als ob ihnen jener Text und der Vortrag meines Vaters altbekannt wären. Der Applaus hielt lange an. Mein Vater stand ganz ruhig auf der Bühne. Und blickte in sein Publikum. Er verneigte sich nicht. Das wäre ihm nicht in den Sinn gekommen. Das war kein Vortrag, keine Unterhaltung,

keine Auflockerung des Abends. Das, was er tat, war vielmehr die Übermittelung der letzten Nachrichten, die soeben auf einer der Festungssitze entlang des Douro oder Minho eingelangt waren. Er war ein wandernder Bote, ein Herold, der die neuesten und lebenswichtigen Informationen von einer Burg zur anderen trug. So etwas hat keinen Unterhaltungscharakter. Es geht dabei viel eher um hochsensible Operationen eines Geheimdienstes in Zeiten eines dahinschwelenden Krieges.

Dann hob er die Hand und gab das Zeichen, dass er weiteres zu sagen hatte. Im Zelt wurde es augenblicklich still. Es folgte der Gesang des Ritters Eufrásio vor der ihm verschlossenen Burg von Montálba. Der Ritter weiß, dass die von ihm verehrte Engrácia dort wohnt. Aber er wird nicht eingelassen, und sie zeigt sich ihm nicht. So singt er nun außen vor der Burgmauer, unterhalb eines Balkons, auf dem sie erscheinen könnte und, wie er hofft, vielleicht auch werde. Aus großer Ferne sei er nun schon so oft hierhergekommen, um zu singen. Aber sie zeige sich nicht. Wollte sie ihm für immer die Nähe verweigern? Wollte sie ihm nie ihren Anblick gewähren? Er habe sie ja schon von ferne gesehen, kenne ja ihren reinen Blick. Wolle sie ihm diesen ewig verweigern? Und dann preist der Ritter die weiteren Vorzüge seiner Dame, ihr schwarzes, gewelltes Haar, ihre von Blau strahlenden Augen, ihren Sinn für edles Auftreten in glänzenden Gewändern und leuchtendem Schmuck. Jenes Gedicht übernimmt sogar ein Zitat aus dem alten Canticum canticorum, – Schön bist Du und schwarz –, ruft der Ritter seiner Engrácia hoch oben zu. Zuletzt schwört er ihr, wiederzukommen und solange zu singen, bis sie ihm das Tor der Burg öffnen werde.

Durch die ganze Melodie dieses Gedichtes und den Vortrag meines Vaters hatten die Gäste nun offensichtlich doch einiges von seinem Inhalt mitbekommen. Babálu hatte aber das Altportugiesisch tatsächlich verstanden und auch, dass mein Vater dieses Gedicht ihr ganz persönlich vorgetragen hatte. Sie stand auf und klatschte ihm zu. Nun verneigte er sich doch. Aber er tat das

nicht zu dem Publikum hin, sondern ausschließlich zu Babálu als der edlen Dame, die er soeben mit seinen Versen besungen hatte. Ich musste später noch verschiedene Anfragen von Gästen beantworten, die genau wissen wollten, was denn mein Vater Babálu hier vorgetragen hatte. Alle hatten sie nämlich verstanden, dass dies eine Hommage an Babálu gewesen war. Der Samba der Metafern, den mein Vater erklingen hatte lassen, hatte offensichtlich sie alle mit in den Tanz hineingenommen.

Dann kam mein Vater zurück an den Tisch und wir beide, Babálu und ich, dankten ihm für diesen wunderbaren Vortrag. Auch Zolile und der Conde de Guimarães kamen, um meinem Vater zu danken. Alles, was ich in meiner Arbeit an den Briefen und in meiner Thésis herausgearbeitet hatte, hätte nicht besser und authentischer bestätigt werden können als durch diesen Dienst meines Vaters an unserem Hochzeitsfest. Er hatte die tiefen Zusammenhänge ausgesprochen und sichtbar gemacht. Diese Haltung tiefer personaler Verehrung auf Basis realer existentieller Erkenntnis ist es, was in jener Dichtung aus dem sonst bedeutungslosen Nebeneinander echte Begegnung werden lässt.

Nun war der Zeitpunkt für den Tanz gekommen. Babálus Vater hatte darauf bestanden, dass wir ihn mit einem Rubamba eröffnen würden. Schließlich hatten wir das am Adelsbiénnium gelernt. Darauf wollte er nicht verzichten. Also nahmen wir Aufstellung und folgten dann der Musik und den vorgeschriebenen Tanzfiguren, wie wir es in der Tat mit viel Aufwand einstudiert hatten. Nach den Eröffnungsfiguren bildeten die Gäste die verschiedenen Tänzergruppen und übernahmen den von uns vorgegebenen Rhythmus. Auf den Rubamba folgte in klassischer Weise eine Poreska, die auch von sehr vielen mitgetanzt wurde. Dann kamen die Tänze des Landes und später auch Stücke für das informellere Tanzen. Nachdem die ersten Tänze getanzt waren, gingen viele hinaus in die Gärten und kühlten sich draußen in der Nacht etwas ab. Es wurden weiter

Getränke und Kleinigkeiten serviert. Die Konversation war angeregt. Wir gingen nun zu den verschiedenen Gruppen der Gäste, wo wir unter anderem eben auf das akzentuierte Interesse an der von meinem Vater vorgetragen Literatur stießen.

Gegen drei Uhr morgens gab es als Einlage noch ein Feuerwerk. Alle gingen in den Garten und bewunderten Aufsteigen und Bersten der Lichtsterne im Himmel der Nacht. Das Gelände des Familiensitzes ist so weitläufig, dass niemand in der Umgebung von diesem nächtlichen Lärm gestört wurde. Und von den Gästen schlief sowieso niemand außer den Kindern, die aber nicht einmal vom Feuerwerk geweckt wurden. Danach gab es weiter Tanz und Unterhaltung. Bis sich am Horizont die erste Dämmerung zeigte. Das war das Zeichen, dass das Fest zu Ende ging. Die Gäste verabschiedeten sich von uns. Viele flogen gleich ab. Andere, besonders Gäste, die von ferner kamen, wollten sich vor der Heimreise erst noch ausschlafen. Jaime und Leila mussten sofort nach Sebastópol. Die Eröffnung des Biénniums stand in wenigen Tagen bevor, und Jaimes Arbeit in Rhakótis hatte bereits durch die Kongoreise eine Unterbrechung erfahren, die er nicht weiter ausdehnen wollte. Wir würden einander in Sebastópol sehen. Conde und Condessa de Guimarães luden uns nach Flúmina ein, wir dürften jederzeit bei ihnen wohnen. Dann war es an der Verabschiedung von den Eltern Babálus, von meinem Vater und von Manuel. Wir wussten nicht, wann wir einander wiedersehen würden. Vater Zolile wollte einmal nach Sebastópol kommen, er hatte dort Geschäfte zu erledigen. Auch die Geschwister Babálus, Cousinen und Cousins, Nichten und Neffen verabschiedeten sich nun, was alles seine Zeit in Anspruch nahm.

Mit der nun folgenden Hochzeitsreise war es so, dass wir einfach nicht wussten, wohin sie gehen würde. Babálus Vater hatte uns nur mitgeteilt, dass sie sein Geschenk und eine Überraschung sein würde, die wir am Ende der Hochzeitsfeier erfahren würden. Nun war es soweit. Er teilte uns mit, dass er für

uns eine Reise nach Socotorá organisiert hatte. Nun, wo liegt das? –, war unsere erste Frage. Nicht so weit weg –, sagte Zolile, – in den Tropen, es sind nur ein paar Flugstunden bis dorthin. Wir hatten keine Ahnung, wo das liegen würde. Babálus Vater erklärte nur, dass es sich um eine Insel handle, die seit jeher von Schiffen der verschiedensten Völker angefahren worden war, weil sie sehr zentral auf einer Reihe von wichtigen Handelswegen liege. Da habe er sich gedacht, das würde uns sicher gefallen, wo wir doch immer schon Kontakte mit Menschen aus allen Weltgegenden gesucht hatten. Außerdem sei auch die Natur dort interessant, insgesamt also, wie er hoffe, ein guter Ort für die ersten Tage unserer jungen Ehe.

Das war die Vorabinformation. Wir machten schnell unser Gepäck fertig und bestiegen dann einen der Familienhelikopter, der uns in die Hauptstadt brachte. Von dort ging der Flug auf Einladung meines Schwiegervaters also nach Socotorá. Auf dem Weg dorthin konnten wir Informationen über die Insel einholen. Sie liegt vor dem Horn von Afrika, im indischen Ozean. Diese Lage war stets strategisch wichtig gewesen, im Handel zwischen Ägypten und Indien, Arabien, Persien und Afrika. Die Handelsschiffe machten dort Halt, versorgten sich mit Wasser und Proviant. Das war schon zur Zeit der Griechen so, die die Insel Dioskurídes nannten. Und später war sie wieder wichtig, während der portugiesischen Entdeckung des Seeweges um das südliche Afrika. Zur Zeit von Vasco da Gamas Indienfahrt wurde Socotorá von den Portugiesen erobert. Sie bauten dort einen befestigten Stützpunkt. Zu anderen Zeiten waren die Briten dort. Und die Jemeniten. Ein kosmopolitischer Ort also.

Vom Flughafen auf Socotorá ging es in das Ressort, das auf uns wartete. Es lag am Strand, mit schönen Bademöglichkeiten, und war auch sonst komfortabelste ausgestattet. Das Design der ganzen Anlage war indisch inspiriert, Möbel, Stoffe, Farbgebung, bis hin zur Küche. Hier wurden alte Verbindungen nach Indien gepflegt. Unsere Suite schien aus Fatehpur Sikri oder Jaipur

eingeflogen zu sein. Schöne, zum Teil handgeschnitzte Möbel, farbige Stoffe mit Elefantenmotiven, an den Wänden gemalte Miniaturen. Auf einer Kommode stand eine Flasche Palmwein bereit. In den holzvertäfelten Wänden waren unendlich viele kleine Spiegel eingelassen. Am Abend, im Flackern des Kerzenlichts, begann der ganze Raum in den Reflexionen zu vibrieren. Nun, dies sollte der Ort unserer Hochzeitsnacht werden. Babálu war leuchtend und schön, wie ich sie nie gesehen hatte. Über die Details jener Nacht und die Erlebnisse der weiteren Inselnächte schweigt authentische Poetik.

Untertags gingen wir an den Strand oder machten Exkursionen. Socotorá ist ein Paradies an Eigentümlichkeiten in Flora und Fauna. Die Insel war stets so isoliert von anderen Biosfären, dass hier einzigartige Species leben, die es sonst nirgendwo auf dem Globus gibt. Wir sahen die kuriosen Drachenblutbäume, die wie riesige Parasolpilze aussehen. Auch das echte Drachenblut ist durch unsere Finger gegangen. Das ist das blutrote Harz, das diese Bäume abgeben. Einst war es beliebter Färbestoff, vielheilende Medizin und Weihrauch gewesen. Dann gibt es die Flaschenbäume, Riesen, die genauso aussehen, wie ihr Name sagt. Oben, im Flaschenhals sozusagen, beginnen die ersten Äste, die aussehen, also ob ein paar Zweige oder Blüten in einer Glasflasche steckten. Die Insel besitzt noch viele weitere Einzigartigkeiten, wie nur dort endemische Aloe-Arten, ebenso Vögel und Reptilien.

Bei einer der Exkursionen fanden wir einen weiteren Höhepunkt im Panorama dieser erstaunlichen Insel. Auch das war offensichtlich einer der Gründe, weshalb Zolile uns die Reise dorthin geschenkt hatte. Auf Socotorá befinden sich reiche Kalkschichten, in denen sich kilometerlange Höhlensysteme entwickelt haben. An einer der Felswände gibt es einen auffälligen, von Ferne sichtbaren Eingang in eine solche Höhle. Der dürfte die Reisenden schon vor Jahrtausenden beeindruckt haben. Tief in jener Höhle gibt es eine große Zahl von Inschriften, die

dokumentieren, wie weitreichend der Handel hier gewesen war. Da gibt es indische Texte in Brahmi-, in Kharoshthi- und in Gräko-Baktrischer Schrift, Notizen in Südarabischer Schrift und Sprache, in Äthiopischer Schrift und dem Ge'ez, der Sprache des Reiches von Aksum, Aramäisch in Palmyrenischer Schrift und schließlich auch griechische Hinterlassungen. Es handelt sich um kurze Mitteilungen und Selbstdarstellungen, geschrieben auf die Höhlenwände. Ich bin hier gewesen –, ist eine der wesentlichen Botschaften, die dort in den verschiedensten Sprachen und durch die Jahrhunderte mitgeteilt worden waren. Die Händler hinterließen ihre Notizen während eines kurzen Aufenthaltes auf Socotorá oder vielleicht während langer Wartezeiten auf die richtige Monsunjahreszeit für eine glückliche Weiterfahrt. Es war sehr seltsam, an diesem scheinbar vollkommen entlegenen Ort Nachrichten gleichsam aus aller Welt und aus den verschiedensten Epochen zu lesen. Ich kam mir vor wie in einem Freilichtmuseum für Komparative Linguistik. Wie hatte Zolile gewusst, dass es so etwas auf dieser unbekannten Insel gab?

Vierzehn Tage blieben wir auf Socotorá und genossen unser junges Glück. Es gibt von dort wunderbare Fotos von uns beiden, am Strand und unterwegs. Babálu hat sie bei sich aufgehoben. Bei Gelegenheit sehen wir sie uns immer wieder an. Nach den zwei Wochen ging es zurück in die Sebastúpolis. Unser Problem dort war, dass wir noch keine gemeinsame Wohnung hatten. Mit dem Stress meines Doutorados und der Zeitknappheit bis zum festgesetzten Hochzeitstermin war keine Zeit zur ernsthaften, gemeinsamen Wohnungssuche geblieben. Wie schon gesagt, Babálu war der Ansicht, dass wir uns vorläufig nicht groß einrichten würden, sondern unserer existentiellen Situation entsprechend ein kleineres Appartement suchen sollten. Schließlich war sie nach wie vor Studentin und ich gerade einmal Studienabsolvent und noch ohne Anstellung. Letzteres änderte sich aber nun.

Aus dem Dokumentationsbüro für Entwicklung der Autokratoría kam die Nachricht, dass sie einen Posten für mich hätten. Ich sollte mich melden für die weiteren Konkretisierungen. Sie brauchten einen Chronisten. Ich war offensichtlich passend. Wie ich dann erfuhr, wollten sie mich für die Dokumentationen einsetzen, welche die lusofone Welt betreffen. Das konnte ich nun wirklich bieten. Bezüglich der Arbeitszeit machte man mir flexible Angebote. Ich müsste nicht Vollzeit arbeiten, wenn ich das wollte. Nach einer Bedenkzeit sagte ich zu, für Arbeit im Dokumentationsbüro an vier Tagen in der Woche. Das war natürlich ein großer Schritt für mich. Die Stelle war nicht schlecht bezahlt, und ich wollte noch freie Zeit für wissenschaftliche Forschungen haben. Reich würde ich ja sowieso nie werden. Aber diese Arbeit brachte einmal genug Geld, um die notwendige Wohnung zu finanzieren.

Wir suchten nun nach einem passenden Zuhause. Zunächst taten wird das quer durch die Sebastúpolis. Wir mussten aber bald feststellen, dass die Stadt zu groß ist, um einfach irgendwo Wohnungen zu besichtigen. Alleine das Hin- und Herfahren war bald zu aufwändig. Deshalb diskutierten wir dann, welche Gegenden nun tatsächlich in Frage kommen würden. Mein Arbeitsort würde weiter der Pálatin sein, also in Südteil der Stadt, in Pix. Babálu musste täglich das Chrysochoeĩon erreichen, das im Nordteil liegt, in Lox. Außerdem wollte sie einen kürzeren Arbeitsweg als den bisherigen vom Palazzo der Lumbawésis. Sie bevorzugte demnach eine Wohnung, die in Lox liegen würde. Trotz des Studienabschlusses würde die Akadémeia für mich weiter ein Orientierungspunkt sein, es gab dort die Institutsbibliotheken und immer wieder interessante Vorträge. Auch die Verbindung zu Kálamos megás wollte ich nicht verlieren. Akadémeia und Ásty epistémes liegen am Fuß des Viminalhügels, also auch in Lox. Mit all diesen Koordinaten kamen wir zum Schluss, dass der geeignetste Ort für ein Domizil Rhakótis wäre. Von dort wäre die längste Strecke an den Pálatin,

aber dorthin waren die Verbindungen sehr gut. Unsere anderen Ziele wären in relativer Nähe. Und außerdem hatte Rhakótis den Vorteil, dass wir in der Nähe von Leila und Jaime wohnen würden.

Wir hatten Glück. Nach drei Wochen fanden wir in Rhakótis etwas. Nächsten Monatsanfang konnten wir einziehen. Es war nicht sehr groß, aber wir konnten uns nun erstmalig gemeinsam einrichten. Und es war nicht weit bis zur Plateía Koinonías, also bis zum Palazzo von Jaime und Leila. Babálu war immer wieder bei Leila zu Besuch, was sich nun einfacher gestaltete. Leila war damals aber in ziemlichem Dauerstress, denn das Adelsbiénnium hatte soeben begonnen.

Den Beginn selbst hatten wir nicht in Sebastópol miterlebt, da wir noch auf Socotorá waren. Allerdings berichteten die Tageszeitungen und die Reportagen ausführlich. Efemerídes Póleos war tagelang voll davon, mit Berichten, Kommentaren, Bildstrecken und Lesermeinungen. Auch in Rhakótis stieg die Stimmung. Jaime bot den Turnuspartizipanten die Möglichkeit an, in der Schule von Rhakótis sozusagen Gastvorlesungen zu halten. Wer von den jungen Edlen genügend Sprachreflexion besaß und dazu bereit war, konnte in Rhakótis Unterricht in Mittelägyptisch geben. So wurde das Lernen für die Studierenden in Rhakótis wesentlich vielfältiger, denn die verschiedenen Lehrenden brachten nicht nur einen perfekten und ungezwungenen Gebrauch des Mittelägyptischen an die Schule. Sondern durch die Mischung von Biénniumsteilnehmern aus aller Welt wurden auch feine und feinste Nuancen im Gebrauch der Muttersprache der Edlen direkt erlebbar.

Aus Socotorá zurück und wieder im Alltag von Sebastópol, konnte ich nun die offene Agenda in Flúmina erledigen. Wie mir der brasilianische Cultusminister mit Nachdruck erklärt hatte, sollte ich eine Kopie meiner Thésis an Vizekönig Pedro senden. Ich tat dies nun mit dem ebenfalls empfohlenen Vermerk "An den Vizekönig, persönlich". Dazu legte ich ein kurzes,

handschriftliches Schreiben bei, worin ich an die Begegnung in Flúmina erinnerte, als Leila und Jaime anlässlich ihrer Hochzeit uns, Babálu und mich, den Vizekönigen vorgestellt hatten. Nun konnte ich also die endgültigen Ergebnisse über das damals bereits erwähnte Briefcorpus aus dem Vizeköniglichen Gabinete in Flúmina vorlegen. Eine Kopie sandte ich auch an den brasilianischen Cultusminister, und noch eine an die Biblioteca in Flúmina, mit speziellen Grüßen an den Custos. Schließlich war er es gewesen, der mir den Zugang zu den Manuskripten ermöglicht hatte.

Wir waren also umgezogen, in unsere erste gemeinsame Wohnung. Wir hatten es geschafft, zu heiraten und ein gemeinsames Leben zu wagen. Es war ein außerordentlicher Genuss, nun ein eigenes Zuhause zu haben. In diesem unserem Refugium waren wir das erste Mal wirklich privat, ungestört, angekommen. Wie gingen gemeinsam einkaufen, kochten gemeinsam und machten alles das, was man eben zuhause gemeinsam tut. Die Lokale in der Agorá, im Ásty epistémes und auch in der Nähe des Chrysochoeĩons hatten mit einem Mal heftig an Attraktivität eingebüßt. Was wir auch in dieser Zeit nicht verabsäumten, es war Spätsommer, waren Besuche in Vinhas. Die Gegend dort und ihre Kulinarik sind zu einladend. Und es war eine Art Pendeln zwischen unserem wirklich privaten Zuhause nun im Zentrum von Rhakótis und der halbprivaten Heimat der Gaststätten in Kóme, insbesondere auch der uns liebgewordenen Tabérna.

Übrigens, der dortige Wirt, Veranstalter der exquisiten musikalischen Treffen und selbst Besitzer eines feinen Gehörs, hatte nicht locker gelassen mit seiner Neugier. Als wir einmal wieder dort eingekehrt waren, kam er auf Babálus ursprünglichen Vorschlag zurück, er dürfe nochmals raten, woher sie komme. Er traf aber erneut nicht das Richtige. Schließlich hatte Babálu mit ihm Mitleid und verriet ihm ihre Herkunft aus Moçambique. Worauf der Wirt meinte, auch mit einem guten Gehör, das er

doch glaube zu besitzen, müsse man eben stets noch dazulernen. Immerhin zeigte er sich erkenntlich für die Geduld und die charmanten Antworten Babálus und bot uns an, an einem der Konzerte in der Tabérna einmal kostenlos teilnehmen zu dürfen. Wir bedankten uns. Ich vermute, die Motivation für dieses Angebot war einfach, dass er Babálu wiedersehen wollte.

Ich begann als Chronist zu arbeiten, im Dokumentationsbüro für Entwicklung der Autokratoría. Nun war ich nicht mehr Student mit einer kleinen Nahezu-Ehrenaufgabe am Pálatin, sondern vollwertiges Mitglied des Dokumentationsbüros. Nach diversen Einführungsveranstaltungen in die technischen Grundlagen und die prinzipiellen Aufgaben des Büros, wurde ich an meine eigentliche Agenda herangeführt. Das ist die Kommunikation mit verschiedenen Institutionen der lusofonen Welt, Einholung von Informationen über die lokalen Entwicklungen politischer, ökonomischer, gesellschaftlicher Art und Aufarbeitung des eingehenden Materials im Sinn des Dokumentationsauftrages des Büros. Das klingt vielleicht trocken. Aber wer Sinn für Chronistik hat, sieht das durchaus nicht so. Und darüber hinaus, die Einbindung in die Bürokratie am Pálatin ist mehr als Goldes wert, für einen Historiografen wie für einen Optolinguisten. Der permanente Informationsfluss, die gelebte Realität des Machtzentrums der erfolgreichsten Staatenbildung der Menschheitsgeschichte, die Sprachenvielfalt auf höchstem Niveau. Das sind Realitäten von unschätzbarem Wert. Ich genoss es einfach, an diesem täglichen Treffen teilnehmen zu dürfen. Hier, am Pálatin, erlebt man täglich lebendig, wovon die Archive der Machtzentren sämtlicher Epochen weithin leider nur Schrift- und Bildzeichen hinterlassen haben.

Babálu hatte ihr drittes und letztes Studienjahr am Chrysochoeîon begonnen. Sie hatte verschiedene Projekte laufen, theoretische wie praktische. Ende des Unterrichtsjahres musste sie eine schriftliche Arbeit abgegeben und ein Meisterwerkstück.

Als theoretisches Thema hatte sie sich die Legierungs- und Gusstechnik der Benin- und Yoruba-Bronzen vorgenommen. Wie es zu diesen technisch hochkomplexen Plastiken gekommen war, und was die materiellen Voraussetzungen dafür gewesen waren. Das Chrysochoeĩon hatte sogar Materialanalysen erlaubt an den Stücken, die sich im institutseigenen Museum befanden. Ihr praktisches Werkstück war gerade im Entwurfsstadium. Es sollte ein sehr komplexer Ring werden. Später wurde ihr und Zolile dieser Ring dann noch sehr hilfreich. Aber hier greife ich schon zu weit vor.

In jenem ersten Jahr unserer jungen Ehe kam es einmal doch zu einer Trennung. Allerdings war diese nicht allzu lang. Ich hatte nämlich mit Professor Sebastião Sabér Kontakt aufgenommen, da ich auf sein Angebot einer Unterstützung bei der näheren Erforschung der Ortsbezeichnungen aus dem Briefcorpus Mumadonas zurückkommen wollte. Er war begeistert von der Tatsache, dass ich eine Reihe von bisher unbekannten Lokalitätsnamen entdeckt hatte und auch von der allenfalls existierenden Möglichkeit, dieselben vielleicht wirklich lokalisieren zu können. Die von ihm ursprünglich angeregte Expedition konkretisierte sich in einer Einladung seinerseits zu einem Aufenthalt an der Academia de Conímbriga, mit von dort gemeinsam durchgeführten Exkursionen an allenfalls in Frage kommende Originalorte. Für die Deckung diverser Kosten dieser Unternehmung fragte ich beim Cultusminister in Brasilien an, der tatsächlich eine Unterstützung organisierte. Seine Bedingung war nur, ehestmöglich über die endgültige Publikation informiert zu werden.

Ende März fuhr ich also nach Conímbriga. Ich ging mit Professor Sebastião die Namen durch, die ich zwar in den Briefen, dann aber nicht einmal im Thesaurus Linguae Lusitaniae gefunden hatte. Jene Namen waren auch ihm, wie schon zuvor Plumaginho in Flúmina, unbekannt. Auch nach Konsultation seiner Handbibliothek und seiner privaten Aufzeichnungen,

sowie des an seinem Institut vorhandenen Kartenmaterials blieben diese Namen aus den Briefen Neuigkeiten. Manche waren Hápax legómena, das heißt, sie waren nur in einem Brief zu lesen, aber nirgendwo sonst. Glücklicherweise waren die meisten dieser Orte in den Briefen aber mehrfach erwähnt, also nicht nur hápax. Mit Sebastiãos profunder Kenntnis der altlusitanischen Literatur sowie der Topografie von Guimarães, des Tales des Douro und des Minhogebietes machten wir uns nun gemeinsam an die entscheidenden Textstellen. Bei der Mehrzahl der Namen konnten wir tatsächlich hochwahrscheinliche Lokalisationen ausfindig machen. Verschiedene zweifelsfreie Landmarken halfen uns dabei, so zum Beispiel die Ruinen der Burg von Guimarães, die der Bruder des Condes de Guimarães ja entdeckt hatte. Was für ein Verlust ist es doch für alle Lusofilen, und überhaupt für alle Menschen authentischer Existenz, dass wir von Mumadonas Burg in Guimarães nur noch den Ort und einige wenige Steine kennen. Sonst ist dort heute leider alles eingeebnet. Auch das ist eine Folge der endlosen Zerstörungen der Wirrenzeit. Dabei handelt es sich um einen besonderes schmerzlichen unter den zahllosen Verlusten jener Epoche.

Eine Landmarke, die das Wüten der Wirrenzeit glücklich überlebt hatte, und man muss darin geradezu einen göttlichen Eingriff erkennen, ist die uralte Capela de São Frutuoso bei Braga. Dieser architektonische Kristall, noch aus vorsarazenischer Zeit, verbindet Formen des ersten Roms mit denen der Zeit der Visigothi. Die Briefe nannten immer wieder die Capela von São Frutuoso, und in Relation dazu, mit Zeitangaben und Wegstrecken, andere Orte, Burgen, Klöster. Kurz, mit Sebastiãos Hilfe kam ich ein schönes Stück weiter. Gemeinsam, noch vor Ort in Conímbriga, konnten wir das Manuskript für diese Publikation verfassen. Inzwischen ist es publiziert, im Journal "Documenta Portucaliae", dem führenden Publikationsorgan der frühen Lusitanistik. Ich bin neugierig, wann sie unsere Ergebnisse als neue Einträge in den Thesaurus Linguae Lusitaniae übernehmen.

Dort gehören sie nämlich hin. Aber diese Standardwerke haben eben immer eine lange Durchlaufzeit, bis sie aktualisiert werden.

In der Zeit meines Aufenthaltes bei Professor Sebastião in Conímbriga machten wir während der Pausen unserer intensiven Arbeit immer wieder gemeinsam Spaziergänge auf dem Hügel, der von der Academia de Conímbriga eingenommen wird. Ich muss sagen, dass mir die Anlage der dortigen Academia ja geradezu der beste Beweis für die Höhe der lusofonen Wissenstradition ist. Während die großen Forschungseinrichtungen den Gipfel des dortigen Stadtberges einnehmen, erstrecken sich auf den Abhängen die Wohnstätten der Studenten, weitere Institute der Bildung und die diversen Cafés und Restaurants zur Auflockerung der geistigen Arbeit. Und auch die beiden Sés finden sich hier; die eine als der ältere Sitz des Bischofs aus der Zeit der Reconquista Richtung Süden, und die andere, jüngere, aus der Epoche der Reconquista gegen Norden. Dieser ganze Berg der Weisheit ist alles andere als rechtwinkelig angelegt. Das hat er mit so ziemlich allen traditionsgeladenen Stadtkernen der lusitanischen Welt gemeinsam.

Hier aber, in Conímbriga, wird jenes scheinbare Gewirr von Gassen und Treppen, bergauf, bergab, kleine Plätze da, enge Durchgänge dort, alles das wird zur Matrix für die wahre Wissenschaft. Es hat Epochen gegeben, ich habe das in extenso in den Archiven vorgefunden, in denen Wissenschaft tatsächlich als das definiert worden ist, was sich dem rechten Winkel einfügt. Diese Definition war ausschließlich. Anderes war nicht zugelassen in jenem System. Es gab genau zwei Zustände, Null und Eins. Die gesamte Wirklichkeit hatte sich danach zu richten. Die Stellungnahme Iwán Sférowitsch Ístinas bei der Verteidigung meiner Thésis hatte diese Vorstellungen ja auch reflektiert. Iwán erwähnte die von manchen Vertretern als real postulierte Position einer Möglichkeit der erschöpfenden, mathematischen Formalisierung aller Bereiche des Lebens.

Wie gesagt, in den Archiven habe ich es gesehen, wie Systeme sich realisieren, die tatsächlich auf solchen Prämissen fundieren. Wahrnehmen, Denken, Forschen und das daraus abgeleitete Handeln, alles unterlag dort der Obsession des Perpendikulären. Was sich dem Angriff von Null oder Eins nicht ergeben wollte, wurde vernichtet. Gnadenlos wurde das Projekt des Lebensentzuges für alles exekutiert, was nicht in den rechten Winkel passte. Für das echte Leben war definitiv kein Platz in diesem System. Folglich hatte diese Art von Wissenschaft auch keinerlei Hemmung, echtes Leben systematisch zu zerstören. Das begann bei der Zensurierung der Wahrnehmung, nicht zuletzt gerade der optolinguistischen, ging weiter in einem kruden Ikonoklasmus der Negation des realen humanen Erlebens, welches als "ungenau", "vorwissenschaftlich" und "von falschem Bewusstsein behaftet" ausgegrenzt wurde, und kulminierte schließlich in dubiosen Bevölkerungsplanungsprojekten mit Millionen Toten. Alles das hatte den wohlwollenden Segen dessen, was man damals Wissenschaft nannte.

Und interessanterweise, und deswegen komme ich hier über Conímbriga auf dieses Thema, interessanterweise war der architektonische Ausdruck dieses Denkens das endlose rechte Winkelmaß. Offiziell erlaubt war jegliche Existenz nur in rasterförmigen und abgezirkelten Systemen. In einer jener Dokumentationen fand ich hierfür den Begriff Geometrolatrie. Das muss wohl jene aus dem Gleichgewicht geratene Überbetonung der basalen Strukturen bezeichnen; und die lebensverweigernde Selbstlimitierung auf lediglich diese Strukturen als die alleine Existenzgrundlage. Wie jede Idolatrie wird auch die Geometrolatrie betrieben unter der Vernachlässigung höherer und edlerer Dienste. Ich muss hier anfügen, ich vermute stark, dass der Zweck auch jener Geometrolatrie in Wirklichkeit nur die Verneinung der höheren menschlichen Existenz war.

Nun, was könnte man aber tatsächlich gegen den rechten Winkel vorbringen? Gegen ihn selbst gar nichts. Weiterste Teile der Sebastúpolis sind rasterförmig angelegt, was auch im Horizont unserer Autokratoría den rechten Winkel als eine Grundkonstante des Lebens aufweist. Am rechten Winkel führt tatsächlich kein Weg vorbei. Was aber die scheinbar chaotische Stadtlandschaft des Hügels von Conímbriga mit den darauf beheimateten Bildungsinstitutionen sehr schön aufzeigt, ist, dass in allem, was die höhere humane Formung betrifft, der rechte Winkel zwar eine Grundlage, aber nicht die letzte Realität ist. Wenn es um die komplexen Fragen von existentiellem Wissen und von personaler Beziehung geht, dann reicht das perpendikuläre System in keiner Weise aus für die lebensnotwendigen Antworten. Diese Erkenntnis muss valide Wissenschaft in sich einbauen. Wer in den höheren Dingen nicht über den rechten Winkel hinauskommt, erreicht das Leben nicht. Conímbriga aber hat den notwendigen Sprung über die Normalität des Rechtwinkeligen hinaus stets gelehrt und gelebt.

Das dritte Studienjahr Babálus ging zu Ende und damit ihre Ausbildung am Chrysochoeĩon. Ihr Meisterstück war fertig. Wieder zurück in Sebastópol, durfte ich es vorab sehen. Allerdings musste ich dazu das Chrysochoeĩon aufsuchen, denn vor dem Abschluss war es nicht erlaubt, dass die Prüfungsstücke die Werkstätten verließen. Es war wirklich gelungen. Babálu hatte gezeigt, was sie gelernt hatte.

Es war ein breiter Ring, der sich aus fünf Einzelringen zusammensetzte. Jeder einzelne Ring war aus einem anderen Metall beziehungsweise einer anderen Legierung gefertigt. Babálu hatte dafür Gold, Silber, Élektron, Platin und schließlich die berühmte Tumbága verwendet. Für den Betrachter ergab dies an der Hand eine wechselnde Abfolge von gelbem und weißem Metall. An der Seite des Handrückens war jeder einzelne dieser Ringreifen mit je einer Reihe von Edelsteinen besetzt. Die entsprechende Abfolge war Diamant, Saphir, Topázio Imperial,

Purpurrubin und wieder Diamant. Damit hatte Babálu die Farben des Sebastós übernommen, eingefasst von seitlich beidseits je einem weißen Lichtband aus Diamanten. Allein das wäre bereits eine beachtliche Leistung gewesen. Die wirkliche technische Herausforderung kam aber bei der Formung der fünf Ringreifen, dort wo sie sich um die Fingerinnenseite legen. Jeder dieser Reifen war in sich nämlich ein Geflecht von drei Bändern, also drei Goldbänder in sich verwoben, drei Tumbágabänder in sich verwoben, und so fort für jedes Metall. Babálu hatte sich dabei von Goldarbeiten der Visigothi inspirieren lassen.

Und zur Krönung der Komplexität in der Raumplanung waren jene fünf einzelnen Flechtbänder, die aus jeweils einem anderen Metall gebildet waren, untereinander nochmals komplexeste über- und unterkreuzt. Von der Handinnenseite her betrachtet, sah man die aufwändige, wechselseitige Durchdringung der einzelnen Reifen. Im Prozess des Entwerfens hatte Babálu diese Inspiration einer dreidimensionalen Verschränkung gehabt. Um sie perfekt umsetzen zu können, hatte sie komplizierte Berechnungen auf Basis ihrer Skizzen vornehmen müssen. Vor allem die Überkreuzungspunkte der einzelnen Reifen hatte sie genau lokalisieren und in ihren wechselseitigen Einkerbungen ermitteln müssen. Man sieht, Mathematik ist erforderlich in der Umsetzung großer Projekte. Für die Verwirklichung hoher Ziele ist aber immer das freie Wirken eines edlen Geistes entscheidend, der sich letztlich an nichts anderem orientiert als am Menschen selbst und an dessen Schöpfer. Babálu hatte in ihrem ästhetisch vollendeten Meisterwerk gezeigt, in welchem Ausmaß sie über einen solchen edlen Geist verfügte.

Bevor man nun den Ring, das heißt die fünf Ringe gemeinsam, an den Finger stecken konnte, musste man die einzelnen Reifen in der richtigen Reihenfolge und ohne Fehler korrekt ineinanderstecken. Gemeinsam bildeten die fünf Reifen einen Zylinder aus sich gegenseitig über- und unterkreuzenden Strängen. Erst wenn man die einzelnen Ringe richtig

zusammengestellt hatte und sie perfekt ineinander eingerastet waren, konnte man das Schmuckstück in seiner Gesamtheit an den Finger geben. Dann war dies allerding mühelos möglich. Ohne Widerstand und in perfekter Ordnung saß das Kunstwerk an der Hand.

Der Ring würde gemeinsam mit den Ergebnissen in den theoretischen Prüfungen beurteilt werden. Babálu war im Stress der letzten Vorbereitungen und wiederholte, was sie gelernt hatte, über Legierungstechnik, über Theorie der Stereometrie und über die Gestaltgebung in der Schmuckproduktion von der Zeit der Pyramiden bis zu den aktuellen Moden in den Palazzi der Sebastúpolis. Schließlich kamen die Tage der Prüfungen. Babálu bestand mit Auszeichnung. Auch das Werkstück wurde gewürdigt und erhielt den Ehrentitel Chrysochoeiopoíeton, was nicht einfach nur heißt, dass es am Chrysochoeĩon gemacht worden war, sondern dass es offiziell als repräsentatives Erzeugnis des Chrysochoeĩons anerkannt wurde.

Wir feierten diesen schönen Abschluss noch mit freien Tagen in Sebastópol, mit Aufenthalten an den Stränden der südlichen Küste und mit Ausflügen nach Vinhas, als zwei weitere freudige Ereignisse eintraten, die uns allerdings gehörig in Bewegung halten sollten. Das erste war, Babálu wurde schwanger. Sie sagte es mir eines Abends nach dem Essen. Ich fragte, wie lange sie es schon wusste. Sie hatte es vor zwei Tagen erfahren, ihr Arzt hatte es ihr bestätigt. Ich war einigermaßen sprachlos. Was würden wir bekommen? Einen Sohn? Eine Tochter? Wir riefen nach Malandéde an. Babálus Eltern gratulierten. Mutter Nehanda war besorgt und bedauerte, dass sie nicht nach Sebastópol kommen konnte, um Babálu zu unterstützen. Sie wurde zuhause zu sehr gebraucht. Allerdings könnte sie Babálu ein Kindermädchen schicken, wenn das Kind geboren wäre. Wir bedankten uns, vorläufig erschien uns die Zeit bis dahin aber noch sehr lange. Babálu musste erst einmal die Schwangerschaft durchstehen. Auch in Campos Secos informierten wir vom bald

kommenden Nachwuchs. Mein Vater war stolz auf seine, wie er sagte, schöne Schwiegertochter. Und darauf, dass er ein Enkelkind in der Sebastúpolis haben würde, in der Stadt der Sebastoí. Wir begannen uns vorsichtig auf unseren neuen Lebensabschnitt als demnächst Eltern einzustellen.

Wenig später traf die zweite Nachricht ein. Zolile meldete sich bei uns. An der Bildmaschine sah ich sofort, dass er irgendwie aufgeregt war. Es schien aber etwas Positives zu sein, was ihn so eindringlich durch den Bildkanal blicken ließ. Es sagte, – Ihr wisst doch, nächstes Jahr im September wird der Sebastós sein Dreißigstes Thronjubiläum feiern. Wir bestätigten dies, das war ja allgemein bekannt. Natürlich waren entsprechende Feierlichkeiten zu erwarten. Zolile setzte fort, – Und wisst Ihr auch, was nun passiert ist? Ihr dürft raten? Wir rieten zwar ein wenig herum, dass er irgendetwas zu diesem bevorstehenden Ereignis erfahren habe, aber die entscheidende Neuigkeit errieten wir nicht. Das war allerdings auch kein Wunder. Auf diese Idee hätten wir eben nie kommen können. Wisst Ihr was –, Zoliles Gesicht zeigte nun eine Mischung aus Stolz und Anspannung, – Wisst Ihr was? Ich bin eingeladen worden, Diamanten zu präsentieren, auf dem Pálatin. Zum Dreißigstes Thronjubiläum soll Sebasté Tabithá eine neue Stefáne bekommen. Einen Kopfschmuck, eine Krone eben, oder ein Diadem. Der Sebastós hatte entschieden, dass das Haus Kazundé-Membúto die benötigten Diamanten vorlegen solle. Dort, am Pálatin, erinnere man sich an das leuchtende Collier, welches die Brasilianische Vizekönigin Ana Maria stets trage und für welches das Haus Kazundé-Membúto ja die Diamanten bereitgestellt hatte. Die Vizekönigin selbst hätte Herrn Kazundé-Membúto auch wärmstens empfohlen. Man wende sich also nun an ihn. Für die geplante Stefáne kämen freilich nur die allerbesten Steine in Frage. Babálus Vater solle eine Kollektion zusammenstellen und damit nach Sebastópol kommen. Was sagt Ihr nun? –, war die abschließende Frage Zoliles.

Wir waren natürlich beeindruckt und teilten das Zolile mit. Aber das war noch nicht alles. Er setzte fort, – Ich habe selbstverständlich zugesagt, die Steine zu liefern. Aber ich habe gleich angefügt, dass die so besonders gelungene Auswahl der Steine für das Collier der Vizekönigin eigentlich Dir, Babálu, zu verdanken ist. Du hast dieses Set ja zusammengestellt. Also habe ich vorgeschlagen, dass Du in die Auswahl miteinbezogen werden sollst. Die Antwort war positiv. Der Sebastós möchte für Sebasté Tabithá etwas noch Glänzenderes als das brasilianische Collier. Wir sollen die Steine gemeinsam vorbereiten. Machst Du mit? –, fragte Zolile und lächelte Babálu durch die Bildmaschine an.

Ich bin schwanger –, antwortete Babálu. Das mache nichts, meinte der Vater, das wäre kein Hindernis. Er kenne das von den neun Schwangerschaften von Babálus Mutter. Das sei keine solche Sache. Wir, Babálu und ich, sollten möglichst bald nach Malandéde kommen, um die Steine zusammenzustellen. Im Juli sei die Audienz bei Sebastós und Sebasté bereits festgesetzt. Zolile brauche einfach Babálus Hilfe.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als zuzusagen. Natürlich faszinierte dieser Auftrag nicht nur Zolile sondern auch Babálu. Wann bekommt man im Leben schon eine solche Einladung? Aber ihre erste Schwangerschaft war eine eindeutige Herausforderung. Inzwischen hatten sich Fasen leichter Übelkeit und Schwindelzustände eingestellt. Würde sie sich mit alledem überfordern?

Nachdem für Juli die Audienz mit der Präsentation geeigneter Steine vorgesehen war, machten wir folgenden Plan. Demnächst würden wir nach Malandéde reisen und dort einmal Urlaub machen. Babálus Abschluss am Chrysochoeĩon und die soeben eingetretene Schwangerschaft waren Gründe genug dafür. Gleichzeitig würde sie gemeinsam mit ihrem Vater die passenden Steine zusammenstellen können. Im Juli würden wir zurück nach Sebastópol fliegen, zur Audienz.

So kam es dann auch. Zunächst machten wir ausgiebig Urlaub. Babálu schlief viel. Die Übelkeit beruhigte sich. Sie schlief sich einmal aus, von drei Jahren Sebastúpolis und Chrysochoeĩon, von der Hochzeit vor einem Jahr, den Abschlussprüfungen am Chrysochoeĩon und vermutlich wohl auch von einem Jahr Eheleben mit mir. Auch für mich war es eine gute Zeit, am Pool, mit dem feinen Essen, das es immer gab, und mit Malela, Babálus kleiner Schwester, die mir weiter Tsonga beibrachte. Babálu hatte ihr Prüfungsstück, den fünffachen Ring, mitgebracht. Der machte großen Eindruck bei Zolile, aber auch in der Schmuckwerkstätte. Ein solches Kunstwerk in Malandéde herzustellen wäre mit den vor Ort bestehenden Möglichkeiten nicht realisierbar gewesen. Auch die Expertise war nicht vorhanden gewesen. Diese hatte Babálu inzwischen aber am Chrysochoeĩon erworben. Der Vater war mächtig stolz auf die Tochter. Die Errungenschaften Babálus in theoretischem Wissen und praktischem Können wurden wiederholt diskutiert und waren Thema der Gespräche bei Tisch. Was der Ring zeigte, war, dass sie es gelernt hatte, mit verschiedenen Metallen und Legierungen zu arbeiten und auch mit anderen Steinen als nur mit Diamanten. Das Komplexeste an dem Ring war aber die Raumlösung des Ineinanderpassens seiner fünf einzelnen Komponenten gewesen. Die realisierte Lösung zeigte sowohl Intuition als auch ausdauernde, technische Kleinarbeit. Der Ehrentitel Chrysochoeiopoíeton war nicht zu hoch gegriffen, der Ring war ein wahres Vorzeigestück für die Höhe der Schmuckproduktion an der ersten Goldschmiedeschule der Autokratoría.

Eines Tages meinte Zolile bei einem dieser Tischgespräche zu Babálu, – Und wie wäre es, wenn Du für die Stefáne der Sebasté einen Entwurf machen würdest? Du verfügst nun ja über alles notwendige technische Wissen und auch die Erfahrung so etwas umzusetzen. Babálu hob den Kopf und blickte ein wenig ins Leere. Dann sagte sie, – Ich? Glaubst Du, sie würden das akzeptieren? Warum nicht? –, antwortete Zolile, – wir können ja

Deinen Ring mitnehmen und herzeigen. Da sieht man, dass Du das wirklich kannst. Vielleicht –, meinte Babálu.

Vater und Tochter zogen sich immer wieder zurück, um an den Diamanten zu arbeiten. Sie mussten eine umfangreiche Kollektion zusammenstellen, denn es war ja nicht definiert worden, was die Sebastoí im Detail wünschten. Deshalb musste eine reiche Palette verschiedener Formen und Größen bereitgehalten werden. Sicherheitshalber stellten sie auch je ein Set roter und blauer Diamanten zusammen. Es war ja möglich, dass auch Wünsche für Farbvariationen bestanden oder sich im Verlauf eventuell entwickeln würden. Die Zusammenstellung der Steine dauerte seine Zeit. Ende Juni erfuhr ich, dass die Kollektion soweit fertig war. An der geplanten Reise in die Sebastúpolis mussten verschiedene Mitarbeiter teilnehmen, Sicherheitspersonal, gemmologische Spezialisten und Techniker für die Geräte. Letztlich musste Zolile sich in Sebastópol ebenso einrichten, wie er es in Flúmina immer wieder getan hatte. Er hatte schon einen Halbstock im Xenodocheĩon Metanoetés Prótos reserviert, dem besten Hotel am Heptastádion, in zentraler Lage inmitten der Agorá. Das Hotel war über die notwendigen Sicherheitsmaßnahmen avisiert worden.

In drei Hubschraubern flog die Equipe dann von Malandéde an den Flughafen. Von dort ging der Flug direkt nach Sebastópol. Bei der Ankunft begleiteten wir, Babálu und ich, den Vater und sein Team vom Flughafen in das Metanoetés Prótos. Auch hier checken die Gäste, die per Hubschrauber anreisen, gleich am Dach ein. Das Metanoetés Prótos Hotel hält allen Luxus der besten Xenodocheĩa der Sebastúpolis bereit. Von der großen Fensterfront und dem Balkon der Suite aus sah man in der Tiefe den regen Verkehr des Heptastádions, der Blick nach links zeigte den Fáros, von rechts glitzerte ein Stück des Meeres. Der Vater und seine Mitarbeiter begannen sich einzurichten. Von dort fuhren Babálu und ich dann in unser wesentlich bescheideneres Zuhause.

Der Sommerurlaub war für mich vorbei. Ich trat meinen Dienst am Dokumentationsbüro wieder an. Neuerdings hatte ich dort auch Informationen aus Moçambique zu verarbeiten bekommen. Dabei kamen mir meine Kenntnisse der Sprache und der lokalen Gegebenheiten zugute. Nicht zuletzt hatte ich auf unserer Hochzeit eine Reihe wichtiger Persönlichkeiten, nobilitierte und nichtnobilitierte, kennengelernt. Die Namen dieser Personen und weiterer Angehöriger dieser Familien tauchten in den Berichten immer wieder auf. Sie waren eben in den verschiedensten Bereichen tätig. Ich musste daraus repräsentative Zusammenfassungen erstellen, die geeignet waren, in die Annalen aufgenommen zu werden. Nach mir durchliefen diese Schreiben noch lange Kontrollen und gegebenenfalls Korrekturen. Ich war hier nicht letztentscheidend.

Babálu hatte sich gut erholt in Malandéde. Übelkeit und Schwindel waren verschwunden. In Sebastópol suchte sie ihren Arzt auf, der bestätigte, dass mit der Schwangerschaft alles in Ordnung war. Ihren Anteil an der Auswahl der Steine hatte Babálu geleistet. Demnächst würden wir sehen, wie die Diamanten von den Sebastoí beurteilt würden. Einmal besuchte uns Zolile in unserem Appartement in Rhakótis. Er fand es, wie er sagte, etwas klein. Es war tatsächlich nicht halb so groß, wie die Suite, die er im Metanoetés Prótos belegt hatte. Und im Vergleich zu den Anlagen in Malandéde war es natürlich beengt. Aber Babálu und ich waren vorläufig damit zufrieden. Es entsprach unserer Lebenssituation. Wir standen am Anfang unserer professionellen Karrieren, bald würden wir ein Kind bekommen. Wir fühlten uns wohl in Rhakótis und in der Nähe von Leila und Jaime. Irgendwie waren wir häuslich geworden. Vorläufig wollten wir uns von dort nicht wegbewegen.

Der Tag der Audienz kam. Diese war nicht am Pálatin vorgesehen. Es war Juli, und wie immer im Sommer hielten sich die Sebastoí in Opsothálassa auf. Schloss und Bucht von Opsothálassa liegen gut fünfzig Kilometer südlich von

Sebastópol. Die nach Südwesten geöffnete Bucht hat ein sehr mildes Mikroklima, dort wachsen mühelos Palmen und Araukarien. Seit vielen Generationen haben die Sebastoí dort ihren Sommersitz. Entlang der Abhänge der Bucht haben sich die edlen Familien der Autokratoría ebenfalls angesiedelt. Sie haben in Opsothálassa ihre kleinen Sommerpaläste und -villen errichtet. In den Sommermonaten ist das Geschehen dort äußerst illuster. Wer nur irgendwie kann, verbringt dort zumindest einen Teil des Sommers.

Babálu und ich kamen in das Metanoetés Prótos, um Zolile von dort aus zur Audienz zu begleiten. Babálu war als Tochter und Mitarbeiterin vorab angekündigt und akzeptiert worden. Für meine Teilnahme hatte Zolile noch extra um Erlaubnis ansuchen müssen. Bei der Audienz wollte er mich vor allem wegen meiner Mittelägyptischkenntnisse anwesend haben. Davon versprach er sich einen positiven Effekt. In Opsothálassa hatte er mich als Schwiegersohn und als auf dem Pálatin arbeitend vorgestellt. Ich war dann als Begleitung offiziell zugelassen worden. Auf dem Dach des Xenodocheĩon Metanoetés Prótos wartete schon ein Helikopter, mit dem wir den Weg vom Heptastádion in die Sommerresidenz von Opsothálassa in geringer Zeit zurücklegten.

Vom Landeplatz vor dem Schloss wurden wir abgeholt. An einem Seiteneingang nahm uns ein Zeremonienmeister in Empfang. Er erklärte uns, was wir allerdings schon wussten, nämlich, dass wir bei der Begrüßung der Sebastoí die Proskýnesis zu vollziehen hatten und dass wir in ihr zu verweilen hatten. Das heißt, dass wir auf dem Boden knien bleiben mussten, bis der Sebastós ein Zeichen geben würde, dass wir uns erheben dürften. Vorher dürften wir dies keinesfalls tun. Nach diesen Instruktionen mussten wir warten. Die Sebastoí waren noch nicht bereit für eine Audienz.

Nach etwa einer halben Stunde wurden wir durch diverse Gänge geführt. Der Weg führte auch durch den Festsaal, welcher der Hofetikette entsprechend in ägyptischen Formen gestaltet

war. Der Saal war nicht übermäßig groß, wesentlich kleiner als der Thronsaal auf dem Pálatin. In Opsothálassa werden ja auch nur kleine Empfänge und intimere Feste gefeiert. Aber der Saal war sehr schön ausgestaltet. Er zeigte große, hohe Fenster zum Meer hin und besaß innen ein Rechteck von Säulen, die den zentralen Raum des Saales umstanden, sodass außen noch ein Umgang zwischen den Säulen und den reich dekorierten Wänden frei blieb. Die Wände waren mit vielen hohen Spiegeln verkleidet, in welchen Licht und Meer von draußen reflektierten. Der Saal war in den Farben Weiß und Gold gehalten. Die vielen Spiegel waren mit Stäben und Ranken aus geschnitztem und vergoldetem Blattwerk eingefasst. Die Säulen selbst waren in ihrem unteren Teil ebenso Gold und Weiß. Die Kapitelle der Säulen allerdings waren als Palmblattbündel in leuchtendem Grün ausgeführt.

Zu dieser Stunde eines frühen Sommernachmittags liefen die Lichtreflexe der Meereswellen über Wände, Spiegel und ebenso die Säulen auf und ab und brachten die grünen Palmkronen der Säulen zu vollem Glanz. Die Kapitelle waren ähnlich gestaltet, wie man sie von David Roberts Aquarellen kennt. Zum Beispiel diejenigen vom inneren Hof des Tempels auf der Insel Fílai, wo der Maler, damals noch vor Erfindung der Bildmaschinen, das leuchtendsten Grün eines originalen Palmblattkapitells für die Nachwelt dokumentiert hatte. Auf dem über den Säulen liegenden Architrav waren Hieroglyfen eingraviert. Ich sah die ägyptische Titulatur des Sebastós mit den verschiedenen Abschnitten seiner fünf Namen. Dort oben war aber noch mehr in Hieroglyfen geschrieben. Leider hatten wir keine Zeit, das genau zu lesen.

Nach einem weiteren Gang warteten wir vor einer Türe. Der Zeremonier klopfte an. Kurz darauf wurde die Türe von innen geöffnet. Wir betraten einen Salon, an dessen anderem Ende die Sebastoí stehend auf uns warteten. Der Zeremonier führte uns zu ihnen und deutet an den Ort, an dem die Proskýnesis zu vollziehen war. Dem Protokoll entsprechend verharrten wir tief in der Proskýnesis. Dann sagte der Sebastós, – Chaírete! Seid

gegrüßt! Wir standen auf. Dann wandte er sich an Zolile und hieß ihn nochmals persönlich willkommen. Die Begrüßung erfolgte in der Helleniké, danach wechselte der Sebastós in den *Mund*. Sie, Sebastós und Sebasté, hätten Zolile hierher nach Opsothálassa gebeten, da sie das Beste von seinen Diamanten sehen wollten. Letztlich gehe es um die Stefáne der Sebasté, die bis zum Dreißigsten Thronjubiläum, das im kommenden Jahr gefeiert werde, fertig sein müsse. Dann forderte der Sebastós Zolile auf, der Sebasté seine Begleitung, also uns, zu präsentieren. Zolile stellte Babálu als seine Tochter, seine Mitarbeiterin in der Auswahl der Steine und als soeben erfolgreiche Absolventin des Chrysochoeĩon vor. Am Chrysochoeĩon? –, kommentierte Sebasté Tabithá erstaunt und anerkennend zu Babálu, – dann kennt Sie sich in allen Fragen des schönen Schmuckes wohl bestens aus.

Wir hatten die Sebasté noch nie aus solcher Nähe gesehen. Damals, während des Metamórfosiszuges, war sie ja stets von dem riesigen blauen Schleier bedeckt gewesen. Nun sahen wir, wie passend der Name war, den sie trug. Tabithá ist Aramäisch, in der Helleniké sagt man Dorkás, im *Mund* Gazelle. Sie war tatsächlich ausnehmend schlank und elegant. Ihre Bewegungen waren zart und doch sehr bestimmt. Man hätte in ihrer Gegenwart kein vorschnelles Wort gesagt. Und schließlich ihr Blick. Die Augenfarbe war von fast demselben Braun wie ihr gewelltes Haar. Wenn sie einen anblickte, fühlte man sich gleichzeitig angenommen und beobachtet. Ihre Wahrnehmung schien einfach schneller zu sein als die aller anderen.

Und wer ist der junge Herr? –, fragte die Sebasté zu mir blickend. Zolile präsentierte mich als Schwiegersohn und Mann Babálus, der im Dokumentationsbüro für Entwicklung der Autokratoría arbeitet. Und wie ist Er so jung dorthin gekommen? –, wandte sich der Sebastós an mich. Ich sagte, die Väter vom Berge hätten mich das Nötige gelehrt. Diesen Satz sprach ich allerdings in Mittelägyptisch. Der Sebastós blickte mich an und

antwortete ebenso in Mittelägyptisch, – Das ist sehr schön, dass Er bei den Vätern vom Berge gelernt hat, aber das war wohl nicht alles, worin Er unterrichtet worden ist. Ich ergänzte dann, dass ich auch bei Kálamos mégas Historiografie und bei Didáskalos Aigýptou Kýrillos Mittelägyptisch studiert hatte. Ach ja –, meinte der Sebastós, – die Hofschreiberschule ist ja ein besonders wichtiges unter unseren Instituten auf dem Pálatin. Aber Er spricht das Mittelägyptische ja sehr gut, gibt es denn familiäre Wurzeln dazu? Nun, das war ein großes Lob über meine Sprachkompetenz, aber mein Mittelägyptisch war eben ohne jeden familiären Hintergrund. Ich erklärte mich also als einfacher Brasilianer, genauer als Sertanejo. Das sei dann ja umso beachtenswerter, lobte der Sebastós, wenn ich die Sprache des Hofes sogar ohne Hilfe der Familie erlernt hätte.

Dann ließen uns die Sebastoí an einem Tisch Platz nehmen. Nun wollten sie sehen, was Babálus Vater an Diamanten zu bieten hatte. Die Sebastoí erwähnten das Collier der Vizekönigin Ana Maria. Aber die geplante Stefáne müsste eben noch leuchtender werden als jenes sehr schöne Collier. Nun holte Zolile seine beiden Koffer hervor und breitete die Steine aus. Er hatte alle Größen mitgebracht, in verschiedenen Schliffformen. Gemäß Babálus Vorarbeit legten sie nun verschiedene, mögliche Kombinationen auf, welche die Grundlage für die gewünschte Stefáne bilden konnten. Die Sebastoí ließen sich Zeit. Sie blickten die vorgelegten Muster ruhig an, studierten fast jeden Stein einzeln. Nach einer Weile sagte Zolile, dass er auch noch farbige Diamanten mitgebracht hatte, in Blau und in Rot. Man könne diese natürlich in die aufgelegten Kombinationen inkludieren, je nach Wunsch und Auftrag der Sebastoí.

Als sie die nun dazugekommenen Steine sahen, griff die Sebasté nach einigen der größeren roten Diamanten und legte mit ihnen ein Kreuz auf. Dann lehnte sie sich zurück, betrachtete dieses mit Abstand und sagte dann zum Sebastós, – Wie wäre das, die Stefáne aus weißen Diamanten, gekrönt mit einem Kreuz aus

roten? Das wäre doch etwas Neues und gleichzeitig eine schöne Aussage. Der Sebastós blickte auch auf diese neue Kombination und meinte, – Ja, das wäre ein gutes Zeichen. Wäre diese Kombination also so realisierbar? –, fragte er Babálus Vater. Dieser bestätigte, dass die Steine nicht nur verfügbar waren, sondern dass sie als Kombination auch gut aufeinander abgestimmt wären.

Zolile benutzte nun den aktuellen Stand der Verhandlungen, um einen Schritt weiter zu gehen. Ob die Sebastoí vielleicht auch einen Entwurf für die Stefáne wünschten. Seine Tochter habe diese Arbeit am Chrysochoeĩon gelernt, und nicht nur das Entwerfen, sondern auch die endgültige Realisierung bis hin zum fertigen Schmuckstück.

Die Sebastoí blickten auf Babálu. In diesem Augenblick entstand ein Moment unklarer Spannung. Wie würde es jetzt weitergehen? Dann zog Babálu den Ring, das heißt die fünf Ringe, die sie am Chrysochoeĩon verfertigt hatte, von ihrem Finger. Sicherheitshalber hatte sie ihr Meisterstück mitgebracht. Sie sagte, – Nun, als Ausweis meines Könnens kann ich diesen Ring vorlegen, ich habe ihn vom Entwurf bis zur Ausführung selbst am Chrysochoeĩon hergestellt. Er zeigt die Farben der Autokratoría, Saphir, Topázio Imperial und Purpurrubin. Dieses Werkstück wurde in den Abschlussprüfungen prämiert und hat den anerkennenden Titel Chrysochoeiopoíeton erhalten. Aber es ist nicht einfach nur ein Ring, es sind fünf Ringe, aus fünf verschiedenen Metallen, die ineinander verschränkt sind. Ich nehme die Ringe einmal auseinander, dann kann man sie einzeln besser sehen und danach wieder zusammensetzen.

Das tat Babálu auch so, und die Sebastoí nahmen nun die einzelnen Ringe in die Hand und betrachteten sie genau. Sie erkundigten sich nach den Steinen und den Metallen. Besonders das dunkle Élektron mit dem Topázio und die warm glänzende Tumbága mit den Diamanten zogen die Aufmerksamkeit der Sebastoí auf sich. Die Komplexität dieses Stückes war

offensichtlich. Der Sebastós war fasziniert von der Idee der dreidimensionalen Verschränkung und versuchte dann die Ringe aneinanderzusetzen. Er entwickelte verschiedene Strategien. Zuerst begann er mit einem äußeren Diamantring. Dann versuchte er es mit dem mittleren, der die Topase trug. Er schafft es aber nicht, die korrekte Kombination zu finden. Dann lachte er und übergab die Ringe der Sebasté. Tabithá drehte die einzelnen Ringe nochmals ein wenig hin und her und startete dann korrekt mit dem Saphirring. Nach ein paar Versuchen war der Ring in seiner Gesamtheit wiederhergestellt. Der Sebastós applaudierte, zuerst der Sebasté, dann auch zu Babálu. Mit einem, – Die Damen sind einfach begabter in den schönen Dingen des Lebens –, fasste er die Vorgänge zusammen.

Was sollen wir also tun? –, fragte er die Sebasté, – sollen wir Benedicta Anastasia mit einem Entwurf für die Stefáne beauftragen? Er blickte fragend zu Tabithá. Die Sebasté blickte Babálu an, wohlwollend und prüfend gleichzeitig. Dann nickte sie und antwortete, – Ich denke, wir können das tun. Tabithá gab Babálu den Ring zurück und sagte dabei, – Für das Thronjubiläum muss es einfach das Beste sein, das muss Sie wissen.

Der Sebastós sprach nun mit einem sehr bestimmten Ton in der Stimme, – Dann erteilen wir offiziell den Auftrag an Herrn Kazundé-Membúto für die Zusammenstellung der Diamanten aus den von uns nun ausgewählten; und einen weiteren Auftrag an Tochter Benedicta Anastasia für einen exzellenten Entwurf einer Stefáne inklusive rotem Diamantkreuz. Dann gab er noch einige erklärende Instruktionen zu dem erteilten Auftrag. Das Fest des Thronjubiläums, wie überhaupt die Autokratoría, sei im Prinzip der Begegnung der Kulturen gegründet. Schließlich seien die soeben Anwesenden, damit meinte er die Sebasté und sich selbst sowie uns als Besucher, alle hier Anwesenden seien ein schönes Beispiel für diese Begegnung der Kulturen. Nur müsse dies eben auf dem höchsten kulturellen Niveau geschehen, denn andernfalls könnte die Vielfalt und Komplexität all dieser

verschiedenen Kulturen nicht aufrechterhalten werden. Das sei viel Arbeit, die zu einem nicht geringen Teil auf dem Pálatin geleistet werde. Die Hofschreiberschule sei dafür ein exzellentes Beispiel, unter vielen anderen. Bei diesem Satz blickte der Sebastós nochmals zu mir. Und für dieses höchste kulturelle Niveau müsse die Stefáne ein weiteres, leuchtendes Beispiel werden. Ihre Vollendung fänden die Kulturen aber erst im Licht der wahren Religion. Dafür stehe die Akrópolis. Es sei ein sehr schönes und positives Zeichen, dass die Sebasté für die geplante Stefáne ein rotes, leuchtendes Kreuz beauftragt habe. Dieses mache das oberste Ziel aller unserer Aktivitäten in der schönsten Weise sichtbar. Zolile und Babálu sollten sich also melden, sobald sie einen Entwurf liefern könnten.

Damit war die Audienz beendet. Nach nochmaliger Proskýnesis wurden wir vom Zeremonier hinausgeleitet. Wir wurden wieder durch verschiedene Gänge geführt und traten durch eine Halle hinaus in die Gärten. Es war nicht weit bis zu unserem Hubschrauber. Dieser brachte uns rasch zurück nach Sebastópol und in das Metanoetés Prótos. Als wir dort in die Suite kamen, war die ganze Mitarbeiterequipe im Salon versammelt und wartete angespannt, um zu erfahren, was das Ergebnis der Audienz sein würde. Zolile sagte, – Wir haben den Auftrag erhalten, die Sebastoí wollen unsere Diamanten, und von Babálu wollen sie einen Entwurf für die Stefáne. Nun brach im Halbstock der Jubel los. Für den Rest des Tages wurde nur noch gefeiert. Zolile ließ Champagner kommen, und sogar das Wachpersonal bekam davon. Allerdings nicht zu viel, denn sie mussten weiter fähig bleiben, ihren Dienst auszuführen.

Tags darauf zog sich Babálu in Klausur zurück. Sie musste entwerfen. Sie hatte mich gewarnt, vor Erreichen eines präsentierbaren Ergebnisses würde sie nichts anderes mehr tun als zeichnen und berechnen. So war es auch. Außer beim Essen bekam ich sie nicht zu sehen. Bei Tisch erzählte sie mir von diesen und jenen Ideen und von den Schwierigkeiten, alles in eine

passende Gesamtform zu bringen. Darüber hinaus war keine Konversation möglich. Zwischendurch besuchte ich Zolile im Metanoetés Prótos. Er wollte wissen, wie Babálu mit dem Entwurf vorwärtskam. Aber ich konnte keinerlei Details hierzu bieten. Ich hatte keine Ahnung. Zolile pflegte nun seine Geschäftskontakte in Sebastópol, lud Leute ein, ging mit ihnen Essen. Er besuchte auch Conde und Condessa Lumbawési-Matáwo in ihrem Palazzo, um sich für die seiner Tochter gewährte Gastfreundschaft zu bedanken. Gleichzeitig waren die Condes de Lumbawési natürlich eine äußerst wichtige afrikanische Präsenz in der Sebastúpolis, die über den Conde selbst und das Tría-Álfa, das Amt Afrikanischer Angelegenheiten, weitere Kontakte am Pálatin und in ganz Afrika ermöglichen konnten. Vater Zolile nutzte die Wartezeit also intensiv.

Nach mehr als einer Woche rief Babálu aus ihrem stets verschlossenen Arbeitsraum heraus, ich solle zu ihr kommen. Ich näherte mich vorsichtig der Türe und klopfte an. Ja, ich sollte hereinkommen. Sie hatte ihren Entwurf fertig. Der Raum war voll mit unzähligen Blättern, auf denen sich Skizzen befanden. Detailstudien und Gesamtentwürfe. Sie waren handgezeichnet, nur die Letztentwürfe waren ein wenig koloriert, nämlich mit dem von den Sebastoí geforderten Rot. Babálu zeigte mir einige Entwürfe, die sie wieder verworfen hatte. Dann legte sie den letztgültigen Entwurf vor. Die von ihr entworfene Stefáne war in Gelbgold vorgesehen, ein Kranz aus vegetabilen Girlanden, in denen die Blüten und verschiedene Blätter aus Diamanten gebildet wurden. In der Mitte, über dem Kranz hoch aufragend, war das Diamantkreuz groß und leuchtend in Rot skizziert. Für das Kreuz hatte sie jenes des Ordens des Messias ausgewählt, und zwar in seiner griechischen Form, also mit gleichlangen Armen. Einst hatte es die Segel der Caravelas auf ihren Entdeckungsreisen geziert. Dieses Kreuz war Babálu aus Moçambique genauso geläufig wie mir aus Brasilien. Das war eine schöne Eingebung gewesen. Es ist ein Symbol unserer gemeinsamen Welt. Aber es

war natürlich an den Sebastoí, zu beurteilen, ob sie dieses Zeichen und diese Botschaft für sich selbst wählen wollten.

Babálu fragte mich, ob ich fände, dass dieser Entwurf präsentierbar wäre. Ich fand dies durchaus. Allerdings musste sie noch den Vater fragen, was er dazu meinte. Wir nahmen also den Entwurf und fuhren sofort hinüber in das Xenodocheĩon Metanoetés Prótos. Zolile war einverstanden. Er wollte nur, dass die großen und besten weißen Diamanten besonders sorgfältig für die Blüten ausgewählt würden, denn das verbessere noch den Eindruck des Floralen, welchen der Kranz ausstrahlte. Er würde das dann noch mit Babálu gemeinsam durchgehen. Den Entwurf selbst fand er reif, um ihn den Sebastoí zu präsentieren. Demnach kontaktierte Zolile noch am selben Tag das Schloss von Opsothálassa und bat um einen weiteren Audienztermin. Das Anliegen wurde aufgenommen. Die Antwort würde in den nächsten Tagen erfolgen.

Gut eine Woche später fand die zweite Audienz statt. Diesmal war ich leider nicht dabei. Babálu erzählte mir danach die Details. Die Präsentation fand im gleichen Raum statt. Babálu zeigte den Entwurf und erklärte, wie sie seine Realisierung plante. Sie würde auf die technischen Möglichkeiten des Chrysochoeĩons zurückgreifen können. Dort wären die nötigen Einrichtungen vorhanden, um ein derartiges, außergewöhnliches Stück herzustellen. Dadurch war der höchste technische Standard gesichert. Nach Wunsch der Sebastoí könnte der Entwurf natürlich modifiziert werden.

Die Sebastoí waren von dem Entwurf offensichtlich sofort sehr angetan. Sebasté Tabithá meinte, dass sie selbst in Vorbereitung auf diesen Auftrag ja diverseste Kronen und vergleichbaren Kopfschmuck studiert habe. Daher wisse sie, dass der Entwurf nicht nur gelungen sei, sondern auch Originalität beanspruchen dürfe. Kreuze seien auf Kronen immer wieder getragen worden, allerdings sei ein Kreuz aus roten und weißen Diamanten in der skizzierten Form wohl einzigartig. Sie habe aber

einen Wunsch, sofern sich das realisieren lasse. Es würde ihr gefallen, wenn Babálu rechts und links unter dem Kreuz je einen Granatapfel aus roten Diamanten gestalten könnte. Bekanntlich seien diese Früchte ja Symbole der Liebe. Daher wären sie die ideale verbindende Botschaft zwischen dem Kreuz und den übrigen, floralen Motiven. Babálu versicherte, dass dies selbstverständlich machbar sei. Sie skizzierte sofort einige mögliche Formen, von denen die Sebasté das ihr Zusagende auswählte.

Der Sebastós war ebenso begeistert von Babálus Entwurf. Gerade das große Kreuz der Messiasordens inspirierte ihn. Es sei das richtige Zeichen, meinte er. So werde der wahre Sinn seines Dreißigsten Regierungsjubiläums deutlich sichtbar. Offensichtlich war ihm eine klare optolinguistische Botschaft für das kommende Fest von großer Wichtigkeit. Er wollte keine neue Krone für sich, sondern er hatte die Sebasté auszeichnen wollen. Schließlich hatte sie ihn durch nun schon fast dreißig Jahre in allen Mühen und Verantwortungen begleitet und unterstützt. Dass Babálu den Auftrag in ihrer Art interpretiert hatte und dem an der Stirn der Sebasté erhöhten Kreuz den Hinweis auf die Messiasritter gegeben hatte, das war eine sehr einfühlsame Umsetzung dieses schwierigen Auftrages gewesen. Die Sebastoí waren zufrieden. Der Auftrag zu einem kompletten Letztentwurf, der nun auch die beiden Granatäpfel aus Diamanten beinhalten sollte, wurde erteilt. Wenn Babálu diesen fertig hätte, sollte sie ihn nur einsenden. Wenn der Entwurf dann alle Details, wie von den Sebastoí gewünscht, zeigte, würde er approbiert werden. Babálu und Zolile müssten dafür nicht nochmals persönlich zur Audienz erscheinen.

So kam es dann auch. Die Ergänzung des Einwurfes um die gewünschten Granatäpfel hatte Babálu bald realisiert. Dann sandte sie die Originalskizzen mit einem Boten nach Opsothálassa. Drei Tage später kam der offizielle und endgültige Auftrag der Sebastoí zur Produktion der Stefáne. Zolile und

Babálu hatten es geschafft. Der äußerst prestigiöse Auftrag einer neuen Stefáne für Sebasté Tabithá anlässlich des Dreißigsten Thronjubiläums von Sebastós LVII. Patriasotér war an das Team des Hauses Kazundé-Membúto gegangen. Babálu hatte nun zwei Babies gleichzeitig.

Es war noch voller Sommer. Babálu machte sich an die Arbeit der Ausführung. Die Zeit war knapp. Die Geburt war für Januar angekündigt. Das Thronjubiläum würde im September des kommenden Jahres stattfinden. Babálu wollte die Stefáne im Wesentlichen vor dem Geburtstermin fertiggestellt haben. Die Letztanpassungen und die Präsentation bei den Sebastoí würden auch noch nach der Geburt Zeit haben. Aber das wesentliche Werk sollte doch davor fertiggestellt sein. Würde sie es schaffen? So wie sie für den Entwurf nahezu unansprechbar in ihrem Arbeitszimmer verschwunden war, so war sie nun erneut hauptsächlich abwesend. Nur dass sie diesmal die Tage von früh bis spät am Chrysochoeĩon verbrachte. Sie musste dort alles vorbereiten, benötigte auch die Unterstützung von verschiedenen der im Haus arbeitenden Spezialisten. Es war noch Urlaubszeit, nicht alle von ihnen waren in Sebastópol anwesend. Glücklicherweise machte die Schwangerschaft gegenwärtig keinerlei Probleme. Ich war erstaunt, dass sie dies alles gleichzeitig aushielt.

Vater Zolile reiste bald nach der zweiten Audienz wieder nach Malandéde ab. Die nötigen Diamanten ließ er bei Babálu zurück. Wir versteckten diese in einem Kleiderschrank in unserer Wohnung. Das war zwar nicht gerade eine hochsichere Lagerung. Nachdem aber noch kaum jemand wusste, dass Babálu diesen Auftrag erhalten hatte, war dies zunächst noch möglich. Später, als es sich im Chrysochoeĩon und darüber hinaus herumsprach, dass Babálu den Auftrag erhalten hatte, eine Stefáne für die Sebasté zu produzieren, lagerten wir die Steine dann in einem Safe am Chrysochoeĩon. Dort war die Aufbewahrung doch sicherer.

Babálu hatte also permanent an ihrem Auftrag zu arbeiten. Die Stefáne nahm Formen an. Babálu baute das Wachsmodell auf. Dabei musste natürlich alles auf das Exakteste vermessen werden. Es dauerte Wochen, bis die Form perfekt war. Dann kam der Tag des Gusses. Das nötige Gold war vom Pálatin geliefert worden. Babálu war derartig nervös, dass ich sie an diesem Morgen in das Chrysochoeĩon begleitete. Dort musste ich sie dann aber ihren Mitarbeitern und ihrem Schicksal überlassen. In den Werkstätten störte meine Anwesenheit nur. Wie ich nachmittags erfuhr, war der Guss gelungen. Es hatte sich kein Hohlraum und keine Blase gebildet. Der Rohguss war fertig. An jenem Abend feierten wir den Erfolg. Wir gingen, wie wir es schon lange nicht mehr getan hatten, wieder einmal ins Málko und stießen dort auf diesen wichtigen, gelungenen Schritt in der Produktion der Stefáne an. Allerdings taten wir das streng alkoholfrei, da Babálu schwanger war. Über die Bildmaschinen informierten wir das Ereignis nach Malandéde. Zolile war überglücklich. Auch Mutter Nehanda eilte an den Schirm und winkte erleichtert. Ohne erfolgreichen Guss hätte Babálu nochmals von vorne anfangen können, was nicht zuletzt zeitlich ein Problem werden hätte können. Nun schien der korrekte Fahrplan der doppelten Schwangerschaft für das Erste gesichert.

Schon am nächsten Tag begann Babálu mit den Vorbereitungen für das Setzen der Diamanten. Glücklicherweise hatte sie am Chrysochoeĩon ein sehr kompetentes Team um sich. Es gab jetzt eine Reihe weiterer Schritte zu tätigen, deren Details ich natürlich nicht durchschaute. Babálu konnte wenigstens einiges davon an ihre Mitarbeiter delegieren. Vier Wochen vor dem Geburtstermin war dann Schluss für Babálus tägliche Reisen ins Chrysochoeĩon. Zeitweise litt sie wieder an Übelkeit und ihre Mobilität war zunehmend eingeschränkt. An weiteres Arbeiten an der Stefáne war nicht mehr zu denken. Babálu blieb hauptsächlich zuhause. Sie verbrachte nun viel Zeit an den Bildmaschinen, vor allem um mit ihrer Mutter die verschiedenen Entwicklungen und

Beschwerden zu besprechen. Das half Babálu in dieser kritischen Fase der Schwangerschaft und der erzwungenen Arbeitspause am Chrysochoeĩon sehr. Die Wochen vergingen rasch.

Zwei Tage vor dem geplanten Geburtstermin machten wir wegen erneuter Übelkeit eine Kontrolle am Nosokomeĩon Sebasté Heléne Bereníke. Die Ärzte des Krankenhauses schlugen vor, Babálu solle wegen der Beschwerden besser gleich hierbleiben. Es werde außerdem wohl nicht mehr lange dauern, bis sie gebären würde. Wir entschieden also, dass sie dortbleiben würde. Drei Tage später war es soweit. Ich wurde angerufen, als die Wehen einsetzten. Wenig später war ich bei ihr. Die Geburt dauerte dann noch einige Stunden. An die Zeitspanne kann ich mich gar nicht mehr genau erinnern. Jedenfalls war es anstrengend für Babálu. Und auch für mich war das eine Herausforderung. Man kann ja nichts tun, außer die Hand halten und ein bisschen etwas reden. Zwischendurch schrie Babálu gewaltig. Zeitweise hatte ich mit ankommender Ohnmacht zu kämpfen. Aber wir überlebten das erfolgreich zu dritt. Es wurde ein Sohn. Zuerst erschien er bedeckt von sämtlichen Farben, die zu diesem Ereignis dazugehören. Nach erstem Schrei und Waschung wurde er uns dann gebracht und beruhigte sich, nun wieder an Babálus Bauch, nur eben an der Außenseite.

Babálu blieb noch einige Tage im Nosokomeĩon Sebasté Heléne Bereníke, begann zu stillen und erholte sich. Pünktlich am Tag der Entlassung nach Hause kam das Kindermädchen aus Malandéde in Sebastópol an. Kika war weniger ein Mädchen als vielmehr eine Mutter mit langjähriger Erfahrung in Kinderpflege und -erziehung. Babálu kannte sie von zuhause, früher hatte Kika auf sie aufgepasst. Ich war froh, dass Babálu nun ihre Hilfe haben würde. Denn es war klar, dass Babálu ab dem erstmöglichen Zeitpunkt, den Mutterpflichten und eigene Gesundheit erlauben würden, ihre Tage wieder im Chrysochoeĩon verbringen würde. Am folgenden Samstag gingen wir zu viert zu Géron Serafím in das russische Kloster auf der Akrópolis. Wir baten um die Taufe

für unseren Sohn, der den Namen João Gregórios Maria Tiago Mateus Felix erhalten sollte. Géron Serafím vollzog die Taufe. Dann erteilte er die Myronsalbung, sodass unser kleiner João Gregórios gleich auch den Schutz des Hágion Pneûma erhielt.

Wie ich es erwartet hatte, blieb Babálu nicht lange zuhause. Nach vier Wochen musste sie einfach weiterarbeiten. Ihre Mitarbeiter hatten inzwischen mit dem Setzen der Diamanten begonnen. Für die wichtigsten Partien hatten sie allerdings auf die Künstlerin selbst gewartet. Nun machte sie sich an die schwierigsten Teile. Die Blüten erforderten eine besonders umsichtige Montage der Steine. Dann folgten die beiden extra gewünschten Granatäpfel. Höhepunkt und absolute Herausforderung war aber das Kreuz des Messiasordens. Dazu mussten die Fläche des Kreuzes und seine acht Pranken mit den roten Diamanten aufgebaut werden. Im Zentrum war dann noch ein weiteres weißes Kreuz zu gestalten. Babálu war in jenen Tagen vollkommen von dieser Aufgabe absorbiert. Es würde das optische, artistische und symbolische Zentrum der Stefáne werden. Hier war jeder Fehler unverzeihlich. Die in den Rottönen leicht variierenden Diamanten mussten an die richtigen Orte gesetzt werden, dort wo jeder Stein sein Licht am besten aufstrahlen lassen könnte. Und gleichzeitig musste eine vollkommene Einheit aus all diesen glänzenden Individuen erreicht werden. In dieser Fase der Arbeit war es praktisch nur noch João Gregórios, der Babálus Aufmerksamkeit auf sich ziehen konnte. Ich musste mich in Warteposition begeben.

Schließlich meldete Babálu, dass ihr Werk vollendet war. Tags darauf durfte ich ins Chrysochoeĩon mitkommen. Dort holte sie ihr opus magnum aus dem Tresor. Der Anblick war überwältigend. Es wäre banal zu sagen, dass ich so etwas noch nie gesehen hatte. Das ist offensichtlich. So etwas hatte noch niemals irgendjemand gesehen. Babálu hatte sowohl historisches Vokabular als auch getätigten Aufwand an vergleichbarem, krönendem Kopfschmuck hinter sich gelassen. Abgesehen von

der ausgewogenen Gesamtkomposition und den sehr gelungenen, floralen Motiven, – auch die Granatäpfel waren überzeugend ausgeführt und bildeten zwei Blickzentren über der Stirne –, abgesehen von allen diesen beeindruckenden Errungenschaften war der Einsatz roter Diamanten in zentraler Überhöhung im Symbol des Messiasordens von überwältigendem Eindruck. Ich bestätigte Babálu spontan, dass dieses Werk den Auftrag in idealer Weise umgesetzt hatte und dass die Sebastoí sicherlich damit zufrieden sein würden. Babálu war froh um meine Kommentare. Sie war aber vorsichtig und wollte erst das Urteil der Sebastoí selbst abwarten.

Babálu informierte ihren Vater von der Fertigstellung des Werkes. Er musste ja nochmals nach Sebastópol zur Übergabe an die Sebastoí kommen. Daher suchte er um eine erneute Audienz an. Bald danach erfuhren wir Ort und Tag dafür. Es würde diesmal im Pálatin sein, der Termin war für Mitte April festgesetzt. Nach der getanen Arbeit blieb Babálu nun zuhause. Zunächst schlief sie sich einmal eine Woche aus. Die Anspannung während der Endfase der Fertigstellung war enorm gewesen. João Gregórios war sichtlich glücklich, dass Mamá nun häufiger zuhause war. Unser Familienleben begann einen geordneteren Ablauf zu nehmen. Dank der ausgezeichneten afrikanischen Küche, mit der uns Kika verwöhnte, genossen wir unsere Häuslichkeit noch mehr.

Zolile kam wenige Tage vor der Audienz in Sebastópol an und logierte wieder im Xenodocheĩon Metanoetés Prótos am Heptastádion. Er wollte sofort seinen Enkel sehen. Bei unserem Besuch im Metanoetés schaukelte Zolile dann João Gregórios begeistert auf seinen Knien. Auch João Gregórios schien fasziniert von seinem Großvater. Nächsten Tag fuhren Babálu und Zolile zum Chrysochoeĩon, um das Werk zu besichtigen. Der Vaterstolz war gewaltig. Er meinte, von nun an würde der Name Kazundé-Membúto nicht mehr nur für eine berühmte

Diamantenmine stehen, sondern für Juwelierskunst im Format der Autokratoría.

Leider konnte ich bei der abschließenden Audienz nicht dabei sein. Was Babálu und Zolile davon erzählten, hätte ich nur allzu gerne persönlich miterlebt. Auf dem Pálatin waren sie wieder durch diverse Privaträume der Sebastoí geführt worden. Als Babálu ihr Werk aus dem schützenden Transportkoffer gehoben hatte, seien die Sebastoí zunächst einfach nur stumm gewesen. Zunächst hätten sie kein Wort gesagt. Babálu war das schon unangenehm geworden. Dann begann der Sebastós, – Das übertrifft unsere Erwartungen. Darauf gab es wieder eine Pause. Schließlich sagte die Sebasté, sie fände das Werk außergewöhnlich gelungen und schön. Sie wolle es sofort ausprobieren zu tragen. Sie legte ihr braunes Haar etwas zurück und ließ Babálu die Stefáne auf ihr Haupt setzen. Sie saß perfekt. Sebasté Tabithá wandte sich dem Sebastós zu und fragte, wie es aussähe. Er meinte, und das waren die exakten Worte, die er verwendete, Babálu und Zolile bestätigten beide diesen Wortlaut, – Würdig, sehr würdig. Und insbesondere bringt die Stefáne zum Ausdruck, dass Du mich dreißig Jahre unterstützt und ebenso lange der Autokratoría gedient hast. Es wird ein gutes Fest werden. Es könnte tatsächlich kein besseres Zeichen geben, unter dem wir feiern könnten, als das rot leuchtende Kreuz des Messiasordens.

Das war also die Audienz gewesen. Die Sebastoí bedankten sich bei Zolile und Babálu für ihre, wörtlich, äußerst wertvollen Dienste, die sie erbracht hatten. Auch mit den jeweiligen Honoraren waren Vater und Tochter sehr zufrieden. Ich habe gar nicht erfahren, wie hoch sie tatsächlich waren. Nach der Audienz traf ich Vater und Tochter in der Suite im Xenodocheĩon Metanoetés Prótos. Ich wollte natürlich alle Details sofort und aus erster Hand erfahren. Wieder und wieder erzählten sie alles, wie es sich ereignet hatte. Spät in der Nacht erst kamen wir zurück in unsere Wohnung in Rhakótis.

Nächsten Abend lud uns Zolile zu einem Galadiner in das Restaurant im obersten Stockwerk des Fáros ein. Von seinem Hotel hatte er es nicht weit bis dorthin. Der Tisch bot beste Aussicht auf Pálatin und Akrópolis, sowie auf weite Teile der Sebastúpolis bis hinaus zum Meer. Zolile war in gehobener Stimmung, er wollte den epochalen Erfolg feiern. Unter anderem hatten wir Austern und Champagner. Babálu stieß aber nur an, da sie nach wie vor stillte.

Zolile plante, wie es nun weitergehen würde. Wenn die Stefáne an den Feierlichkeiten der Öffentlichkeit präsentiert würde, dann würde es vermutlich in kürzester Zeit reihenweise Auftragsanfragen an Babálu geben. Babálu könnte ja ihr eigenes Schmuckatelier aufbauen und sich so von der Institution des Chrysochoeĩons unabhängig machen. Babálu hatte sich diese Überlegungen natürlich schon selbst gemacht, sie hatte mir davon früher erzählt. Sie wollte aber nichts übereilen. Vorläufig war sie einmal froh, dass sie ihre so verschiedenen Schwangerschaften beide zu einem guten Ende gebracht hatte.

Wie ich an jenem Abend nun endgültig und aus Zoliles eigenem Mund erfuhr, beschäftigte ihn das Thema der Nobilitierung sehr. Er hoffte, dass er diese noch zu Lebzeiten erreichen würde. Nun, nach jenem Dienst im Auftrag der Sebastoí und einem Werk mit derartiger Symbolkraft, waren seine Aspirationen auf die Aufnahme unter die edlen Familien der Autokratoría noch weiter gestiegen. Er fragte sogar mich, was ich dazu meinte. Seine Annahme war, dass ich dank meiner Sprachkenntnisse des Mittelägyptischen und der Ausbildungen und Tätigkeiten am Pálatin doch mehr über all diese Zusammenhänge und Vorgänge wissen müsste. Ich muss sagen, dass ich mich hierin aber auch nicht für wirklich kompetent erachte. Natürlich habe ich einiges gesehen, angefangen vom Leben auf den Gütern Dom Fabianos, später die Kontakte mit den Söhnen aus den noblen Familien, die meine Schulkameraden in Petrolina gewesen waren, dann die oberen Stockwerke der

Palazzi in Paulisto, wo ich das sonntägliche Leben der ersten Familien Brasiliens miterlebt hatte, die Veranstaltungen des Adelsbiénniums in Flúmina und schließlich unsere freundschaftlichen Beziehungen mit Prinz Jaime und Prinzessin Leila.

Aber das alles änderte nichts daran, dass ich war, was ich war. Ein begabter Sohn eines Viehhirten. Ich finde das auch nicht weiter beklagenswert. Als solcher habe ich in meinem jungen Alter schon Zugang in die obersten Kreise der Autokratoría gehabt. Und ich habe davon großen Nutzen ziehen können. Weder hätte ich die Briefe Mumadonas je gefunden, noch hätte ich deren tiefe Bedeutung für uns Heutige auch nur irgendwie verstanden, wenn ich nicht von klein auf Anteil am Leben der Edlen hätte haben dürfen. Was mich persönlich betrifft, sehe ich mich in alledem aber als eine kleine Nummer. Ich sehe auch hier das olympische Motiv gültig; Dabeisein ist alles. Der wahre Rang, den man in der großen Zeremonie einnimmt, der hängt aber nicht alleine vom eigenen Kampfgeist ab, sondern den muss man denen überlassen, die ihn verleihen können.

Ich konnte Zolile auch nicht mehr mitteilen, als dass diese Dinge eben ihren Lauf nehmen. Es sei natürlich nicht ausgeschlossen, dass die Familie Kazundé-Membúto nobilitiert werde. Der geleistete Dienst sei fraglos bemerkenswert. Aber Nobilitierungen sind nun einmal sehr seltene Ereignisse in der Autokratoría. Babálus Vater war nicht begeistert von meinen Mitteilungen. Dennoch war der Abend oben auf dem Fáros, und mit der von dort atemberaubenden Aussicht, sehr schön. Wir genossen das, was wir erreicht hatten. Ich war zwar nicht direkt an diesem Erfolg beteiligt, hatte aber doch meine ausdauernde Unterstützung gegeben. Nicht nur Babálu erkannte das an, sondern auch ihr Vater.

In wenigen Monaten werden wir in Sebastópol das große Fest des Dreißigsten Thronjubiläums von Sebastós LVII. Patriasotér feiern. Gegenwärtig bereitet sich die Sebastúpolis auf

das große Ereignis vor. Dann wird sich Sebasté Tabithá erstmals mit ihrer neuen Stefáne zeigen. Ich bin schon gespannt, was Efemerídes Póleos und die anderen großen Zeitungen darüber zu schreiben wissen werden. Von Didáskalos Aigýptou Kýrillos, dem ich gelegentlich in der Mittelägyptisch-Schule in Rhakótis begegne, habe ich erfahren, dass er beauftragt worden ist, den Panegyrikós Lógos zu verfassen. Das ist die große Ehrenrede, die er anlässlich des Jubiläums halten wird. Genauer gesagt, sind es zwei Reden, die Kýrillos soeben ausarbeitet. Die eine ist in der Helleniké vorgesehen und wird bei den Staatsfeierlichkeiten zu hören sein. Die andere Rede wird er in Mittelägyptisch vor den versammelten Edlen am Hoffest halten. Kýrillos ist nicht nur begnadeter Linguist und der Vorsteher der Hofschreiberschule, sondern er ist auch ein Meister, was den inhaltlichen Ausdruck in diesen beiden Sprachen betrifft. Niemand hat mir so klar die Relationen zwischen Hellás und Ägypten dargelegt, wie er es in seinem Unterricht des Mittelägyptischen am Pálatin getan hat. Es ist nur zu verständlich, dass genau er mit dem Panegyrikós Lógos beauftragt worden ist.

In den Repräsentationsräumen am Pálatin wird es auch einen großen Ball geben. Die edelsten Gäste aus der gesamten Autokratoría werden erwartet. Die Feierlichkeiten erstrecken sich mit verschiedenen Veranstaltungen über Wochen. An der Sebastopolitaner Oper ist eine Uraufführung angekündigt. Ein großer Dankopferdienst ist geplant. Dazu wird der Pápas in Hágios Gregórios Palamás erwartet. Bei dieser Gelegenheit werden alle Glocken auf der Akrópolis gleichzeitig läuten. Ein seltenes Ereignis. Bei gutem Wetter hört man das dann in fast der ganzen Stadt. Abgesehen von den verschiedenen Einzelereignissen wird es in der gesamten Stadt ein Wochenende lang Feierstimmung geben. Die öffentlichen Gebäude werden beflaggt. Wer es sich nur irgendwie leisten kann, zeigt an seinem Geschäftsgebäude oder seinem privaten Haus ebenso die Farben des Sebastós. Auch der Fáros und der Akmepylón werden in den

Farben Purpur–Gold–Blau erstrahlen. Der Akmepylón wird die Nacht hindurch in wandernden Mustern angestrahlt. Der Fáros kann bekanntermaßen selbst leuchten. Die zentralen Hauptplätze der verschiedenen Démoi werden die lokalen Brennpunkte des Festgeschehens sein. Für die Festlichkeiten in den einzelnen Bezirken der Sebastúpolis werden reiche Kulinarik und verschiedenste Musik aufgeboten werden. Alle sollen reichlich Gelegenheit haben mitzufeiern.

Das Jubiläumsfest wird einmal mehr zeigen, wie sehr die Edlen der Autokratoría es gelernt haben, dass sie ihre Seh- und Bildkompetenz aktiv leben müssen. Wortlogik und Strukturierungen jeglicher Art haben durchaus ihren Stellenwert. Auch auf ihnen ist die Autokratoría gegründet. Aber die Edlen haben erkannt, dass das Bild entscheidend ist für die existentielle Integration, wie die Integration des Lebens überhaupt. Hier gibt es kein Ausweichen. Lox und Pix, die gleichermaßen die zwei Stadtteile der Sebastúpolis sind wie magische Orte unserer innersten Existenz, sie müssen jeden Tag neu in ihr richtiges Verhältnis gesetzt werden. Wir alle leben hier im täglichen Wettkampf um die wahren Bilder.

Das Fest des Regierungsjubiläums wird ein weiterer Meilenstein sein in der Ausformung und Definition dessen, was wir als Realität annehmen und dessen, was wir als Betrug verwerfen. Babálu hat einen enormen Beitrag zur Bilddefinition unserer Existenz geleistet. Sebasté Tabithá hat die Aufgabe übernommen, das Zeichen zu zeigen. Es wird eine ehrenvolle Aufgabe sein, würdig einer Sebasté, und dazu ein glänzender Auftritt. Aber keinesfalls wird es ein einfacher Weg werden. Der Vortrag der wahren Bilder ist schwer. Es geht hierbei um enorme Energien, die so oder so gelenkt werden können. In unwürdigen Händen, oder allenfalls sogar solchen Körpern, sind die Schäden gar nicht auszumalen. Die Aufgabe besteht darin, jede existentiell-anthropologische Inkonsistenz zurückzuweisen. Glücklicherweise können wir auf die Kompetenz und Integrität

der Sebastoí, der Sebastogénnetoi und überhaupt der edlen Familien vertrauen. Und glücklicherweise wissen diese sehr genau, dass sie unter einem höheren Gebot stehen, das nicht nur den Pálatin, sondern auch noch die Akrópolis übersteigt.

Es sind jetzt schon ganze zwei Monate vergangen, seitdem die Aufforderung von Makários Sebastogénnetos, dem Protofýlax und obersten Korrektor des Staatsarchives, bei mir eingetroffen ist. Mit dem von ihm geforderten Standardwerk über die Grundzüge der Geschichtsschreibung der Autokratoría habe ich noch nicht begonnen, nicht einmal mit Skizzen. Innerhalb eines Monats soll ich die ersten Kapitel dazu vorlegen. Das wird knapp.

Inzwischen gab es eine weitere Sitzung in der Gesellschaft für Interkulturelle Geschichte. Wie erwartet waren alle dort, Bolígrafo, Styló, Peny, Typo, meine Kollegen unter den jungen Historiografen. Es war Typo, der die Frage herausließ. Sofort äugten die anderen herüber. Lapis –, sagte er, – hast Du schon von diesem Projekt des Staatsarchives gehört? Sie wollen ein Standardwerk über die Grundzüge der offiziellen Geschichtsschreibung der Autokratoría herausgegeben. Der Autor wird noch gesucht. Von uns ist niemand angefragt worden. Hast Du vielleicht eine Idee, wer es sein könnte? Wir haben keine Ahnung. Die anderen hatten sich bereits neugierig um uns versammelt, um nur ja kein Wort dieses Gespräches zu versäumen.

Um die Sache abzukürzen, sah ich ihm direkt in die Augen und sagte, – Ja, weißt Du, Typo, ich war total überrascht und weiß auch nicht, warum es so entschieden worden ist. Aber unlängst bekam ich ein Schreiben direkt von Protofýlax Makários, worin er mich genau für dieses Projekt beauftragt. Ich habe keine Ahnung, wie sie auf mich gekommen sind. Jetzt gab es Ohs und Uhs in der Runde, denn man hatte das Geheimnis geknackt. Das ist ja eine Sensation –, stellte sich Typo etwas naiv, – glaubst Du, dass Du das verdauen kannst? Wie wirst Du das anlegen? Bolígrafo konnte nicht an sich halten und fragte, – Was zahlen sie?

Nun, zunächst seien einmal ein paar Skizzen angefragt, antwortete ich. Die Themen seien nicht vorgegeben, sollten aber wesentlichen Grundzüge der Geschichte anhand der entwicklungsentscheidenden Ereignisse der Autokratoría behandeln. Jedenfalls müsse man sowohl wissenschaftlich exakt wie auch metaforisch kompetent arbeiten, denn das Werk sei intendiert gleichermaßen für den Lehrbetrieb wie für autodidaktische Laien. Ich würde mich anstrengen müssen, das sei mir natürlich bewusst.

Was haben sie Dir in Aussicht gestellt –, hakte Bolígrafo nochmals nach? Gibt es einen Posten für Dich? Ich konterte mit, – Also vorläufig hat mir Protofýlax Makários nur die Möglichkeit des Scheiterns an diesem Auftrag vor Augen geführt. Gemäß seinen Anmerkungen sollte ich nicht auf Erfolg bedacht sein, sondern auf die Erfüllung der Pflicht. Der Hof und letztlich der Sebastós selbst würden über Erfolg oder Nichterfolg entscheiden. Nun gab es wieder einige Ohs und Uhs. Dann klingelte die Glocke zum Anfang der Sitzung. Alle suchten ihre Plätze auf. Das war also glücklich durchgestanden.

Einige Gedanken, wie ich den Auftrag ausführen könnte, habe ich mir in den zwei Monaten, seitdem das Schreiben bei mir eingelangt ist, allerdings durchaus schon gemacht. Ich werde wohl mit der Gründung der Sebastúpolis beginnen, genauer gesagt mit ihrer Auffindung. Nach den großen Wirren, als es in diesen Regionen noch nichts anderes als Urwälder gegeben hatte, war hier, an der Mündung des Chrysómallos, der Gründungsort der Großen Stadt von Sebastós I. Metanoetés aufgefunden worden. Seither steht hier das siebente Rom. Das Werk muss ab urbe condita beginnen, wie die Stadt gebaut wird, auf den sieben Hügeln, über den Ufern des Chrysómallos. Dabei muss ich auch die Spannung zwischen Lox und Pix klar zur Darstellung bringen. Eine der wesentlichsten Errungenschaften der Autokratoría ist es ja, die Falle des Ikonoklasmus erkannt und überwunden zu haben.

Ein weiteres Kapitel wird das Verhältnis von Akrópolis und Pálatin behandeln müssen. Dass der Berg der Akrópolis höher ist als der des Pálatins, das ist Zeichen sowohl für die größere Nähe der Akrópolis zum Himmel als auch für ihre prinzipiell höhere Stellung auf der Erde. Gleichzeitig übt der Pálatin, insbesondere in der Gestalt des Sebastós, eine Kontrollfunktion über die Akrópolis aus, zwar nicht über die höchste Lehre, aber doch über deren Ausübung. Wenn es zu irgendwelchen Verwirrungen kommt, unbeabsichtigt oder hochabsichtlich, dann hat der Sebastós ein Vetorecht. Er hat die Möglichkeit und die Verpflichtung zur Korrektur des Verkehrten. Darin spiegeln sich lange geschichtliche Erfahrungen wider. Wir haben weder einen Cäsaropapismus byzantinischer Prägung noch einen allmächtigen Kirchenstaat in Renaissanceformen. Wir haben keine ohnmächtige Kirche und wir verweigern eine häretische. Das Verhältnis ist komplex-subtil. Die beiden Mächte sind auf einander angewiesen. Vielleicht kann ich hier bereits erste Hinweise auf die Epoche der großen Korrekturen einbringen, die nach der Wirrenzeit umgesetzt wurden. Damals war die große Traditionsfolge erkannt worden, ägyptisch – koptisch – griechisch – neometaindoeuropäisch. Und es wurde ihr der ihr gebührende Platz in der Autokratoría eingeräumt. Schließlich kann man das alles heute mit eigenen Augen sowohl auf der Akrópolis als auch auf dem Pálatin sehen.

Ein anderes Kapitel muss ich der Sprachen- und Kulturenvielfalt in der Autokratoría widmen. Immerhin sind wir hierin um einiges weitergekommen im Vergleich zu allen Staatenbildungen, die es vor uns gegeben hat. Und erst recht im Vergleich zu den Wirrenzeiten. Jede Sprache, jedes Volk, jeder Kult hat Überlebenschance bei uns. Wir sehen und hören das täglich in der Sebastúpolis. Der *Mund* ist das Integrationsforum für alle. Griechisch ist das Nervensystem. Mittelägyptisch bringt uns alles Edle. Es ist das unzerstörte Vorhandensein sämtlicher

Register und das Wissen um ihren virtuosen Wechsel, was unsere Flexibilität begründet.

Ja, in diese Richtung werde ich die ersten Kapitel entwickeln müssen. Ich werde noch Babálu befragen. Sie ist erstaunlich sensitiv für die politischen Zusammenhänge, für alles was Design und Informationen des ersten Augenblicks betrifft. Ich muss mich ja mit meinem Entwurf bei Protofýlax Makários präsentieren können. Die Kapitel müssen korrekt und nüchtern sein, dürfen aber den Eros unserer Situation keinesfalls vernachlässigen. Ästhetisch-exakte Wissenschaft, das war es, was uns Kálamos mégas stets eisern abverlangt hatte. Ich werde mich an dieses Gesetz halten. Auch hier, in diesem streng historiografischen Auftrag, ist der Samba der Metafern von höchster Wichtigkeit.

Dann werde ich warten müssen, ob meine Entwürfe im Staatsarchiv, und wo auch immer in den geheimen Kanälen des sebastopolitaner Historiografie, gut aufgenommen werden. Korrekturhinweise von den wirklich Großen am Pálatin sind zu erwarten. Ich werde sehen, wie sie unser aller Identität noch klarer dargestellt wissen wollen. Geschichtsschreibung ist und bleibt ein Wagnis von märchenhaftem Ausmaß.

PERSONAE

Die Sebastoi:
Sebastós I. Metanoetés
Sebastós III. Eusébios Naofýlax, Weseret-s-en
Sebasté Aikatharína, seine Gattin
Sebastós VII. Kalokrátor, Zeitgenosse von Pápas Messiádulos I.
Sebasté Heléne Bereníke, vor einigen Jahren verstorben
Sebastós LVII. Patriasotér, der gegenwärtige Herrscher der Metanoetendynastie
Sebasté Tabithá, seine Gattin

In Portucale:
Mumadona, Condessa de Portucale, Herrin der Burg von Vimaranes
Diogo Fernandes, Conde de Portucale, ihr Vater
Hermenegildo, Conde de Portucale, Ehemann Mumadonas
Zahlreiche Ritter am Hof zu Portucale, viele aus den Briefquellen namentlich bekannt, wie *Herzeboldéro, Onisvaldoro, Athanagild, Tulga, Menesemberto* und *Dagobertinho*

Im Sertão:
Nilson Lapis, Schreiber, Historiograf und Optolinguist, aus Campos Secos stammend
Sein *Vater*, Viehhirte, literat in Altportugiesisch
Manoel, Bruder von Lapis, Viehhirte
Barão Dom Fabiano, Kýrios von Penha, Dono von Campos Secos und den übrigen Dörfern bis zum Rio São Francisco
Dona Cecilia, Baronesa de Penha, seine Frau
Lucimár, Baronesa de Penha, deren beider Tochter
Fernandinho, Chef der Rinderzucht auf Penha

Väter vom Berge Tabor an der Schule in Petrolina:
Prótopai Anachoretés, Géron des Klosters, Hesychást
Pai Athanásios, Lehrer
Schulkollegen von Lapis an der Schule in Petrolina:
Miguel, Conde de Xique-Xique
Der junge *Herr von Monte Claro*
Der zweite Sohn des Barão do Rio Pardo

In Malandéde:
Babálu, eigentlich *Benedicta Anastasia Bereníke Antonia Leopoldina Ulissa, Kazundé-Membúto*, Schmuckdesignerin und -produzentin
Ihr Sohn *João Gregórios Maria Tiago Mateus Felix*
Zolile Kazundé-Membúto, Babálus Vater, Diamantminenbesitzer
Nehanda, Frau Zoliles und Mutter von Babálu
Ekene und *Lekan*, Babálus beide ältesten Brüder
Malela, Babálus jüngere Schwester
Padre Fruméntios, Traupriester in Malandéde

In Paulisto:
Väter vom Berge Tabor an der Schule in Paulisto:
Abbás Ischyríon, Vorsteher des Klosters
Pai Nikon, Klassenlehrer, Traupriester von Miguel und Isabelita
Pai Antónios, Koptischlehrer, Spezialist für transmediterrane Sprachen
Conde Teodóro und *Condessa de Montesalvo*
Pai Arsénios, koptischer Mönch, Skéte im Palazzo der Montesalvos
Barão Édyn de Alcântara-Melo, Arbeitskollege und Trauzeuge von Miguel
Weitere Familien in Paulisto: *Condes de Mauríkos-Oliveira, Gomes-Ferreira, Castro-Monchiques, Tabuaba, Trancoso-Vila Viçosa*

In Flúmina:
Vizekönig Pedro XVII. und *Vizekönigin Ana Maria*, Palast auf einer künstlichen Insel vor Flúmina
Henrique III., Vizekönig, Vorgänger von Pedro XVII.
Prinz Jaime, Sebastogénnetos aus Spanien
Der *Cultusminister des Vizekönigreiches Brasilien*
Prinzessin Lakshmi Amanda, aus Múnderabad, Provinz Orissera, Indien stammend
Kumár Varunagíta, Begleiter Prinzessin Lakshmis bei Leilas Hochzeit
Duques de Monçalves, Palazzo auf dem Morro Quirichiquí mit Kapelle São Sebastião da Glória
Carlos, Duque de Monçalves, ihr ältester Sohn, verheiratet mit einer Tochter von Vizekönig Pedro XVII.
Duques de Lima-Oemvérgos, aus Paulisto stammend, Villen-Palazzo in Quintas
Carolina Ana, Duquesa de Lima-Oemvérgos, deren Tochter
Boris Filiberto de Wassilow, ein Bojar bulgarischer Abstammung, ihr Mann
Lisa Maria, zweite Tochter der Duques de Lima-Oemvérgos
Fürst Grigorij Sergejewitsch Mornov, aus der Óblast Níschnij Nóvgorod an der Wolga stammend
Elizaveta Sergejewna, Fürstin Mornova, seine Schwester
Marques und *Marquesa de Albuquerque*, Palazzo auf dem Morro Bela Aurora
Leila, eigentlich *Maria Luisa Benedicta Filomena Sofia Josefa Ifigênia, Marquesa de Albuquerque*, deren beider Tochter, Organisatorin verschiedener Adelsbiénnia
Felipe, deren Sohn
Conde de Róvere-Guimarães e Portucale, Nachfahre von Mumadona und Hermenegildo, Palazzo auf dem Morro da Boa Vista über der Praia Roxa
Melinda, Condessa de Róvere-Guimarães e Portucale, seine Frau

Isabelita, Condessa de Róvere-Guimarães e Portucale, deren beider Tochter
Elida Leandra, deren Tochter
Minki, Condessa de Róvere-Guimarães e Portucale, Tochter der Condes
Der *Custos der Vizeköniglichen Bibliothek in Flumina*
Manolo, Chef des Personals bei den Guimarães auf Boa Vista
James, Hubschrauberpilot bei den Guimarães
Graf Bencislão de Mítrovic, Tanzpartner von Minki
Barões de Bernega, Palazzo auf dem Morro da Boa Vista
Guilherme, *Fernando* und *Charíta* (Trauzeugin von Isabelita), deren Kinder
Barões João und *José Altomorro*, Os Gêmeos, Die fliegenden Fische
Baronesa Viviane Conceição de Iturupíti, befreundet mit João Altomorro
Baronesa Silvana de Castro e Algarrobo, Begleitung von José Altomorro
Jan Ostrowski, polnischer Kadett

An Pálatin und Akrópolis:
Pápas Messiádulos I.
Fürst Makários, Sebastogénnetos, Protofýlax und oberster Korrektor des Staatsarchives
Kýrillos, Didáskalos Aigýptou, Vorsteher der Hofschreiberschule
Géron Serafím, Mönch des Russischen Klosters auf der Akrópolis, Hesychást
Bergbauminister Eto und seine Frau *Mbiri*, beide Westafrikaner
Logothétes Andréas, Chef des Büros für Internationale Korrespondenz, am Metrografeïon
Kefalé Népsis, Chef des Dokumentationsbüros für Entwicklung der Autokratoría

Die Akadémeia:

Kálamos mégas, Prótos des Seminars für Historiografie an der Sebastopolitaner Akadémeia im Ásty epistémes, Großmeister der kritisch-imaginativen Schule der Sebastopolitaner Geschichtsschreibung

Professor Maa, Optolinguist an der Sebastopolitaner Akadémeia, aus China stammend

Plumaginho, Inhaber des Sehr Distinkten Luís de Camões Lehrstuhls an der Academia in Flúmina

Professor Sebastião Sabér, der führende Lusitanist der Academia in Conímbriga

Boutros Dschoome, Optolinguist der Orientalischen Schule, Kairo

Iwán Sférowitsch Ístina, Theoretischer Mathematiker, Kiew

Sidi Maarouf, Maler libanesischer Abstammung, begründete die Gräkoafrikanische Malerschule

Bolígrafo, *Styló*, *Peny*, *Typo* – Historiografenkollegen von Lapis und Mitglieder der Gesellschaft für Interkulturelle Geschichte

Pepe, mexikanischer Student, Zimmerkollege von Lapis in der Casa Colón

In der Sebastúpolis:

Familie *Lumbawési-Matáwo*, aus dem Kongo stammend, Palast in Pix, hinter der Akrópolis und südlich der Hodós Eleutherías Alethinês

Conde Lumbawési-Matáwo, Diplomat, tätig im Tría-Álfa, dem Amt Afrikanischer Angelegenheiten

Ifigéneia, Condessa Lumbawési-Matáwo, seine Frau, Herrin des Hauses in Sebastópol

Zoé Fayola, Condessa Lumbawési-Matáwo, deren beider Tochter

Eine weitere *Tochter* und *drei Söhne Lumbawési-Matáwo*

Familie *Parakatúzenos*, vielfach verwandt und verschwägert mit den Sebastogénnetoi, hatten bereits Sebastós I. Metanoetés unterstützt, Palast auf dem Viminálhügel

Herr *Chou*, chinesischer Taikun, Bergbauunternehmer, und *seine Frau*
Weitere Familien in der Sebastúpolis: *Efigmérenos, Anagátha, Menéndros-Llantíz, Flaviárius, Galudénski, Dermendirián, Mahasarapúra, Okómba, Takamátu*